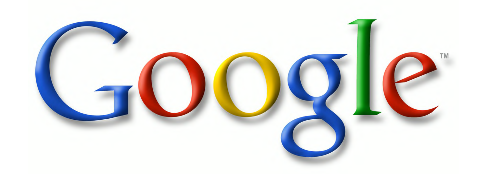


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

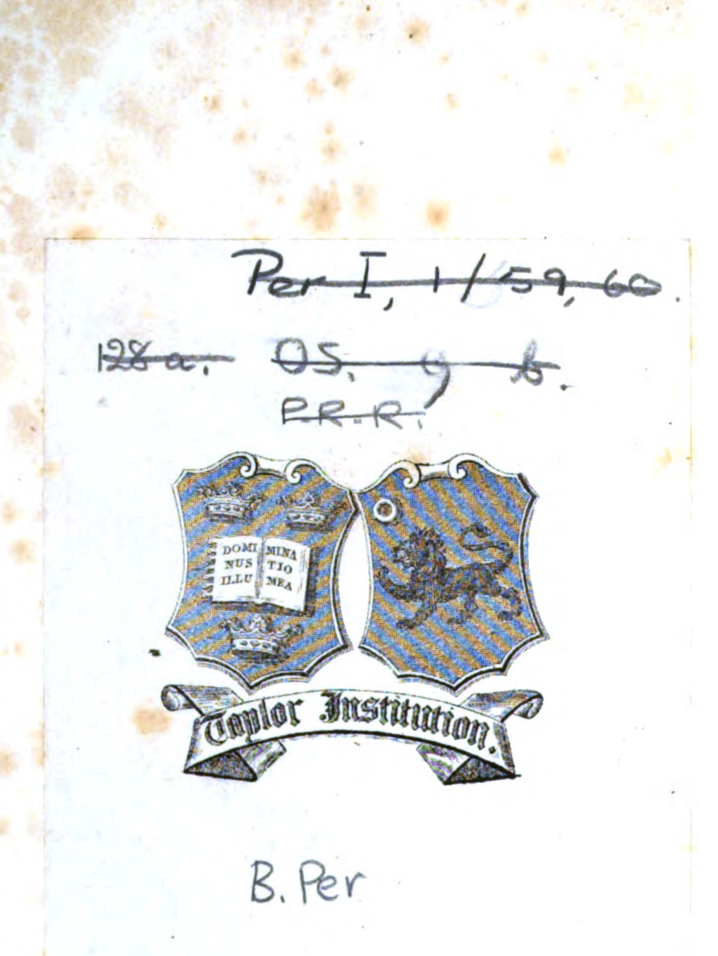
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

archiv fur das studium der neueren sprachen und literaturen

ludwic herric

Digitized by Google

Per I, 1/59, 60.
128 a. 05. 9 b.
P.R.R.



B. Per

Digitized by Google

Digitized by Google

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXII. JAHRGANG, 60. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1878.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniss des LX. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Analyse und Kritik der „Bergeries“ Racan's, sowie seiner übrigen Dichtungen. Von Eugen Herford 1
Zu den Sonetten Shakspere's. Von Hermann Isaak 33
Molière-Studien. Von Dr. Scheffler 65
Heinrich Kruse's dramatische Dichtungen, besprochen von Dr. Theodor Pyl 71
Der elliptische Relativsatz im Englischen. Von Dr. Flebbe 85
Die Nominal- und Verbalflexion bei Logau verglichen mit dem heutigen Sprachgebrauch. Von Karl Haehnel 101
Analyse und Kritik der „Bergeries“ Racan's, sowie seiner übrigen Dichtungen. Von Eugen Herford. (Schluss.) 129
Ueber Goethe's Sessenheimer Briefe und Lieder. Von Adalbert Baier 161
Die einfache Form des Conjunctiv bei Shakespeare. Von L. Claus . . 167
Sur une première rédaction du Traité de la connaissance de Dieu et de soi-même de Bossuet. Von C. Henry 203
Das Leben Jean Antoine de Baïf's. Von Heinrich Nagel 241
Ein Schlüssel zum Hamlet-Räthsel. Vier Vorlesungen von Dr. A. Deetz . 267
Molière in seinem Verhältniss zur spanischen Komödie. Von Dr. Mahrenholtz 284
Das Verhältniss des Ortnit zum Huon de Bordeaux. Von Franz Hummel 295
Zu den Eiden vom Jahre 842. Von Hermann Buchholtz 343
Beiträge zur englischen Lexicographie. Von Prof. Dr. Seitz und Erzgraeber 361
Ewerharzifche Zitter. Harzifche Gedichte mit Grammatik und Wörterbuch von Georg Schulze. Mitgetheilt von Heinrich Pröhle 383

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Stecher, J., La Sottie française et la Sotternie flamande 222
Compart, Dr. F., Die Sagenüberlieferungen in den Tristan-Epen Eilhart's von Oberge und Gottfrieds von Strassburg. Eine vergl. Literaturbetrachtung. — Lichtenstein, Franz, Zur Kritik des Prosa-Romans Tristrant und Isalde. Dissertation zur Erlangung der venia legendi bei der philos. Fac. der Univ. Breslau 222
Imelmann, Dr. J., Die siebziger Jahre in der Geschichte der deutschen Literatur. Vortrag u. s. w. 224
Gortzitza, W. O., Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur für Freunde derselben, zugleich als Wegweiser für die Lectüre auf dem Gebiete des Lyrischen und Lyrisch-Epischen 224
Rehorn, Dr. Karl, Die deutsche Sage von den Nibelungen in der deutschen Poesie 225
Buschmann, Dr. J., Deutsches Lesebuch für die Oberklassen höherer Lehranstalten. (Hans Löschhorn.) 226
Mittelhochdeutsche Grammatik. Ein Handbuch von Dr. Karl Weinhold, ord. Professor an der Universität zu Breslau 228
Einleitung in das Nibelungenlied von Richard von Muth 229
Sprachliche Sünden der Gegenwart von Professor Dr. August Lehmann . . 230

Digitized by Google

Seite

Leitfaden für den Unterricht in der Geschichte der deutschen Nationallitteratur für höhere Lehranstalten, bearbeitet von G. Wirth, Lehrer an der höheren Töchterschule zu Guben. (Emil Henrici.) 231
Eine neue Schulausgabe des Misanthrope. (Dr. Mahrenholtz.) . . . 233
Französische Sprechschule. Ein Hülfsbuch zur Einführung in die französische Conversation. Für den Schul- und Privatgebrauch herausgegeben von Georg Stier. (Dr. A. Güth.) 236
Anglia. Zeitschrift für Englische Philologie. Enthaltend Beiträge zur Geschichte der Englischen Sprache und Literatur, herausgegeben von Richard Paul Wülcker. Nebst kritischem Anhang und einer Bücherschau herausgegeben von Moritz Trautmann. (Dr. David Asher.) 237
Antonios Jeannarakis, Neugriechische Grammatik nebst Lehrbuch der neugriechischen Volkssprache und einem methodischen Wörteranhang . . 449
Arno Grimm, Ueber die Stellung, Bedeutung und einige Eigenthümlichkeiten der osmanischen Sprache . . . . : 451
Dr. Heinrich Vockeradt, Lehrbuch der italienischen Sprache für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zum Privatstudium bearbeitet; erster Theil: Grammatik der italienischen Sprache 453
Joseph Niederberger, Anleitung zur Erlernung der italienischen Sprache nach einer neuen und fasslichen Methode 455
Martin Gisi, Der Troubadour Guillem Anelier von Toulouse. Vier provenzalische Gedichte herausgegeben und erläutert 456
Emilio Otto, Nuova grammatica elementare della lingua tedesca con temi letture e dialoghi, aggiustata ai bisogni degli allievi principianti . . . 457
Dr. Moritz Trautmann, Lachmanns Betonungsgesetze und Otfrids Vers . . 457
Ernst Martin, Das niederdeutsche Volksbuch Reynaert de Vos nach der Antwerpener Ausgabe von 1564 abgedruckt mit einem Facsimile des Titels und einer Einleitung 458
I. ten Doornkaat Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. (H. Buchholtz) 458
Die Octavausgabe von Goethe's Werken vom Jahre 1851. (H. Düntzer) 459

Miscellen.

Seite 121—126, 239—240, 467—474.

Erwiederung.

S. 127—128.

Notiz. S. 240. — Nachtrag. S. 240.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 475—478.

Verzeichniss der Vorlesungen an der Berliner Akademie für moderne Philologie. Wintersemester 1878/79 479

Digitized by Google

Analyse und Kritik der „Bergeries“ Racan's,

sowie seiner übrigen Dichtungen.

Von

Eugen Herford.

Honorat de Bueil, Marquis de Racan, wurde 1589 auf dem Schlosse Roche-Racan in Touraine geboren. Im Vaterhause fand er schon frühzeitig Gefallen an der Poesie, vernachlässigte aber daneben so sehr das Studium der alten Sprachen, dass er niemals das Lateinische einigermassen erlernte und, wie er selbst gesteht, nicht im Stande war, in dieser Sprache sein „Confiteor“ herzusagen. In einem lettre (X) à Chapelain sagt er hierüber:

> „l'on a bien eu de la peine à m'apprendre mes patenostres et je suis encore bien souvent réduit à prendre mes ‚Heures‘ pour dire mon ‚Confiteor‘ à confesse.“ I, 331, 22.

Nachdem ihm, bald hinter einander, beide Eltern gestorben waren, liess ihn sein Vormund, der Herzog M. de Bellegarde, Oberstallmeister Heinrich's IV., im Jahre 1605 unter die königlichen Pagen aufnehmen. Schnell lernte Racan den Scepticismus und die Sittenlosigkeit am Hofe Heinrich's IV. kennen. Hier machte er auch die für sein späteres Leben und Wirken so wichtige Bekanntschaft Malherbe's, die sich bald in eine innige Freundschaft umwandelte. Racan blieb fortan der liebste und vertrauteste Schüler Malherbe's und verehrte denselben als einen väterlichen Freund.

Digitized by Google

Ueber dieses innige Verhältniss, in dem er zu Malherbe stand, giebt Racan uns in seinen Briefen, so wie in seinen Mémoires pour la vie de Malherbe hinreichenden Aufschluss. In den letzteren heisst es p. 277:

> „Il (Racan) le respectait comme son père et M. de Malherbe, de son côté, vivoit avec luy comme avec son fils.“

Einige Jahre später ging Racan nach Calais, um dort seine ersten Waffenproben abzulegen. Die kriegerische Laufbahn verliess er erst nach seiner Verheiratung. In einer Ode an Louis XIV. sagt er, dass er fast an allen Kriegszügen Louis XIII. Teil genommen hätte. Wir lesen in der zehnten Strophe dieser Ode (t. II, p. 24):

> „Je l'ai suivi dans les combats,
> J'ai veû foudroyer les rebelles,
> J'ai veû tomber les citadelles
> Sous la pesanteur de son bras“ u. s. f.

Aus der Zeit seines militärischen Lebens hat uns der Dichter nur ein Monument hinterlassen; es ist dies die Ode, welche mit den Worten beginnt:

> „Vous qui riez de mes douleurs“

auf die ich bei der Besprechung der Oden unseres Dichters zurückkommen werde.

Nach seiner Rückkehr von Calais, im Jahre 1608, blieb Racan in Paris und lebte teils im Gefolge des Hofes, teils auf Kriegszügen, cultivierte aber daneben auch die Poesie unter den Augen Malherbe's.

Im Jahre 1625 hatte er sein dramatisches Gedicht „les Bergeries“ vollendet. Es war dies sein Lieblingsgedicht, das ihm später die Ehre verschaffte, als eines der ersten Mitglieder in die im Jahre 1635 gestiftete Akademie aufgenommen zu werden. Noch in demselben Jahre, 1635, hielt Racan seine harangue, welche er gegen die Wissenschaften richtete. Er rechnet die Wissenschaften zu den „richesses superfluës qui n'adjoustent rien au souverain bien de nostre vie“ I, 239. Im Jahre 1648 verheiratete sich Racan. Dieses Jahr ist auch ausserdem noch wichtig in dem Leben unseres Dichters, weil es das Todes-

Digitized by Google

jahr Malherbe's war. Racan fehlte am Todesbette seines geliebten Lehrers, weil er bei der Belagerung von La Rochelle zurückgehalten wurde. — Während der letzten Lebensjahre Malherbe's hat Racan wol die meisten seiner lyrischen Gedichte, namentlich seine Oden und Stancen, verfasst. Die schöne Elegie: „Thirsis, il faut penser à faire la retraite" beschliesst diese fruchtbare Epoche im Leben unseres Dichters.

Nach dem Tode Malherbe's schwieg die Muse Racan's zwanzig Jahre lang; fast schien es, als hätte Malherbe das Genie seines Schülers mit ins Grab genommen. Und doch waren gerade diese Jahre vielleicht die poetischsten seines Lebens. Seit seiner Verheiratung hatte er das Waffenhandwerk verlassen und sich in die Stille des Landlebens zurückgezogen, um fortan die Freuden des Landlebens und die Schönheit der Natur, die er so oft in seinen Gedichten besungen hatte, in vollen Zügen zu geniessen. Von Zeit zu Zeit kam er nach Paris, um an den Sitzungen der Akademie Teil zu nehmen. In seinem Familienleben muste er den Schmerz erfahren, dass ihm der jüngere seiner beiden Söhne, welcher mit trefflichen Anlagen ausgestattet war, im Alter von 16 Jahren entrissen wurde. Der gebeugte Vater setzte ihm eine Grabschrift in einem rührenden Sonett, welches mit dem quatrain beginnt:

„Ce fils dont les attraits d'une aimable jeunesse
Rendoient de mes vieux jours tous les desirs contens,
Ce fils qui fut l'appuy de ma foible vieillesse,
A veû tomber sans fruit la fleur de son printemps."

In der Einsamkeit des ländlichen Stilllebens erwachte in ihm noch einmal die Liebe zur Poesie. Er erinnerte sich eines schönen Tages, vielleicht bei der Lektüre eines Malherbe'schen Gedichtes, dass er vor vielen Jahren eine Uebersetzung der sieben Busspsalmen veröffentlicht und etwas später noch einige andere Psalmen herausgegeben und der französischen Akademie übersandt hatte. Jetzt nahm er diese, zwei Mal unterbrochene, Arbeit wieder auf, — und Nichts konnte gerade einer solchen Arbeit förderlicher sein, als das einsame gleichmässige Landleben, wo er ja täglich Gelegenheit hatte, die Wunder Gottes in der Natur so vielfach zu bewundern.

Digitized by Google

Racan lebte noch lange Zeit nach der Herausgabe dieses seines letzten Werkes. Sein Name stand bereits in grossem Ansehen bei der Mitwelt. Seine Unterhaltung war geistreich und scherzhaft. Jede Erinnerung seines Lebens rief ihm irgend einen lustigen Schwank, irgend ein charmantes Wort ins Gedächtnis zurück, was er interessant wiederzugeben wuste, aber leider so leise, dass man ihn, namentlich in seinen letzten Lebensjahren, oft nicht verstand und er sich oft wunderte, wenn nur er allein über irgend einen erzählten Scherz oder Witz lachte. Deshalb soll er sich oft an Ménage, welcher ein feines Ohr für ihn hatte, mit der Bitte gewandt haben: „Je vois bien que ces messieurs ne m'ont pas entendu; traduisez-moi en langue vulgaire.“ In diesen letzten Worten liegt eine gewisse Ironie. Der arme alte Dichter muste erfahren, dass man um ihn her nicht mehr die Sprache seiner Jugend redete. Diejenigen, welche er besungen hatte, waren nicht mehr. Neue Namen, neue Sitten, ein ganz neues Jahrhundert war erstanden! Es war die Zeit, in der ganz Frankreich den Triumphen des grossen Corneille Beifall klatschte, in der Pascal seine „lettres provinciales“ schrieb und wo Molière bereits als das Alles verdunkelnde und überstrahlende Gestirn am literarischen Himmel Frankreichs aufgegangen war. Ist es da wol wunderbar, dass der alternde Racan sich vorkommen muste wie eine Ruine aus alter Zeit unter neuen Menschen?

Er starb im Jahre 1670 im Alter von einundachtzig Jahren.

Die meisten und wichtigsten Werke Racan's sind poetischer Art. Der Vollständigkeit halber nenne ich auch seine prosaischen Schriften, da sie einer weiteren Besprechung nicht unterzogen werden sollen. Es sind dies seine, schon angeführten, „Mémoires pour la vie de Malherbe“, die von grosser Wichtigkeit sind, da sie eben von dem vertrautesten Schüler verfasst sind; ferner seine harangue, die ich ebenfalls schon erwähnt habe, endlich dreizehn Briefe. Diese letzteren können in mancher Beziehung als Muster für den Briefstyl des 17. Jahrhunderts aufgestellt werden, ausserdem verdanken wir einer Anzahl derselben, namentlich dem 9. an Chapelain, Ménage und Conrart gerichteten, so wie dem 10. und 11., die an Chapelain allein

Digitized by Google

gerichtet sind, manche sehr schätzenswerthe Details. — Dic Dichtungen Racan's, die ich nun der Reihe nach besprechen werde, sind: seine Bergeries, odes, stances, sonnets, épigrammes et chansons, endlich seine psaumes. Letztere füllen den ganzen zweiten Band der Ausgabe von M. Tenant de Latour aus.

Da die Dichtungen Racan's, vor Allem seine Bergeries, unter dem Einfluss der Schäferpoesie stehn, welche jenseits der Berge aus Italien und Spanien im 17. Jahrhundert den Weg nach Frankreich fand, so scheint es mir zweckmässig, im nächsten Capitel einen flüchtigen Blick auf die Entwicklung der Schäferpoesie bis zur Zeit Racan's zu werfen.

Die Hirten- oder Schäferpoesie will gegenüber dem verfeinerten Culturleben den Menschen in seiner natürlichen Sitteneinfalt, besonders als Hirten, darstellen und gegenüber der Verderbtheit die ewigen Gesetze der Natur und des einfachen Lebens darstellen. Je unerfreulicher die Gegenwart ist, desto lieber versetzt sich der Mensch in eine ideale Welt. Die bukolische oder Hirtenpoesie ist darum in Zeiten politischen Stillstandes, politischer Wirren mit besonderer Liebe gepflegt worden; gerade in solchen Zeiten, welche durch ihre Bewegung am meisten der Ruhe und Unschuld pastoraler Scenen zu widersprechen scheinen, wie z. B. in dem sturmbewegten, an Bürgerkriegen und Verbrechen so reichen 16. Jahrhundert hat sich der Geschmack an der Pastoralpoesie durch die meisten Länder verbreitet.

Diese Dichtungsart nun ist eine Erfindung der alexandrinischen Dichter. — Theokrit und seine Zeitgenossen bildeten sie dann weiter aus. Allmählich ging jedoch die ursprüngliche Naivetät, welche den griechischen Bukolikern eigen ist, verloren, und es mischten sich Reflexionen und allegorische Beziehungen auf das Leben und Treiben der Zeit, welcher die Dichter angehören, hinein und bildeten einen störenden Gegensatz zu den Schilderungen der von der Cultur noch unberührten Lebensverhältnisse. Wenn dies schon zum Teil von den Eklogen Virgil's gelten kann, so entfernten sich die italienischen Schäferdichter des 16. Jahrhunderts noch mehr von naturwahrer Auffassung. Was die Form dieser Dichtungen betrifft, so wandten

Digitized by Google

die bukolischen Dichter jener und späterer Zeit statt der epischen auch die dramatische und lyrische, so wie die prosaische Form an. Die dramatische Ekloge scheint in Italien erfunden zu sein. Während die alte Idylle kaum zwei oder drei Personen, wenig oder gar keine Handlung, keine Charaktere hatte, brachten die Italiener Abwechslung in die Handlung, vermehrten die Zahl der Personen und machten die Liebe zum notwendigen Sujet eines Dramas. Die „Arcadie" von Sannazar ist das erste pastorale Drama, welches Italien hervorgebracht. Wichtiger wurden Tasso's Hirtendrama „Amintas" und Guarini's „Il Pastor fido", dessen ungeheurer Erfolg eine Menge Nachahmer bei verschiedenen Nationen hervorrief.

Gleichzeitig, wie in Italien, entwickelte sich auch in Spanien die Pastoralpoesie. Montemayor († 1561) verfasste den vielbewunderten Schäferroman „Die verliebte Diana", welcher fortan das Muster dieser Gattung blieb.

Da das Studium der spanischen und italienischen Literatur um diese Zeit in Frankreich beliebt war, so erwachte hier im Anfange des 17. Jahrhunderts auch bald das Interesse für das Schäferdrama und die Schäferromane.

Gehen wir der Entwicklung der Pastoralpoesie in Frankreich weiter nach, so waren es im Mittelalter die Troubadours, welche dieselbe cultivirten. K. Bartsch in seiner Chrestomatie de l'ancien français giebt uns [S. 324 ff.] eine Probe solcher altfranzösischen „Pastourelles". Diese beginnen mit den Versen:

„La doucors del tens novel
fait changier ire en revel
et acrestre joie . . ."

Ferner zählt Brinckmeyer in seinem Werk „Die provençalischen Troubadours" in Capitel 7 unter den einzelnen Arten der Poesie auch die „Pastoretas" auf und nennt sie „eine Art dialogischer Eklogen zwischen dem Dichter und einem Schäfer oder einer Schäferin". Giraut Riquier (1250—94), welcher als der letzte bedeutende Troubadour gilt, liebte besonders diese Art Poesie. Seine pastoretas bildeten einen zusammenhängenden Cyklus. Im 16. Jahrhundert dichtete Ronsard Schäfergedichte, und zwar sechs Eklogen, in welchen Leute vom Hofe oder er und

Digitized by Google

seine Freunde als Schäfer auftraten. In einer, der fünften, Ekloge gebraucht er die griechischen Namen Daphnis und Thyrsis, die später umgesetzt wurden. Die Anlage und Behandlung dieser Eklogen war stereotyp. Sie spielten an der Seine, aber die ganze griechische Mythologie ist in Bewegung gesetzt, wodurch eine gewisse Verschwommenheit entsteht.

Von einer eigentlichen Entwicklung und Blüte der Pastoralpoesie in Frankreich kann man erst im 17. Jahrhundert sprechen.

Vor Allem war es der Schäferroman „Astrée“ des Honoré d'Urfé (1567—1625), welcher einen grossen Einfluss ausgeübt hat. Nach dem Vorbilde der „Diana“ des Spaniers Monte Mayor verbirgt d'Urfé unter den Abenteuern seiner Schäfer und Schäferinnen die Geschichte seiner eignen Liebschaften, so wie die Galanterien Heinrich's IV. und seiner Maitressen. Er nennt deshalb seinen Roman einen „roman allégorique“. Es giebt vielleicht wenige Bücher in der Literatur aller Völker, die einen so anhaltenden und ausgedehnten Einflus ausgeübt haben, als dieser Roman. Viele Jahrzehnte hindurch blieb er mit seinen Schäfern und Schäferinnen, seinem Céladon und seiner Astrée, ihrer treuen Liebe und ihren wunderlichen Abenteuern die Lieblingslektüre der gebildeten Kreise Frankreichs und Europas. Fünfzig Jahre hindurch hat er die Stoffe geliefert nicht nur fürs Theater, sondern auch für die Malerei.

Fragen wir, welchen Umständen die grossen Erfolge dieses Romans zuzuschreiben sind, so muss man antworten, dass d'Urfé in seinem Roman einen Ausdruck für die Geschmacksrichtung seiner Zeit gefuuden hat, dass die Sitten und Gewohnheiten der damaligen Zeit treu wiedergegeben sind.

Die Astrée und die Pastoraldramen Italiens und Spaniens riefen im Anfange des 17. Jahrhunderts eine grosse Zahl französischer Pastoraldramen hervor. Diese Art Drama, welche die Mitte zwischen der Tragödie und Komödie inne hält, hat fünfzig Jahre hindurch auf dem französischen Theater geherrscht und verschwand erst, als mit Corneille und Molière die Tragödie und Komödie ihren Gipfel erreicht hatten.

Die ersten, einer Beachtung werthen, Pastoraldramen in Frankreich sind die von Hardy verfassten, einem der frucht-

Digitized by Google

barsten Dichter Frankreichs; ja man kann wol behaupten, dass unter allen alten, wie modernen Dichtern Niemand so viel für das Theater gearbeitet hat. Scudéry schreibt ihm 800, Andere nur 600 Stücke zu, die aber auch nur für die augenblicklichen Bedürfnisse der Bühne geschrieben sind. Er war und blieb nur ein geschickter dramatischer Handwerker, man muss bei ihm keine grosse Erfindung weder in den Charakteren, noch in der Intrigue suchen. Das gilt, wie von allen Werken, so auch von seinen Pastoraldramen, deren er fünf geschrieben hat, nehmlich: „Alphée ou la justice d'amour; Alcée ou l'infidélité; Corine ou le Silence; L'amour victorieux ou vengé; le triomphe d'amour“. Das letzgenannte erschien im Jahre 1623.

Zu derselben Zeit, als Hardy's Tragikomödien und Pastoraldramen die französischen Bühnen bereicherten, erschienen Racan's „Bergeries“, zu deren Besprechung ich mich nun wende.

Die Bergeries sind von allen Werken Racan's das bekannteste und populärste; sie führten auch den Titel „l'Artenice“ nach der Hauptperson des Stückes. Sie zerfallen in fünf Akte. Der erste Akt wird durch einen Prolog der Nymphe der Seine eingeleitet, welche sich an den König mit der Bitte wendet, die Bergeries gnädig aufzunehmen.

Die erste Scene beginnt mit einem Monolog des Haupthelden des Gedichtes, des Schäfers Alcidor. Es ist noch vor Tagesanbruch. Mit Absicht hat der Dichter diesen Zeitpunkt gewählt, um gegenüber der Ruhe in der weiten Natur und dem holden Frieden der Nacht den Alcidor sein unruhiges, von unglücklicher Liebe gequältes Herz aussprechen zu lassen. Er ist leidenschaftlich in die schöne Schäferin Artenice verliebt und ist auch ihrer Gegenliebe gewiss; aber die Eltern der Artenice wollen ihm einen andern, reicheren Schäfer als Schwiegersohn vorziehen. Daher seine verzweifelten Liebesklagen, die den Monolog erfüllen. Nachdem er sich entfernt, um mit Tagesanbruch seine Herde aus dem Stalle zu treiben, erscheint Lucidas, der verschmähte Liebhaber der Artenice, welche den Alcidor bevorzugt. Deswegen wendet er sich an seinen alten Freund, den Zauberer Polistene, mit der Bitte, er möchte mit Hilfe seiner Kunst ihm die Liebe der Artenice wiederverschaffen

Digitized by Google

und zu dem Zwecke seinen Nebenbuhler und seine Geliebte veruneinigen. Polistene sagt ihm seine Hilfe zu, falls er eine andere Schäferin finde, die den Alcidor liebt. Als Lucidas ihm die Schäferin Ydalie als eine solche genannt, die schon lange für Alcidor schwärmt, trennen sich die Freunde. Lucidas will Alles thun, um in Artenice Eifersucht zu erregen, und sie veranlassen, ebenfalls zu Polistene ihre Zuflucht zu nehmen.

In der folgenden Scene tritt die Heldin des Gedichtes auf. Artenice macht in einem längeren Monologe ihren Liebesgefühlen für Alcidor Luft, für den sie schwärmt, seitdem sie ihn einmal beim Ton der Schalmei unter einer Rüster tanzen gesehn. Gleichzeitig spricht sie jedoch die Befürchtung aus, dass die ersehnte Verbindung mit Alcidor nicht zu Stande kommen werde, da schon wiederholt die Nymphe der Seine ihr im Traume grosses Unglück prophezeit hätte, wenn sie einen Schäfer heiraten würde, der nicht aus ihrem Lande und ihrer Verwandtschaft wäre. — Bald darauf kommt ihr Vater Silène hinzu, welcher die leidenschaftliche Liebe seiner Tochter schon kennt und ihr den dringenden Rat giebt, fortan dieser Liebschaft mit einem Schäfer zu entsagen, der Nichts besitze als seinen Hirtenstab und ausserdem nicht einmal seine Herkunft kenne. Sein, des Vaters, Wunsch wäre es deshalb, dass Artenice den reichen Lucidas, dem das Glück von allen Seiten entgegen lache, ihm als Schwiegersohn zuführte. Da er ihn in der Ferne kommen sieht, entfernt sich Silene, um die Beiden allein zu lassen. Lucidas sucht nun Artenice zunächst von der Untreue Alcidors zu überzeugen und erzählt ihr, dass derselbe in einem sehr intimen Verhältniss zu Ydalie stehe. Sollte sie an der Wahrheit seiner Mitteilung zweifeln, so würde Polistene ihr dieselbe bestätigen. Es gelingt ihm wirklich, bei Artenice Verdacht zu erwecken, sie verspricht, sich in die Grotte des Polistene zu begeben.

Der erste Akt schliesst mit einem Hirtenchor, welcher zum Genuss der Freude und der Liebe auffordert, so lange noch der Morgen des Lebens uns entgegen lacht.

Im zweiten Akt kommt der Plan des Lucidas zur Ausführung.

Digitized by Google

In der Anfangsscene erscheint ein Satyr. Er ist von heisser Liebesglut zu Ydalie entbrannt, lauert derselben auf und hält sie fest. Auf den Hilferuf Ydalie's eilt Tisimandre, ihr verschmähter Liebhaber, herbei, befreit sie aus den Händen des lästigen, zudringlichen Satyr und hofft nun, dass sie ihn für diesen Dienst mit ihrer Liebe belohnen würde. Doch sie erklärt mit Entschiedenheit, dass ihr Herz ihm niemals angehören würde. Darauf begegnet Artenice, welche voll Ungeduld auf Lucidas wartete, dem Tisimandre und erzählt ihm von dem intimen Verhältniss des Alcidor und der Ydalie; sie sucht deshalb sein Herz für eine andere Liebe empfänglich zu machen. Die folgende Scene führt uns Polistene mit seinen Zauberkünsten vor, die er aufbietet, nachdem er zuvor alle unterirdischen Mächte angerufen. Scheussliche Ungeheuer erscheinen, Donner und Blitz lassen sich vernehmen, Wirbelwinde fangen an zu rasen, der ganze Himmel scheint sich zu verfinstern. Artenice, darüber in Schrecken gesetzt, bittet ihn, bald das Unwetter aufhören zu lassen; und so verschwinden denn auch auf seinen Befehl die unterirdischen Dämonen, das Wetter wird wieder freundlich.

Artenice muss die Macht des Zauberers anerkennen und spricht ihre Bewunderung in folgenden Versen aus:

„Dieux que sur ces démons il s'est acquis d'empire:
Voyez quel changement! ils font ce qu'il désire,
Et semble qu'il les tient sous son pouvoir enclos,
Comme Eole les vents ou Neptune les flots.“

Nach solchen Vorbereitungen zeigt dann Polistene der Artenice, deren Neugierde und Erwartungen aufs höchste gespannt sind, in einem Zauberspiegel Ydalie und Alcidor in dem zärtlichen Verhältnis, wie Lucidas es ihr schon vorher angedeutet hatte. Artenice, in Verzweiflung, glaubt sich nun wirklich von Alcidor verraten und fasst den Entschluss, sich aus der Welt zurückzuziehen und eine Vestalin zu werden. In der nächsten Scene erscheinen Alcidor und Ydalie, im Gegensatz zur vorigen, in sehr harmlosem Verkehr. Sie nennen sich Bruder und Schwester, und als Ydalie in grosser Naivetät dem Alcidor ihre Liebe verräth, scheint er anfangs gar kein Verständnis dafür

Digitized by Google

zu haben; endlich erklärt er ihr entschieden, dass er immer und ewig Artenice lieben würde, und fügt beteuernd hinzu:

„La Seine dans son lict verra plustost son onde
Rebrousser contremont sa source vagabonde,
Et plustost le soleil luira dans les enfers,
Que seulement je pense à sortir de mes fers,
Et qu'une autre beauté que celle d'Arténice
Ait jamais le pouvoir d'arrêter mon service."

Darauf trifft Alcidor mit Artenice zusammen. Als er sie, wie gewöhnlich, mit zärtlichen Liebesausdrücken begrüssen will, weist sie ihn kalt und entrüstet von sich. Er bleibt sprachlos vor Staunen und Schmerz über dieses, ihm unerklärliche, Betragen der Artenice.

Ein Hirtenchor schliesst auch diesen Akt. Nach einem Hinblick auf die Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen weist der Chor auf den Frieden und das Glück hin, welches Artenice jetzt in der Zurückgezogenheit von der Welt geniesst, und leitet geschickt zum folgenden Akt über.

Im Anfange des dritten Aktes wird Artenice von der Priesterin Philotée mit ernsten Worten auf den hohen Beruf hingewiesen, dem sie sich weihen will. In schönen Versen schildert die Priesterin das ernste Leben einer Vestalin und die Pflichten derselben. Sie sagt darüber:

„Nostre reigle est estroicte et malaisée à suivre:
Dans un désert austere il faut mourir et vivre,
Prendre congé du monde et de tous ses plaisirs,
N'avoir plus rien à soy, pas mesme ses desirs
Mediter et jeusner avecques patience,
Et souffrir doucement la loy d'obedience."

Darauf erscheinen Silène, der Vater der Artenice, und Damoclée, der Vater der Ydalie, um Artenice nach dem Beweggrund ihres Entschlusses, eine Vestalin zu werden, zu fragen. Sie gesteht ihnen, was sie in der Grotte des Polistene gesehn, und dass die Untreue Alcidor's sie veranlasst habe, diesen einsamen Ort aufzusuchen. Damoclée ist empört über das Verhältnis zwischen seiner Tochter und Alcidor, für den er von Jugend auf wie für einen Sohn gesorgt habe. Silène bietet seine ganze Ueberredungskunst auf, um seine Tochter zur Rück-

Digitized by Google

kehr zu bewegen. Sie erklärt jedoch entschieden, dass sie den heiligen Dienst, dem sie sich geweiht, nicht verlassen wolle. Da kommt Cléante mit der Nachricht, dass er eben den Alcidor aus den Fluten der Seine gerettet habe, wohin dieser sich aus Verzweiflung über die harte Behandlung, die ihm von Artenice widerfahren, gestürzt hatte. Bald erscheint Alcidor selbst. Noch ganz verstört und verwirrt fragt er:

> „En quel lieu m'a conduit la cruanté du sort?
> Suis-je en terre ou dans l'eau, suis-je vivant ou mort?
> Sont ce morts ou demons qui s'approchent de moy?

Endlich kommt er wieder zu sich, wirft sich seiner geliebten Schäferin zu Füssen, beteuert ihr seine Unschuld und rührt ihr Herz ebenso wie das des Silène, der noch an demselben Abend die Vorbereitungen zur Hochzeit treffen lässt.

Auch dieser Akt schliesst, wie die beiden vorhergehenden, mit einem Hirtenchor, der darauf hinweist, dass das Reich der Liebe voll Unruhe und Trubel sei und dass man das Vergnügen der Liebe oft teuer erkaufen müsse.

Im vierten Akt erzählt zunächst Artenice ihrer Vertrauten Clorise, dass die Göttin ihr wieder im Traume erschienen sei und ihr eine unglückliche Zukunft geweissagt habe, wenn sie einen Liebhaber wähle, der nicht aus ihrer Verwandtschaft sei. Clorise sucht sie zu trösten, schärft ihr jedoch die Gottesfurcht als eine besonders zu beherzigende Pflicht ein.

Darauf folgt ein Gespräch zwischen Tisimandre und Ydalie. Tisimandre gesteht ihr seine Liebe, die Ydalie jedoch zurückweist, da ihr Herz bereits einem Andern angehöre. Ihr Gespräch wird durch die Ankunft des Daramet unterbrochen, eines Priesters des Druiden Chindonnax, welcher die Ydalie ergreifen lässt, um sie zum Opfertode zu führen. Wir erfahren in der folgenden Scene, dass das Rendezvous Alcidor's und der Ydalie, welches Artenice in dem Zauberspiegel des Polistene gesehn und welches Lucidas unter die Leute gebracht, diesen Befehl des Chindonnax veranlasst hatte. Damoclée, der Vater dieser unglücklichen Schäferin, bittet den Ankläger seiner Tochter, ihm ehrlich zu sagen, ob seine Tochter wirklich eines solchen

Digitized by Google

Verbrechens, dessen man sie anklagt, schuldig sei. Lucidas erwiedert nur:

> „Je ne vous dirai point ce que vous sçavez bien“,

woraus der Vater schliesst, dass seine Tochter schuldig sei und mit Recht den Tod erleiden müsse. Als Lucidas sieht, dass es so weit gekommen ist, macht er sich bittere Vorwürfe und Gewissensbisse; aber die Schande, sein Wort zu widerrufen, hält ihn davon zurück, der Wahrheit die Ehre zu geben und die Unschuld der Ydalie an den Tag zu bringen.

In der folgenden Scene erscheint der Druide Chindonnax selbst, um zunächst mit Lucidas ein Verhör anzustellen, nachdem er ihn zuvor auf die grosse Verantwortung seiner Aussage hingewiesen. Lucidas wiederholt die frühere Anklage und hält alle einzelnen Umstände seiner früheren Aussage aufrecht. Darauf wendet der Druide sich an Ydalie. Als sie auf die ihr vorgelegte Frage, wo und in wessen Begleitung sie den Vormittag zugebracht, der Wahrheit gemäss antwortet, dass sie in einem nahen Gehölz mit Alcidor gewesen, hält Chindonnax ihre Schuld für erwiesen; ebenso Damoclée, trotzdem Ydalie wiederholt ihre Unschuld beteuert. In dem Augenblick, als man Ydalie zum Opfertode abführen will, erscheint Tisimandre und erbietet sich, statt ihrer den Tod zu erleiden, da er den Tod einem unglücklichen Leben vorziehe.

Zuvor aber möchte er noch einmal den Ankläger der unglücklichen Ydalie hören. Lucidas erscheint und wiederholt seine frühere Anklage. In diesem Augenblick bringt Cleante die frohe Nachricht von der nahe bevorstehenden Hochzeit der Artenice und des Alcidor. Darüber wird Lucidas so bestürzt, dass er in seiner Verwirrung Worte fallen lässt, die seinen schändlichen Betrug offenbaren. Bald gesteht er auch ganz offen denselben ein und wünscht sich in seiner Verzweiflung den Tod. Chindonnax lässt nun Ydalie von ihren Fesseln befreien und legt das Schicksal des Lucidas ganz in ihre Hand. Sie schenkt ihm trotz seiner flehentlichen Bitte, ihn mit dem Tode zu bestrafen, das Leben, indem sie hinzufügt:

> „Non, tu ne mourras point, je veux pour te punir,
> Qu'à jamais ton peché vive en ton souvenir.“

Digitized by Google

Darauf wendet sie sich an Tisimandre und schenkt ihm als wolverdienten Lohn seiner treuen Liebe ihr Herz; sie sagt:

> „En vous donnant mon coeur je ne vous donne rien,
> Vous l'avez racheté: c'est votre propre bien.“

Ein Chor der Priester schliesst diesen Akt; er weist darauf hin, dass die Unschuld doch schliesslich über alle Bosheit und Verleumdung den Sieg davon trägt und dass alle Ränke und Intriguen ans Tageslicht kommen.

Der fünfte Akt wird durch den schönen Monolog eines alten Schäfers eröffnet, welcher schon seit Jahren durch die Welt irrt, um seinen Sohn Alcidor zu suchen. Durch Cleante erfährt er, dass sein lange vermisster Sohn in dieser Gegend lebt und noch an diesem Abend seine Hochzeit mit der schönen Artenice feiern werde. In der nächsten Scene erscheinen alle Verwandten der Artenice, darauf auch die beiden Liebenden, in freudigster Stimmung, denn Nichts schien nun ihrem nahen Glücke mehr im Wege zu stehen. Da spricht Crisante, die Mutter der Artenice, die Befürchtung aus, dass diese Ehe keine glückliche sein würde, denn in der letzten Nacht sei die Göttin ihr mit derselben Drohung erschienen, die sie schon wiederholt der Artenice selbst gemacht habe. Darum sagt sie:

> „Je crains bien qu'il (sc. le mariage) ne soit de sinistre presage.“

Diese Mitteilung und Befürchtung ruft eine allgemeine Bestürzung hervor, besonders aber für die beiden Liebenden ist es ein Blitz aus heiterem Himmel. Alcidor gerät ganz ausser sich bei dem Gedanken, dass man die Hochzeit durch einen Traum, durch eine Chimäre, welehe eine alte Mutter ersonnen, verhindern könnte, und erklärt es für eine thörichte Anmassung, zu glauben, dass die Götter sich überhaupt um menschliche Angelegenheiten kümmerten. Er will aus Verzweiflung in eine Wüste gehn, fern von der Seine weg, wo das entschwundene Glück vergangner Tage, das Bild der Artenice stets in seinem Gedächtnis fortleben werde.

Nach langem Ueberlegen kommen die Väter der beiden Liebenden endlich darin überein: Artenice mit Tisimandre zu verheiraten, welcher aus ihrer Familie und Verwandtschaft sei, dagegen Alcidor mit Ydalie. Ueber diese Zumutung geraten

Digitized by Google

die Liebenden natürlich in die höchste Verzweiflung, Alcidor macht seinen Klagen in einem traurigen chanson Luft.

Darauf kommen Ydalie und Tisimandre fröhlich und ahnungslos; sie wollen die Einwilligung der Eltern zur Hochzeit erbitten und erfahren nun erst das Vorgefallene. Während nun alle Liebenden sich in unaufhörlichen Klagen ergehn, erscheint der alte Alcidor gleichsam als ein deus ex machina. Er erklärt, dass der junge Alcidor nicht sein eigenes, sondern ein angenommenes Kind sei; er hätte es vor neunzehn Jahren gefunden, als die Fluten der überschwemmten Seine es in einer Wiege mit sich fortgerissen. Bei dieser Mitteilung erinnert sich Damoclée, dass er um dieselbe Zeit seinen Sohn Daphnis in Folge einer Ueberschwemmung verloren hätte, von der er eine sehr anschauliche Schilderung entwirft. An einem Armband, welches der alte Alcidor seit jener Zeit aufbewart hat und nun dem Damoclée zurückgiebt, wird die Identität des jungen Aleidor und des Daphnis festgestellt.

So löst sich der Knoten, welcher den Liebenden vor Kurzem so verhängnisvoll zu werden drohte, auf eine, Alle zufriedenstellende Weise. Denn da Alcidor nun der Bruder der Ydalie und ein naher Verwandter der Artenice ist, so steht Nichts mehr seiner Verbindung mit Artenice, so wie der Heirat des Tisimandre und der Ydalie entgegen.

Während Alle über diesen Ausgang froh und glücklich sind, bleibt Lucidas allein klagend und unglücklich zurück; er fasst seine Klagen schliesslich in den Ausruf zusammen:

„Rien n'est stable qu'au ciel: le temps et la fortune
Regnent absolument au dessous de la lune.“

An Stelle des Chors, welcher den vier ersten Akten folgte, tritt zum Schluss des 5. Aktes ein Hochzeitsgedicht, welches die Liebenden auffordert, die Wonne der Liebe zu geniessen.

Racan lässt unmittelbar auf die Bergeries eine Ekloge folgen, in welche er Anspielungen auf seine Liebe zu madame de Thermes unter dem Namen der Artenice eingeflochten hat. Da Artenice ja auch die Heldin seiner Bergeries ist, überhaupt in allen Gedichten Racan's wiederkehrt, so ist es interessant, darauf etwas näher einzugehen. In seinen Mémoires pour la

Digitized by Google

vie de Malherbe erzählt Racan selbst die Entstehung dieser Liebe zu Artenice (I, p. 285).

Malherbe und Racan unterhielten sich eines Tages über die Dame ihres Herzens oder richtiger über die Dame, der sie ihre Verse widmen, die sie in ihren Gedichten feiern wollten.

Malherbe wählte die Madame de Rambouillet, Racan die Stiefschwester des Herzogs von Bellegarde, Madame de Thermes, welche eben Wittwe geworden war. Beide führten den Namen Catherine. Die Dichter quälten sich einen Tag lang mit Anagrammen ab. Der Name Artenice, welcher von Rechtswegen der Madame de Rambouillet zukam, schien der gelungenste und schönste.

Bald wurde aus dieser Dichterliebe Racan's eine ernste; er verliebte sich in die junge Wittwe und reiste wiederholt nach Burgund. Umsonst warnte ihn Malherbe, da er hörte, dass Madame de Thermes sich von Andern den Hof machen liess, besonders von einem gewissen Viguier, den sie nachher auch heiratete. Racan blieb blind in seiner Liebe. Deshalb schrieb ihm Malherbe:

> „Vous avez aussi bien que moi une certaine nonchalance qui n'est pas propre aux choses de longue haleine.“

Malherbe hatte Recht gehabt; denn nach kurzer Zeit schon hatte Racan diese Liebschaft vergessen.

Bei einer Kritik der „Bergeries“ will ich zunächst von dem Urteil Racan's selbst über dieses Gedicht ausgehen. Er sagt in dem Briefe an Malherbe, welchen er ihm bei der Uebersendung der Bergeries schrieb:

> „En l'estat où est ma pastoralle, je ne seray repris que des belles bouches de la Cour, de qui les injures mesmes me sont des faveurs, au lieu que, si je suivois vostre conseil, je m'abandonnerais à la censure de tous les auteurs du pays latin, dont je ne puis pas seulement souffrir les loüanges.“

Und weiter sagt Racan an einer andern Stelle dieses Briefes:

> „D'abord je m'estois proposé de me servir d'un sujet assez cogneu dans la Cour; mais les desplaisirs que je receus d'une certaine personne qui eût peu s'en attribuer les plus belles ad-

Digitized by Google

vantures, me firent resoudre à changer les deux premiers actes . . . . .

Il y a si peu de chose en ce siecle digne de loüange, que je croy que la posterité ne doit point trouver mauvais de quoy je ne l'entretiens que des folies de ma jeunesse, puis que je n'ay rien de meilleur à luy dire."

Diese wenigen Worte geben uns den ersten Anhalt für die Beurteilung des Gedichtes und berechtigen uns, mit keinen zu hohen Erwartungen an dasselbe heranzugehn.

Racan will von den Thorheiten seiner Jugend — welche, wie wir gesehn haben, seine Liebschaft mit Madame de Thermes waren — die Mit- und Nachwelt unterhalten, weil er in seinem Jahrhundert keinen andern Stoff, der des Lobes wert sei, finden kann. Dass diese seine Liebe zu Madame de Thermes keine sehr tiefe und ernstliche gewesen, geht ebenfalls aus einer Stelle seines Briefes an Malherbe hervor, worin er ihm das Glück seines ländlichen Stilllebens mit den Worten beschreibt:

„Je jouis dans ma solitude d'un repos aussi calme que celui des anges; j'y suis roi de mes passions aussi bien que de mon village; j'y règne paisiblement dans un royaume qui est une fois aussi grand que le diocèse de l'archevêque de Bethléem."

So hätte er nicht schreiben können, wenn sein Herz wirklich von wahrer leidenschaftlicher Liebe erfüllt gewesen wäre.

Es war also eine leichtfertige Leidenschaft, eine Liebe ohne tieferen Gehalt, welche Racan zu den „Bergeries" veranlasste. Natürlich muss das ganze Gedicht darunter leiden.

Ferner geht aus der oben angeführten Stelle des Briefes hervor, dass es unserem Dichter vor Allem um die günstige Aufnahme seines Werkes von Seiten des Hofes zu thun war, dass er darin Bezug auf das Hofleben nimmt. Wenn es uns auch unmöglich ist, im Einzelnen nachzuweisen, wie weit Racan das Hofleben der damaligen Zeit hinein verflochten hat, ob er uns wirkliche Abenteuer einzelner Höflinge unter der Maske seiner Schäfer verbirgt: so steht doch so viel fest, dass wir es in den „Bergeries" eben nicht mit wirklichen Schäfern und Schäferinnen zu thun haben, sondern mit verkleideten Höflingen. Wenn Racan das sujet seines Gedichtes auf das Land hinaus verlegte, so tat er es in derselben Absicht, wie die italienischen

Digitized by Google

Schäferdichter, nehmlich um dadurch demselben mehr Reiz und Freiheit zu verschaffen.

Der Hauptvorwurf, den wir den Bergeries, ebenso wie der Schäferpoesie im Allgemeinen, machen müssen, ist also der, dass die Schäfer und Schäferinnen zu galant und geziert sind; mit einem Wort: die Unwahrheit und Fiktion des Ganzen.

Man darf nur einen flüchtigen Blick in das Gedicht hineinwerfen, um sich von der Wahrheit dieses Vorwurfs zu überzeugen. Wie geziert klingt z. B. gleich der erste Monolog des Alcidor in der ersten Scene, woraus ich nur die wenigen Worte anführen will:

> ... „je la prie en vain, elle ne m'entend pas.
> Celuy de qui le monde admire les merveilles,
> La faisant toute d'yeux, ne luy fit point d'oreilles.“ (I, 27.)

Ebenso gesucht ist es, wenn in der dritten Scene des ersten Aktes Verwünschungen gegen die Ehre einer furchtsamen Schäferin in den Mund gelegt werden. Es ist Artenice, welche ihren Monolog mit den Worten beginnt:

> „Honneur, cruel tyran des belles passions,
> Qui traverses l'espoir de nos affections,
> De combien de malheurs est la terre feconde
> Depuis que ton erreur empoisonne le monde.“ (I, 32.)

Auch aus dem unmittelbar darauf folgenden Dialog zwischen Silene und Artenice könnte ich mehrere Stellen anführen, die ebenso wenig pastoral sind, als der vorangegangene Monolog, z. B. wenn Arteniee zu ihrem Vater sagt:

> „Je ne veux point avoir d'autre mary que vous.
> Tandis que vous aurez mon service agreable,
> Ce me sera, mon pere, un bien inestimable
> De meurir avec vous la fleur de mon printemps
> Avant que d'en partir.“ (I, 36.)

Noch manche andre Stelle könnten wir citieren, aber aus den angeführten Versen scheint mir die Behauptung schon gefertigt zu sein: dass die Personen des Gedichts oft eine Sprache führen, welche nicht für Schäfer passt, dass ihr Dialog meist geziert und gekünstelt, ihre Leidenschaften gesucht und gezwungen sind.

Digitized by Google

Mit Recht machen auch die französischen Literarhistoriker unserem Dichter diesen Vorwurf. So sagt Géruzez in seiner histoire de la litérature française II, 13:

> „Racan est habituellement faux et souvent maniéré lorsqu'il fait parler des bergers de convention."

Damit hängt dann weiter der weichliche, melancholische Ton zusammen, die Liebesklagen, welche fortwährend und fast zum Ueberdruss wiederkehren. Alles zerfliesst gleichsam in elegischer Weichheit, was vielleicht dem Geschmack der damaligen Zeitrichtung entsprach, dem unsrigen aber im höchsten Grade misfällt. Fast alle Schäfer und Schäferinnen führen sich mit solchen melancholischen, schmerzlichen Liebesklagen ein. So Lucidas in der zweiten Scene des ersten Aktes:

> „Sous quel astre funeste, ô destins rigoureux!
> Ourdissez-vous le fil de mes ans malheureux!
> Je voy tous mes desseins d'eux-mesmes se détruire,
> Et semble que le ciel ne se plaist qu'à me nuire."

Ydalie beginnt die zweite Scene des zweiten Aktes ebenfalls mit solchen schmerzlichen Liebesklagen:

> „Agreables déserts, bois, fleuves et fontaines,
> Qui sçavez de l'Amour les plaisirs et les peines,
> Est-il quelque mortel esclave de sa loy
> Qui se pleigne de luy plus justement que moy."

Aehnlich Artenice in der dritten Scene des ersten Aktes, wo sie an einer Stelle die Vögel darum beneidet, dass sie ihrer Liebesqual freien Lauf lassen können. Sie sagt:

> „Petits oiseaux des bois que vous estes heureux
> De plaindre librement vos tourments amoureux!
> Les valons, les rochers, les forests et les plaines
> Sçavent egalement vos plaisirs et vos peines."

Tisimandre macht in der zweiten Scene des zweiten Aktes seinen Klagen in einem chanson Luft, welcher mit den Versen beginnt:

> „Donc, après tant de maux soufferts,
> Il faudra mourir dans les fers
> Où les yeux d'une ingrate ont mon ame asservie.

Digitized by Google

Je n'en puis eschapper,
On ne les peut coupper,
Qu'on ne couppe avec eux le filet de ma vie.“

Ein anderer, noch wichtigerer Vorwurf, welchen wir den Bergeries zu machen haben, ist der: dass die Einheit des Planes nicht strenge beobachtet ist. Die Haupthandlung des Gedichts wird oft durch Episoden unterbrochen. Viele Scenen stehen in gar keinem oder nur in einem sehr entfernten Zusammenhang mit dem Vorhergehenden. Als solche Episoden sind namentlich zu bezeichnen: die Einführung des Satyr in den zwei ersten Scenen des zweiten Aktes und das Opfer der Ydalie mit seinen umständlichen Vorbereitungen in der dritten Scene des vierten Aktes. Andere Scenen sind nur schwach motiviert, z. B. die zweite Scene des letzten Aktes von der Stelle ab, wo in Folge eines Traumes und einer Befürchtung, welche Crisante laut werden lässt, der Vater der Artenice sich entschliesst, die Heirat seiner Tochter rückgängig zu machen und sie mit einem andern Schäfer zu verheiraten.

Diese bisher betrachteten Mängel und Schwächen des Gedichts hat Racan zum grossen Teil seinen Vorbildern zu verdanken; denn er ist in seinen Bergeries durchaus nicht selbstständig, sondern hat viele Züge darin der Fremde entlehnt.

Was nun diese Vorbilder betrifft, so meint La Harpe in seinem Cours de litérature, t. I, p. 451, dass Racan „avait étudié le ton de pastorale dans Virgile“. Allerdings finden sich in den Bergeries einige Anklänge an die Eklogen Virgils, namentlich mit der achten, wofür auch Géruzez a. a. O. II, 18 einige Belege anführt z. B. den Vers aus der achten Ekloge Virgils:

„Jam fragiles poteram a terra contingere ramos“

vergleicht Géruzez mit den Versen der Bergeries, in welchen Ydalie in der zweiten Scene des zweiten Aktes ihre Jugendliebe zu Alcidor schildert:

„Il me passait un an, et de ses petits bras
Cueillait desjà des fruicts dans les branches d'enbas.“
(Oeuvres de Racan t. I, p. 43.)

Doch lässt sich aus solchen einzelnen Versen nicht mit La Harpe der Rückschluss ziehen, dass Racan in Virgil den

Digitized by Google

Ton der Pastorale studiert hätte. Dass Racan den Virgil nicht im Original, sondern höchstens in Uebersetzungen gelesen haben kann, geht aus seinen eigenen Aeusserungen in den Briefen hervor, in welchen er ganz klar seine Unkenntnis der lateinischen Sprache ausspricht. Besonders ist darüber zu vergleichen sein lettre X à chapelain, woraus ich schon gelegentlich einige Zeilen angeführt habe.

Es sind im Gegenteil die Italiener, von denen Racan sowol in der Form, als auch in vielen Einzelheiten Manches geborgt hat, namentlich von dem Pastor fido des Guarini.

Auf diese Abhängigkeit Racan's von den Italienern, namentlich von Guarini, will ich nun etwas näher eingehen.

Vor Allem ist die Einführung des Satyr eine Nachahmung des Guarini und der italienischen Schäfergedichte im Allgemeinen, welche aus der alten Mythologie diese Persönlichkeit herübergenommen und, so zu sagen, modernisiert hatten. Die alte Mythologie bezeichnete mit dem Namen der Satyre sonderbare Wesen, welche halb Mensch, halb Thier sich im Gefolge des Bacchus befanden. Bald milderte und verschönte das geniale Griechenthum, welches nichts Unschönes und Misgestaltetes dulden mochte, das Rauhe des Bacchus-Cultus, sowie sein Gefolge. Die Satyre verlieren das häsliche Aussehn, die Musik besänftigt und mildert ihre Sitten, sie lernen die Kunst des Flötenspiels. Dem wüsten Geschrei und den trunknen Gesängen folgen sanfte, liebliche Töne, die die entzückten Nymphen hören, ohne zu erschrecken.

So sagt Horaz in der 19. Ode seines zweiten Buchs:

„Bacchum in remotis carmina rupibus
Vidi docentem — credite, posteri, —
Nymphasque discentes et aures
Capripedum Satyrorum acutas.“

In den italienischen Pastoraldramen scheint jedoch der Satyr wieder seine ursprüngliche Rohheit und Häslichkeit angenommen zu haben; er spielt in ihnen meistenteils den Lüderlichen, den Grobian, welcher der unschuldigen harmlosen Liebe einen Streich zu spielen sucht. So lauert im Pastor fido der Satyr der Hirtin Coriska auf, ergreift sie bei den Haaren und will sie fortschleppen. Aber die Haare bleiben ihm (da Coriska eine Per-

Digitized by Google

rücke trug) in den Händen zurück. Er meint, Coriska habe ihm das Haupt zurückgelassen und fliehe ohne dasselbe davon, weshalb er verwundert ausruft:

„O maraviglia inusitata! — O ninfe!
O pastori! Accorete et rimirate
Il magico stupor di chi sen fugge,
E viva senza capo. — O come e lieve!
Qanto ha poco cervelle!
(Il Pastor fido, herausgeg. von Pezzenkuffer, pag. 119.)

Racan hat hier insofern den Guarini nachgeahmt, als er den widerwärtigen Satyr handelnd auftreten lässt. In der zweiten Scene des zweiten Aktes macht derselbe einen leidenschaftlichen Angriff auf Ydalie und will sie festhalten, indem er ruft:

„Je vous tiens, je vous tiens, rien ne vous peut sauver“.

Eine andere Rolle, welche Racan dem Pastor fido des Guarini entlehnt hat, ist die des Lucidas, des Intriganten in den Bergeries. Ein junges Mädchen, die schon vorher erwähnte Coriska, spielt im Pastor fido eine ähnliche Rolle, wie Lucidas in den Bergeries. Auch sie versucht durch Intriguen und Lügen die Liebe zwischen Myrtille und Amaryllis zu hintertreiben. Eine Zusammenkunft dieser beiden Liebenden in einer Höhle wurde ihnen zur Last gelegt. Amaryllis, welche mit Sylvius verlobt war, wird zum Tode verurteilt.

Myrtill entschliesst sich, an ihrer Stelle zu sterben.

Auch dies ist ein Zug, den wir in den Bergeries in der dritten Scene des vierten Aktes wiederfinden, die Vorbereitung zum Opfertode der Ydalie.

Ferner hat Racan auch die Einführung des Chors dem Pastor fido entlehnt; auch dort schliesst jeder Akt mit einem Chor ab, welcher den ihm im Altertum zustehenden Ernst abschwört und die Reize und Freuden der Liebe besingt. An einzelnen Stellen der Bergeries finden sich Anklänge an den Amintas von Tasso, so wie an den Schäferroman Astrée des D'Urfé. Namentlich ist der Zug allen dreien gemeinsam: dass die verliebten heissblütigen Schäfer — Alcidor, Amintos, Celadon — sich aus Verzweiflung in das Wasser stürzen und,

Digitized by Google

nachdem sie glücklich gerettet sind, sich die Gunst und das Herz ihrer Schönen auf immer erobern.

Als Astrée glaubt, dass Celadon gestorben, und in diesem Augenblick erfährt, dass er ihr stets treu gewesen, fasst sie in ihrem Schmerz den Entschluss, Vestalin oder Druidin zu werden. Ebenso Artenice in den Bergeries.

Endlich will ich noch hinzufügen, dass Racan auch die Person des Zauberers mit den Pastoraldramen seiner Zeit gemein hat; wie sich ja überhaupt der Gebrauch der Magie auf dem Theater bis Corneille erhielt.

Dies mag genügen, um die Behauptung aufrecht zu erhalten: dass die Bergeries durch die Hirtendramen beeinflusst wurden, welche in damaliger Zeit beliebt und angesehen waren, und dass wir ganz besonders den italienischen Typus eines Guarini und Tasso darin wiederfinden. Sich von diesen Vorbildern durch ein direktes Zurückgehn auf die antiken Muster zu emancipiren: dazu war Racan eben nicht gelehrt und tief genug. Man kann sagen, dass Racan sich verirrt und auf Abwege gerät auf den Spuren der Italiener.

Es bedarf nach den bisher besprochenen Mängeln und Schwächen des Gedichts keines besonderen Nachweises, dass wir die Feinheiten der dramatischen Kunst vergeblich in den Bergeries suchen würden. So ist — um darauf nur kurz einzugehn — die Einheit des Orts, wie die der Zeit, in dem Gedichte nicht beobachtet.

Ebensowenig hat der Dichter es verstanden, eigentliche Charaktere zu zeichnen: und darin liegt in der Tat eine grosse Schwäche des Gedichts.

Bleiben wir zum Beweise für diese Behauptung nur bei der Hauptheldin des Gedichts, bei Artenice, stehen. Müssen wir es ihr nicht verargen, dass sie trotz ihrer Liebe zu Alcidor im ersten Monolog der dritten Scene des ersten Aktes das Geständnis ablegt:

„Je ne sçay tantost plus à qui je dois penser;
Cela me trouble toute, il le faut confesser.
En vain, pour ce sujet, je m'efforce de prendre
Aux apas de l'amour le berger Tisimandre,

Digitized by Google

> Berger aussi parfait comme il est malheureux
> D'estre depuis cinq ans d'une ingrate amoureux,
> Qui n'est pas moins constante à mespriser sa peine
> Qu'est ce pauvre berger en sa poursuite vaine.“

Ja, sie könnte im Notfall sich entschliessen, ihn zu heiraten. Ihr Herz und ihre Liebe sind also geteilt, was in einem Schäfergedicht als ein grosser Fehler bezeichnet werden muss. Denn die Schäferpoesie will uns ja gerade die reine, treue und feste Liebe vor Augen stellen.

In der dritten Scene des zweiten Aktes versucht Artenice das Herz des Tisimandre für sich zu gewinnen, und in der zweiten Scene des dritten Aktes erklärt sie ihrer Vertrauten Clorise:

> „Ce berger Tisimandre fut l'object de mon affection.“

Besser und fester hat Racan die Charaktere des Alcidor und Tisimandre gezeichnet.

Aber im Allgemeinen können wir wol mit Recht behaupten, dass keine Person der Bergeries im Stande ist, ein wahres Interesse, eine herzliche Teilnahme in Anspruch zu nehmen.

Endlich noch ein Wort über die Länge des Gedichts. Was Malherbe in einem Briefe von den Liebschaften Racan's sagt:

> „Vous avez aussi bien que moi, une certaine nonchalance qui n'est pas propre aux choses de longue haleine“,

kann man mit gutem Recht auf die meisten seiner Gedichte, besonders aber auf die Bergeries, beziehn. Lange Gedichte waren seine Sache einmal nicht, da die Verse mit ihm gleichsam durchgingen, wie ein Ross, das er nicht zu zügeln verstand. Er fühlt dies wol auch selbst heraus, denn zu seiner Entschuldigung sagt er in einem Briefe an Malherbe:

> „Cest un poème qui n'est pas fait pour la lecture, mais pour le théâtre, de plus il est fort long.“ —

Ich habe mich begnügt, die wesentlichsten Schwächen und Mängel der Bergeries hervorzuheben, denen vielleicht noch manche hinzuzufügen wären, wollte man weiter ins Detail eingehn. Doch vergessen wir nicht, dass Racan einer der ersten Schriftsteller einer erst entstehenden, beginnenden Literatur war,

Digitized by Google

dass er einer Zeit angehört, in welcher nach den mislungenen Versuchen Ronsvid's und seiner Schule eine Reform des Geschmacks in der Sprache und Literatur erst angestrebt wurde. Deshalb muss man sich vor einer negativen Kritik, die sich nur an seine Fehler und Schwächen hält, hüten und vielmehr die Schönheiten und Verdienste der Bergeries ins rechte Licht zu stellen suchen. Glücklicherweise hat das Gedicht deren ja so manche aufzuweisen!

Es ist die Correktheit des Stils, die Leichtigkeit des Dialogs, die Eleganz, welche Racan dem Alexandriner zu geben verstand, es sind einzelne ausgezeichnete Naturschilderungen und noch manche andre Vorzüge, die wir bei unbefangner Kritik an dem Gedicht hervorheben müssen. Trotz aller Geziertheit, Unwahrscheinlichkeit, die das Gedicht im Ganzen durchzieht, bricht sich bei Racan doch wahres Gefühl und tiefe Empfindung überall da siegreich durch, wo er sich losriss von den Fesseln seiner Vorbilder und der verkehrten Geschmacksrichtung seiner Zeitgenossen.

Racan besitzt die erste und wichtigste Eigenschaft eines bukolischen Dichters: er liebt die Natur und versteht sie oft anmutig zu schildern.

Dieses Lob müssen ihm zum Teil auch die französischen Literarhistoriker zugestehn, die sonst bei ihrem Urteil gern durch die klassische Brille sehn. So sagt Demogeot in seiner histoire de la littérature française, pag. 371:

> „Racan surpasse autant son maître par le sentiment et la grâce qu'il lui est inférieur par la correction et la regularité.... Seul au milieu d'une société peu naive, Racan a conservé l'intelligence et l'amour de la campagne.“

Aehnlich äussert sich Géruzez t. II, p. 43:

> „Si Racan est souvent faux et quelquefois maniéré, lorsqu'il fait parler les bergers de convention, il est noble et touchant, il est tout à fait poète en célébrant les douceurs de la vie des champs.“

Fast von der ersten Seite an offenbart sich in den Bergeries das wahre, empfängliche Gefühl unseres Dichters für die Schönheiten der Natur.

Wie gelungen ist ihm z. B. das Nachtgemälde, das er gleich

Digitized by Google

am Anfang seines Gedichts entwirft! Wie trefflich weiss er die Ruhe, den tiefen Frieden in der Natur zu schildern und zugleich auch das Unheimliche, Gespensterhafte in der Nacht zu malen!

Es ist Alcidor, der folgende Verse spricht:

„J'ouvre et hausse la veuē, et ne voit rien parestre
Que l'ombre de la nuict, dont la noire pasleur
Peint les champs et les prez d'une mesme couleur;
Et cette obscurité, qui tout le monde enserre,
Ouvre autant d'yeux au Ciel qu'elle en ferme en la terre.
Chacun jouyt en paix du bien qu'elle produit.
Le cocqs ne chantent point, et je n'entens aucun bruit,
Sinon quelques Zephirs qui le long de la plaine
Vont cajolant tout bas les Nymphes de la Seine.
Maint phantosme hideux, couvert de corps sans corps,
Visite en liberté la demeure des morts.
Les troupeaux, que la faim a chassez des bocages,
A pas lents et craintifs entrent dans les gagnages
Les funestes oyseaux qui ne vont que la nuit
Annoncent aux mortels le malheur qui les suit;
Les flambeaux éternels qui font le tour du monde
Percent à longs rayons le noir cristal de l'onde,
Et sont veus au travers si luisans et si beaux
Qu'il semble que le Ciel soit dans le fonds des eaux.“
(Oeuvres de Racan, t. I, p. 26.)

Mit welcher Anschaulichkeit schildert der Dichter an einer andern Stelle die Mittagsstunde, das Mittagsmahl an einem schwülen Sommertage, an welchem Arbeiter und Hirten, ermüdet von der Arbeit und Hitze, sich in die behagliche Kühle des Schattens zurückziehn, um auszuruhen.

Es ist Alcidor, welcher in der fünften Scene des zweiten Aktes sagt:

„Que le soleil est haut! Desja de ces colines
L'ombre ne s'estend plus dans les plaines voisines;
Desja les laboureurs, lassez de leurs travaux,
Tous suants et poudreux, emmeinent leurs chevaux;
Desja tous les bergers se reposent à l'ombre,
Et, pour se festoyer des mets en petit nombre
Que la peine et la faim leur font trouver si doux,
Font servir au besoin de table à leur genoux;
Les oyseaux, assoupis, la teste dans la plume,
Cessent de nous conter l'amour qui les consume;

Digitized by Google

L'air est par tout si clair qu'il deffend à nos yeux
D'admirer les saphirs dont il pare les cieux.
Le soleil trop à plomb nous voit sur ce rivage:
Il nous faut retirer et nous mettre à l'ombrage
De ce bocage espais, où l'on diroit qu'Amour
A voulu marier la Nuict avec le Jour.“ (p. 61.)

Es giebt in den Bergeries so manche Verse, welche uns durch ihre Naivetät, Einfachheit und Natürlichkeit ansprechen. Ich will als Beleg dafür aus dem Monolog der Artenice in der dritten Scene des ersten Aktes einige Stellen mitteilen.

Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit auf die Verse hingewiesen, in welchen Artenice die unschuldigen Vögel um das Glück beneidet, sich ungestört und frei in ihren Liebesklagen ergehn zu dürfen. Mit welcher Feinheit beschreibt sie weiter in demselben Monolog das erste Begegnen mit Alcidor; sie sagt:

„Aussitôt qu'il fit jour, j'y menay mes brebis,
A peine du sommet je voyais la premiere
Descendre dans ces prez que borne la riviere,
Que j'entendis de loing sa musette et sa voix,
Qui troublait doucement le silence des bois.
De quel aymable traict fut mon ame blessée,
Quelle timide joye entra dans ma pensée
Lorsque j'en vy l'auteur, sous un chesne écarté,
Qui remplissoit le lieu de sa propre clarté!“ (p. 33.)

An andern Stellen wird tiefes Gefühl, werden schöne Grundsätze ausgesprochen. So besonders in dem Gespräch der Artenice mit der Vestalin Philotée. Letztere sagt:

„Ma soeur, ne plaignez point ceux que le sort convie
A passer loin de nous la course de leur vie,
Parmy les vanitez qui ne sont point icy:
Où le combat est grand, la gloire l'est aussi.
Et de plusieurs chemins par où le Ciel nous meine
Au repos glorieux qui nous est preparé,
Celuy que nous tenons est le plus asseuré. (p. 70.)

Darauf weist Artenice auf die strengen Gelübde und Verpflichtungen ihres Berufes hin, indem sie sagt:

„Nostre reigle est estroicte et malaisée à suivre.
Dans un desert austere il faut mourir et vivre,

Digitized by Google

Prendre congé du monde et de tous ses plaisirs,
N'avoir plus rien à soy, pas mesme ses desirs,
Mediter et jeusner avecques patience,
Et souffrir doucement la loy d'obedience.“ (p. 71.)

Ferner ist die fünfte Scene des vierten Aktes besonders hervorzuheben, in welcher der Druide Chindonnax seine Ansichten entwickelt und sich zu einer beinahe christlichen Begeisterung und Erhebung aufschwingt. Er sagt zu Alcidor:

„Prenez garde, mon fils, d'accuser l'innocence:
Les dieux, justes et bons, veillent pour sa deffence,
Qui, des faits incogneus arbitres et tesmoins
Descouvrent tost ou tard ce que l'on sçait le moins.
Ils parlent par ma voix des actions passées,
Et, par mes propres yeux lisans dans les pensées,
M'y font voir clairement les faits les plus douteux;
Bref, estant devant moy vous estes devant eux.“ (p. 97.)

Darauf sich zu Ydalie wendend, spricht der Druide erhabene Gedanken in folgenden Versen aus:

„Le juge de là haut, exempt de passion,
Ne peut estre sensible à la corruption;
Luy qui tient en ses mains le ciel, la terre et l'onde,
Accepte sans besoin les offrandes du monde,
Et ce qu'à ses autels nous faisons aujourd'huy,
C'est pour nous seulement, on ne fait rien pour luy,
Mais d'un si haut sujet nos esprits incapables
De blasphéme ou d'erreur seroient jugez coupables.“ (p. 99.)

Das sind Verse, welche die Verdienste unseres Dichters um die Eleganz des Stils, den Wohlklang und die Versifikation der Sprache schon erkennen lassen. Ich will dabei noch einen Augenblick verweilen.

Zwar ist die Darstellung Racan's im Ganzen nicht so durchgearbeitet, wie die Malherbe's, dessen unnachahmliche Geduld ihm nicht gegeben war. Was er einmal in Stunden poetischer Weihe niedergeschrieben, daran feilte und änderte er nicht mehr. Vergebens schalt Malherbe diesen poetischen Leichtsinn seines Schülers, vergebens wies er ihn auf manche Incorrectheiten, auf seine schleppenden Beiwörter u. a. m. hin.

Trotz dieses, oft mit Recht ausgesprochenen Tadels muss

Digitized by Google

man doch andrerseits anerkennen, dass an vielen Stellen der Bergeries der Stil für damalige Zeiten elegant und rein zu nennen ist. Ich könnte dafür mehrere Beweisstellen anführen, z. B. die vierte Scene des zweiten Aktes, in welcher die Kunst des Zauberers uns in einer sehr lebendigen, anschaulichen Darstellung vor Augen geführt wird. Ferner würde dahin gehören die Wiedererkennungsscene im letzten Akt, wo namentlich die Schilderung des Damoclée eine Menge wolgelungener Verse enthält. Ich begnüge mich aber, das schönste Stück, das Racan vielleicht geschrieben, sowol was den Inhalt als die Form anbetrifft, zu citieren: es ist dies der Monolog des alten Alcidor am Anfange des fünften Aktes, der sich vor allen andern durch einen eleganten, fehlerlosen Stil auszeichnet. Der Anfang lautet:

„Ne sçaurois-je trouver un favorable port
Où me mettre à l'abry des tempestes du sort?
Faut-il que ma vieillesse, en tristesse féconde,
Sans espoir de repos erre par tout le monde?
Heureux qui vit en paix du laict de ses brebis,
Et qui de leur toison voit filer ses habits;
Qui plaint de ses vieux ans les peines langoureuses,
Où sa jeunesse a plaint les flames amoureuses,
Qui demeure chez luy comme en son élément,
Sans cognoistre Paris que de nom seulement,
Et qui, bornant le monde aux bords de son domaine,
Ne croit point d'autre mer que la Marne et la Seine.“

Und weiter unten sagt Alcidor:

„Aussi les dieux alors bénissoient ma maison;
Toutes sortes de biens me venoient à foison.
Mais, hélas! ce bonheur fut de peu de durée:
Aussi-tost que ma femme eut sa vie expirée,
Tous mes petits enfans la suivirent de près,
Et moy je restay seul accablé de regrets,
De mesme qu'un vieux trone, relique de orcage,
Qui se voit despoüillé de branches et d'ombrage.“
(t. I, p. 110.)

Das sind wohlklingende, elegante Verse! Racan verstand es, dem Alexandriner seltene Beweglichkeit und Melodie zu geben. Dies Verdienst unsres Dichters erkennt auch Géruzez

Digitized by Google

an, wenn er in seiner histoire de la littérature française II, 20 und 21 sagt:

> „Avant Racine il a donné à notre hexamètre la noblesse et l'harmonie, sans lui ôter ni le naturel ni la variété.“

Géruzez fügt dann, nachdem er einige Verse aus der vierten Scene des dritten Aktes citiert, folgendes Urteil hinzu:

> „On a fait bien des vers français depuis Racan, on n'en a pas fait de plus pleins, de plus coulants, de plus harmonieux, que ceux qu'on vient de lire. Avant lui, jamais pareille mélodie poétique n'avait charmé les oreilles.“

Trotz dieser Anerkennung, welche wir mit Géruzez unserem Dichter zu Teil werden lassen, müssen wir ihm andrerseits den Vorwurf machen, dass er seine Verse, namentlich was die Reime betrifft, nicht genug durcharbeitete.

Wichtig ist es, hierüber das Urteil seines in diesem Punkte sehr strengen Lehrers zu hören, wie es uns Racan in seinen Mémoires pour la vie de Malherbe p. 279 u. f. mitteilt. Wiewol Malherbe die „force“ in den Versen Racan's anerkennt, so tadelte er doch Manches: zunächst die Nachlässigkeit, dass Racan unterschiedslos die Endungen ant und ent z. B. innocence und puissance reimte.

Suchen wir nach derartigen Reimen, so finden wir sie ziemlich häufig in den Bergeries. So lesen wir: innocence reimend mit assistance p. 80, Vers 3. 4; enfance reimt mit violence 43, 6. 7; puissance mit offence 55, 15. 16; outrecuidance mit Providence 68, 8. 10; enfance mit deffence 73, 5. 6; commande mit apprehende 57, 11. 12; perseverance mit apparence 44, 29. 30; Tisimandre mit pretendre 88, 3. 4; presence mit esperance 129, 17. 18; librement mit amant 62, 15. 16; France mit absence 124, 12. 13; s'augmente mit Cleante 82, 4. 5; vent mit vivant 111, 33. 34; aimant mit sentiment 53, 12. 13; offense mit vengeance 54, 7. 8.

Ferner tadelt Malherbe, dass Racan das einfache Wort mit seinem Compositum reimt z. B. temps mit printemps. So lesen wir: univers und vers 55, 29. 30; attraits reimend mit traits 53, 8. 9; envie mit vie 41, 11. 12; u. a. m. Sodann wollte Malherbe nicht, dass man Worte reimte, welche irgendwelche „con-

Digitized by Google

venance“ haben, z. B. montagne und campagne, père und mère. Von derartigen Reimen finden sich in den Bergeries: frère und père 43, 22. 23; 126, 1. 2; cecy und icy 78, 13. 14; discret und secret 37, 18. 19; vous und nous 71, 4. 5; toy und moy 76, 22. 23; 86, 21. 22; 91, 4. 5; sombres und ombres 80, 11. 12; désirs und plaisirs 103, 16. 17; campagnes und montagnes 135, 5. 6.

Endlich wollte Malherbe nicht, dass Eigennamen unter einander reimten, wie Thessalie und Italie. So findet sich: Seine und Surene 33, 23. 24; Seine und Polistene 39, 24. 25.

Abgesehn von diesen, für das kritische Ohr Malherbe's anstössigen Reimen finden wir in den Bergeries viele andere, welche für die moderne Aussprache anstössig wären, obwol einzelne davon für die damalige Zeit richtig waren. Dazu rechne ich solche Reime, wie: moeurs und meurs (für mûrs) 6, 22 und 7, 2; épreuve und treuve (für trouve) 38, 32 und 39, 1; nous und tous 129, 15. 16; place und fasse 106, 16. 17.

Was die Quantität betrifft, so entfernt sich Racan nur in seltnen Fällen von dem gewöhnlichen Gebrauch. So ist fuir zweisilbig in dem Verse:

„C'est bien fait de fuir l'abord d'un misérable“ (47, 1.)

und in:

„Pour fuyr des objects qui dedans ma memoire“ (120, 25.)

Ferner ist, abweichend von der gewöhnlichen Regel, die Endung „iez“ in devriez einsilbig, trotzdem dem i hier zwei Consonanten vorhergehn, von denen der zweite eine Liquida ist in dem Verse:

„Que vous mesme devriez à vous mesme cacher?“ (95, 10.)

ebenso in voudriez:

„Voudriez-vous par la mort finir vostre martyre?“ (123, 11.)

Racan braucht „ua“ einsilbig in dem Worte guarison:

„Au lieu de son trespas trouce sa guarison“ (37, 23.)

dagegen „oy“ zweisilbig in Oyse:

„Me seront plus heureux que le rivage d'Oyse“ (111, 8.)

Den Hiatus hat Racan in den Bergeries durchweg vermieden.

Während die Bergeries in Alexandrinern geschrieben sind,

Digitized by Google

haben die Chöre, sowie das Hochzeitsgedicht hinter dem fünften Akt verschiedene Versmasse. Die drei ersten Chöre sind in achtsilbigen Versen, der erste in 6zeiligen, der zweite in 10zeiligen, der dritte in 8zeiligen Strophen geschrieben; der Priesterchor und das Hochzeitsgedicht in 6zeiligen Strophen mit ungleichen Versen: teils 10-, teils 8-, teils 6silbig. Die Reime darin bieten nichts Bemerkenswertes. (Schluss folgt.)

Digitized by Google

Zu den Sonetten Shakspere's.

Von

Hermann Isaac.

III.*)

9. 10. (CLIII. CLIV.)

Diese beiden Sonette werden von A. Brown und Massey mit grosser Nichtachtung behandelt. Sie schliessen sie aus ihrer Sonetterklärung ganz aus, weil sie in die Rahmen ihrer beiderseitigen Dichtungen nicht hineinpassen. — Es sind allerdings keine bedeutenden Gedichte, aber dass sie sich im Tone so wesentlich von manchen andern Sonetten unterscheiden sollten, die auch auf dem Boden des fashionablen italienisirenden Sonettenstils erwachsen sind (wie z. B. das Sonett [1] aus Love's Labour's Lost), ist nicht zuzugeben. Sie zeichnen sich sogar vor der grossen Masse ähnlicher Producte anderer Dichter durch ihre leichte, graziöse Form höchst vortheilhaft aus.

Massey benutzt sie, wie Malone, zum Beweise dafür, dass Shakspere selbst nicht die Ausgabe der Sonette besorgte: er würde sicherlich nicht zwei Gedichte von gleichem Inhalte aufgenommen haben (pg. 569). Dieser Beweisgrund scheint mir indessen, schon mit Rücksicht auf S. CXXXV und CXXXVI, recht zweifelhaft zu sein.**) Bei sämmtlichen Sonettisten aber finden wir vielfach denselben Gegenstand in zwei, ja drei und mehr Gedichten, mit grösserer oder geringerer Formähnlichkeit modulirt. Ueberhaupt dürfte man doch sehr fehlgehen, wenn man glauben sollte, dass die Dichter damaliger Zeit sich, wie die

---

*) In dem ersten Theile dieses Aufsatzes ist zu lesen pg. 156 Anm. Elze, pg. 161 Corney, pg. 199 unten Biron.

**) Das, was er beweisen soll, ist allerdings aus anderen Gründen mehr als wahrscheinlich.

Digitized by Google

heutigen, gescheut haben würden, zwei verschiedene Fassungen derselben dichterischen Idee zu veröffentlichen. Man denke nur an die 17 Sonette Shakspere's, die alle an den Freund die Aufforderung zur Verheirathung richten. Welcher Dichter würde heute einen derartigen Gedanken in solchem Umfange zu behandeln gewagt haben? — In dem Nachlasse Michelangelo's fanden sich eine Menge von Gedichten in zwei-, drei- und vierfacher Bearbeitung vor*). Wir können eben nicht umhin, bei allen diesen älteren Sonettdichtern neben dem poetischen Drange ein rein artistisches Interesse an der besten Form des Sonetts, resp. an dem feinst ersonnenen, wirksamsten Concept anzunehmen. —

Was den Inhalt der beiden Sonette betrifft, so finden wir darin eine symbolische Verwerthung antiker Mythe nach italienischem Muster und zugleich eine zu diesem Zweck vorgenommene, feine und geschickte Verknüpfung zweier Sagen, die einzeln schon vor Shakspere von englischen, italienischen und byzantinischen Dichtern verwandt wurden, deren Entstehung aber im Alterthume zu suchen ist. Die eine ist die Sage von der Macht des Wassers gewisser Quellen und Flüsse, dessen Genuss Liebesschmerz heilen oder erwecken kann. Wir finden sie zunächst in einem Sonette Surrey's (Nott., pg. 18) wieder, welches von zwei derartigen Quellen auf Cypern, jener der Venus heiligen Insel, berichtet: an dem einen hat der Dichter seine verzehrende Gluth, an dem andern die Geliebte ihre innerliche Erkaltung eingesogen. Wahrscheinlich schwebte Surrey hierbei eine Stelle aus Ariost's Orlando Furioso (Canto I, st. 78) vor, wo zwei eben solche Quellen in den Ardennerwald verlegt werden. Kurz vor ihm hatte Bojardo in seinem

*) S. Herm. Harrys' Uebersetzung (Hannover 1868), pg. 173. — Ich führe zum Belege aus den mir bekannten Sonettisten folgende Gedichte von gleichem oder sehr ähnlichem Inhalt an: Petrarca (Marsand'sche Anordnung), Th. I, S. 26. 28 — 30. 31 — 33. 34 — 49. 50 — 74. 75 — 104. 105. 106. 107 — 134. 135 — 184. 185; Th. II, S. 47. 48. 49 — 56. 57. 58 — 71. 78 — 77. 79. 80 — 84. 85; Th. III, S. 4. 5. Michelangelo, S. 1. 2 — 17. 26 — 49. 50 — 61. 62 — 65. 66 — 67. 68. 69. Surrey (Works. Ed. Nott., Lond. 1815), pg. 48. 50. Sidney, Astrophel and Stella, S. 42. 48 — 98. 99. Sidera 2. 3. Spenser, Amoretti, S. 8. 9 — 7. 21 — 27. 28 — 18. 32 — 39. 40 — 25. 26. 51 — 66. 82. Drayton, Ideas, S. 32. 53. Wyatt (Works ed. Nott. Lond. 1816), pg. 69 a. b.

Digitized by Google

Orlando Inamorato einen Quell von Liebe heilender Kraft erwähnt. Und nach Nott (Surrey, pg. 280) gründete sich diese Idee auf eine alte Sage, die von einem solchen Quell in Cilicien berichtet, oder auf eine andere, nach der ein Bad im Flusse Selemnus von Liebe befreien sollte. Shakspere kannte jene drei Vorgänger vielleicht sämmtlich, wenigstens aber Surrey und Ariost*). — Die andere Sage von den Amor's Fackel raubenden Nymphen, deren Ursprung den Shakspere-Kritikern bisher unbekannt geblieben ist, ist neuerdings auf v. Friesen's Anregung von W. Hertzberg in einem Epigramm des Byzantiners Marianus**) entdeckt worden, das in Hertzberg's Uebersetzung lautet:

Unter dem Platanos dort schlief sanft vom Schlummer bewältigt
Eros; er hatte dem Quell nahe die Fackel gelegt. } CLIV 1. 2.
„Zaudern wir noch?", so sprachen die Nymphen, „o könnten mit diesem
Feuer die Glut wir zugleich löschen in menschlicher Brust!" } 5. 6.
Aber die Fackel entflammte die Fluth, und im Haine des Eros
Giessen die Nymphen seitdem heisses Gewässer zum Bad. } 10. 11. CLIII 4—6.

Vergleicht man die beigefügten Verse des Sonettes mit denen des Epigramms, so wird man finden, dass das Letztere nahezu übersetzt ist. Ueber die Art, wie Shakspere zu diesem Gedichte gekommen ist, lassen sich nur Vermuthungen anstellen. Es steht in der palatinischen Anthologie, welche erst 1815—17 edirt ist. Einen Auszug aus ihr, der auch das Epigramm enthält, veranstaltete aber der byzantinische Mönch Maximus Planudes c. 1350, und Dieser ist im westlichen Europa seit 1500 in vielen Drucken verbreitet gewesen. Jedoch auch ihn kann Shakspere wegen seiner mangelnden Kenntniss des Griechischen nicht gelesen haben, dagegen mag er eine der lateinischen Ueber-

*) S. Elze, pg. 439 f. Danach hat Shakspere die italienische Sprache gekannt und, wie White nachweist, speciell den Orlando Furioso im Urtext gelesen. Es war übrigens auch 1591 eine Uebersetzung davon von Sir John Harrington erschienen.

**) S. Jahrb. d. d. Sh.-Ges. XIII (1878), pg. 158 ff. Marianus lebte wahrscheinlich im 5. Jahrhundert nach Chr.

Digitized by Google

setzungen gekannt haben, von denen nach Hertzberg im Laufe des 16. Jahrhunderts nicht weniger als neun erschienen sind.*)

Ob nun die Shakspere'schen Gedichte eine blosse Nachahmung dieser Muster sind, d. h. also eine objective Leistung in der Liebeslyrik, vielleicht durch einen ganz äusserlichen Anlass hervorgerufen, ob sie an die „dark lady“ oder an eine Andere gerichtet sind, lässt sich aus ihrem Inhalte nicht feststellen. Jedenfalls sind es Producte einer jugendlichen, leichtgeschürzten Muse; und wenn H. Brown sie allen Ernstes für die chronologisch letzten Sonett-Producte hält (pg. 160), so beweist das eben wieder einmal, wie eine vernünftige Kritik mit der Durchführung seiner vorgefassten Meinung unvereinbar ist**). —

Die Deutung der Sonette kann eine doppelte sein; entweder die auf der Oberfläche liegende: „Für meine Liebe giebt es keinen Heilquell“, oder eine tiefere, symbolische. Wie wäre es z. B., wenn wir unter dem kühlen Quell, in den die Fackel Amor's von einer Nymphe der keuschen Göttin getaucht wird, und der das Liebes feuer zwar löscht, aber andrerseits von ihm eine so intensive, anhaltende Wärme („a dateless lively heat, still to endure“) annimmt, dass er hinfort als Heilquell an innerlich kranken Menschen Wunder thut — wie wäre es, wenn wir unter diesem Heilquell die Ehe verständen? Wenn die Augen der Geliebten das längst besänftigte wilde Feuer im Herzen des Dichters zu solcher Flamme entfacht hätten, dass selbst jener Heilquell von bewährter Kraft sich als wirkungslos erwiesen? Und wenn das Gedicht nach einer Reise nach Stratford entstanden wäre? —

*) Shenstone, ein lang vergessener Lyriker des 18. Jahrhunderts, behandelt einen ganz ähnlichen Stoff in einem ‚Anacreontic‘ überschriebenen Gedichte: Eine umherschweifende Muse beraubt den schlafenden Amor seiner Pfeile und wirft sie, mit derselben Absicht wie Shakspere's Nymphen, in den castalischen Quell, der ihnen indessen eine verdoppelte Kraft mittheilt. — Plinius (Hist. nat. II, 113) erzählt von einem dem dodonischen Jupiter heiligen kalten Quell in Epirus, der brennende Fackeln auslöscht und erloschene entzündet. Mit diesem Quell vergleicht Petrarca (Th. I, Canz. 14) Laura's Herz, dessen „süsse Kälte“ seine Liebe abwechselnd entbrennen und erkalten lässt. Enthält diese symbolische Verwendung der Sage vielleicht ihre wahre Bedeutung? ist vielleicht bei der Fackel dieser Sage auch an die Liebesfackel zu denken?

**) Ein Anonymus (Sonnets of Shakspere, rearranged etc. Lond. 1859) setzt sie zuerst in der Reihe der letzten 28 Liebes-Sonette.

Digitized by Google

Die Auffassung von Steevens, H. Brown*) und Bodenstedt, dass das Gedicht nach dem Besuche eines Bades geschrieben sei, verliert wohl an Wahrscheinlichkeit nach den obigen Ausführungen über das Alter des Stoffes. —

Bodenstedt hat in seiner Uebersetzung die Grazie des Originals vollkommen erreicht. Aber auch die von Jordan und Gildemeister sind hübsche Leistungen.

11. (CLII.)

Ein sowohl in Hinsicht der Gefühle, die es dictiren, als in Hinsicht des Gegenstandes, an den es gerichtet ist, wenig erfreuliches Gedicht.

Es wendet sich in vorwurfsvollen, ja schmähenden Worten an eine Geliebte, die als verheirathete Frau gedacht werden muss. Sie wird zweimal meineidig genannt, einmal, indem sie durch ihre Liebschaft mit dem Dichter ihr eheliches Gelübde gebrochen, und zum zweiten Mal, indem sie ihre Liebe gegen ihn in Hass verkehrt hat**). So ist sie schuldiger als er, der

---

*) H. Brown's Bemühungen, in den Sonetten eine Beziehung auf Bath, an dessen Heilquellen die Römer der Diana Altäre errichteten, oder auf Buxton, worauf die Oertlichkeit (valley-fountain) hinwiese, herauszufinden, sind vergeblich. Der Schauplatz der Handlung ist nach Hertzberg ein Eros geheissener Park bei Amasea, Hauptstadt von Pontus, in dem sich ein Bad befand. — Ebenso wenig darf man also auch mit Steevens „Bath" lesen.

**) But thou art twice forsworn, [1]) to me love swearing
In act thy bed-vow broke, and [2]) new faith torn,
In vowing new hate after new love bearing.

Bodenstedt giebt diese Stelle nicht richtig wieder, wenn er übersetzt:

Doch zwiefach trogst du deins (Gewissen), mir Liebe schwörend,
Hast dein Gelübde durch die That zerrissen,
Den neuen Bund in neuem Hass zerstörend.

Das ist nur ein Meineid, die Ehebrecherin finden wir in diesen Versen nicht. Den entgegengesetzten Fehler machen die Cambridge-Edition (1866) und Dyce (2. Ed. 1866): sie setzen hinter „to me love swearing" ein Semikolon, so dass diese Worte zu „thou art twice forsworn" gezogen werden müssen. Das scheint mir unmöglich, da doch die Geliebte nicht zwei, sondern nur einen Meineid begeht, indem sie sich mit Shakspere einlässt: nämlich gegen ihren Gemahl. In der Globe-Edition des folgenden Jahres haben denn auch Clark und Wright sich verbessert, indem sie nur ein Komma setzen. Sehr deutlich ist die gar nicht vorhandene Interpunction bei Delius; ich würde noch vorschlagen, um jedes Missverständniss zu vermeiden, hinter „thou art twice forsworn" ein Kolon zu setzen. — „In act" heisst „durch die That". Ihr bed-vow hat sie thatsächlich gebrochen, während es noch äusserlich nominell in Geltung bleibt. Die Erklärung des Shakspere-Lexicons (act = cohabitation) ist zwar gerechtfertigt durch den

Digitized by Google

nur sein Ehegelübde brach — doch nein! Er hat nicht zwei — zwanzig Eide gebrochen. Er schwur ja, dass sie freundlich, liebevoll, wahr und treu, und, seine Augen blendend, dass sie schön sei, und Alles war falsch. — Eine überwältigende Menge persönlicher Beziehungen. —

Man hat alle Veranlassung, äusserst gespannt zu sein, wie Massey hier, wo der Dichter sich selbst als Ehebrecher kennzeichnet, seine persönliche Schuld negiren und sie auf den unverheiratheten Lord Herbert, für den das Sonett an Lady Rich gerichtet sein soll, übertragen wird. Wer aber meinen sollte, Massey befinde sich hier wirklich in einer gewissen Verlegenheit, irrt sich vollständig. Nach ihm beweist dieses Gedicht nicht nur nicht, dass Shakspere die redende Person ist, es ist ihm gerade ein offenbarer Beweis dafür, dass Shakspere unmöglich in diesem Theile der Gedichte die redende Person sein konnte. Dabei verfährt er folgendermassen: Als selbstverständlich stellt er hin (pg. 327 f.), dass die Worte des ersten Verses „I am forsworn“ sich nicht auf einen Ehebruch des Sprechenden beziehen, sondern nur eine Vorwegnahme der zwanzig folgenden Eidbrüche sind. Nachdem er nun so die Gegenüberstellung des einfachen Treubruches der männlichen und des doppelten der weiblichen Person einfach ignorirt hat, nachdem er einen Sinn in die Worte gelegt, den Keiner der mir bekannten Kritiker und Uebersetzer darin hat erblicken können — findet er es kindisch, dass Shakspere der schweren Schuld der Frau die leichte solcher verliebten Meineide in so emphatischer Weise entgegensetzen und sich damit für den schuldigeren Theil erklären sollte. So Etwas kann er nur im Munde Herbert's natürlich finden. Er geht überhaupt von der Ansicht aus, dass Shakspere Das, was er — Massey's Auffassung nach — nicht ohne Schädigung seiner persönlichen Würde von sich selbst sagen konnte, für seine hohen Gönner Southampton und Pembroke immer noch für gut genug hielt, und ertheilt diesen damit das Attribut einer Bescheidenheit, die auch un-

äusserst unzarten Ton, der in dem Gedichte herrscht, nothwendig erscheint sie nicht. — Die Stelle „And all my honest faith in thee is lost“ darf man nicht mit Bodenstedt übersetzen: „Der ich den Glauben an dich längst verloren“; Gildemeister erklärt sie richtig: „All meine Wahrhaftigkeit ist in dir, in dem Verkehr mit dir untergegangen.“

Digitized by Google

bedeutendere Jünglinge nicht mehr zieren würde. — Die zwanzig Meineide, deren sich der Dichter anklagt, sind nun gar so albern nicht; sie verfolgen recht energisch den Zweck, die ehedem Geliebte als jedes äusseren und inneren Vorzuges bar hinzustellen.

Meiner Meinung nach ist dieses Sonett eines der wichtigsten gerade insofern, als es unwiderleglich beweist, dass Shakspere hier nur von sich und seinem eigenen realen Verhältnisse sprechen konnte, so gravirend seine Worte auch manchen Freunden des Dichters erscheinen mögen. Ich kann mir keinen Weg denken, auf welchem der Dichter etwa zu einer so hässlichen poetischen Fiction kommen konnte, und kein anderes vernünftiges Motiv für ein solches Gedicht, als die Erleichterung des eigenen, empörten Herzens. Allgemeine Annahmen können keine Kraft haben gegen solche beweisenden Sonette; man gebe denn eine detaillirte Darstellung des dichterischen Processes, der solche Erzeugnisse hervorbringt.

Delius behandelt dieses Gedicht speciell nicht in seiner Sonett-Analyse, und was Gildemeister betrifft, so glaube ich, dass dieses Gedicht eines von denjenigen ist, welche ihn zu einer gewissen Modification seiner in der Einleitung zu seiner Uebersetzung crass durchgeführten Fictions-Theorie veranlasst haben. Er giebt in einer Anmerkung zu dem CXXVII. Sonett zu, dass „diese letzten Sonette weit mehr den Eindruck machen, dass sie auf wirkliche Verhältnisse sich beziehen, als die an den geheimnissvollen Freund gerichteten". — Allerdings, hier ist nichts Geheimnissvolles, weder Gegenstand noch Situation, hier ist offenkundige Wirklichkeit.

Uebrigens haben wir trotz der düsteren Situationsfarbe in diesem Sonett Eines, das die moralisirenden Kritiker, die in sich die Nöthigung empfinden, aus gewissen Sonetten eine traurige Charakterschwäche des Dichters abzuleiten, doch einigermassen beruhigen kann. Schwächlich ist die Stimmung nicht, in der der Dichter dieses Sonett geschrieben hat; es macht sich der leidenschaftlichste Zorn über sich selbst, die tiefste Verachtung gegen jene verworfene Frau darin Luft. Es ist jedenfalls ein Sonett, das der Lösung des Verhältnisses kurz vorherging oder ihr folgte. Ich halte deshalb auch die Stellung

Digitized by Google

des Gedichtes bei Bodenstedt ziemlich in den Beginn der ganzen Reihe nicht für richtig*).

Die Uebersetzung Jordan's dürfte von allen mir bekannten den Vorzug verdienen. Daneben finde ich die von Gildemeister und Gelbke recht wohl gerathen. Bei Bodenstedt ist neben den angeführten Fehlern auch der Schluss nicht tadellos:

> Denn ich beschwor, dass Schönheit deine Züge
> Verkläre. Gott verzeihe mir die schnöde Lüge.

Bei dem starken Gewicht, das Shakspere in seinen Sonetten immer auf die beiden letzten Verse legt, kommt es vor allen Dingen auf wirksame Reimwörter an. Das Reimwort „Züge", an und für sich bedeutend genug, kann hier aber unmöglich zur Geltung kommen; als Object zwischen Subject und Prädicat eingekeilt, duldet es keine Pause hinter sich und verliert jeden Ton. Ausserdem hat der letzte Vers überflüssigerweise sechs Füsse.

12. (CXXXVII.)

Der Dichter ruft den Liebesgott an, der seine Augen so bethört hat**), dass sie sich „in einem Hafen vor Anker***) gelegt haben, der aller Welt zugänglich ist". Die Augen haben nun sein gesundes Urtheil in dem Grade bestochen†), dass es für Privateigenthum hält, was „the wide world's common place" ist††). Da so „Herz und Augen in ganz klaren Dingen

---

*) In der Anordnung des oben angeführten Anonymus bildet es den Schluss der ausschliesslich an eine Frau gerichteten Sonette, es folgen dann nur noch die Eifersuchts-Sonette, in denen der Freund angeredet wird.

**) Ebenso beklagt sich Rosalinde (As Y. IV, 1, 218) über „that blind rascally boy that abuses every one's eyes."

***) Dasselbe Bild braucht Kleopatra von den auf sie gerichteten Augen des Pompejus (I, 5, 33):

> There would he anchor his aspect and die
> With looking on his life.

Vergl. auch M. f. M. II, 4, 4 u. Cymb. V, 3, 393.

†) Ueber diese verderbliche Macht der Augen spricht auch Cressida (Tr. Cr. V, 2, 112):

> Minds sway'd by eyes are full of turpitude.

und Olivia (Tw. N. I, 5, 327):

> I do I know not what, and fear to find
> Mine eye too great a flatterer for my mind.

††) Derselbe Gegensatz, zugleich mit einem Wortspiel auf zwei verschiedene Bedeutungen von „several", findet sich in den Worten Rosalinen's (L. L. II, 1, 223):

> My lips are no common, though several they be.

Digitized by Google

geirrt haben, so sind sie jetzt zu der Krankheit, immerfort unwahr zu sein (false plague [Shakspere-Lexicon]), verdammt"*). — Hier kehren ähnliche Vergleiche wieder, wie in S. CXXXV und CXXXVI: dort wird das Herz der Geliebten mit einem Meer, einem umfangreichen Gefäss verglichen; hier mit einem Hafen, in dem alle Schiffe ankern, mit einem Gemeindelande. Der Gegenstand dieser Sonette ist also dieselbe Frau. —

Die „Schamlosigkeit", die Delius bei Gelegenheit dieses Sonettes dem Dichter zuschreibt**), wenn er der Welt verrathen haben sollte, „wie er sich vergebens bemüht, aus den Netzen einer feilen Buhlerin sich loszuwinden" — wird wesentlich gemindert, wenn wir bedenken, dass wir nicht den geringsten Grund zu der Annahme haben, der Dichter hätte bei der Abfassung dieses Sonetts auch nur an eine Circulation unter seinen Freunden, geschweige denn an eine Veröffentlichung durch den Druck gedacht. Sie verschwindet, wenn wir hier wieder nur das Stimmungsbild erkennen wollen, das eine Phase des Verhältnisses voraussetzt, in der des Dichters Herz von den Qualen des Zweifels zerwühlt wird, und das speciell auf einen Augenblick hinweist, in welchem sein böser, aber gerechtfertigter Argwohn die Oberhand gewann über eine harmlosere Auffassung der Liebeleien seiner Geliebten. Jenen Qualen müssen wir es zu Gute halten, als einen Ausfluss jener Stimmung müssen wir es betrachten, wenn sie in Ausdrücken

*) Das ist die Uebersetzung der beiden letzten Verse:
In things right true my heart and eyes have err'd,
And to this false plague are they now transferr'd.
die Bodenstedt ziemlich nichtssagend wiedergiebt:
In Wahrheit war so Aug' und Herz verblendet,
Dass es dem Schlechtesten sich zugewendet. —
Auch Olivia (Tw. N. I, 5, 314) vergleicht die mit einem Schlage ihr Herz entflammende Liebe mit der Pest:
— — — — — How now!
Even so quickly may one catch the plague? —
Der Gedanke, dass Herz und Auge einmal gestrauchelt sind und dafür immerwährende Qual leiden müssen, begegnet uns auch in Petrarca (Th. I, S. 65):
— — — — — Bitter leiden
Muss, wer dem Wunsch des Auges nachgeschritten.
Nur damals wählt' ich, mich vom Glück zu scheiden,
Nur einmal ist die Seele ausgeglitten:
Seitdem kann sie die Knechtschaft nicht vermeiden.

**) Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft I, pg. 53.

Digitized by Google

geschildert wird, die an eine „feile Buhlerin“ allerdings erinnern. Wie die Dinge in Wirklichkeit gelegen, darauf kommt es hier nicht an; sondern nur, wie sie in der Auffassung des Dichters waren. Und in dieser Beziehung kann ich nicht zugeben, dass Shakspere hier bereits von einer thatsächlich erwiesenen, vielfachen Untreue der Geliebten spricht; seine Ueberzeugung braucht nach diesen immerhin starken Worten sich doch nur — ebenso wie in den oben erwähnten Sonetten — auf ihre Koketterie zu erstrecken. Diese Auffassung scheint mir die richtige, weil es einfach unglaublich ist, dass Shakspere es für unmöglich gehalten haben sollte, sich aus den Banden einer erkannten Buhlerin zu befreien; und weil andrerseits weder ein ästhetischer, noch ein moralischer, noch sonst irgend ein vernünftiger Zweck zu denken ist, der ihn veranlasst haben sollte, so unerquickliche Situationen zu erfinden und poetisch zu behandeln. — Die Tendenz dieses Gedichtes dürfte danach mehr eine Abkehr von der Geliebten, als eine willenlose Hingabe an sie sein. Der Dichter wird sich seiner verblendeten und bisher ungezügelten Leidenschaft bewusst und beklagt sie.

Die Uebersetzungen von Bodenstedt und Gildemeister sind als recht gelungene zu bezeichnen.

13. (CLI.)

Dieses Sonett ist eine Antwort auf den Vorwurf der Gewissenlosigkeit, den seine Geliebte dem Dichter gemacht hat. Worin diese Gewissenlosigkeit besteht, lässt sich aus den etwas starken obscönen Anspielungen mit Leichtigkeit erkennen.

Meine Auffassung des nicht ganz leichten Gedichtes im Einzelnen giebt sich am besten in einer sinngemässen Uebersetzung. „Die Liebe (love Liebe und Amor) ist zu jung, um zu wissen, was Gewissensscrupel sind*), obgleich die Reue der Liebe Kind ist. Drum, holder Schelm, halte mir nicht meinen Fehler vor, damit dein liebes Selbst sich nicht an meinen Fehlern schuldig erweise. Denn wie du mich bestrickst, so verführe ich meinen edleren Theil (mein Herz) zum Verrathe (zum

*) Bodenstedt übersetzt „conscience“ sehr hübsch mit „Schuld und Reu“.

Digitized by Google

Aufstande) meines gemeinen Körpers*). Mein Herz sagt meinem Körper, dass er in der Liebe siegreich sein und zugleich die Geliebte (den Gegenstand der Rebellion) besiegen kann**). Fleisch***) wartet auf keine weitere Argumentation (Anregung von Seiten des Herzens), sondern steht auf bei deinem blossen Namen, zeigt auf dich als seinen Siegespreis. Und doch ist dieser Empörer, in dem Uebermuthe seiner Eroberungslust, zufrieden, dein armer Sklav zu sein, in deinem Dienste zu stehen, an deiner Seite zu fallen. Halte es für keinen Mangel an Gewissenhaftigkeit, dass ich Diejenige Geliebte†) nenne, um deren Liebe ich mich erhebe und falle."

Der Gedanke dieses Sonetts lässt sich somit in den Worten aussprechen: „Klage mich nicht an, dass ich so stürmisch war, du selbst bist schuld daran: du hast mein Herz von deiner Liebe so trunken gemacht, dass es selbst die Sinne zur Empörung treibt". Ganz anders ist die Auffassung Gildemeister's, er findet in dem Sonett eine Rechtfertigung des Dichters seiner Geliebten gegenüber wegen seiner zahlreichen anderweitigen Liebesverhältnisse. „Denn du bist es," so erklärt Gildemeister, „die den wilden Aufruhr der Sinne in mir erst angefacht und meine Seele selbst in denselben verwickelt hat, so dass nun mein empörtes Fleisch blindlings sich auf Alles stürzt, was an dich erinnert. Es würde gern auf deinen Frohndienst sich beschränken, und es ist daher nicht Gewissenlosigkeit, sondern lediglich dein zuchtloser Einfluss, wenn ich nun immer Diejenige, bei der ich Sinnengenuss finde, meine Liebe nenne. Geflissentlich gebraucht die in dem Gedicht athmende Bitterkeit obscöne Anspielungen." — Im Texte steht „flesh does point out thee as his triumphant prize", das Gildemeister unbekümmert wörtlich in seine Uebersetzung aufnimmt; ferner

---

*) For, thou betraying me, I do betray
My nobler part to my gross body's treason.
Innere Logik ist hier keine, sondern nur eine äussere, wenn man so sagen darf, die in dem Gebrauche des einen Wortes „betray" in zwei ganz verschiedenen Bedeutungen erscheint. — „Treason" wird hier in der engeren Bedeutung „Empörung gegen den rechtmässigen Herrn" — hier die Geliebte — gebraucht.

**) „Triumph in love" s. Shakspere-Lexicon unter „Triumph".

***) „Flesh" wird in den folgenden Versen vollständig gleichbedeutend mit „yard", weshalb es auch männlich personificirt erscheint.

†) In der weniger harmlosen Bedeutung des Wortes.

Digitized by Google

steht im Texte „flesh is contented thy poor drudge to be“, Gildemeister übersetzt „would be contented“; schliesslich kann „for whose dear love I rise and fall“ sich nur auf die angeredete Geliebte beziehen, nicht auf den beliebigen Gegenstand eines rein geschlechtlichen Verlangens. Diese Auffassung ist also unmöglich.

Vom Standpunkte der Fictionstheorie soll allerdings auch bei dieser nachtheiligen Auslegung des für unsern Geschmack schon so widerwärtigen Sonettes die moralische Persönlichkeit des Dichters nicht leiden. Der entgegengesetzten Richtung muss es indessen sehr am Herzen liegen, die mancherlei Schlacken, die wir unter dem durchgängigen Edelmetall der Sonette hinnehmen müssen, nicht noch vermehren zu lassen. Dieser Richtung würde Shakspere aus dem von Gildemeister erdachten Sonette als roher Wüstling entgegentreten, während Shakspere's eigenes Sonett ihn doch nur als Menschen von starker Sinnlichkeit zeigt, der mit der Harmlosigkeit seiner Zeit die verfänglichsten Dinge beim rechten Namen nennt, weil er es eben nicht anders kennt, weil er weiss, dass selbst die Geliebte, wenn sie seine Verse liest, an den gebrauchten Ausdrücken keinen Anstoss nehmen wird*). Ich finde denn auch in dem Gedicht keine durch Bitterkeit hervorgerufene, absichtliche Obscönität, sondern eine in der Erinnerung schwelgende sinnliche Erregtheit, die den Dichter so übermüthig — für seine Zeit, so roh — für uns sprechen lässt.

Delius**) findet in dem Tone dieses Sonetts einen so eclatanten Widerspruch mit den vorhergehenden, dass die Einheit dieser Gedichte als auf persönlichen Erlebnissen beruhend nicht aufrecht zu erhalten sei. „Das Pathos der energischen Selbstanklagen und Selbstvorwürfe — in S. CXLVII bis CL. CLII — wird einigermassen beeinträchtigt durch solche obscöne Anspielungen auf die Gewalt des Fleisches, wie sie das 151. Sonett entstellen. — Die frivole Wendung, welche

---

*) Dass die Frauen Shakspere's einen zotigen Witz wohl zu verstehen und passend zu beantworten im Stande sind, ist bekannt. Ich erinnere nur an jenes abschreckendste Beispiel in „Ende gut Alles gut“, an den Disput der sonst vollkommen ehrbaren Helena mit Parolles; Cressida, Beatrice, Rosaline wissen ebenfalls nichts von Prüderie.

**) A. a. O., pg. 55.

Digitized by Google

hier die vorhergegangenen Schilderungen eines Seelenkampfes zwischen dem guten und bösen Princip nehmen, lässt kaum an den Ernst und an die Wahrheit dieses Conflictes als an eine Thatsache in Shakespeare's innerem Leben glauben; sie ist eben nur aus dem Gesichtspunkte einer poetischen Phantasie zu erklären, und aus ihm auch zu rechtfertigen." — Dem gegenüber macht von Friesen*) bei Gelegenheit eines anderen Sonettes mit Recht darauf aufmerksam, dass Widersprüche, die sich in den Sonetten bei der Reihenfolge von 1609 finden, von keinem Gewichte sein können, weil eben diese Reihenfolge, wie Delius A. Brown gegenüber selbst nachweist, eine rein zufällige und willkürliche ist. Und so kann dieses Sonett sehr wohl beträchtlich früher als die oben genannten abgefasst sein und ist es auch jedenfalls. Am auffallendsten ist der Contrast dieses mit dem CXXIX., einer Verwünschung der Sinnlichkeit: es ist das eben auch nur ein recht demonstrativer Beweis für den Anachronismus der Anordnung. Es ist wohl selbstverständlich, dass das 151. Sonett früher als das 129. geschrieben ist. — Gerade bei diesem Gedicht scheint die Fictionstheorie sich am wenigsten zu bewähren. Ich finde wenigstens die Annahme, dass der Dichter über genossenes Liebesglück frohlockt, viel weniger gravirend, als jene andere, dass seine Phantasie ohne bestimmte äussere Veranlassung in solchen obscönen Bildern geschwelgt haben soll.

Weitgehend sind die Schlussfolgerungen, welche Massey an dieses Sonett knüpft. Weil der Inhalt desselben mit verschiedenen anderen in Widerspruch steht, weil es das einzige obscöne Sonett in der ganzen Reihe ist, so spricht er Shakspere die Autorschaft desselben ab und schiebt sie frischweg dem Grafen Pembroke in die Schuhe, der dieses und mehrere andere Sonette unter die Shakspere'schen geschmuggelt haben soll, als er sie dem Th. Thorpe zum Druck übergab**).

Einen etwas komischen Eindruck macht das Verhalten H. Brown's diesem Sonett gegenüber. Er ignorirt in der Analyse das Wörtchen „flesh" gänzlich, und setzt dafür einfach

---

*) Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft IV, pg. 102.
**) Dies ist seine Hypothese über die Veröffentlichung der Sonette.

Digitized by Google

die Person Shakspere's (resp. I) ein. Freilich konnte ein solches Wörtchen einem Manne wie H. Brown wenig Bedenken verursachen, dessen Kritik mit satirischen, allegorischen und moralischen Tendenzen bis an die Zähne bewaffnet ist, und der mit diesen Waffen jeden natürlichen Wortsinn, der sich gegen seine satirisch-allegorisch-moralischen Phantasmagorien etwa auflehnen sollte, todtschlägt. Diese Art von Kritik erinnert lebhaft an jene, welche die Anhänger und Verehrer des Sängers von Schiras schlauerweise an seinen Gedichten übten. Als Hafis, der mit seinen Wein- und Liebesliedern manchmal energisch an der Unfehlbarkeit des Koran gerüttelt hatte, gestorben war, verweigerten ihm die persischen Theologen ein ehrliches Begräbniss. Da behaupteten nun Diejenigen, welche an seinen lieblichen Gesängen Freude hatten, dass die sinnlichen, irdischen Ausdrücke des Dichters nur das Uebersinnliche und Himmlische verhüllen sollten, und gewannen damit, unterstützt durch einen Schicksalsspruch, ihr Spiel. Die Theologen waren dann später, als die Gedichte gar nicht sterben wollten, gelehrig genug, sie fortgesetzt allen Ernstes symbolisch zu deuten. Ich glaube nun nicht, dass H. Brown, was die Ernsthaftigkeit seiner Mystik anbetrifft, sich genau in derselben Lage befindet, wie Hafisens Freunde; wir andern heutigen Menschen stehen jedenfalls auf einem ganz anderen Standpunkte als die damaligen persischen Theologen, wir glauben ihm nicht so leicht.

Eine vielleicht nicht unpassende Stelle mag hier das belustigende Curiosum finden, dass Karpf in einem äusserst tiefsinnigen, auf dem Felsen der aristotelischen Philosophie gegründeten Werke*) mit der ganzen Reihe der Liebes-Sonette

*) *Τὸ τί ἦν εἶναι.* Die Idee Shakespeare's und deren Verwirklichung. Sonetterklärung und Analyse des Dramas Hamlet. (Indirecter Beitrag zur Zeitfrage „Glauben und Wissenschaft". Hamburg 1869.) — Karpf und Barnstorff (Schlüssel zu Shakespeare's Sonetten. Bremen 1861) sind die beiden Sterblichen unter den Deutschen, welche die Engländer in der Unmöglichkeit der Sonetterklärung noch übertroffen haben. Da ihre beiden Werke überhaupt nicht und am wenigsten für die Kritik der Liebes-Sonette ins Gewicht fallen, so habe ich sie in der vorausgehenden Abhandlung gar nicht berücksichtigt. Wer sich über diese befremdlich anmuthenden Leistungen des Näheren informiren will, der lese die ridiculisirenden Beurtheilungen in Elze (pg. 378), Massey (pg. 17), von Ulrici (Sh.-Jahrb. V,

Digitized by Google

auch dieses höchst fleischliche für eine Opfergabe an die Muse der tragischen Dichtkunst ansieht.

In Bezug auf die Uebersetzungen Bodenstedt's und Gildemeister's, die — abgesehen von des Letzteren Irrthum — beide gut sind, ist zu bemerken, dass Bodenstedt das für uns so Anstössige mit Glück zu verhüllen sucht, während es bei Gildemeister mehr hervortritt. Ueber die Richtigkeit dieses von Bodenstedt in der Vorrede zu den Sonetten ausgesprochenen Princips lässt sich streiten.

14. (CXLV.)

Dass dieses Gedicht an eine Dame gerichtet ist, ergiebt sich aus dem Inhalt ebenso klar, wie dass es mit den umgebenden Gedichten in keinem inneren Zusammenhange steht. Es ist keineswegs undenkbar, dass es die dunkle Heldin der Liebestragödie zum Gegenstand hat, aber es weist auch Nichts bestimmt darauf hin. Es kann ebenso gut aus einem ganz äusserlichen Anlass entstanden sein: aus einem Einfall des Dichters z. B. oder Eines seiner Freunde; vielleicht wurde es für einen Anderen gedichtet, vielleicht war es weiter Nichts als ein reines Sonett-Exercitium im Concetti-Stil, oder ein Probeversuch in einem neuen Metrum. Seinen natürlichsten Platz dürfte es wohl unter den Ersten der reinen Liebes-Sonette haben*).

Massey verhält sich sehr abweisend gegen dieses jugendlich italienisirende Sonett; er glaubt nicht, dass es von Shakspere herrühre, sondern bezeichnet es wieder als ein Einschiebsel Pembroke'scher Reimerei; Form wie Inhalt scheinen ihm nichts Shakspere'sches zu haben: „The lines have nothing of our poet," sagt er pg. 343, „matter or manner, they no more possess his mental stature than they do his length of line; they are a bit of pretty apprentice work, and have no touch of the Master's hand." — Er führt eine Reihe von Gründen an, die mir alle indess nicht gewichtig genug erscheinen, um die Illegitimität dieses Gedichtes zu erweisen.

---

pg. 335) oder die Abhandlung von Kreyssig in den Preussischen Jahrbüchern, Bd. XIII (1864) und die von Bodenstedt in der 1. Ausgabe seiner Uebersetzung (1862).

*) Wie bei Knight (Pictorial Edition, Vol. VI) und Anonymus.

Digitized by Google

Zunächst soll Shakspere den vierfüssigen Jambus, in welchem das Sonett componirt ist, gehasst haben. In seinem Namen soll Touchstone diesen Vers mit „the very false gallop of verses" charakterisirt haben. — Die Verse in „As you like it" (III, 2, 93—100; 107—118) sind aber gar keine Jamben, sondern siebensilbige Trochäen, von denen ein Paar eine achte Silbe als Auftakt haben, wie sie ja überhaupt Nichts weiter als der ungeschickte poetische Versuch eines Verliebten und eines Spötters sein sollen und eben wegen ihrer metrischen Regellosigkeit treffend mit „false gallop" von dem Letzteren gekennzeichnet werden. Worin ferner der Spott auf dieses Metrum liegen soll, wenn in „Romeo and Juliet" Peter aus dem hübschen Liede von Richard Edwards die Verse

When griping grief the heart doth wound etc.

citirt, ist nicht begreiflich. — Wenn er sich dann an den mangelhaften Reimen stösst, die in dem ersten Theil zu ähnlich klingen (make, hate: sake, state) und in den folgenden Versen zu häufige Ungenauigkeiten aufweisen sollen (come: doom, end: fiend, threw : you), so ist das ebenso wenig stichhaltig. Denn mit dem Gleichklang zweier gekreuzten Reime haben es die Dichter jener Zeit nicht so genau genommen, in Venus und Adonis allein finden sich fünf Beispiele, in denen die beiden Reimlaute nur durch den abschliessenden Consonanten sich unterscheiden (v. 109. 181. 643. 907. 1027), und rechnen wir die dazu, wo offene und mit einem Consonanten geschlossene Reimsilben von gleichem Vocal sich kreuzen, so sind es viel mehr. Die „allowable rhymes" reduciren sich auf zwei von der leichtesten Art, wenn wir bedenken, dass damals o in „come" wie u in „full" gesprochen wurde, und „fiend" wahrscheinlich im Reime seinen alten e-Laut haben konnte*); „threw: you" ist ein „perfect rhyme".

Was schliesslich den poetischen Werth des Sonettes anbetrifft, so verdient er wohl kaum das absprechende Urtheil Massey's. Dass wir hier ein „apprentice work" vor uns haben,

*) S. Ellis: „On early English Pronunciation" (Lond. 1869—71), Part I, pg. 80 und 575 und Osterprogramm der Wupperfelder Realschule zu Barmen (1875): On some Particularities of the Pronunciation of Shakspere pg. 12 (über verschiedenartige Aussprache des a im Reime).

Digitized by Google

ist sicher: es ist eben eine unbedeutende Tändelei, die aber als solche sehr anmuthig und formell vollendet ist und jedenfalls nicht hinter S. CLIII und CLIV zurücksteht. Ich glaube, wenn Massey S. CXXXV und CXXXVI — gewiss die beiden unbedeutendsten von sämmtlichen 154 Sonetten — als Shakspere'sche Producte gelten liess, so durfte er auch diesen seine Vaterschaft nicht absprechen.

In Bezug auf den vierfüssigen Jambus, der nur in diesem einen Sonette vorkommt*) und der übrigens für den spielenden Zweck sehr passend gewählt ist, ist zu bemerken, dass die englischen Sonettisten, ebenso wie die italienischen, nicht so stricte an den fünf Füssen festhielten. Es finden sich Sonette in acht- und zwölfsilbigen Versen**).

In Sonetten gleich diesem, in denen Alles auf die Form ankommt, muss auch die Uebersetzung eine besondere Kunst entfalten. Sonderbarerweise bleibt Bodenstedt, der sonst in Bezug auf Formschönheit Nichts zu wünschen übrig lässt, dieses Mal in manchen Stücken hinter dem Original zurück. Sein Sonett fängt sehr hübsch an:

Ihr Mund, dies Wunderwerk der Liebe***),
Haucht mir in's Ohr das Wort: „Ich hasse",

dann aber kommt ein betrübender Operntext-Vers:

Mir, der ihr weiht all seine Triebe!

für Shakspere's starkes, zum Herzen dringendes

To me, that languished for her sake.

---

*) H. Brown's divinatorische Kritik hat dabei den geistreichen Gedanken zur Welt gebracht, dass Shakspere mit diesem auffallenden Metrum die Wiederaufnahme der Sonett-Praxis nach einer längeren Reise bezeichnen wollte. Wahrscheinlich hat Shakspere in seinem prophetischen Geist die Verzweiflung vorausgesehen, in welche diese 154 Räthsel spätere Kritiker versetzen würden, und in seiner humanen Weise ihnen wenigstens einen kleinen Fingerzeig geben wollen.

**) Wilh. König bemerkt in einer Abhandlung (Shakesp.-Jahrb. XI, pg. 137), in der er Beziehungen zwischen Shakspere und dem italienischen Philosophen Giordano Bruno nachweist, dass der Letztere ebenfalls in seinen Sonetten mehrfach den vierfüssigen Jambus gebraucht hat. Dasselbe thut Wyatt in einem seiner Sonette (Ed. Nott., pg. 144). In Alexandrinern ist S. V des „Passionate Pilgrim" (aus Love's Labour's Lost), und in Sidney's „Astrophel and Stella" S. 1. 6. 8. 76. 77 geschrieben.

***) Zu diesem Verse führt Malone eine Stelle aus Horaz an:

oscula, quae Venus
Quinta parte sui nectaris imbuit.

Digitized by Google

In den folgenden Versen macht Bodenstedt — und mit ihm Jordan — einen entschiedenen Fehler, dem Text wie dem Sinne nach:

But when she saw my woful state,
Straight in her heart did mercy come,
Chiding that tongue, that ever sweet
Was used in giving gentle doom.

Doch da sie sieht, wie ich erblasse,
Kehrt Mitleid in ihr Herz zurück!
Sie schmäht die Zunge, die voll Süsse etc.

Es ist klar, dass nicht die Geliebte ihre eigene Zunge, sondern das Mitleid die Zunge der Geliebten schmäht.

Die Verse:

Zum Hasse wird ein Wort gethan,
Das — wie die Nacht vor hellem Morgen
Zur Hölle von der Himmelsbahn
Entflieht — verscheucht all' meine Sorgen

sind durch die Einschachtelung ziemlich schwerfällig geworden. Der schöne, gewichtige Schluss bei Shakspere krankt in der Uebersetzung wieder an einem zu unbedeutenden, tonlosen Reimwort:

„Ich hasse" — doch sie weckte mich
Zum Leben neu, sie sprach: „nicht dich!"

Viel hübscher sagt Gildemeister:

Den Hass sie von „ich hasse" strich
Und sprach das Retterwort: „Nicht dich."

Seine Uebersetzung ist ebenso schön wie treu.

15. (CXLIX.)

In diesem herrlichen, von Liebeswehmuth getränkten Sonette finde ich wieder eine solche Menge persönlicher Anspielungen, eine solche individuelle Bestimmtheit der Schilderung, dass ich nicht anstehe, es zu den persönlichen Bekenntnissen des Dichters zu rechnen. Es fügt einen Zug zu dem Gemälde seiner Leidenschaft, der organisch nothwendig ist, um sie begreiflich erscheinen zu lassen, ohne welchen wir uns das ganze Verhältniss nicht klar vorstellen könnten. Es ist die Launenhaftigkeit der Geliebten — und dass es hier wieder die „dark

Digitized by Google

lady" ist, erhellt aus den letzten Versen, in denen der Dichter von ihren „defects" und von seiner eigenen Blindheit spricht. — Es ist allerdings nicht anzunehmen, dass Shakspere eine längere Zeit eine Frau umworben haben sollte, die ihn beharrlich zurückgestossen hätte, um Anderen desto grössere Gunst zu Theil werden zu lassen. Wir dürfen glauben, dass sie es an Aufmunterungen und Liebesbeweisen ebenso wenig hat fehlen lassen, als es ihr auf der anderen Seite nicht gegeben war, das Herz eines solchen Mannes ganz und ausschliesslich in sich aufzunehmen. So begegnen wir hier einem koketten Vorwurf der Lieblosigkeit*), den sie dem Dichter gemacht und der dieses Sonett hervorgerufen hat. Er weist ihn sanft zürnend zurück, indem er seine vollkommene Selbstvergessenheit, die Hingabe seiner besten Eigenschaften an den Dienst der Geliebten, seine schrankenlose Liebe, die selbst ihre Fehler umfasst, schildert.

Es geht durch dieses Gedicht ein Ton so tiefer Innigkeit, so einfacher Wahrhaftigkeit, die Form ist so fern von exercitienhafter, fashionabler Künstelei, dass sich zugleich mit der Gewalt der Wirkung der Eindruck des Thatsächlichen uns aufdrängt. Wenn wir Verse lesen, wie

> Canst thou, O cruel! say I love thee not
> When I against myself with thee partake?
> — — — — — — — — — — — —
> What merit do I in myself respect
> That is so proud thy service to despise,
> When all my best does worship thy defect
> Commanded by the motion of thine eyes?

so fällt es wohl Jedem schwer, die unendliche Hingebung, die sich darin ausspricht, für ein ausser ihm stehendes Object der Phantasie des Dichters zu halten; wir meinen, er muss diese Liebe zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Gegenstande in sich erfahren haben. Und wie absurd kommt uns bei solchen Worten, die nur Shakspere von sich selbst sagen

*) Wer dächte hier nicht an die 3. Scene des 1. Aktes von Antonius und Kleopatra, der ganz dieselbe Situation zu Grunde liegt? Als Antonius nach Italien — wie Kleopatra meint, zu seiner Frau Fulvia — zurückkehren will, wirft ihm die Königin mit Aufwendung aller schauspielerischen Fertigkeit, die ihr zu Gebote steht, Lieblosigkeit vor, weil ihr das der beste Weg scheint, um ihn an sich zu fesseln.

Digitized by Google

konnte, die Ansicht vor, dass er diese Sonette gar im Lohne eines hohen Gönners und für ihn geschrieben haben sollte!

Sollte nun hier wieder eine unverantwortliche, tiefe Versunkenheit des Dichters gerügt werden, so verweise ich auf die letzten vier Verse, in denen das Bewusstsein des eigenen Werthes dem Unwerth der Geliebten gegenüber klar zu Tage tritt. Sie beweisen, dass der Dichter nicht mehr rettungslos in seiner Leidenschaft versinkt, sondern bereits sie zu objectiviren beginnt, so dass dieses Sonett trotz aller Innigkeit als der Anfang vom Ende des Verhältnisses zu betrachten ist. Was heisst denn der letzte Vers?

Those that can see thou lovest, and I am blind.

Doch wohl: „Hätte ich dir, wie es Andere thun, nur die Liebe zu Theil werden lassen, die deinem Unwerth gebührte, so wäre ich besser gefahren; aber ich habe dich urtheillos, blind geliebt, das ist mein Unglück.“ — Gewiss eine tiefe psychologische Wahrheit einer solchen Frau gegenüber. — Oder sollte Jemand ernstlich meinen, dass in dem „I am blind“ die Absicht ausgesprochen läge, es auch immer zu bleiben.

Die Stellung des Gedichtes bei Bodenstedt ist nach dem ganzen Tone desselben nicht zu billigen. Der Genuss dieses schönen Sonettes wird uns wesentlich verkümmert, wenn Gedichte wie CLII aus der letzten, traurigsten Zeit des Verhältnisses vorhergehen, die die innere Unsolidität und Unsittlichkeit desselben in peinlicher Handgreiflichkeit vor Augen führen. So kann der ästhetische Werth eines Gedichtes erhöht und vermindert werden je nach der Stellung, die es als Glied eines Cyclus einnimmt, so wie er beeinflusst wird von der Art der Auffassung (vergl. S. 7). Und schon aus dieser Rücksicht müssten wir dem grossen Menschen gegenüber eine Verpflichtung fühlen, die möglichst tactvolle Anordnung der Sonette herauszufinden.

Es ist wohl zu bedauern, dass dieses Gedicht in seiner Einfachheit und Tiefe sich in keiner der besseren Uebersetzungen wiederfindet. Jordan's Uebersetzung erscheint zu gekünstelt, wenn sie auch sehr geschickt ist. Gildemeister's Ueber-

Digitized by Google

setzung zeigt sich auch vervollkommnungsfähig, wenn wir z. B. folgende Verse lesen:

> Ja, wenn du wider mich die Augen rollest,
> Straf' ich mich selbst mit schleunigem Gestöhn.

Dieses Wort mag vielleicht als Reim auf „schön" nothwendig sein, verliert aber darum seine Komik nicht; „moan" fasst Bodenstedt viel richtiger als „Reue". Oder:

> Wann war ich je zu stolz, zum Dienst des Knechtes
> Dir mein Verdienst und meine Kunst zu weihn.

In Prosa dürfte man die Sprache nicht so entstellen. — Bodenstedt's Uebersetzung ist gewiss die gelungenste, aber doch auch nicht ohne Härten und Unebenheiten:

> Du sagst, Grausame, dass ich dich nicht liebe,
> Und bin doch ganz für dich, selbst gegen mich!
> Vergesslich nennst du mich im Weltgetriebe,
> Denk ich, Tyrannin, doch an Nichts als dich!

Da ist zunächst wieder das Unglück mit dem „Liebe"reim (vergl. S. 1. 14), was soll hier wohl das „Weltgetriebe", wenn es nicht rein statistisches Reimwort sein müsste? — „Vergesslich" ist Einer, der Viel und oft vergisst; für ein einmaliges, bestimmtes Vergessen könnte man wohl besser das dem Shakspere'schen „forgot" entsprechende „vergessen" gebrauchen. Und weshalb übersetzt Bodenstedt nicht wörtlicher den schönen Gedanken der beiden letzten Verse?

> Wenn ich mich selbst vergess' . . . . . .
> Denk' ich, Tyrannin, dann nicht nur an dich?
> — — — — — — — — — — — — —
> Mein Bestes weiht sich huldigend (für huld'gend) deinem Dienst,
> Befehligt durch das Blinzeln deiner Augen.

Wo bleibt hier das wichtige „defect", in das der Dichter seine grösste Innigkeit gelegt hat? Sollte sich für „befehligt" kein besseres Wort finden lassen? Die störende Consonantenhäufung wäre vermieden worden, wenn der Uebersetzer für das unpoetische „Blinzeln" „Winken" eingesetzt hätte.

Digitized by Google

16. (CL.)

Dieses Sonett behandelt denselben Gegenstand wie das 12. (CXXXVII), nur in liebevollerer Art. Während im 12. der Dichter den Wahnsinn verwünscht, mit dem der Liebesgott seinen Geist umnachtet hat, und mit einem schmerzvollen Ausruf schliesst, fragt dieses Sonett nach der Ursache des Zaubers, den eine so wenig schöne und beständige Geliebte*) auf ihn ausübt, und schliesst mit der Bitte um Erhörung.

Dieses Gedicht ist nicht bloss sehr schön — wieder so ganz umflossen von dem Zauber rührender Treue und Hingebung des „honigzüngigen" Dichters — es ist für den Charakter des Verhältnisses geradezu das wichtigste, insofern es uns zum Theil das Räthsel seiner Liebe zu einer so zweifelhaft hingestellten Persönlichkeit löst. Die Lösung liegt in den Worten:

> Whence hast thou this becoming of things ill,
> That in the very refuse of thy deeds
> There is such strength and warrantise of skill,
> That in my mind thy worst all best exceeds.

Sie versteht es also, mit Grazie, mit Anstand falsch zu sein (becoming of things ill), sie zeigt eine solche gewandte Ueberlegenheit und Sicherheit auch in den bedenklichsten Handlungen (strength and warrantise of skill), dass sie selbst in ihrer Falschheit noch anbetungswerth erscheint. Ihre geistige Gewandtheit, ihre Anmuth haben es also dem Dichter angethan; Das — und nicht blosse Sinnlichkeit — ist die dämonische Macht, die ihn an jenes pikante Weib gefesselt hält, auch als ihm ernste Zweifel an ihrer Treue das Herz erschüttern. — Hier ist nun der Ort, einige Fingerzeige zu verwerthen, die uns die weiblichen Charaktere der Dramen an die Hand geben.

---

*) „To swear that brightness doth not grace the day" fasse ich: schwören, dass der Tag dunkel ist, d. h. dass seine an Teint und Sinn dunkele Geliebte sein Lebenslicht sei — ein antithetisches Concept, an dem unser heutiger Geschmack keinen poetischen Effect mehr entdecken kann.

Digitized by Google

Die Frauen der Dramen und die Geliebte der Sonette.

In fast sämmtlichen Komödien Shakspere's finden wir zwei Frauen gegenübergestellt von gänzlich verschiedenem Wesen. Auf der einen Seite sehen wir das treffliche Durchschnittsweib mit starker Hervorkehrung der specifisch weiblichen Eigenschaften; sie liebt innig und unwandelbar, mit einer Hingebung, die jede Demüthigung erträgt. Der einmal erwählte Mann kann so sicher auf die Stärke und Beständigkeit ihrer Neigung rechnen, als sie ohne seine männliche Stütze unfähig zu existiren ist. Er irrt gewiss nicht, wenn er erwartet, durch sie alle Ansprüche, die er als Durchschnittsmann an häusliches Glück zu stellen pflegt, befriedigt zu sehen: er wird in ihr die still waltende Hausfrau, die keusche, zärtliche Gattin, die sorgsame, liebevolle Mytter seiner Kinder erhalten, nach der sein Herz steht.

Ihr gegenüber steht das bedeutend beanlagte Weib; es besitzt zum Theil die Eigenschaften, durch welche der Mann sich Geltung im Leben verschafft: starkes Begehrungsvermögen, tüchtigen Verstand, bereiten Witz, eine Geistesstärke, die sie mit überlegenem Lächeln auf das kleinliche Weltgetriebe herabblicken und mit souveräner Leichtigkeit über die menschlichen Vorurtheile sich hinwegsetzen lässt, und — last, not least — ein festes, edles Herz. Alle diese Eigenschaften, so bedeutend sie sind, oder gerade weil sie es sind, sind an sich wenig dazu angethan, sie als F r a u e n anziehend erscheinen zu lassen; und nur e i n e bewahrt sie vor dem hässlichen Attribut eines Mannweibes — d i e allerdings mit unfehlbarer Sicherheit: ihre mit seltener Schönheit gepaarte classische Anmuth. Sie ist der schützende Genius, der sie immer zur rechten Zeit zurückhält, wenn wir meinen, jetzt wollten sie die Grenze des Weiblichen überschreiten; der das ihrem Sein und Thun angeborne plastische Ebenmass den Augen des Schauenden immer ungestört und rein erhält. Diese Frauen überragen jene anderen Typen in demselben Masse, wie die Liebhaber Jener von den Ihrigen überragt werden. Ihre schwächeren Geschlechtsgenossinnen bewundern und verehren sie denn auch; sie begeben sich in ihren

Digitized by Google

Schutz wie in den eines Mannes und unterwerfen sich willenlos ihrer Führung. Es sind Frauen, von denen wir mit Bestimmtheit voraussehen, dass sie einen schwachen Mann dem Naturrechte gemäss beherrschen werden, mit einem unbedeutenden, aber energischen Manne unmöglich werden leben können, und nur die würdigen Gefährtinnen hervorragender Männer sein können, die einerseits sie in ihrer Freiheit und Kraft zu schätzen wissen, andrerseits aber das Zeug dazu haben, sich von ihnen nicht meistern zu lassen.

Ebenso verschieden, wie diese beiden Frauencharaktere in sich sind, ist auch ihre Behandlung durch den Dichter. Die der ersteren Klasse ist eine etwas ärmliche, schablonenhafte; diese Frauen haben nicht ein derartiges individuelles Leben, dass sie uns Jede für sich als ein eigenartiges Geschöpf von Fleisch und Blut entgegenträten und in unserer Phantasie ihr ganz besonderes Bild zurückliessen; sie gleichen sich Alle ausserordentlich, diese Julien (T. G.), Heros, Helenen (M. N. D.), Violen, Celien, Bianken. — Welche Fülle genialer Schöpferkraft offenbart sich uns dagegen in ihren Pendants! welche Mannigfaltigkeit charakteristischen Lebens finden wir in den Rosalinen, Beatricen, Katharinen, Helenen (A.'s W.), Olivien, Rosalinden bis hinauf zur Portia! Alle zwar haben sie dieselben oben erwähnten Grundbestandtheile in der nur quantitativ verschiedenen Mischung ihres Wesens, und doch, wer geriethe jemals in Gefahr, diese selbstständigen, distincten Figuren mit einander zu verwechseln. Es ist, als ob der Dichter in diesen Frauen die Entfaltung einer und derselben Natur zu den verschiedensten Formationen je nach der Art ihrer Lebensbedingungen hat veranschaulichen wollen.

In Rosalinde sehen wir die knospenhafte Entwickelung dieser Natur: sie hat noch nicht gelernt, ihr glühendes Herz unter einer ruhigen Aussenseite zu verhüllen. Ihr gesundes Gefühl, ihr Witz verspottet zwar die Thorheiten verliebter Leidenschaft; ihr Muth, ihre Willenskraft bewährt sich glänzend in der Ertragung widriger Schicksale: ihre plötzlich entflammende Liebe jedoch ist sie unfähig zu verbergen, sie ist selbst schwärmerisch und phantastisch in der Bethätigung derselben. Helena ist reifer, männlicher und nahe daran, als Frau

Digitized by Google

unser Missfallen zu erregen: sie lässt sich von ihrem leidenschaftlichen Begehren zu der Thorheit hinreissen, den geliebten Gegenstand selbst zu umwerben; sie entwickelt zu der endgültigen Erringung desselben eine das Decorum fast verletzende Energie. Und doch sind es gerade die noch stärker hervortretenden weiblichen Eigenschaften ihres Wesens, die Gewalt ihrer Neigung, die Inbrunst ihrer Hingebung, die ihr männliches Benehmen in unseren Augen entschuldigen. Auch Olivia wirbt selbst und zeigt sich schwach nur in diesem einen Punkte der Liebe, die mit plötzlicher, unwiderstehlicher Gewalt ihr Herz ergreift; während uns ihr übriges Verhalten entschiedene Achtung abnöthigt, sowohl wenn sie die ehrenvollen Anträge des Herzogs ebenso fest als rücksichtsvoll zurückweist, wenn sie den armen, toll gemachten Malvolio mit Würde und Nachsicht behandelt, und wenn sie mit unbedingter Sicherheit ihre Autorität über eine Hausgenossenschaft von bedenklicher Zusammensetzung aufrecht erhält. Die ähnlichsten Figuren sind wohl Rosaline und Beatrice; sie schwelgen im Vollgenuss ihrer sprudelnden jugendlichen Kraft und scheinen ihre Lebensaufgabe darin zu sehen, dem starken Geschlecht seine Schwächen zum Bewusstsein zu bringen. Ohne je ein Wörtchen von Liebe zu sprechen oder hinzunehmen, haben sie doch gerade damit instinctiv das richtige, unfehlbare Mittel getroffen, so souveräne und selbstgewisse Naturen, wie Biron und Benedick, in ihren Dienst zu zwingen und die Befriedigung jener Leidenschaft zu erreichen, die sie naturgemäss für solche Männer empfinden müssen, wenn sie auch noch so lange verschmäht haben, sich dieselbe einzugestehen. Zur Caricatur hat sich diese geistige Bedeutung in der von den übrigen Figuren dieser Kategorie etwas abseits stehenden Katharina entwickelt: aufgewachsen in engen Verhältnissen, unter insipiden Menschen, erzogen oder vielmehr nicht erzogen von einem schwachen und bornirten Vater, hat ihr durchdringender Verstand, ihr scharfer Witz bisher nur Gelegenheit gehabt, in der Erkenntniss und Blosslegung menschlicher Erbärmlichkeit sich zu üben, und in ihr eine entstellende Tadelsucht erzeugt; ihr starkes, unbeschränktes und ungelenktes Begehrungsvermögen ist in hässlichen Egoismus ausgeartet. Die bösen Auswüchse ihres

Digitized by Google

Wesens verschwinden aber sehr bald, der Glanz und die ursprüngliche Gesundheit ihrer Natur tritt wieder zu Tage, wie sie den ersten wirklichen Mann in ihrem Leben kennen lernt. Zur reichsten und edelsten Entfaltung gelangt diese Natur vermöge ausserordentlich günstiger Existenzbedingungen in der sonnigen Portia, die, im Sonnenscheine des Glückes aufgewachsen, nichts als Sonnenschein um sich verbreiten kann. Welches Geschöpf dichterischer Phantasie liesse sich wohl vergleichen mit diesem herrlichen Weibe, diesem Idealbild von greifbarer Realität? Sie ist ein unschätzbares Juwel, zu dem der glänzende Bassanio doch nur die prächtige Folie bildet. Von berauschender Schönheit und Sinnlichkeit, voll olympischer Hoheit, Ruhe und Heiterkeit, ist sie Aphrodite und Pallas zugleich.

In allen diesen Frauen blendet uns eine poetische Gestaltungskraft, welche auch wohl ein Shakspere ohne ein bestimmtes, reales Muster, das ihm vorschwebte, kaum entfaltet haben könnte. Und es ist wohl keine Frage, nach welcher Seite des Dichters Sympathien sich neigen: die starken Frauen waren seine Vorliebe, und das ist zugleich ein Beweis, dass er kein schwächlicher Mann war.

Schon aus dieser Erscheinung in den Dramen, meine ich, könnten wir, auch wenn die Sonette keine Andeutungen über den Charakter der Geliebten enthielten, ohne zu grosse Kühnheit unsere Schlüsse darauf machen. Ist es nun nicht um so frappanter, wenn wir aus der Schilderung der Sonette zwischen der Geliebten und jenen Frauen eine unverkennbare Familienähnlichkeit constatiren können? Sie ist in der That vorhanden: auf beiden Seiten finden wir eine lebhafte Sinnlichkeit, geistige Gewandtheit, Freiheit des Denkens und jene herz- und sinnberückende Anmuth, die Alles an ihnen, auch die bedenklichsten Handlungen, verklärt.

Freilich wäre es verfehlt, in irgend einer dieser dramatischen Frauen die absolute Verkörperung der Geliebten der Sonette suchen zu wollen. Wie sich Jene von einander unterscheiden durch den Grad, in welchem ihre Sinnlichkeit im weiteren Sinne — je nach Alter und Lebensverhältnissen — von ihrem Verstande und sittlichen Gefühl beherrscht wird: ebenso

Digitized by Google

unterscheidet sich Diese von Jenen, und zwar ist hier der Unterschied ein durchgreifender. In allen diesen Geschöpfen des Dichters hat das ruhige, gesunde Urtheil, das gute, treue Herz mehr oder weniger das Uebergewicht über ihr Begehren, so dass sie ebenso wenig unser moralisches, wie unser ästhetisches Gefühl beleidigen. Von der Geliebten müssen wir leider das Gegentheil annehmen. In der Macht, welche ihre Sinnlichkeit auf sie ausübt, steht sie zwei andern Frauen entschieden näher: Cressida und Kleopatra*).

Aber auch von diesen Beiden bietet Keine uns das vollkommene Conterfei. Wenn wir von Cressida die Körperschönheit und die raffinirte Schlauheit, mit welcher sie dieselbe zu verwerthen versteht, wegdenken, so bleibt eben Nichts mehr, was sie als die Geliebte eines Mannes wie Shakspere vorstellbar erscheinen lassen könnte. Dagegen haben wir wohl in Kleopatra dasjenige Gemälde, zu dem die dunkle Geliebte mehr als zu einem andern Modell gesessen hat. Paul Heyse nennt die Kleopatra das „grösste Meisterstück weiblicher Charakteristik", das je geleistet worden ist. Er meint deshalb, dass diese Gestalt aus der Erinnerung nach den in den Sonetten niedergelegten Erlebnissen geschaffen worden ist. Und in der That frappiren uns eine Fülle von Parallelen zwischen den Liebesgedichten und dieser Tragödie.

Fast mit denselben Worten, wie Shakspere seine Geliebte, schildert Enobarbus die Kleopatra (II, 2, 243):

. . . . . for vilest things
Become themselves in her.

Und ebenso spricht Antonius sich zu ihr aus (I, 1, 48):

Wrangling queen!
Whom every thing becomes, to chide, to laugh,
To weep; whose every passion fully strives
To make itself, in thee, fair and admired.

Wem fiele nicht die Parallelität auf zwischen dem LVI. Sonett, in welchem der Dichter von seiner bei allem Ueberfluss nicht

*) Auf diese Verwandtschaft ist schon verschiedentlich aufmerksam gemacht worden von Heine, Gervinus, Ulrici und von P. Heyse in der Einleitung zur Uebersetzung der Kleopatra (Ausg. von Bodenstedt).

Digitized by Google

zu sättigenden Liebe spricht und jenen Worten des Enobarbus (II, 2, 240):

> Age cannot wither her, nor custom stale
> Her infinite variety; other women cloy
> The appetites they feed, but she makes hungry
> Where most she satisfies.

Als Antonius in unmotivirter Eifersucht in Wuth geräth, lässt er sich zu denselben Schmähungen hinreissen (III, 13, 105), wie sie die ersten Verse des 12. (CXXXVII.) Sonetts enthalten:

> You were half blasted, ere I knew you: ha!
> Have I my pillow left unpress'd in Rome,
> Forborne the getting of a lawful race,
> And by a gem of women, to be abused
> By one that looks on feeders?
> — — — — — — — — — — —
> When we in our viciousness grow hard —
> O misery on't! — the wise gods seel our eyes;
> In our own filth drop our clear judgments; make us
> Adore our errors.

Auf die Gleichheit der Situation des 15. Sonettes und der 3. Scene des 1. Aktes ist bereits hingewiesen worden*), und es wird sich aus weiteren Sonetten ergeben, dass die Launenhaftigkeit bei der Geliebten Shakspere's ein ebenso hervorstechender Charakterzug ist, wie bei Kleopatra.

Ich kann mir nicht versagen, aus der herrlichen Schilderung, die P. Heyse von dem Verhältniss des Antonius und der Kleopatra giebt, Einiges, das mir ein Schlaglicht zugleich auf das Verhältniss Sh.'s zu werfen scheint, hierher zu setzen: „Beide stehen auf der Höhe des Lebens, aber noch in der Fülle

---

*) Vielleicht dürfen wir auch in dem, was der eifersüchtige Othello von dem Betragen freier, wohlerzogener Frauen sagt, einen Bezug auf die Geliebte Shakspere's erblicken (III, 3, 183):

> 'Tis not to make me jealous
> To say my wife is fair, feeds well, loves company,
> Is free of speech, sings, plays and dances well!
> Where virtue is, these are more virtuous.

Oder (IV, 1, 298): „I do but say what she is; so delicate with her needle; an admirable musician: O! she will sing the savageness out of a bear; of so high and plenteous wit and invention."

Digitized by Google

ihrer Kraft. Beide würden längst im modernen Sinne blasirt sein, wenn nicht die unerschöpfliche antike Sinnenkraft sie gleichsam mit ewiger Jugend ausstattete. So verbinden sie sich mit einer Art Naturnothwendigkeit, da jedes im andern sein Gegenbild, sich selbst im andern Geschlecht erkennt. In beiden ist es eine letzte Leidenschaft, die eben darum mit aller Heftigkeit einer ersten Liebe auflodert, sie macht diese reifen, lebenserfahrenen Menschen auf Augenblicke wieder zu Kindern*) und hebt sie mit demselben Leichtsinn, wie nur immer Romeo und Julie, über alle Pflichten ihrer Stellung hinweg." — Und ebenso wie das Verhalten des Antonius diesem „mit dämonischer Gewalt die Sinne umnebelnden Weibe" gegenüber, erscheint auch das Shakspere's nur dann bis zu einem gewissen Grade entschuldbar, „wenn wir an die elementare Naturgewalt dieser Leidenschaft glauben können".

Es ist nicht uninteressant, dieses Sonett, das nach Massey an Lady Rich gerichtet sein soll, mit dem den gleichen Gegenstand behandelnden 47. Sonett von Sidney zu vergleichen, das thatsächlich an sie gerichtet ist. Auch er beklagt sich in diesem sehr hübschen Gedicht über die unüberwindliche Gewalt, mit der Amor ihn an die Geliebte gefesselt hält:

> I may, I must, I can, I will, I do
> Leave following that which it is gaine to misse!

Doch was ist bei ihm der Grund, der ihn wünschen lässt, sich aus den Liebesbanden zu befreien? Die Erfolglosigkeit seiner Bewerbungen, der Zorn darüber, dass ihm „no alms, but scorn of beggerie" zu Theil wird. — Und welches ist bei ihm die Macht, die ihn immer wieder zur Lady Rich hinzieht? Die unwiderstehlichen Augen dieser hartherzigen Schönen:

> Let her goe! — Soft, but there she comes! — Goe to,
> Unkind, I love you not! — O me, that eye
> Doth make my heart to give my tongue the lie!**)

---

*) Vergl. S. CXXXVIII.
**) Shakspere sagt:
To make me give the lie to my true sight.

Digitized by Google

Die Uebersetzung Bodenstedt's fliesst, wie gewöhnlich, glatt dahin. Ihr Hauptfehler ist die defecte Wiedergabe jener bedeutungsvollen Verse; weshalb denn sein Sonett uns nur das Räthsel, und nicht die vom Dichter gegebene Auflösung bietet:

> Was ist's, das solchen Reiz dem Bösen giebt,
> Dass, magst du noch so schlimme Wege wandern,
> Man doch weit mehr all deine Sünden liebt,
> Als Tugend und Vollkommenheit in Andern?

In diesen Versen ist die Gildemeister'sche Uebersetzung entschieden besser:

> Wer gab dir diese Anmuth böser Werke,
> Dass noch der ärgste Kehricht deiner Schmach
> Den Stempel trägt der Meisterschaft und Stärke,
> Dein Schlimmstes mehr als Bestes mich bestach.

17. (CXLI.)

Dieses Sonett handelt wieder von dem unerklärlichen Zauber, den seine Geliebte auf den Dichter ausübt: wenn auch seine Sinne ihn nicht zu ihr hinziehen, und sein gesundes Urtheil ihn von ihr entfernen muss, so besiegt doch Sinne und Urtheil sein Herz, das unaufhaltbar (unsway'd) sich in ihren Dienst begiebt. — Das Sonett ist also eine Bekräftigung und Ausführung des vorhergehenden. Es wiederholt noch einmal — und ich meine, zur Ehre des Dichters —, dass nicht der Sinnenreiz allein das Lebensprincip dieser Liebe ist; denn die Geliebte besitzt nicht diejenige körperliche Vollkommenheit, welche einen solchen rein äusserlichen Zauber ausüben könnte.

Zur Interpretation des Sonettes ist Folgendes zu bemerken: In den Versen

> Who leaves unsway'd the likeness of a man*)

haben einige Ausleger das „unsway'd“ auf „likeness of a man“ (den Schatten eines Mannes) bezogen; Delius hat aber wohl Recht, es auf „heart“ zu beziehen. Denn offenbar soll hier der Mann das Herz beherrschen (er ist nur das leere Bild eines

*) Wyatt (Nott., pg. 218):
> A careful carcase full of pain
> Now hast thou left to mourn for thee,
> The heart once gone, the body is slain . . . . .

Digitized by Google

Mannes, wenn das Herz „unsway'd" ist), nicht aber das Herz den Mann. In den vorhergehenden Zeilen ist auch nur von einem Beherrschtwerden des Herzens durch die „five senses" und „five wits" die Rede.

In den Versen

> Nor tender feeling, to base touches prone,
> Nor taste, nor smell desire to be invited
> To any sensual feast with thee alone. *)

duldet das „tender feeling" eine verschiedenartige Erklärung. Das Shakspere-Lexicon übersetzt „feeling" mit „sense of touch" und „tender" mit „sharp, keen", was mir nicht so ganz plausibel erscheint. Zwei Auffassungen sind möglich, je nachdem man „base touches" erklärt: fasst man es, wie das Shakspere-Lexicon, als „sexual commerce", dann muss wohl „tender" mit „zärtlich, verliebt" übersetzt werden, und „feeling" ist „körperliches Gefühl, Kitzel", nicht Gefühlssinn. Shakspere zählt zwar die Sinne auf, aber man darf die ganze Stelle wohl nicht buchstäblich verstehen; „taste" und „smell", an und für sich in dieser Verbindung ohne jeden Sinn, stehen doch auch nur der Vollständigkeit wegen da**). Ich würde dann übersetzen: „Noch Wollust, die nach geschlechtlichem Genusse verlangt". — Versteht man dagegen „base touches", wie Lachmann, als „frech Berühren", dann käme allerdings der „sense of touch" in Betracht. Aber auch dann sehe ich keine Nöthigung, „tender" hier mit „sharp" zu übersetzen, in welcher Bedeutung es nur

---

*) Vergl. die an Timon gerichteten Worte Cupido's (I, 1, 129):

> The five best senses
> Acknowledge thee their patron: and come freely
> To gratulate thy plenteous bosom; th' ear,
> Taste, touch and smell pleased from thy table rise,
> They only now come but to feast thine eyes.

und L. C. 181:

> For feasts of love I have been call'd unto,
> Till now did ne'er invite, nor never woo.

**) Shakspere tritt hier in einen Gegensatz zu andern Lyrikern, die nach dem Vorgange der Italiener mit peinlicher Gewissenhaftigkeit darüber Rechenschaft geben, wodurch die Geliebte jeden Einzelnen ihrer fünf Sinne gereizt und erobert hat, um schliesslich als Tyrannin in ihrem Herzen zu thronen. Man vergleiche z. B. das 29. Sonett von Drayton, das als Muster solcher geschmacklosen Liebes-Additions-Exempel angesehen werden kann. Es ist wohl auch hier wie in S. CXXX ein Hieb auf die Poesielosigkeit lyrischer Bänkelsängerei beabsichtigt.

Digitized by Google



einmal noch im Shakspere vorkommt („tender smell“ eines Hundes, s. Shakspere-Lexicon), die Bedeutung „verliebt“ scheint mir dann immer noch die beste.

Bodenstedt hat diesen obscönen Vers gar nicht übersetzt, er giebt dafür einen ganz allgemein gehaltenen, der ihre ganze Reizlosigkeit zusammenfasst, aber an der falschen Stelle:

5. Auch deine Stimme kann mein Ohr nicht reizen,
In keinem Punkt bist du von Makel rein,
Nicht Zärtlichkeit noch alle Sinne geizen
Nach sinnlichem Genuss mit dir allein.

Offenbar gehört der Vers als Abschluss ans Ende, und man könnte ihn einfach mit V. 8 vertauschen. — In dem nächstfolgenden Verse:

Doch Witz, Verstand und Sinne all vereint

ist das Wort „Witz“ überflüssig und wohl nur durch das englische „five wits“*) veranlasst. Diese „five wits“ werden aber nur des grösseren Nachdrucks wegen den „five senses“ gegenübergestellt, man darf doch immer nur darunter den Verstand, das Urtheil verstehen, das die Gebrechen der Geliebten erkennt (vergl. S. 12 [CXXXVII]).

Das sind indessen solche Geringfügigkeiten, die den Werth der Uebersetzung nicht wesentlich beeinträchtigen können. Sie ist dennoch recht gut. Auch die Uebersetzungen von Jordan und Gildemeister verdienen volle Anerkennung. Die Vorliebe Gildemeister's, „plague“, das hier wohl die Qual der widerstreitenden Gefühle im Herzen des Dichters und zugleich die Gewissensbisse über seine Schwachheit in sich begreift, mit „Pest“ zu übersetzen (Nur das dünkt mich Gewinn bei meiner Pest, vergl. S. 12 [CXXXVII]), scheint mir eine unglückliche zu sein.

---

*) S. Delius, Shakspere-Ausgabe, die betreffende Anmerkung, und Shakspere-Lexicon. Die dort gegebene Eintheilung der „wits“ in „common wit, imagination, fantasy, estimation, memory“ findet sich in Stephen Hawes' Graunde Amour and La Bell Pucel ch. 24 (1554).

Digitized by Google

Molière-Studien.

II. Sganarelle's und Falstaff's Monolog über die Ehre.

Man hat häufig Ludwig XIV. den Mitarbeiter Molière's genannt. Mit demselben Recht könnte man Molière den Mitregenten Ludwigs nennen. Denn, wie der König gelegentlich Ideen hinwarf, welche der Dichter poetisch gestaltete — ich erinnere nur an den Nimrod Dorante in den „Fâcheux" —, so vertrat auch der Dichter gelegentlich Regierungsmassregeln des Königs von der Bühne herab. Auch hierfür bieten die „Fâcheux" ein treffendes Beispiel. Es ist bekannt, dass Ludwig XIV. ein Gegner des Duells war. Allein, trotz der Strenge, mit welcher er gegen die Duellanten verfuhr, vermochte er dieser Unsitte nicht völlig Herr zu werden. Es musste ihm daher besonders wohlgefallen, dass Molière sich zum Verfechter seiner Anschauungen machte, indem der Dichter in den Fâcheux, im Beisein der Cavaliere des königlichen Hofes, den Helden seines Stückes, Eraste, einen hochverdienten, in Schlachten erprobten Hofmann, die Mitwirkung bei einem Duell mit den Worten von der Hand weisen lässt:

„Ich spiele nicht
Den Rodomont: doch war ich Officier,
Lang' eh' ich Hofmann wurde. Vierzehn Jahre
Hab' ich gedient; das giebt mir wohl das Recht,
Mich diesem Schritt mit Anstand zu entziehen,
Und Niemand wird, so hoff' ich, Feigheit mir
Vorwerfen, wenn ich meinen Arm hier weig're.
Ein Zweikampf stellt uns stets in falsches Licht.
Und unser König ist kein Kartenkönig:
Er weiss Gehorsam von den grössten Herrn

Digitized by Google

Sich zu erzwingen, und ich preis' ihn drum.
Wenn's ihm zu dienen gilt, dann fühl' ich Muth.
Doch keinen, wo ich ihm missfallen soll.
Was er gebeut, ist mir die erste Pflicht;
Doch ihm zu trotzen, such' Dir einen And'ren.
Ich sprach mit aller Offenheit, Vicomte
Und bin für jeden anderen Fall bereit
Zu deinem Dienst. — Leb wohl"! —*)

Es scheint mir unzweifelhaft, dass in diesen Worten Eraste's sich Molière's wahre Meinung ausspricht. Nicht aus Politik gegenüber den Anschauungen seines königlichen Herrn bekannte sich der Dichter zu dieser Ansicht, sondern, weil er sich mit dem Könige eins wusste, weil er selbst es für seine Pflicht erachtete, auf seine Weise und mit seinen Mitteln gegen die damals herrschende Duellwuth anzukämpfen, darum fügte er diese Scene ein — eine Behauptung, die umsomehr Wahrscheinlichkeit gewinnt, als Molière stets mehr oder minder seine persönlichen Ansichten und Gefühle in seine Stücke mit hineinversenkt hat.

Es kann hier nun nicht meine Aufgabe sein, zu untersuchen, inwieweit Molière's Ansicht gegenüber der Sitte, durch ein Duell die gekränkte Ehre wieder herzustellen, eine berechtigte ist oder nicht. Worauf es mir allein ankommt, ist: darauf hinzuweisen, wie eine andere Stelle in Molière's Werken, die fast gänzlich unbekannt ist, gewissermassen das komische Widerspiel zu seiner oben mitgetheilten, ernst gemeinten Aeusserung bildet, — und dann, diese Stelle, in welcher der Dichter in der Person seines Helden philosophische Betrachtungen komischer Natur über den Begriff „Ehre" anstellt, in Beziehung zu setzen zu einer ähnlichen Stelle in Shakespeare's Heinrich IV. — Der Monolog, welchen ich meine, findet sich bei Molière in dem „Cocu imaginaire", einem seiner Zeit sehr beliebten, heute fast völlig vergessenen Stücke.

Sganarelle, der Held des Stückes, zugleich der „Hahnrei in der Einbildung", glaubt sich, wie der nicht misszuverstehende Titel besagt, von seinem Weibe betrogen. Dieser Argwohn

*) Nach des kürzlich zu Dresden verstorbenen Grafen Baudissin meisterhafter Uebersetzung. Bd. II, S. 172. (Leipzig, Hirzel, 1865—67.)

Digitized by Google

steigert sich bei ihm zur Gewissheit, als er bei derselben das Bildniss eines jungen und schönen Mannes vorfindet. Da er im Verlaufe des Stückes mit diesem jungen Manne selbst zusammentrifft, das Missverständniss aber, — denn als solches stellt es sich schliesslich heraus — zunächst sich nicht aufhellt, so beschliesst er, dem Räuber seiner Ehre zu Leibe zu gehen, die ihm angethane Schmach blutig zu rächen. Jedoch ist er vorsichtig genug, sich zu diesem immerhin zweifelhaften Gange vom Kopfe bis zu den Füssen zu rüsten. Auch geistig wappnet er sich durch eine Reihe von Betrachtungen, die sich einmal auf seine Ehre, soweit sie durch das Benehmen seiner Frau berührt erscheint, beziehen, das andere Mal die Verpflichtung betreffen, sich mit dem Räuber seiner Ehre zu messen.

„Denn niemals —

— so philosophirt Sganarelle*) —

darf man solche Kränkung schweigend
Hinnehmen; nur ein Esel könnte das.
Auf denn! Ich eile gleich dem Buben nach,
Und zeig ihm meinen Muth, die Schmach zu rächen.
— — — — — — — — — — Sacht, mein Freund;
Nichts übereilt. Der Mensch hat ganz das Ansehn,
Rasch bei der Hand zu sein, und hitz'gen Bluts;
— — — — — — — — — — — — — — —
Die zorn'gen Geister hab ich stets von Herzen
Gehasst; ich liebe zärtlich mir die stillen
Friedfertigen Seelen; halt auch nichts vom Schlagen,
Weil das Geschlagenwerden mich erschreckt,
Und Sanftmuth preis' ich als die erste Tugend.
Gut! Aber meine Ehre spricht: Du musst
Für eine solche Schmach durchaus Dich rächen.
Ah, Possen! Mag die sagen, was sie will,
's ist eitel Wind! sie hilft mit alledem
Mir doch zu Nichts. Wenn ich mich recht beherzt
Gezeigt, und zur Belohnung mir sein Degen
Mit garst'gem Stich den Wanst durchbohrt,
Und sich die Stadt erzählt: ich biss in's Gras!
Sag mir Frau Ehre, wirst Du davon fett?

---

*) Sganarelle ou le Cocu imaginaire, Sc. XVII.

Digitized by Google

— — — — — — — — — Deshalb
Wenn ich die Sache recht mir überlege,
Ich will doch lieber Hahnrei sein, als todt.
Was thut's am Ende? Macht's den Menschen etwa
Krummbeinig? Wird die Taille wieder schlank?
Dass doch die Pest den holte, der zuerst
Auf die Erfindung fiel, mit solchem Spuk
Die Zeit sich zu verderben, und die Ehre
Des besten Manns an einen Streich zu knüpfen,
Den ihm sein lockeres Weib vielleicht gespielt.
— — — — — — — — — Hat meine Frau
Gesündigt, mag sie reuig d'rüber weinen;
Was soll ich weinen, der kein Unrecht that?
— — — — — — — — — Man wird vielleicht
'nen Tropf mich schelten, such' ich Rache nicht:
Ich wär' ein grösserer, rennt' ich in mein Grab.
Und doch! — Ich fühls, wie mir die Galle kocht,
Sie spornt mich an, ein tapfres Werk zu thun.
Ja mich erfasst der Zorn: zu lange schon
Spielt ich die Memme; fort, denn rächen muss ich mich*).

Es wird dem geehrten Leser bei der Mittheilung dieser Scene, welche man zu Molière's Zeiten „la belle scène" nannte, gegangen sein, wie mir, als ich sie zum ersten Mal las; sie erinnert nehmlich lebhaft an jenen bekannten, drastischen Monolog Falstaff's über die Ehre in Heinrich IV. (Theil I). Hierauf die Aufmerksamkeit meiner Leser zu lenken, ist zugleich der Hauptzweck meiner heutigen kleinen Mittheilung.

Als Prinz Heinrich Falstaff zum Kampfe gegen den Feind auffordert, verspürt derselbe wenig Neigung hierzu und fragt sich, in ähnlicher Weise, wie Sganarelle, welch' einen Vortheil er denn, was auch immer die Ehre sagen möge, daraus zöge, wenn er sich so unbedacht in einen zweifelhaften Kampf stürze.

„Was brauche ich so bei der Hand zu sein," so lautet Falstaff's Rede nach Schlegel, „wenn er mich nicht ruft. Gut, es mag sein; Ehre beseelt mich vorzudringen. Wenn aber Ehre mich beim Vordringen entseelt? Wie dann? Kann Ehre ein Bein ansetzen? Nein! Oder einen Arm? Nein! Oder den Schmerz einer Wunde stillen? Nein! Ehre versteht sich also nicht

*) Baudissin, 4. Bd., S. 154 f.

Digitized by Google

auf Chirurgie? — Was ist Ehre? Ein Wort. Was steckt in dem Worte Ehre? Was ist diese Ehre? Luft! Wer hat sie? Er, der vergangenen Mittwoch starb: fühlt er sie? Nein! Hört er sie? Nein! Ist sie also nicht fühlbar? Für die Todten nicht. Aber lebt sie nicht etwa mit den Lebenden? Nein. Warum nicht. Die Verleumdung giebt es nicht zu. Ich mag sie also nicht. Ehre ist nichts als ein gemalter Schild beim Leichenzug. Und so endigt mein Katechismus."

Stellen wir nun Sganarelle's Monolog mit Falstaff's Erguss über die Ehre zusammen, so müssen wir gestehen, so verschieden dieselben auch sein mögen, eine Reihe von Punkten haben sie doch mit einander gemein, und es entstehen hieraus eine Reihe gewiss nicht ganz uninteressanter Fragen. Zunächst diejenige, die am leichtesten aufgestellt werden wird: ist hier an eine gegenseitige Einwirkung, oder vielmehr richtiger ausgedrückt, ist hier an eine Einwirkung des englischen Dichterfürsten auf den dichterischen Repräsentanten der französischen Nation zu denken?

Es wäre interessant, diese Frage bejaht zu sehen. Allein es scheint dies nicht der Fall. Die gleiche Frage, welche sich hier gelegentlich der beiden angeführten Stellen ergiebt, ist bei Besprechung von Fournier's bekanntem Werk „le roman de Molière" in Vapereau's Année littéraire*) mit den Worten aufgeworfen: „Molière a-t-il connu les pièces de Shakespeare, et s'en est-il inspiré"? und dahin verneint:

> „En cherchant les traces de l'influence que les écrivains anglais auraient pu exercer sur nous au dix-septième siècle, on ne trouve que les preuves de l'influence que les nôtres ont exercée sur eux."

Ist also hiernach eine Einwirkung Shakespeare's auf Molière ausgeschlossen, so würde sich hieran die weitere Frage schliessen, ob vielleicht die Gemeinsamkeit der Ideen beider Dichter einer gemeinsamen Quelle ihren Ursprung verdanken.

Da mir die Unterlagen für Shakespeare, namentlich das in dieser Beziehung zu consultirende Werk über die Quellen Shakespeare's von Echtermeier, Henschel und Simrock nicht zur Hand sind, — und vielleicht wird von anderer Seite hier

---

*) Schmitz, Neueste Fortschritte der franz.-englischen Philologie. Heft I, p. 45 f.

Digitized by Google

ergänzend eingetreten, — so werde ich die Frage also nur einseitig in Beziehung auf Molière behandeln können.

Man hat bis auf die neuesten Forschungen von Moland*) und Despois*) stetig wiederholt, dass Molière's Posse auf einer älteren italienischen Quelle beruhe. Allein Molaud wie Despois haben schlagend nachgewiesen, dass Molière von den Italienern höchstens den Anstoss zu seinem Stück erhielt, dass aber die Details des italienischen Stückes später von den Italienern selbst nach dem Molière'schen Werke modificirt worden sind. Fällt also die italienische Quelle für die Betrachtung unserer Stelle hinweg, so lässt sich doch durch die Untersuchungen der vorhin genannten Forscher als bestimmt annehmen, dass Molière dem Jodelet duelliste von Scarron und einigen älteren Romanen, von denen Molière ja eine sehr grosse Anzahl in seiner Bibliothek besass, mehrere Details und auch die Idee der Scene, welche ich hier mit Falstaff's Monolog zusammengestellt habe, zu danken hat. Wie stets, so hat auch hier Molière das Gute, welches er anderswo fand, mit wesentlich vertieftem Gehalt in seinem Werke wiedergegeben. Dass Shakespeare die von Molière nachweislich benutzte Quelle nicht gekannt, liegt auf der Hand; ganz ausgeschlossen blieb die Möglichkeit nicht, dass Shakespeare gleichfalls die Idee zu dieser Scene in älteren Romanen gefunden haben könnte.

Wie dem auch sei, Molière wie Shakespeare, beide zugleich Dichter und Schauspieler, sind sich jedenfalls der Wirkung bewusst gewesen, welche auf der Bühne ein Monolog über die Ehre im Munde eines Poltron ausüben musste. Die natürlichste Lösung der Frage scheint demnach die: da die Situation und die Charakteranlage ihrer Helden (!) in beiden Stücken etwas Analoges darbot, so haben beide Dichter, unabhängig von einander, denselben ähnliche Reflectionen und Ideen in den Mund gelegt, ohne dass also an eine Einwirkung des einen auf den anderen Dichter, oder an eine ihnen gemeinsame Quelle zu denken wäre.

---

*) Oeuvres complètes de M. Die letztere Ausgabe von Despois ist leider durch den im vorigen Jahre erfolgten Tod des Verfassers unterbrochen worden.

Dresden. Dr. Scheffler.


Digitized by Google

Heinrich Kruse's dramatische Dichtungen,

besprochen von

Dr. Theodor Pyl,

Docent an der Universität Greifswald.

Eine grosse Zeit ist an ihren Tragödien erkennbar. Die Wahrheit dieses Ausspruchs, welche sich an den Koryphäen des Griechischen Dramas nach den Perserkriegen, an den Spanischen Dichtern in Folge der Entdeckung Amerikas und der Weltherrschaft Carls V., in Shakespeare nach Englands Aufschwung unter Elisabeth, in Frankreich im Zeitalter Ludwigs XIV. erprobte, liess sich für Deutschland nach den grossartigen Erfolgen der letzten Jahre kaum bestätigen, vielmehr schien sich die Blüthe unserer Poesie vorzugsweise im Gebiete des Epos, des Romans und der Novelle zu entfalten, welche Dichtarten durch Wilhelm Jordan, sowie durch Freytag, Gutzkow, Spielhagen, W. Jensen, Clara Bauer (Karl Detlef), E. Werner, Theodor Storm u. A. in der glänzendsten Weise vertreten wurden. Das Drama entbehrte jedoch anscheinend einer entsprechenden Pflege, wenn wir auch Ferdinand von Saars Heinrich IV. (1865—1867) als einen trefflichen Verkünder der neuen grossen Epoche bezeichnen konnten. Andererseits liess sich aber die Vorliebe, mit welcher die Gegenwart ihre Stoffe aus dem Zeitalter des Claudius und Nero entnahm, oder dem entgegen Germanische Helden in einem alter-

Digitized by Google

thümlichen Stile behandelte, als eine Geschmacksverirrung bezeichnen.

Doch sollte endlich auch auf deutschem Boden die Grösse der Zeit an den Tragödien erkennbar werden und eine Reihe werthvoller dramatischer Dichtungen hervorrufen. Der Verfasser ist Dr. Heinrich Kruse, seit Jahren als Redacteur der Kölnischen Zeitung namhaft, dessen poetische Begabung jedoch, wenn auch seinen nächsten Freunden schon lange bekannt, den weiteren Kreisen bis dahin verborgen geblieben war. Sein dichterisches Schaffen unterscheidet sich wesentlich von dem seiner Vorgänger durch den Umstand, dass es nicht vom leichten Feuer der Jugend getragen wird, sondern der Erfahrung des reiferen Mannesalters entstammt, da Kruse, als sein erstes Drama „Die Gräfin“ 1868 im Druck erschien, schon das fünfzigste Lebensjahr überschritten hatte. Aus diesem Grunde zeigen seine sämmtlichen Werke eine Eigenart, die ihnen, anderen Schöpfungen gegenüber, eine Sonderstellung einräumt, vor allen Dingen aber den hohen Vorzug, dass jede Tragödie auf einer lebendigen Anschauung beruht, die ein gereifter Sinn zu einem plastischen Bilde gestaltet. Das Feuer der Jugend ist, ungeachtet Kruse schon 1815 geboren wurde, nicht gehemmt, vielmehr hat es sich zur wohlthätigen Flamme gekräftigt, wie einerseits aus dem Umstande hervorleuchtet, dass seine Muse von 1868—1877 sieben Tragödien hervorzubringen im Stande war, andererseits in dem Vorzuge erkennbar ist, dass in seiner Sprache kaum eine einzige phrasenhafte Wendung vorkommt, vielmehr jedes Wort den Träger sowohl einer objectiven Erfahrung, als tiefen subjectiven Empfindung bildet. Aus diesem Grunde erscheinen uns sämtliche Gestalten seiner Dichtung schon beim Lesen wie leibhaftige Personen, eine Wirkung, welche bei der Darstellung auf der Bühne noch einen mächtigeren Eindruck hervorbringen muss.

Diese Eigenart Kruse's tritt schon in seiner zuerst (1868) erschienenen Tragödie „Die Gräfin“, ja vielleicht gerade in dieser am schärfsten hervor, vielleicht aus dem Grunde, weil die Zustände von Ostfriesland eine natürliche Verwandtschaft mit seiner Rügisch-Pommerschen Heimat haben. Wie hier an

Digitized by Google

der Ostsee, bildet sich nämlich an der Nordseeküste Frieslands eine gewaltige Kraft und ein stolzes Selbstgefühl aus, deren Uebertreibung sich gar leicht in Härte und Uebermuth wandelt und dadurch den Grund zu tragischen Conflikten legt. Das Drama, welches aus einem sorgfältigen Studium der Friesischen Geschichte und einer genauen, bei längerem Aufenthalt erworbenen Kenntniss des Landes hervorgegangen ist, behandelt die Umbildung Frieslands aus einer lockeren Verbindung einzelner Häuptlingsgebiete zu einem einheitlichen Fürstenthum durch die Gräfin Theda, die Witwe des verstorbenen Grafen Ulrich aus dem Cirksenageschlechte. Während nun der Charakter der Heldin durch die Strenge, mit welcher sie gegen die Zügellosigkeit des Gerd zur Heide und die Theilnahme des Häuptlings Hero Omken von Esens am Seeraube einschreitet, unsere Bewunderung erlangt, erregt sie durch die Härte, vermöge welcher sie den Bund ihrer Tochter Gela mit dem Grafen Adolf von Oldenburg trennt, und den Hochmuth, mit dem sie ihre zweite Tochter Almuth ihrem Feldherrn Engelmann von Horst versagt, obwohl er Friesland gegen innere und äussere Feinde vertheidigte, unsere Abneigung. Auch bleibt die tragische Vergeltung ihr nicht erspart, indem ihr Sohn Enno und ihre beiden Töchter, die zarte liebliche Gela und die kräftige strahlende Almuth, nebst ihrem Gatten Engelmann von Horst, dem Tode verfallen, so dass ihr gebrochenes Mutterherz nur noch Hoffnung in der Zukunft ihres jüngeren Sohnes Edzard zu erblicken vermag.

In „Wullenwever“, der 1870 erschien, aber früher als „Die Gräfin“ entworfen ist und einer Reihe noch nicht veröffentlichter Dichtungen angehört, welche die Geschichte Pommerns und der Hansastädte behandeln, schöpft Kruse aus den Eindrücken seiner Jugend. Ein Sohn des Gewandhausaltermanns Andreas Theodor Kruse in Stralsund, welcher eine Sammlung verdienstvoller historischer Schriften „Sundische Studien“ veröffentlichte, wurde er auf das innigste mit der Geschichte seiner Vaterstadt Stralsund und des Hansabundes vertraut; erblickte er doch täglich in den Denkmalen der Kunst und den Urkunden der Archive die sprechenden Zeugen einer

Digitized by Google

grossen Vergangenheit. Wullenwever ist die Kehrseite der Gräfin Theda. Während diese mit unbarmherziger Strenge ihre praktischen Ziele verfolgt, mögen auch ihre nächsten Angehörigen und Freunde darüber zu Grunde gehn, ringt der berühmte Burgemeister von Lübeck nach glänzenden Idealen, denen er seine Persönlichkeit ebenso selbstlos aufopfert, wie er seinen Freunden und Feinden Nachsicht und Grossmuth beweist. Die Wirkung solches schwärmerischen Wohlwollens ist naturgemäss sein eigener Untergang; arbeitet doch, wie einer seiner Gegner, der Cardinal Campeggio, sagt, die Weltgeschichte nicht mit mildem, sondern mit „eisernem Geräth". Obwohl uns aber Kruse seinen Wullenwever nach Gedanken und Plänen als Idealisten hinstellt, zeigt er ihn in der Ausführung doch so lebenswahr und auf solchem realistischen Hintergrunde, dass er auf den Leser der Gegenwart eine gleiche Gewalt ausübt, wie auf die Bürgerschaft Lübecks und die Hansatage der Reformationszeit. Diese Macht der Rede tritt namentlich in der grossen Scene des ersten Aufzugs hervor, wo er die Menge für den Krieg gegen Dänemark zu begeistern weiss. Im Gegensatz zu seinem Feuereifer, in gleicher Lebensfrische gezeichnet, stehn drei andere Gestalten: seine anmuthige Schwester, das Abbild eines deutschen Bürgermädchens, wie es uns auf Albrecht Dürers und Hans Holbeins Gemälden so ergreifend entgegentritt, so wie sein Freund, der Lübische Stadthauptmann Marx Meyer, welcher die Tüchtigkeit des deutschen Landsknechts mit der entsprechenden Derbheit verbindet, endlich sein erbittertster Gegner, der Patricier Lambert von Dahlen, ein Charakter, welcher in seiner auflösenden Schärfe und der rücksichtslosen Wahl seiner Mittel an die Gräfin Theda erinnert. Vergleicht man diese Persönlichkeiten mit denen von Gutzkows und Oelkers Dramen desselben Inhalts, so erkennt man leicht, dass letztere wie Nebelbilder der Phantasie vor den lebenswarmen Gestalten in Kruse's „Wullenwever" verschwinden. Nur in der Person des berühmten Juristen Johannes Oldendorp, des Syndicus von Lübeck, welcher abwechselnd Professor der Rechte in Greifswald, Rostock, Cöln und Marburg war, hat sich Kruse ver-

Digitized by Google

griffen, indem er ihn als lustige Figur auffasst und zum Subalternen Lambert von Dahlens herabdrückt, während gelehrter Hochmuth und feine Diplomatie als seine Haupteigenschaften hervorzuheben gewesen wären. Oldendorp theilt hier das Schicksal des Polonius im Hamlet, welcher in der Regel von seinem Darsteller als alter Narr behandelt wird, während Shakespeare in ihm nur den Intriguanten und Diplomaten vorführen wollte. Die grossartige Ansprache Wullenwevers an seine Richter würde noch tragischer das Drama beschliessen, wenn ihm Oldendorp dabei ebenbürtiger gegenüberstände.

In „König Erich", 1871 erschienen, einem Stoff, der früher von Jakobi, Prutz und Willkomm behandelt wurde, erhalten wir am Eingange ein prächtiges Bild des Schwedischen Reiches, wie es Gustav Wasa am Ende seiner Regierung seinen Söhnen hinterliess; zugleich erkennen wir aber auch den Keim der Zwietracht, den seine unpolitische Liebe für seine jüngeren Söhne durch die Theilung des Landes hervorrief. Die dramatische Handlung beruht auch in dieser Tragödie sowohl auf einem genauen Studium der nordischen Geschichte, als auf dem lebendigen Eindrucke, welchen Kruse bei einem längeren Aufenthalte in Schweden von dessen landschaftlichem und culturgeschichtlichem Wesen empfing; ausserdem führt sie uns eine Reihe neuer Charaktere vor, welche in der „Gräfin" und „Wullenwever" noch nicht zur Erscheinung gelangten. König Erich, ein reich begabter, thatkräftiger Monarch, der namentlich durch die Entwicklung der Schwedischen Flotte Gustav Wasas Erfolge vergrösserte, bereitet sich durch sein Mistrauen, das ebenso oft begründet, als ohne Ursache durch seinen Günstling Göran Persson, einen Emporkömmling, gereizt wird, einen tragischen Ausgang, welcher, ebenso wie seine Reue über die voreilig befohlenen Todesurtheile und seine Ergebung während der Kerkerhaft, zu den ergreifendsten Scenen Veranlassung giebt. Dem gegenüber kommt in dieser Dichtung ein anderer Zug von Kruse's Eigenart, der gesunde Humor zur Geltung, der zwar schon im Grafen von Oldenburg in der „Gräfin" und bei Marx Meyer und Frau Lunte, sowie im Dialog zwischen Lambert von Dahlen und Oldendorp seine Wirkung hatte, in „König

Digitized by Google

Erich" aber eine feinere Ausbildung und harmonischere Färbung erlangt. Die Träger dieses Humors sind der alte Wachtmeister Gustav Wasas, Mons Knutson und seine Tochter Karin, welche König Erich auf den Schwedischen Thron erhob. Die lautere Jungfräulichkeit, mit welcher Karin Erichs leichtsinnige Werbung abweist, die versteckte Eifersucht, welche ihr Urtheil über die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart hervorruft, ihre Seelengrösse, mit welcher sie den Trübsinn Erichs verscheucht, machen, im Zusammenhange mit der schlagfertigen Rede des Soldatenkindes und ihres Vaters, aus beiden Musterbilder der deutschen dramatischen Poesie.

In „Moritz von Sachsen", welcher 1872 erschien und ebenso wie „König Erich" schon früher von Gustav Hermann (1831), Robert Prutz (1845) und Robert Giseke (1860) behandelt worden ist, tritt der humoristische Zug, im Gegensatze zu den genannten Bearbeitern, noch in weiterem Umfange hervor, insofern der Held der Tragödie selbst in diesem Lichte erscheint, vielleicht unbewusst, oder mit Absicht gerade deshalb so aufgefasst, weil die Schwierigkeiten, die seine Charakterdarstellung bietet, in dieser Färbung am leichtesten zu überwinden sind. Idealistische Züge nämlich, wie wir solche an Wullenwever bewundern, würden, auf Moritz von Sachsen übertragen, dem Geschichtskundigen als Unwahrheit erscheinen; aus diesem Grunde versucht der Dichter keineswegs seine Schwächen zu verdecken, sondern stellt seinen Ehrgeiz und Egoismus gegen den Churfürsten Johann Friedrich den Grossmüthigen und Kaiser Karl V., seinen Wetteifer in diplomatischer List mit Granvella, seinen Leichtsinn im Umgange mit der Rheingräfin Laura ins volle Licht, jedoch in der Weise, dass Moritz, ähnlich wie Goethe's Egmont, durch seine geistige und körperliche Begabung und den erwähnten leichten Humor des Lebens unsere Theilnahme gewinnt. Zugleich treten, je mehr er selbst durch diplomatische Kunst seine Gegner überwindet, die ethischen Vorzüge derselben günstiger hervor. Churfürst Johann Friedrich gewinnt ungeachtet seiner Schwerfälligkeit und eigensinnigen Beschränktheit, welche seinem Genossen, Philipp von Hessen, zum Spotte dienen, den-

Digitized by Google

noch durch seine tiefe Religiosität und seine demüthige Ergebung im Unglück unser Mitgefühl, nicht minder Kaiser Karl V. durch seine staatsmännische Grösse und das väterliche Vertrauen, welches so schmerzlich von seinem Günstling Moritz getäuscht wird; selbst Herzog Alba imponirt trotz seiner undankbaren Aufgabe, einen Treubruch zu legalisiren, durch seinen Gleichmuth und seine Loyalität gegen Karl V., mit welcher er den Angriffen der Reichsfürsten bei dem Gelage begegnet. Andererseits üben die sittlichen Eigenschaften von Moritz' eigener Umgebung, seiner selbstlosen Gemahlin Agnes, seiner Getreuen Thilo von Trotha und Carlowitz, in deren Charakter der Dichter mit sichtlicher Vorliebe Edelmuth und humoristische Derbheit gemischt hat, auf ihn einen Einfluss, der wie feurige Kohlen auf seinem Haupte brennt und ihn schliesslich zu einer tragischen Bedeutung erhebt. Der mit Moritz befreundete Markgraf Albrecht von Brandenburg, eine nach seiner natürlichen Anlage mit ihm verwandte Persönlichkeit, in welcher jedoch die oben erwähnten Schwächen unseres Helden in Entartung übergegangen sind, ist in Folge seiner durch das oben erwähnte Verhältniss zur Gräfin Laura hervorgerufenen Eifersucht in seinen Feind verwandelt und überfällt in blinder Wuth die Sächsischen Lande. Indem Moritz nun seine persönliche Verschuldung gegen Albrecht und Laura zum allgemeinen Besten seines Vaterlandes durch Tapferkeit gut zu machen sucht und in diesem Streben den Tod erleidet, erfüllt er die Pflicht der Sühne und die tragische Bestimmung, welche das Drama verlangt. Die Detailzeichnung der Reformationszeit, der Contrast der Religiosität und sittlichen Würde mit dem Treiben auf dem Reichstag zu Regensburg und dem Gelage der Fürsten, die Vorliebe des Kaisers für mechanische Beschäftigung und für die Erhaltung des Baumes von Gent, Glanz und Reichthum der Fugger, der in dem Gleichniss von dem Schiffe aus Venetianischem Glase seinen Ausdruck findet, deuten auf genaue Kenntniss der Chroniken jener Zeit, von denen namentlich die Selbstbiographie des Stralsunder Burgemeisters Bartholomäus Sastrow (1578—1603) hervorzuheben ist.

Digitized by Google

Nach „Moritz von Sachsen“ trat eine Unterbrechung von Heinrich Kruse's dramatischer Thätigkeit ein, da ein bedeutendes Nervenleiden für ihn eine längere geistige Ruhe erforderte. Eine Reise nach Italien gab ihm nicht nur neue körperliche Kräfte, sondern führte seinem Geiste eine Menge von wohlthuenden Eindrücken zu, welche seinen poetischen Gesichtskreis erweiterten und zu neuen Schöpfungen ermunterten. Schon im Jahre 1874 war er so weit hergestellt, dass er seinen „Brutus“ erscheinen lassen konnte, mit dem eine Reihe von Tragödien beginnt, die wir als die zweite Periode seines Schaffens bezeichnen können, da sie, im Gegensatze zu den früheren Dramen, ihre Stoffe aus der Geschichte des klassischen Alterthums und der Romanischen Völker entnahmen. Hinsichtlich der Wahl des Stoffes, welcher sich mit dem Inhalte von Shakespeare's „Julius Cäsar“ deckt, hat ihm die Kritik vielfach vorgeworfen, dass er in diesem Werke mit dem Grossmeister der dramatischen Kunst in die Schranken getreten sei, eine Rüge, die schon deshalb bedenklich erscheinen muss, weil ein namhafter Litteraturhistoriker, Heinrich Kurz, in seiner Geschichte der neuesten deutschen Literatur, welche noch vor dem Beginne von Heinrich Kruse's poetischer Thätigkeit erschien, p. 492, sein Befremden darüber ausspricht, dass nur zwei Dichter, Eduard Arnd (1833) und Oswald Marbach (1860) die Gestalten von Cäsar und Brutus auf die Bühne geführt hätten. Auch ist es ganz undenkbar, dass sich die poetische Bedeutung einer Handlung und eines Helden durch eine einmalige Behandlung, geschehe sie auch durch den grössten der Dichter, erschöpfen liesse; hat doch ein nur mässig begabter Schriftsteller K. Fr. G. Wetzel (1778—1819) nach Schillers „Jungfrau von Orleans“ ein Trauerspiel „Jeanne d'Arc“ veröffentlicht, welches drei Auflagen (1817, 1819, 1825) erlebte, und hinsichtlich des Schlusses wesentliche Vorzüge aufweist. Vielmehr haben wir uns zu vergegenwärtigen, dass derselbe Stoff nicht allein durch die Individualität des Dichters, sondern fast noch mehr durch den Charakter der Zeit modificirt wird. In diesem Sinne würde die specifisch confessionell aufgefasste Person des „Bruder Martin“ bei Wetzel, in Schillers

Digitized by Google

durch Kants philosophische Richtung bestimmter Dichtung unmöglich gewesen sein. Aehnlich tritt demgemäss in Kruse's „Brutus“ ein wesentlicher Unterschied von Shakespeare's „Julius Cäsar“ hervor. Antonius ist mit grösserem Humor und, gleich Lepidus, mehr im komischen Lichte dargestellt, dagegen nimmt Calpurnia eine höhere Stellung ein, ja sie wird durch ihre treue Liebe und den Eifer, mit welchem sie ihren Gatten von der Senatsversammlung zurückzuhalten sucht, welchen dieser aber, durch die Einflüsterung der Verschworenen verleitet, für Eigenwillen und Herrschsucht ansieht, zur unbewussten Ursache für die Beschleunigung der tragischen Katastrophe, und später nach Cäsars Tode zum begeisterten Anwalt für die Rechte ihres gefallenen Gatten. In ihrem Zwiegespräch mit Portia findet sie jedoch einen ebenso ebenbürtigen Widerstand, wie Cäsar in jener Unterredung mit Brutus, die seinem Tode vorangeht. In letzterer erreicht Kruse's Dichtung ihren Höhepunkt, denn in einem scharfen Gegensatze, wie ihn Shakespeare's Tragödie nicht kennt, ringen hier die beiden Ideale des Alleinherrschers der Weltmonarchie und der Aristokratie des Patriciats mit einander, ein Kampf, für welchen wir eine um so höhere Theilnahme empfinden, als der sonst in philosophischer Speculation unthätig verharrende Brutus, angesichts der nahenden Katastrophe, mit kalter Ruhe und diplomatischer Verschlagenheit ein praktisches Ziel verfolgt, während der auf diesem Gebiete gewandte Cäsar, in phantastischen Plänen neuer Alexanderzüge befangen, mit sorgloser Ruhe und einem ungewohnten Anfluge von schwärmerischer Milde die Mahnungen drohender Gefahr überhört und so dem Tode verfällt.

Aber wenn auch Kruse der gewaltigen Handlung und den Helden einer grossen Zeit ebenso neue als treffende Gesichtspunkte abzugewinnen wusste, so hatte dennoch gerade für ihn die Wahl dieses Stoffes ein gewichtiges Bedenken, welches bisher von der Kritik noch nicht erhoben wurde. Kruse's dichterischer Genius hat — und dies tritt am schlagendsten in der Gräfin hervor — eine innige Verwandtschaft mit seinem grossen Vorgänger Shakespeare. Nicht nur die das gewöhnliche

Digitized by Google

Maass überschreitende Auffassung der Charaktere und ihre plastische Gestaltung, sondern auch die Neigung seiner Sprache zu Sentenzen und Sprichwörtern sind ihnen beiden gemeinsam. Wenn Kruse es nun unternahm, einen schon von Shakespeare behandelten Stoff aufs neue dramatisch zu bearbeiten, so liegt die ihm von der Kritik vorgeworfene Wiederholung weniger in der objectiven Vorlage derselben Personen und Thatsachen, als in einer unbewussten Verwandtschaft poetischer Auffassung.

Das zweite Drama, welches unter dem Einflusse der Italienischen Reise entstand, behandelt das Schicksal des berühmten Dogen Marino Faliero (1876), für welchen sich der Dichter bei einem längeren Aufenthalte in Venedig, namentlich im Anschauen der auf ihn und seinen Gegner Michel Steno bezüglichen Denkmäler erwärmte; aus diesem Grunde erscheint auch in der genannten Tragödie die landschaftliche und culturgeschichtliche Eigenthümlichkeit des dramatischen Hintergrundes in lebhafterer Färbung, als in der Mehrzahl der übrigen Werke. „Marino Faliero“ bildet in dieser Beziehung das Gegenbild zu „König Erich“, welcher in seinem nordischen Colorit und in Karins Volksliedern eine ebenso anmuthige Wirkung ausübt, wie der Dogenpalast und die vom Gesang der Gondoliere erfüllten Canäle Venedigs. Jenes Versenken in die geschichtlichen Denkmäler der Vergangenheit erwarb Kruse's Dichtung auch einen anderen wesentlichen Vorzug im Vergleich zu denen, welche diesen Stoff vor ihm behandelten, unter welchen ausser dem Franzosen Delavigne (1829) Lord Byron (1820) und Franz Kugler zu nennen sind. An Byrons „Marino Faliero“ tadelt sein Biograph Felix Eberty (II, 197) namentlich, dass er eine einseitige liberale Parteischrift sei; Kruse hat dagegen mit richtigem dramatischen Takt, ebenso wie in „Moritz von Sachsen“, Licht und Schatten so gleichmässig vertheilt, dass uns die Aristokratie, trotz ihres Egoismus, durch ihre politische Klugheit und energische Tapferkeit ebenso imponirt, wie uns der Zorn der unterdrückten Demokratie berechtigt erscheint. Der Doge nun, welcher die Vermehrung seiner herzoglichen Macht durch einen Bund mit dem

Digitized by Google

Volke erstrebt, wird in doppelter Weise der Träger dieses tragischen Conflikts, einerseits äusserlich, insofern er nach der Entdeckung der Verschwörung den Tod erleidet, andererseits in seinem Innern durch eine Stimme seines Gewissens, welche ihn, angesichts der zügellosen Demokratie, an seinem Unternehmen irre werden lässt.

Die eigentliche Bedeutung von Kruse's dramatischem Beruf erkennen wir jedoch, wenn wir seinen „Marino Faliero" mit Franz Kuglers „Doge und Dogaressa" vergleichen. Obwohl uns nämlich der letztere als ein Mann von poetischer Begabung, von feinem Schönheitsgefühl und künstlerischem Sinne bekannt ist, vermögen dennoch die Gestalten seiner Tragödie in ihrer Mehrzahl kein Interesse zu erwecken. Kuglers Michel Steno ist ein leichtfertiger Cavalier, dessen Spottverse zwar den Conflict veranlassen, der aber, geistig bedeutungslos, ohne jeglichen Einfluss auf die Entwicklung der Handlung bleibt; bei Kruse wird Steno jedoch durch seine Tapferkeit bei Unterdrückung der Verschwörung, durch seinen Humor in seinem Liebesverhältniss zu den Damen der Herzogin, sowie andererseits durch seinen edlen Ernst bei der Vertheidigung des gefangenen Dogen zu einer ihm ebenbürtigen Gestalt, ja, indem seine Grossmuth Marino Faliero's Groll in Hochachtung verwandelt, wird er ihm zu einem Freunde, der ihn mit dem Tode versöhnt. Ferner steht der mangelhaften Auffassung Steno's bei Kugler der positive Fehler zur Seite, dass er die Dogaressa als ein halbentwickeltes Mädchen dargestellt, welche von ihrem im hohen Greisenalter stehenden Gemahl wie ein Kind behandelt wird und in Folge dessen ein sehr romantisch erscheinendes, in Wahrheit aber recht alltägliches Liebesverhältniss mit dem Baumeister Filippo Calendaro anspinnt, das ganz unvermittelt neben der Haupthandlung verläuft, ohne ihre Entwicklung zu bestimmen, und nur die peinliche Wirkung ausübt, dass wir den Helden, während er dem Tode verfällt, heimlich von seiner Gattin verrathen sehn. Bei Kruse bildet dagegen die Eifersucht des Dogen gegen Steno einen wesentlichen Zug in seinem Charakter, der ihn in seinen übrigen Handlungen das Maass des Handelns und

Digitized by Google

die Ruhe der Ueberlegung vergessen lässt. Er ist kein Greis, sondern ein älterer Mann, der von der Dogaressa, einer geistig bedeutenden, sittlich hervorragenden Persönlichkeit, die innigste Liebe empfängt, eine Neigung, die von jüngeren Frauen, einem gereiften Gatten gegenüber, häufig empfunden wird, wie uns Karl Detlefs anmuthige Dichtung „Die geheimnissvolle Sängerin" besonders lebhaft vor Augen führt. Als daher nach der Katastrophe des Trauerspiels ihr reiner Sinn und klarer Blick seine eifersüchtigen Zweifel verbannen, geht er freudigen Muthes dem Tode entgegen, da er aus ihrem Munde ein höheres Gut, als seine verwirkte Herzogswürde, das Bekenntniss ihrer treuen Liebe, empfängt. An dieser Stelle wäre unseres Erachtens die Tragödie zu beschliessen, da der Held hier kurz vor seinem Tode auf dem Höhepunkt seines Lebens steht. Die folgende Scene, welche Marino Faliero den Untergang von Venedigs Herrschaft prophezeien lässt, macht, ähnlich wie die Weissagungen in Schillers „Jungfrau von Orleans", eine abschwächende Wirkung, da Zuschauer und Leser leicht erkennen, dass sie nicht einer höheren Eingebung des Helden, sondern der historischen Kenntniss des Verfassers ihren Ursprung verdanken.

In dem letzten 1877 erschienenen Drama „Das Mädchen von Byzanz" behandelt Kruse einen Stoff aus der Griechischen Geschichte und wählte sich den Spartanerkönig Pausanias zum Helden, jenen durch seltene Begabung und Lebensführung wie zu einem tragischen Ausgange bestimmten Charakter, der aber unseres Wissens bisher nur von einem anderen Pommerschen Dichter, Johann Gottfried Hagemeister (1762 bis 1806), in einem Schauspiel, „Pausanias Tod" in Hahn und Pauli's Vierteljahrsschrift (Pommersches Archiv der Wissenschaften und des Geschmackes [1785] III, p. 168 ff.) und von Fr. Eickhorn in einer Tragödie „Pausanias", 1858 auf die Bühne gebracht worden ist. Die Bedeutung des Helden für die dramatische Dichtkunst vergegenwärtigt sich uns am schlagendsten, wenn wir erkennen, dass er sehr viele Vergleichungspunkte mit Wallenstein darbietet. Gleich diesem überragt er seine Zeitgenossen an Begabung und Thatkraft; in ähnlicher

Digitized by Google

Weise durch Aristokratie und Particularismus befeindet, wird er des Oberbefehls enthoben, und benutzt, wie jener die Schweden, die Perser, um mit ihrer Hülfe die Alleinherrschaft über Griechenland zu erwerben; ja er theilt mit ihm sogar das Geheimniss, wie weit der Vorwurf des Vaterlandsverrathes berechtigt war. Während nun der Held durch die Macht seiner Persönlichkeit, welche die Schranken des Gewöhnlichen überschreitet, unsere Theilnahme gewinnt, weiss Kruse ihm in dem ruhigen Gleichmaass und der Gerechtigkeit des Aristides ein Gegenbild zur Seite zu stellen, welches seine tragische Schuld vorbereitet. Diese liegt weniger in seinem heimlichen Bündniss mit den Persern, da uns kurz vor seinem Tode sein eigenes Bekenntniss überzeugt, dass er sie nur zum Werkzeuge für das Wohl Griechenlands benutzen wollte, — als in seinem Abfall von der Einfachheit der Spartanischen Sitte. Indem nämlich sein Wohlleben und seine Leidenschaft für Kleonike, das schöne „Mädchen von Byzanz", deren Tod herbeiführt und die Anhänglichkeit ihres Verlobten Chares in eine Feindschaft wandelt, welche die Verbindung des Pausanias mit dem Perserkönig den Spartanischen Ephoren verräth, wird jene zur Nemesis, die nicht nur äusserlich seinen Untergang veranlasst, sondern auch in seinen Träumen ihn mit Reue erfüllt. Die Versöhnung hat Kruse in die Hand seiner Mutter Alithea gelegt, deren Gestalt ihm in Willenskraft und Grösse ebenbürtig ist, in sittlicher Würde ihn jedoch übertrifft. Nachdem sie Anfangs ihn am herbsten getadelt und vor seinen Plänen gewarnt hat, erquickt sie den im Pallastempel Gefangenen mit der Frucht des Granatapfels. Weiht sie ihn so gleichsam dem Tode, so erhebt sie ihn zugleich zu einem höheren Leben, indem sie, als eine ebenbürtige Natur, ein Verständniss für die Grösse seiner Unternehmung hegt, das dem gewöhnlichen Sinn seiner Mitbürger als Verrath erscheint.

Einen besonderen Vorzug hat Kruse's jüngstes Drama durch die in dasselbe eingewebten Kampflieder und Trauergesänge, welche nicht nur von hoher lyrischer Bedeutung, sondern auch von einem so echt Hellenischen Geiste getragen sind,

Digitized by Google

dass sie in Griechischer Uebersetzung der Anthologie eingereiht werden könnten. Sie zeigen uns, dass die poetische Kraft des Dichters stets frische Blüthen zu treiben weiss, und erregen in uns eine lebhafte Spannung, mit welcher neuen dramatischen Spende uns seine Muse im kommenden Jahre erfreuen werde.

Digitized by Google

Der elliptische Relativsatz im Englischen.

Von den heutigen germanischen Sprachen kennen neben der englischen nur noch die dänische und schwedische den elliptischen Relativsatz, wenngleich sein Gebrauch in diesen beiden Sprachen nicht von der Ausdehnung ist, wie im Englischen. Im Schwedischen ist er wohl auf die Fälle beschränkt, wo das Relativpronomen, wenn es gesetzt wäre, im Accusativ stände, und auch im Dänischen werden sich nur wenige Beispiele bringen lassen, welche ein fehlendes Relativum im Nominativ aufweisen. Da der elliptische Relativsatz sich aber in fast allen älteren germanischen Dialecten, auch dem Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen, findet, so ist es eine immerhin beachtenswerthe grammatische Erscheinung, dass er sich in den drei genannten Sprachen bis auf den heutigen Tag erhalten hat, während er im Neuhochdeutschen gänzlich verschwunden ist.

Spuren des elliptischen Relativsatzes finden sich auch in den romanischen Sprachen (cf. Diez, Grammatik der rom. Sprachen III, 365), und wenn man über den indogermanischen Sprachstamm hinausgehen will, so wird man sehen, dass er im Hebräischen und Arabischen sehr häufig vorkommt.

Die Untersuchungen über die Entstehung dieser grammatischen Erscheinung haben bis jetzt zu keinem bestimmten Resultate geführt, und ihre Auffassung ist deshalb eine sehr verschiedene. Man hat behauptet, wir hätten in dem elliptischen Relativsatze eine Erbschaft aus der Sprachperiode der rein parataktischen Satzfügung, also der Zeit, in welcher es noch kein Relativpronomen gab. Dass es eine Periode in der Sprache gegeben hat, wo die heutige hypotaktische Satzfügung eine rein parataktische war, oder vielmehr wo es der Sprache an einem

Digitized by Google

adäquaten Ausdrucke gefehlt hat, die Unterordnung, wenn auch in Gedanken vorgenommen, äusserlich von der reinen Beiordnung zu unterscheiden, kann jetzt wohl als feststehend angenommen werden. Als Beweis dafür gilt auch das späte Auftreten des Relativpronomens, das sicherlich erst entstanden ist, als sich die indogermanischen Sprachen schon getrennt hatten; denn die verschiedenen Gruppen der Sprache haben ganz verschiedene Wege eingeschlagen, sich ein Relativ zu verschaffen (cf. Windisch, Untersuchungen über den Ursprung des Relativpronomens in den indogermanischen Sprachen. Leipzig 1869). Da scheint ja die oben angedeutete Ansicht sehr nahe zu liegen und auf den ersten Blick viel für sich zu haben. Trotzdem kann sie nie zu bestimmten Resultaten führen, weil schon die ältesten bekannten Sprachdenkmäler ein Relativ, oder wenigstens eine dasselbe vertretende Partikel darbieten. Auch ausserdem erweist sich diese Ansicht bei näherer Prüfung nicht stichhaltig. Ganz abgesehen von dem Einwurf, dass auch der unentwickelten Sprache niemals jener oratorische Accent gefehlt hat, um die Unterordnung des Gedankens anzudeuten, widerspricht ihr auch die historische Entwicklung, welche der elliptische Relativsatz durchgemacht hat. Wie wir später sehen werden, findet sich im Englischen der elliptische Relativsatz anfangs nur in geringen Ansätzen, und erst im Laufe der Zeit erweitert sich sein Gebrauch, sowohl in Betreff der Verschiedenartigkeit der einzelnen Fälle, als auch ihrer Anzahl. Derselbe Vorgang findet sich auch in den meisten übrigen germanischen Dialecten (cf. E. Kölbing, Untersuchungen über den Ausfall des Relativpronomens in den germanischen Sprachen. Strassburg 1872). Wäre dagegen die angegebene Ansicht richtig, so würden wir eher den umgekehrten Process eintreten sehen, d. h. mit zunehmender Ausbildung des Pronomens hätte der elliptische Relativsatz abnehmen und vielleicht allmählich ganz verschwinden müssen.

Schon früher hatte J. Grimm diese Frage für die deutschen Dialecte berührt in seiner Schrift: Ueber einige Fälle der Attraction (gelesen in der Academie der Wissenschaften am 20. April 1857, wieder abgedruckt im 3. Bande der kleinen Schriften). Aber ganz seltsamer Weise nimmt Grimm in den Fällen, wo ein Verbum des Nennens oder Heissens folgt, Auslassung des Relativs an, und sonst will er diese Erscheinung durch Apposition erklären, also doch wohl durch Auslassung des Demonstrativs. Z. B. Apposition findet nach Grimm statt in: wer was ein man, lac vorme grâl? Parz. 501, 20; dagegen

Digitized by Google

Auslassung des Relativs in: einiu liute, heizent Arimaspi. Diemer 366, 24; hatte einen jungen son, was Karl genant, Karlm. 5, 1.

In diesen und auch allen übrigen von Grimm angeführten Stellen wird der Nebensatz durch das Verbum eingeleitet, was vielleicht auf Auslassung des Demonstrativs hinweist, obwohl die Regeln der Inversion noch nicht feststehen.

E. Kölbing vertritt in seiner oben citierten Schrift mit grosser Entschiedenheit die Anschauung einer Auslassung des Relativpronomens. Er zieht zu diesem Zwecke das Altnordische, Altschwedische, Altdänische, Angelsächsische, Altenglische, Altsächsische, Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche in den Bereich seiner Untersuchungen und zeigt, dass in diesen Sprachen sich mehr oder weniger eine Auslassung des Relativs findet. Für das Gothische nimmt er keine Auslassung, wohl aber Schwächung des Relativs an.

Tobler will in dem Aufsatze über Auslassung und Vertretung des Pronomen relativum, Germania XVII, N. R. V. die Auffassung einer Auslassung des Relativs überhaupt nicht zulassen; denn ein solcher terminus erkläre nichts, sondern bezeichne eben nur die erst zu erklärende Thatsache. Er nimmt entweder eine Auslassung des Demonstrativs, oder Attraction und Verschränkung an.

Ebenfalls gegen die Ansicht Kölbings spricht sich auch O. Erdmann aus in seinen Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otfrieds (Halle 1874). Erdmann will den elliptischen Relativsatz im Althochdeutschen durch ein Ueberwiegen der demonstrativen Hinweisung im Hauptsatze erklären. Diese Hinweisung ist nach ihm in der Vorstellung noch so gewaltig, dass der Nebensatz keine eigene Bezeichnung annimmt und auch in gerader Wortstellung dem Hauptsatze folgt.

Die meisten Bearbeiter der englischen Grammatik nehmen einfach eine Auslassung des Relativums an. B. Schmitz hingegen will die Erscheinung als eine Art Attraction auffassen. Doch fasst Schmitz das Wort Attraction nicht in dem Sinne, wie es gewöhnlich in den alten Sprachen geschieht, und wie Grimm diesen Ausdruck auch von der deutschen Sprache gebraucht. Schmitz scheint darunter vielmehr eine solche Art der Zusammenziehung von Beziehungswort und Relativsatz zu verstehen, welche schliesslich auch nur durch Auslassung des verbindenden Gliedes, des Relativpronomens, erklärt werden kann.

Bei dieser grossen Verschiedenheit der Ansichten, welche theil-

Digitized by Google

weise im directen Gegensatz zu einander stehen, ist es vielleicht angezeigt, den elliptischen Relativsatz in der englischen Sprache, welche ja seine Hauptdomäne bildet, einer Specialuntersuchung zu unterziehen. Es wird uns dabei nicht allein darauf ankommen, diese Erscheinung von den ersten kleinen Anfängen an und in den verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung zu verfolgen, sondern auch die Natur der betreffenden Sätze scharf ins Auge zu fassen.

Es fragt sich zunächst, ob es schon im Angelsächsischen einen elliptischen Relativsatz gibt. Die Frage ist schwer zu entscheiden, weil die angelsächsische Sprache noch kein eigentliches declinirbares Relativpronomen besitzt. Die Relation wird bezeichnet einfach durch das indeclinable þe, oder durch þe in Verbindung mit dem Personalpronomen; dann wird aber auch das Demonstrativ allein, ohne Verbindung mit dem þe, als Relativ gebraucht. In Bezug auf diese letzte Art und Weise der Relation ist es natürlich sehr schwierig festzustellen, ob an Stellen, wo man beide Pronomina erwartete, sich aber nur eins findet, dasselbe demonstrativen oder relativen Werth hat. Man wird sich wohl stets für Auslassung des Demonstrativs entscheiden. Die Frage beschränkt sich also darauf, ob ein wirklicher Ausfall der Partikel þe zu constatieren ist. E. Kölbing, welcher in dem citierten Schriftchen auch das Angelsächsische in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen hat, kommt zu dem Resultat, dass im Angelsächsischen „zuweilen“ die Partikel ausgefallen ist. Nach dem herbeigebrachten Beweismaterial muss man allerdings zugestehen, dass die Annahme eines Ausfalls der Partikel viel für sich hat, aber zur vollen Ueberzeugung haben wir nicht gelangen können. Die Beispiele sind, wie auch Kölbing bemerkt, im Verhältniss zur angelsächsischen Literatur nicht sehr zahlreich und dabei nicht alle unantastbar. Den grössten Nachdruck legt Kölbing auf das Beispiel: Bid þät beácen gode hâlig nemned and se hväteádig vîggé veordod se þät vicg byrd. Statt des zweiten se sollte man entweder se þe oder þonne erwarten, da das Verb des Nebensatzes einen Accusativ erfordert. Wollte man se als Relativ fassen, so müsste es indeclinabel sein, weil es den Accusativ vertritt. Dass se für sich allein schon Nominativ des Relativpronomens sein kann, steht fest, und ob es in Verbindungen wie se mec, se him nicht auch den Accusativ der Relation vertritt, ist doch nicht ganz ausser Frage. Dann würde es aber nur ein kleiner Schritt sein, se auch in diesem Beispiele als Accusativ des Relativs zu fassen, besonders

Digitized by Google

da eine Wiederaufnahme des eben erst vorangegangenen Nominativs se doch auch hart sein würde.

Ein anderes Beispiel führt dann Kölbing an, in welchem das fragliche Pronomen nicht für sich allein auf der Grenze zwischen zwei Satzgliedern steht, sondern mit einem Superlativ verbunden ist und deshalb nothwendig als Demonstrativ aufgefasst werden muss: þis is angelìcnes engelcynna þäs bremestan, mid þâm burgvarum in þære ceastre is. Doch auch bei diesem Beispiele ist der Einwurf möglich, dass in dem zweiten Satze ein Demonstrativ im Nominativ zu ergänzen ist. Es kann nämlich nicht schwer fallen, aus einem obliquen Casus des Hauptsatzes ein Demonstrativpronomen im Nominativ zu supplieren. Das Deutsche bietet eine ganze Menge analoger Beispiele. Bei Boner heisst die Ueberschrift der Fabel 45: Von einer wisel, wart gevangen; und 71: Von einem slangen, was gebunden. In diesen Beispielen muss aus dem obliquen Casus ein Nominativ ergänzt werden, und doch wohl ein Demonstrativ wegen der Wortstellung. Dieselbe Erscheinung haben wir auch in dem neuhochdeutschen Volksliede: „Was zog er aus seiner Taschen? Ein Messer, war scharf und spitz.“ Wir müssen deshalb den Schluss ziehen, dass ein Ausfall des Relativs im Angelsächsischen mit absoluter Gewissheit nicht nachgewiesen ist, obwohl zuzugeben ist, dass an vielen Stellen eine Auslassung des Relativs nicht ferner liegt, als irgend eine andere Art und Weise der Erklärung.

Sicherlich findet sich im Angelsächsischen die Auslassung des Demonstrativs oder Personale. Es sind dies solche Fälle, wo einem Substantiv des Hauptsatzes meist ein Verb des Heissens oder Seins beigegeben ist. Das Substantiv wirkt in Gedanken noch so mächtig, dass eine pronominale Wiederholung desselben für überflüssig gehalten wurde. Z. B. þâ væron cumene of Hibernia mid hëora heretogen, Reada hâtte (Bed. 1, 1); þá Gôtan mid hëora cyningum, Rædgota and Eallorîca væron hâtene, Române burig abræcon (Boeth. I). Dass ein Personal- oder Demonstrativpronomen zu ergänzen ist, geht daraus wohl hervor, dass in Sätzen derselben Art sich ein Personalpronomen findet. Hë sende tô þam pape, Agado hë væs hâten (Chron. Sax. 675).

Trotzdem scheint aus Sätzen dieser Art der elliptische Relativsatz entstanden zu sein. Alle diese Fälle sind nämlich so beschaffen, dass man auch ein Relativpronomen ergänzen und dadurch den Hauptsatz in einen Nebensatz verwandeln kann. Späterhin, nach weiterer Ent-

Digitized by Google

wicklung des Relativs und häufigerem Gebrauch desselben, wird man diese Erscheinung auch in solcher Weise aufgefasst haben.

Im Deutschen ist diese Ellipse noch viel häufiger, und wir verweisen darüber auf die oben erwähnte Abhandlung von Grimm, der eine sehr grosse Anzahl hierher gehörender Beispiele gesammelt hat.

Im Halbsächsischen dauert im ganzen dieselbe Ausdrucksweise der Relation fort, wie im Angelsächsischen, aber der Gebrauch des indeclinabeln þe wird seltener, und die Interrogativen fangen an, als Relativa zu gelten. Bei dem geringen Umfange der Literatur dieser Uebergangsperiode lassen sich wesentlich neue Gesichtspunkte für den Gebrauch des elliptischen Relativsatzes nicht erwarten. Doch dieselbe Ellipse des Personalpronomens vor einem Verbum des Heissens, welche wir im Angelsächsischen beobachtet haben, lässt sich auch hier durch Beispiele belegen. An preost wes on leoden, Layamon wes ihoten. (Lay. I, 1).

Ganz anders wird die Sache im Altenglischen. Hier finden wir die ersten Anfänge aller der Fälle, in welchen der elliptische Relativsatz im späteren Englisch gebraucht wird. Wenn er auch noch nicht in so grosser Ausdehnung vorkommt, wie zur Zeit der Elisabeth, so sehen wir ihn doch in fast eben so grosser Verschiedenheit auftreten. Eine Ellipse des Personalpronomens vor einem Verbum des Seins oder Heissens findet auch hier statt, und zwar kommt sie weit öfter vor, als im Angelsächsischen und Halbsächsischen. Zur Anschauung mögen die folgenden Beispiele dienen: He spousede anoþer wif, Isabelle het. Rob. of. Gl. 10262. He had a cosyn, hight Egbriht. Peter Langtoft 217. In which she hadde a cok, highte Chauntecleere. Chaucer, Nonne Pr. T. 29 (Morris). His childre angred him among, Caym slo Abelle, was hym fulle dere. Town. M. p. 35. And had a wif, was queint and fair. Seven S. 2205. With him ther was a Ploughman, was his brother. Chaucer C. T. 529.

In all diesen Beispielen lässt sich eben so gut ein Relativpronomen ergänzen, und nach Analogie dieser Fälle hat man es dann auch da ausgelassen, wo es sich nicht mit dem Personale oder Demonstrativum vertauschen lässt. Es versteht sich von selbst, dass dies nur in solchen Fällen geschehen ist, wo man eine enge Verbindung zwischen dem Beziehungsworte und dem Nebensatze herstellen wollte, oder wo das Beziehungswort den Nebensatz in der Weise attrahierte, dass das Bindeglied überflüssig schien. Am häufigsten findet sich die Ellipse, wenn

Digitized by Google

das Beziehungswort mit dem Verbum to be verbunden ist, sei es um nur seine Existenz anzudeuten, oder dasselbe hervorzuheben. In diesen Fällen ist der Hauptsatz so unemphatisch, ohne eigenen Inhalt, und weist mit solcher Nothwendigkeit auf einen folgenden Inhaltssatz hin, dass es leicht erklärlich ist, weshalb das Relativpronomen als unnöthig, oder die enge Verbindung zwischen Haupt- und Nebensatz störend, weggelassen wurde. Das Substantivum wirkt gleichsam asyndetisch fort. Dies ist der Fall in den folgenden Beispielen, welche alle aus Chaucer genommen sind: Ther was non auditour cowde on him wynne. C. T. 594. Ther was no man for peril dorst him touche. 3930. Ther is no man could bring her to that prikke. 5449. Ther is no win bereveth me my might. 7641.

In all diesen Beispielen ist das Beziehungswort durch eine Negation verstärkt, wodurch das von vornherein tonlose Relativum noch tonloser wird und um so leichter ausfallen konnte. So wird man auch an den folgenden Beispielen sehen, dass der elliptische Relativsatz dann hauptsächlich eintritt, wenn das Beziehungswort durch ein Pronomen, einen Superlativ, eine Vergleichung und einen Quantitätsbegriff verstärkt ist, oder wenn es selber ein Adverb der Quantität ist. Besonders häufig ist die Auslassung nach all. Es liegt das in der Natur der Sache; denn durch die genannten Verstärkungen wird die Hinweisung auf das Folgende so kräftig, dass das Relativ ausgestossen wird. Eine Anzahl übersichtlich geordneter Beispiele mögen nun zur Begründung des Gesagten dienen.

a. Auslassung des Nominativs: Thou schalt drinken of another tonne schal savour worse than ale. Ch. C. T. 5753. Ye faren like a man has lost his wit. ebds. 6677. As doth maid were new spoused. ebds. 7879. Therfor me and my fry schal with me falle, Save from velany and bryng to thi halle In heven. Townl. M. pg. 21. (Mätz. Altengl. Sp. 361, 66). Was none in tente ne toun behind him durst be, P. L. 3982. Vgl. auch noch Ch. C. T. 10630. 7641. P. L. 4908.

b. Auslassung des Accusativs: Of Northfolk was this reeve of which I telle, Beside a toun men callen Baldeswelle. Ch. C. T. 620. He schal pay for all we spenden by the way. ebds. 808. (Doch die Ausgabe von Morris hat: schall paye al that we spenden by the weye.) For at the firste look he on hire sette. ebds. 5473. Thy wo, and any wo man may sustene. ebds. 5267. Gret was the wo the knight had in his thought. ebds. 6665. The leste drope I for the blod Myght

Digitized by Google

clens the soyn. Town. M. pg. 261. Thus he gettes many fees of theyme he begeyles. ebds. pg. 128.

c. Auslassung des Relativpronomens, welches von einer Praeposition regiert wird. The place thou standest in there Forsoth is hallowed welle. Town. M. pg. 58.

d. Auslassung des Relativpronomens nebst der Praeposition: The body let us take, And, wyth alle the worshepe we may, ley it in the grave. Cov. Myst. pg. 397. This January is ravished in a trance At every time he loketh in hire face. Ch. C. T. 9625. In the beste wise he can. ebds. 4766.

Vielleicht ist es richtiger in den beiden letzteren Fällen, nach einem Substantiv der Weise oder Zeit, die Conjunction that zu ergänzen. (Vgl. In such a wyse that thou ne wante noon espye. Mätz. Altengl. Spr. 2, 379, 19).

Diese Beispiele zeigen, wie der elliptische Relativsatz im Altenglischen schon bedeutenden Umfang gewonnen hat. In ausgedehntester Weise gebrauchen dann die Schriftsteller des Zeitalters der Königin Elisabeth diese Ellipse. Man kann wohl behaupten, dass Shakespeare und seine Zeitgenossen sich gegen keine Art des elliptischen Relativsatzes sträuben, wenn überhaupt eine Ergänzung nur möglich ist. Nach jener Zeit nimmt sein Gebrauch wieder ab, und seltsamer Weise findet heute vorwiegend die Auslassung des Accusativs statt, während früher die Auslassung des Nominativs überwog. Es ist deshalb durchaus inconsequent, wenn deutsche Bearbeiter der englischen Grammatik behaupten, dass das Relativum nur im Accusativ ausgelassen wird, und zur Begründung dieser Regel Beispiele aus Shakespeare beibringen. Bei Shakespeare ist die Auslassung des Nominativs noch fast ebenso häufig als die des Accusativs. Wenn die spätere Sprache von der Auslassung des Nominativs mehr und mehr zurückgekommen ist, so ist das wohl nur aus einem Streben nach Klarheit zu erklären; denn ein obliquer Casus lässt sich leichter ergänzen als ein Casus rectus. Ganz verschwunden ist die Auslassung des Nominativs auch in der heutigen Sprache noch nicht; sie findet sich vielmehr unter gewissen Bedingungen bei den besten Schriftstellern.

In der Zeit nach Shakespeare machen die englischen Schriftsteller einen ganz verschiedenen Gebrauch von dem elliptischen Relativsatze. Bei manchen findet er sich gar nicht, während andere ihn mit grosser

Digitized by Google

Vorliebe anwenden. Bei Milton und Johnson scheint er nur selten vorzukommen, und in den Geschichtswerken von Hume, Gibbon, Lingard, Hallam und Grote gar nicht. Auch die gefeilte und glatte Prosasprache Macaulay's scheint ihn absichtlich zu vermeiden; wenigstens finden sich in seinem Geschichtswerke und seinen Essays nur ganz wenige zerstreute Beispiele. Dagegen liebt die rauhe, kräftige, deutschangehauchte Sprache Carlyle's ihn sehr. Es ist nicht schwierig, ihn auf einzelnen Seiten drei- bis viermal anzutreffen. Auch Dickens scheint eine grosse Vorliebe für ihn zu besitzen; wenigstens findet er sich oft in seinen Romanen und Sketches. Unter den neueren Schriftstellern macht aber unstreitig Byron den ausgedehntesten und mannigfaltigsten Gebrauch von dem elliptischen Relativsatze. Man glaubt sich in dieser Beziehung ganz in das Zeitalter der Elisabeth zurückversetzt.

Es ist noch bemerkenswerrth, dass der elliptische Relativsatz sich in der englischen Bibelübersetzung nicht findet, obgleich er im Hebräischen häufig genug ist. Doch ist an Stellen, wo das Relativum im Hebräischen fehlt, dasselbe in der englischen Uebersetzung mit Cursivschrift gedruckt. Auslassung des Nominativs findet sich: Genes. 15, 13: בְּאֶרֶץ לֹא לָהֶם = in a land *that* is not theirs. Auslassung des Accusativs: Ps. 7, 15: וַיִּפֹּל בְּשַׁחַת יִפְעָל = He is fallen into the ditch *which* he made. Auslassung des Dativs: Ps. 32, 2: לֹא יַחְשֹׁב יְהוָה לוֹ עָוֹן = (Blessed is the man) *unto whom* the Lord imputeth not iniquity. Auslassung des Relativs und des Demonstrativs: Jes. 41, 24: תּוֹעֵבָה יִבְחַר בָּכֶם = an abomination is *he that* chooseth you. Auslassung des Relativs oder der Conjunction nach einer Zeitbestimmung: Ps. 4, 8: עֵת דְּגָנָם וְתִירוֹשָׁם רַבּוּ = in the time *that* their corn and their wine increased.

Wenn indessen die englischen Grammatiker den elliptischen Relativsatz so darstellen, als ob er ein Eindringling wäre, vor dem sich jede edle Sprache zu hüten hätte (z. B. Goold Brown, The grammar of English Grammars, pg. 532. Obs. 22: In familiar language, the relative of the objective case is frequently understood. This ellipsis seems allowable only in the familiar style. In grave writing, or deliberate discourse, it is much better to express the relative), so ist das durchaus nicht richtig. Er ist vielmehr mit der ganzen Entwicklung der englischen Sprache eng verwachsen, und auch die edelste Prosa erlaubt sich bis auf den heutigen Tag einen gewissen Gebrauch. Freilich hat im Vergleich zu dem Zeitalter der Elisabeth die Mannigfaltig-

Digitized by Google

keit seines Gebrauches sehr abgenommen, aber er ist weit davon entfernt, ganz zu verschwinden oder sich nur auf die familiäre Sprache zu beschränken.

Ziehen wir nun das ganze Gebiet der neuenglischen Literatur in gleicher Weise in Betracht, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, dass der heutige Sprachgebrauch etwas von dem Shakespeare'schen verschieden ist, so haben wir die folgenden Fälle des elliptischen Relativsatzes zu verzeichnen.

I. Auslassung des Nominativs.

a. Das Beziehungswort steht auch im Nominativ.

Wie wir es schon im Altenglischen fanden, so sind auch im Neuenglischen die Fälle sehr zahlreich, in welchen das Beziehungswort mit there is, there was u. s. w. hervorgehoben wird. Diesen Fällen schliessen sich naturgemäss die Sätze mit it is, it was, here is, here was u. s. w. an. Der Relativsatz enthält hier den Hauptgedanken, während der Hauptsatz nur die Existenz oder die Art und Weise der Existenz des Beziehungswortes ausdrückt. Diese Fälle sind nicht nur bei Shakespeare sehr zahlreich, sondern finden sich auch bei guten Schriftstellern späterer Zeit. Z. B. There's something tells me, but it is not love. Merch. of V. III, 2. There is nothing differs but the outward fame. Rich. III. I, 4. There is a devil haunts thee. 1 Henry IV. II, 4. There is no creature loves me. Rich. III. V, 3. There was never law, or sect, or opinion, did so magnify goodness as the Christian religion doth. Bacon. (Herrig Br. Cl. Authors. 6. Aufl. 108). There were several things brought it upon me. Pilgr. Progr. 162. There is no house has so few as five or six families in it. Montague. (Herrig 284.) There is a fatality attends the actions of some men. Sterne, Trist. 10. There is no man can demand a debt of me. Field. T. Jones 7, 10. There is one without craves audience. Byron, Faliero I.

Here is the sister of the man condemned desires access to you. M. f. M. II, 2. Here are some will thank you. Henry VIII. III, 1. — It is you have blown this coal betwixt my lord and me. Henry VIII. II, 4. It is I must snuff it. Henry VIII. III, 2. 't was not your valour, Clifford, drove me thence. 3 Henry VI. II, 2. Who was 't came by. Macb. IV, 1. Nor is it Homer nods, but we that dream. Pope 130. It is little good comes out of writing for newspapers.

Digitized by Google

Thack. Pend. 3, 110. It is I am in fault. ebds. 3, 309. It is you are thrashed, and not us. Thack. V. F. 3, 111.

Verwandt mit diesen Beispielen ist auch Sh. M. of V. III, 2: The rest aloof are the Dardanian wives, with bleared visages, come forth to view the issue of the exploit.

Die Sätze dieser Art sind so unemphatisch, dass Shakespeare nach einem There is sogar in zwei auf einander folgenden Sätzen das Relativ auslassen konnte, zuerst den Accusativ und dann den Nominativ. There is nothing I have done yet, o'my conscience, deserves a corner. Henry VIII. III, 1. Man vergleiche auch noch: 'Tis love I bear thy glories makes me speak. 3 Henry VI. II, 1.

Beispiele anderer Art, in welchen sowohl das Beziehungswort, als auch das ausgelassene Relativ im Nominativ stehen, sind sehr selten, weil die Klarheit zu leicht darunter leidet. Wenn Shakespeare (Timon III, 4) z. B. sagt: Many do keep their chambers are not sick, so kann many das Subject sowohl zu do, als auch are not sick sein.

b. Das Beziehungswort steht im Accusativ.

Die Sätze, in welchen das Beziehungswort von to have regiert wird, haben grosse Aehnlichkeit mit denen unter a. besprochenen. Der Hauptsatz ist auch mehr oder weniger inhaltslos und verlangt mit solchem Nachdruck die Ergänzung eines folgenden Relativsatzes, welcher den Hauptgedanken enthält, dass das Pronomen ausgestossen wird. — I have a mind (= my mind) presages me such thrift. M. of V. I, 1. Thou hast hawks will sour above the morning lark. T. of the Shr. Ind. I have a brother is condemned to die. M. f. M. II, 2. I have a servant comes with me along. M. f. M. IV, 1. Have I no friend will rid me of this living fear? Rich. II. V, 4. I have a grief admits no cure. Thomas South. Oroon. 2, 1. I have a name will brook a master before it as well as another. W. Scott, Kenilw. 40.

Das Beziehungswort bildet die Ergänzung eines anderen Verbs als to have. But at last I spied an ancient angel coming down the hill will serve the turn. T. of the Shr. II, 2. Omit nothing may give us aid. Winter's Tale IV, 3. Cranmer will find a friend will not shrink from him. Henry VIII. IV, 1. I 'ave lost a beauty well might make your strictest honour shake. Otway, Carlos I, 1. The devil take him asks thee more questions. Scott, Kenilw. 40. I know a charm shall make thee meek and tame. Shelley, Cenci I, 3.

Das Beziehungswort wird von einer Praeposition regiert. How

Digitized by Google

sleek and wanton ye appear in every thing may bring my ruin. Henry VIII. III, 2. I fall into the trap is laid for me. Henry VIII. V, 1.

II. Auslassung des Accusativs.

a. Das Beziehungswort steht im Nominativ.

Sacred, und sweet, was all I saw in her. T. of the Shr. I, 1. The land our father left to him alone rewards him. Beaum. u. Fletcher 1, 158. The cause I sing in Eden might prevail. Young N. Th. 5, 453. Good, or evil, life, powers, passions, all I see in other beings have been to me as rain unto the sand. Byron, Manfr. I, 1. And all our church can teach thee shall be taught. ebds. III, 1. All it has of ill recoils on me. ebds. III, 4. All we know of them is. . . . Dickens Sketches I, 4. Nothing I ever did appears to have prospered. ebds. I, 5. Nor is his marriage the only strange thing Leopold has done. Carlyle, Fr. the Gr. 2, 119. The three successive lists he used on that occasion have been printed. ebds. 2, 131.

b. Das Beziehungswort steht in einem obliquen Casus, oder wird von einer Praeposition regiert.

Diese Auslassung ist am häufigsten von Shakespeare bis auf unsere Tage. Sie findet sich bei den besten Schriftstellern; selbst bei denen, welche sonst in ängstlicher Weise den elliptischen Relativsatz vermeiden, kommt sie doch hie und da zum Durchbruch. Es ist deshalb durchaus unrichtig, sie nur der Poesie oder leichteren Prosa zuweisen zu wollen. Von den unzähligen Beispielen, welche die englische Litteratur aller Zeiten bietet, citieren wir nur einige, welche Macaulay entnommen sind. These men were bent on exacting a terrible retribution for all they had undergone during seven years. Hist. V, 242. The public voice would have loudly demanded the recall . . . of the First Lord of the Treasury the oldest man living could remember. Hist. IX, 201. He watched the effect of every word he uttered. Biogr. Essays 259.

III. Auslassung des Relativs, wenn es von einer Praeposition regiert wird.

a. Das Relativ allein ist ausgelassen, und die Praeposition steht am Ende des Satzes.

As any comer I have looked on yet. M. of V. II, 1. I be misconstrued in the place I go to. ebds. II, 2. Though her dower were all the sun gives light to. Beaum. u. Fletcher 1, 111. To dissipate

Digitized by Google

the confusion I found I was in. Addison, Herrig 187. A thing I dare not think upon. Byr., Manfr. II, 2. To draw conclusions absolute of aught his studies tend to. ebds. III, 3. Nothing he was concerned in. Dickens, Sketch. I, 5. One of those men one occasionally hears of. ebds.

b. Die Praeposition ist auch ausgelassen.

Off with the traitor's head, and rear it in the place your father's stands. 3 Henry VI. II, 6. Declare the cause my fathr lost his head. 1 Henry VI. II, 5. Had I but served my God with half the zeal I served my king, he would not have left me. Henry VIII. III, 2. As well appears by the cause you come. Rich. II. I, 1. If the English stage were under the same regulations the Athenian was formerly. Spect. 446. And all we can absolve thee shall be pardoned. Byr., Manfr. III, 1.

IV. Auslassung des Relativs nach einem Demonstrativ-Pronomen.

Man findet wohl in englischen Grammatiken die Regel, dass eine Auslassung des Relativs nicht statthaft ist, wenn das Beziehungswort ein Demonstrativum ist. Der Grund ist klar. Das Demonstrativ weist mit solcher Emphase auf das nachfolgende Relativ hin, dass die Auslassung immer eine Härte ist. Im Griechischen und Lateinischen wäre eine solche Auslassung unerhört. Aber dennoch werden wir nicht umhin können, sie im Englischen wenigstens bis zur Zeit der Elisabeth zu constatieren.

Schon im Angelsächsischen finden sich Beispiele, dass nur ein Pronomen gesetzt ist, wo man sowohl ein Demonstrativum, als auch ein Relativum erwartet: þät ic eów secge on þystrum, secgad hyt on leohte; and þät ge eáre gehyrad bodiad uppan hrófum. Matth. 10, 27. In diesem Falle vertritt þät das Pronomen what des späteren Englisch; schliesst also das Demonstrativ mit ein. In der neuenglischen Bibelübersetzung lautet der citierte Vers: What I tell you in darkness, that speak ye in light: and what ye hear in the ear, that preach ye upon the housetops.

Das angelsächsische þäs erklärt Grein in seinem Glossar 2, 569, b als Attraction oder Ellipse von folgendem þe. Meistens will er dasselbe conjunctional fassen, und in den Fällen, wo er dem fehlenden þe pronominale Bedeutung vindiciert, will Tobler (Germania XVII) keine

Digitized by Google

Ellipse, sondern Attraction finden, z. B. in der Stelle Beov. 1398. Âhleóp þâ se gomela, gode þancode, mihtigan drihtne, þäs se man gespräc. Ebenfalls will Tobler auch in tô þäs, for þam, ær þam u. s. w., wenn ein Relativ verlangt wird, eine Attraction annehmen. Es ist das, wie wir schon oben bemerkt haben, eine immerhin mögliche Erklärungsweise, obwohl in manchen Beispielen die Erklärung einer Ellipse eben so gut ist.

Das Pronomen that fängt schon im Halbsächsischen an, als Relativum zu gelten. Das Angelsächsische he is brŷdguma þe brŷd hæfd (Joh. 3, 29) lautet im Ormulum 18373: Bridgume is he þatt hafeþþ brid, und in der Uebersetzung von Wycliffe: He that hath a spouse, or wyf, is the spouse, or housbonde. Ueberhaupt wird that im Altenglischen sehr gebräuchlich als Relativ. Es kommt nicht nur da vor, wo es selbstständig ein Relativ vertritt, sondern wird auch pleonastisch anderen Relativen nachgesetzt. So findet es sich sehr häufig nach which, whether, what, where. Es wird sogar als Relativ gebraucht, wenn es sich auf das vorhergehende Demonstrativ that bezieht, z. B. I schalle retornen to that that I have seen. Maundev. 30. In solchen Beispielen lag es ja sehr nahe, eins der beiden gleichlautenden Pronomina ausfallen zu lassen. Dann war es aber nur ein kleiner Schritt bei der neutralen Bedeutung des that, dasselbe geradezu als Relativum ohne Beziehungswort in dem Sinne von what zu gebrauchen. In der That findet sich dieser Gebrauch des that nicht allein im Altenglischen, sondern auch bei den Schriftstellern zur Zeit der Königin Elisabeth und hat sich in sprichwörtlichen Redensarten selbst bis auf den heutigen Tag erhalten. Z. B. Take thou thi part, and that man wil the gyven. Chaucer C. T. 7113. To don that any wight can him devise. ebds. 1427. I will not tyne that I have wroght. Town. Myst. pg. 72. I'll take that burden from your back, or lay on that shall make your shoulders crack. K. John II, 1. Throw us that you have about you. 2 Gentl. of Ver. And that most deeply to consider is the beauty of his daughter. Temp. III, 2. Now follows that you know. Hamlet I, 2. And that is worse — the Lords of Ross are fled. Rich. II, II, 2. We speak that we do know, and testify that we have seen. John 3, 11. Man vergleiche damit das Sprichwort: Handsome is that handsome does.

In diesem Sinne mag that auch von einer Praeposition regiert werden. Z. B. After that thou sist and herest. Mätzner, Altengl. Sprachpr.

Digitized by Google

306, 40. In diesem Beispiele hat „after that" die Bedeutung von secundum id, quod, obwohl es gewöhnlich postquam heisst. — I am possessed of t h a t is mine. M. Ado I, 1. O but this is nothing to t h a t ' s delivered of him. B. J. 39. — Dieser Gebrauch des that dürfte sich nach der Zeit der Königin Elisabeth wohl nicht mehr finden.

Wenn nun in all den citierten Beispielen t h a t auch als absolutes Pronomen gefasst werden darf, so finden sich doch einige Fälle, in denen es als reines Demonstrativ erscheint, und man nicht umhin kann, eine Auslassung des Relativs anzunehmen. Z. B. The next summer will determine much of t h a t we long have talked of. Beaum. u. Fletcher 1, 158. (Darley.) Wollte man in diesem Satze that als absolutes Pronomen fassen, so würde die Praeposition of am Ende des Satzes nicht zu erklären sein. Aehnlich ist auch das Beispiel aus Shakespeare's J. C. I, 2: Thy honourable metal may be wrought from t h a t it is disposed.

Doch nicht allein in diesem Falle, sondern auch nach anderen Demonstrativen findet man bei Shakespeare die Auslassung des Relativs. Z. B. You are one of those would have him wed again. W. T. V, 1. I'll show you those in troubles reign. Pericl. II, Gower, 8. For those you make friends and give year heart to. Henry VIII. II, 1. I pity those I do not know. M. f. M. II, 2. The hate of those love not the king. Rich. II. II, 2. Bei späteren Schriftstellern ist mir eine ähnliche Auslassung nicht vorgekommen.

Es geht aus der vorliegenden Untersuchung hervor, dass der elliptische Relativsatz im Englischen eine eigenthümliche Entwicklung durchgemacht hat. Entstanden aus einer Ellipse des Nominativs eines D e m o n s t r a t i v s oder P e r s o n a l e, findet er sich anfangs auch nur in solchen Sätzen, welche eine Ergänzung auch dieses Pronomens zulassen. Da man aber bei fortschreitender hypotaktischer Satzfügung in diesen Sätzen eine Ellipse des R e l a t i v s zu finden glaubte, so wurde er nach dieser Analogie auch da gebraucht, wo über die Ergänzung des Relativs kein Zweifel sein kann. Seinem Ursprunge gemäss sind ferner auch die Beispiele an Zahl überwiegend, in welchen das fehlende Pronomen im Nominativ stehen würde, und noch zur Zeit Shakespeare's ist die Auslassung dieses Casus sehr häufig. Doch da hierdurch sehr leicht eine Zweideutigkeit entstehen kann, und die englische Sprache ganz besonders ein Streben nach Klarheit besitzt, so musste diese Ellipse nothwendig eine Einschränkung erfahren und die Auslassung des Nominativs

Digitized by Google

mehr und mehr verschwinden. Deshalb geben die Grammatiker die Regel, dass der elliptische Relativsatz nur dann zulässig ist, wenn das fehlende Pronomen im Accusativ steht. Indessen beobachten die Schriftsteller diese Regel, wie wir gesehen haben, nicht sehr streng, und auch die besten erlauben sich zuweilen eine Auslassung des Nominativs, wenn durch there is, there was u. s. w. nur die Existenz des Beziehungswortes angedeutet ist. Da es ferner in dem Wesen des elliptischen Relativsatzes liegt, eine so enge Verbindung wie möglich mit dem Beziehungswort herzustellen, so ist es natürlich, dass auch die Auslassung des Accusativs nur statthaft ist, wenn die Natur des Relativsatzes diese enge Verbindung zulässt. Die Auslassung pflegt deshalb nur dann stattzufinden, wenn der Relativsatz eine nothwendige Bestimmung enthält, ohne welche der Hauptsatz den verlangten Sinn nicht haben würde; und sie ist nicht statthaft, wenn der Relativsatz indirect, nur durch ein einzelnes Wort, mit dem Beziehungsworte verbunden ist, oder auch wenn kein bestimmtes Beziehungswort vorhanden ist, und dann das Relativpronomen sich auf einen ganzen Satz bezieht.

Flensburg. Dr. Flebbe.

Digitized by Google

Die Nominal- und Verbalflexion bei Logau

verglichen

mit dem heutigen Sprachgebrauch.

Die vorliegende Arbeit hat den Zweck, die von dem Sprachgebrauche der Gegenwart abweichenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Flexion des Substantivs und des Verbums bei einem der hervorragendsten Dichter der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in übersichtlicher Weise zusammenzustellen. Das gesammte Material ist aus praktischen Gründen alphabetisch geordnet; die vorausgeschickten systematischen Ueberblicke mögen als Commentar dienen. Der Anhang enthält einige noch besonders hervorzuhebende Eigenthümlichkeiten der Verbalflexion; die unter Nr. 4 und 5 angeführten liegen dem Gegenstande etwas ferner, ihre Erwähnung dürfte aber nicht ganz überflüßig sein.

Citirt wird die Gesammtausgabe der Logau'schen Sinngedichte von Gustav Eitner (Stuttgart 1872; 113. Publication des literarischen Vereins). Die römische Ziffer bedeutet das Tausend, die erste arabische das Hundert, die zweite die Nummer des Sinngedichtes innerhalb dieses Hunderts; 1 Z = erste Zugabe, bei Eitner S. 409—441; 2 Z = zweite Zugabe (S. 610—634); ZD = Zugabe wärend des Drucks (S. 635 – 675); A = Anhang (S. 676—693); 1 V = Vorrede zu den ersten zwei Tausenden; 2 V = Vorrede zum dritten Tausend. Bei längeren Sinngedichten ist die Versnummer in einer runden Klammer beigefügt. Die cursiv gedruckten Zahlen zeigen an, daß an der betreffenden Stelle die Form im Titel des Sinngedichtes steht, also

Digitized by Google

unbeeinflußt von Metrum und Reim; die mit einem Stern versehenen, daß die Form im Reime steht. Die wenigen Citate der Anmerkungen der Ramler-Lessing'schen Logau-Ausgabe von 1759 (bezeichnet mit R.-L.) beziehen sich auf die Seiten der Hempel'schen Ausgabe der Werke Lessings, Theil 12.

A. Substantivum.

I. *Masculina.*

1) Vocalisch.

Im Singular ergeben sich Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch in der Flexion von: *Held*— a. s. *Held*, g. s. einmal *Heldens*, *Friede*— d. s. und a. s. *Friede*, *Fried* neben *Frieden*.

Im Plural bei: *Gärt* (pl. von *Gart*), *Manne* (pl. von *Mann*).

Die Ableitungssylbe *-em* zeigen noch: *Bodem*, *Busem*, *Fadem*.

Bezüglich des Umlautes sind zu nennen die Plurale: *Vogel* (häufiger als *Vögel*), *Kasten*, *Rämen*.

2) Consonantisch.

Durchweg consonantisch flectirt werden: *Mond* mit drei Nominativen: *Mon*, *Monde*, *Monden*; *Schelm*— n. s. *Schelme*.

Im Singular werden consonantisch flectirt: *Lentz* (so im mhd. *lenze*), *Stumm* (von diesem ist nur der d. s. belegt und dies nur im Reime) — daneben auch vocalisch, *Stiffter*;

Im Plural: *Arm*, *Hahn* (auch vocal.), *Kiel*, *Ohm*, *Reim* (auch vocal.), *Schwan*, *Sinn*.

Im n. s. haben das *-e* noch beibehalten: *Fürste* (neben *Fürst*), *Hirte*, *Schelme*, *Schenke*.

Im g. s. haben *-ns*: *Ehegattens*, *Ehgenossens*, *Fürstens*, *Herrens*, *Heldens*.

Substantivirte Adjectiva haben im n. p. ohne Artikel *-en*: *Deutschen* (dreimal, daneben einmal *Deutsche*), *Todten*, *Verwandten*.

Das Nominativ *-en* fehlt bei: *Brunn*, *Gart Garte* (theilweise), *Hust*, *Nacke*;

es findet sich in: *Daumen* (daneben *Daume*), *Frieden* (nur einmal), *Garten*, *Glauben* (daneben öfter *Glaube*), *Namen*, *Schaden* (daneben *Schade*), *Weitzen*.

Digitized by Google

II. Neutra.

Im n. s. findet sich das *-e* in: *Bette*, *Creutze* (seltener *Creutz*), *Elende*, *Fette*, *Glücke* (seltener *Glück*), *Hertze* (daneben *Hertz*), *Lichte* (daneben *Licht*), *Netze*, *Stücke*, *Gebete* (einmal *Gebet*), *Gebeine*, *Geblüte*, *Geblüme*, *Gefrässe*, *Gehirne*, *Gehöre*, *Geklänge*, *Gemüte*, *Gepränge*, *Gerichte*, *Gerüchte*, *Gerühme*, *Geschäffte*, *Geschencke*, *Geschicke*, *Geschlechte*, *Geschwätze*, *Gesichte* (seltener *Gesicht*), *Gewichte*, *Gewölcke* — (*Gefäß* vor vocalischem Anlaut; *Gehön* im Reime auf *schön*; *Gemäld : Feld*).

Im Plural steht: *Stück*, *Werk*, *Wort* (aber sämmtlich vor vocalischem Anlaut, also unsicher); *Bette*, *Quälle* (pl. von *Quall*); *Complimenten*.

Im Plural findet sich *-er* bei: *Dörner* (und *Dorner*), *Glächer*; — es fehlt bei: *Fass* (d. p. *Fassen*), *Feld* (d. p. *Felden*), *Haupt* (zu *Haupten*), *Leib* (d. p. *Leiben*), *Wald* (n. p. *Wälde*); — *Worte* und *Wörter* (der heutige Unterschied im Sinne scheint noch nicht zu bestehen); *Würme* häufiger als *Würmer* (d. p. nur *Würmen*).

Im Plural haben das *-er* die Neutra: *Buch* (II. 3, 84), *Dorf* (II. 6, 46), *Grab* (III. 9, 14), *Gut* (II, 7, 7 (16); II. 8, 87), *Horn* (II. 6, 11), *Kraut* (II. 6, 61), *Schwert* (II. 8, 10; 1 Z. 157), — *Haupt*.

III. Feminina.

Ein *-e* haben im n. s.: *Abfuhre*, *Furchte*, *Saate*, *Scheue*.

Das sonst gebräuchliche *-e* fällt — jedesfalls nur wegen des Verses — ab, z. B. in: *Reu*, *Treu*, *Zung*.

Im Singular werden consonantisch flectirt: *Erde* (auch vocal.), *Flamme*, *Frau*, *Grube*, *Haube*, *Hölle* (?), *Nase* (auch vocal.), *Sonne* (auch vocal.), *Treue*, *Unvernunft*, *Ziege*.

Im Singular flectirt vocalisch: *Biene* (*II. 3, 83*), *Fliege* (*II, 3, 82*), *Zunge* (*II, 1, 38*; II. 8, 41; 1 Z. 88 *).

Im d. s. haben *e*: *Finsternüss* (mit Präposition), *Gefahr* (einmal *für Gefahre*, dagegen *mit Gefahr*), *Milch* (mit Präp.), *Nacht* (mit Präp.).

Im Plural flectirt: *Kraft* conson. und vocal., *Lust* vocal., nur einmal conson. und dies nur im Reim, *Zunfft* conson. — ohne Umlaut steht: *in Handen* (: *verstanden*).

Masculina sind: *Milz*, *Pracht*, *Segel*. Fem.: *Bach*, *Gifft* (fem. auch = *venenum*), *Thurst*, *Witz* (nur einmal masc.), *Zins*. Neutra: *Jammer*, *Klotz*, *Lohn*, *Reichtum*, *Schrecken*, *Tenne* (mhd. *tenne* n.), Waffen.

Digitized by Google

Abfuhre: *II. 1, 67.* *Angesichte*: *I. 7, 19*; III. 4, 61 *; A. 15 (4) *; *Angesicht* II. 4, 42 *. *Arm*: n. p. *Armen* II. 2, 46; II. 5, 94; ebenso g. p. 1 Z. 201 (112).

Bach: fem. II. 3, 67; II. 4, 93; cf. R.-L. 232. *Bette*: a. s. I. 5, 45; a. p. III. 6, 65; ebenso comp. *Brautbette I. 6, 68.* *Bodem*: I. 1, 20; I. 6, 19; II. 5, 100 [so mhd.]. *Brunn*: n. s. III. 8, 69. *Busem* [mhd. *buosem*]: I. 4, 92; I. 8, 20 (14); II. 2, 54 (11).

Complimenten: n. p. II. 1, 30; III. 1, 57. *Creutze*: *II. 1, 88; II. 6, 37;* II. 10, 36; *ZD. 146; Creutz* II. 6, 20; III. 2, 87.

Daumen: n. s. *I. 7, 66;* unmittelbar daneben n. s. *Daume. Deutschen*: n. p. ohne Artikel II. 3, 5; 13 (15); II. 8, 81; n. p. *Deutsche* II. 8, 13: III. 6, 19. *Dorn*: pl. *Dörner* I. 7, 6 *; II. 3, 49; 2 Z. 102 (14); *Dorner* ZD. 146. *Durst* siehe *Thurst.*

Ehegattens: g. s. *I. 8, 65.* *Ehgenossens*: g. s. *II. 8, 63.* *Elende*: *I. 2, 83.* *Erde*: g. s. *Erden* A. 15 (8) *; d. s. *Erden* II. 3, 63 *; 1 Z. 182 *; *auf Erden* II. 3, 69 *; d. s. *Erde* III. 3, 36. *Eyre* pl. von *Ei*: III. 9, 34.

Feld: d. p. *Felden* I. 8, 99 (81); A. 15 (31) * [: *Wälden*]. *Fette*: n. III. 2, 5. *Finsternüsse*: d. s. III. 1, 93. *Flammen*: a. s. III. 5, 95. *Frau*: g. s. *Frauen I. 10, 2; II. 8, 33; III. 1, 60; ZD. 27;* ebenso d. s. *I. 10, 79; A. 7.* *Friede*: n. s. *Friede, Fried* I, 4 (4; 17; 21; 25); I. 3. 35; 40; 44; I, 4, 73; I. 5, 80 usw. n. s. *Frieden* II. 2, 50 (1); g. s. immer *Friedens* I. 5, 80; I. 9, 94; 98; II. 2, 3 (14); 70 (3); 85; II. 10, 12 usw. comp. *Friedens-Pflicht* I. 9, 97; *Friedens-Krieg* II. 1, 56; dagegen *Frieden-Hindernüß* I. 8, 59; d. s. *Fried* I. 1, 4 (1); I. 8, 57; 69 (37); d. s. *Friede* I. 1, 4 (29)*; 47; I. 4, 75*; I. 5, 3 (41); I. 8, 69 (33); I. 10, 8; II. 10, 96*; *1 Z. 201*; III. 10, 9*; d. s. *Frieden* z. B. I. 3, 45 (8); 80 (32); I. 10, 35*; a. s. *Friede, Fried* I. 1, 4 (32); 53; 73; 75; I. 7, 42; I. 9, 100; III. 9, 56; a. s. *Frieden* I. 1, 53; I. 8, 4; II. 2, 70 (65). *Fürst*: n. s. *Fürste* II. 3, 50; g. s. *Fürstens* II. 3, 8 [viermal, wärend in der Ueberschrift desselben Sinngedichtes *eines Fürsten* steht], sonst stimmt die Flexion mit der heutigen: *II. 3, 8;* 64; 66; 68; 71; II. 4, 25; II. 6, 14; II. 7, 70 [Beispiele für alle Casus des Sing. und Plur.]. *Furchte*: n. s. I. 3, 33 (14); III. 3, 99; daneben *Furcht III. 1, 71; III. 3, 99;* letztere Form daher als die gebräuchlichere anzusehen.

Gaden [mhd. *gadem*]: d. s. 1 Z. 168; cf. R.-L. 246. *Garten*: n. s., d. s., a. s., z. B. II. 2, 54 (2; 25*); II. 4, 10; *II. 5, 76;* [II.

Digitized by Google

6, 57 compos.]; A. 12 (2) *; ZD. 147; daneben n. s. *Gart* II. 3. 59 (19); *Garte* ZD. 75; n. p. *Gärt* ZD. 147. *Gebeine*: II. 3, 1 *. *Gebete*: *I. 1, 8; I. 10, 96; II. 5, 60; II. 8, 75; Gebet II. 7, 84.* *Geblüme*: 2 Z. 100 (22)*. *Geblüte*: I. 7, 44 *; I. 10, 72 *; II. 1. 38 (81) *; II. 7, 4 *; 1 Z. 139 *; 179 *; III. 5, 48 (37) *; III. 6, 12; A. 9 (13) *; *Geblüt* II. 5, 100 [*sein Geblüt und*]. *Gefahr*: — *für Gefahre* [: *ware*] I. 8, 25 (22); *mit Gefahr* [: *Wahr*] III. 6, 21. *Gefäß*: comp. III. 9, 62. *Gefrässe*: ZD. 50. *Gehirne*: I. 3, 80 (8); I. 6, 42 *; II. 4, 52 *; 2 Z. 102 (89) *; *Gehirn* 2 Z. 98 (20); ZD. 84 [.. *sein Gehirn und* ..., .. *und Gehirn im* ..]; simplex nur *Hirn* I. 5, 75; III. 3, 30. *Gehön*: 1 Z. 51 *. *Gehöre*: *II. 8. 24;* III. 2, 95; III. 9, 15. *Geklänge*: I. 7, 99 *. *Gemäld*: I. 7, 99 *. *Gemüte*: I. 10, 72 *; *II. 3, 72:* II. 7, 4 *; *II. 10, 59; 1 Z. 139;* 179 *; 188; A. 9 (14) *; 16 (19) *; [plur. *Gemüter* z. B. II. 7, 7 (15); III. 5, 48 (32)]. *Gepränge*: I. 7, 99 *. *Gerichte*: *I. 6, 50; II. 1, 26;* ZD. 221. *Gerüchte*: *I. 8, 77; II. 7, 94;* III. 2, 74 *; *III. 4, 61;* III. 6, 13 (67) *; III. 9, 2; ZD. 221; *Gerücht* II. 2, 24; III. 6, 2 *; III. 9, 3 [.. *Gerücht, auch* ..; *Gerücht : nicht; Gerücht ist* ..]. *Gerühme*: 2 Z. 100 (21) *. *Geschäffte*: III. 4, 54. *Geschencke*: [*II. 8, 16* vielleicht Plural]; A. 15 (150). *Geschicke*: *II. 7, 34;* III. 1, 47. *Geschlechte*: I. 1, 42 *; A. 15 (80) *. *Geschwätze*: II. 3, 59 (77). *Gesichte*: II. 1, 4; 37 (13); II. 4, 87; *II. 8, 23;* II. 9. 74 *; III. 1, 93; III. 4, 11; III. 6, 20; 89; III. 8, 97; *Gesicht* II. 1, 37 (43; 67); II. 2, 70 (4); II. 4, 42; III. 7, 94 *; 2 Z. 31; ZD. 24; 142; A. 11 (30) *. *Gewichte*: III. 6, 13 (68) *; *Gewicht* 2 Z. 102 (99) *. *Gewölcke*: 2 Z. 64. *Gifft*: 1) fem. = *dos* I. 5, 72; 2) = *venenum*: neutr. I. 8, 19; fem. II. 2, 22; 70 (71). *Glach* [= *Gelage*]: n. I. 10, 9; d. p. *Glächern* II. 6, 46. *Glaube*: n. s. *Glaube I. 3, 47; I. 5, 76;* I. 9, 66; *II. 7, 30; II. 8, 2; II. 10, 18;* III. 1, 47; *52;* III. 2, 38; *85; III. 3, 9; III. 4, 13; 33;* III. 6, 34; *III. 7, 14; III. 8, 47; III. 10, 40;* n. s. *Glaub* [nur vor vocal. Anlaut] I. 1, 65; 76; I. 9, 63; n. s. *Glauben* I. 9, 70; *II. 1, 57, 100; II. 3, 63; 95;* II. 4, 26; *75;* II. 6, 76; *1 Z. 142; III. 6, 34;* [III. 10, 40 vielleicht Infinitiv] g. s., d. s., a. s., n. p. mit dem heutigen Sprachgebrauch übereinstimmend: II. 1, 100; II. 4, 51; II. 8. 2; 81; 1 Z. 142; III. 3, 9; III. 4, 37 usw. — a. s. *Glaub und Treu* II. 3, 5. *Glücke*: zwanzigmal in der Ueberschrift; *Glück* nur als durch den Vers veranlasste Kürzung anzusehen [in der Ueberschrift nur einmal, III. 1,

Digitized by Google

59 und da vor anlautendem ei]; *Glücke* I. 1, 46; I. 2, 27 *; *80*; I. 3, 39; 56; I. 4, 32 *; *40;* I. 6. 53; *I. 7, 70;* 87; I. 8, 19 *; *75*; I. 10, 8 *; *40;* 66 (16); II. 1, 34; II. 2, 3 (40) *; 70 (22) *; 93; II. 3, 35; *91; II. 4, 85*; II. 5, 52 *; *89*; *98*; *II. 6, 2*; *22*; *II. 7, 96*; *II. 9, 51*; II. 10, 35; 1 Z. 58; 82; 91; *138*; 153; 172; III. 1, 47 *; *53*; *III. 2, 2*; 68; *92*; 95; III. 3, 11; III. 5, 53 *; III. 6, 27; *49*; III. 7, 34; 45; 78; III. 9, 31; 32; *III. 10, 76*; 2 Z. 61; 102 (96) *; ZD. 6; 60 *; 141 *; *188*; A. 15 (43); *Glück* I. 2, 80; I. 3, 33 (5); I. 4, 32; I. 8, 75; 80; I. 9, 35; 57; I. 10, 76; 81; 86; II. 1, 37 (51); II. 2, 54 (42); II. 3, 65; II. 5, 48; II. 6, 22; II. 7, 69; 70; *III. 1, 59*; III. 2, 2; III. 8, 98; ZD. 188; A. 11 (38); *Gelücke* III. 9, 31; 2 Z. 61; *Gelück* II. 2, 54 (19). *Gott*: — *mit Gotte, für Gotte:* I. 1, 8; *mit Gott* I, 8, 16. *Gruben*: d. s. II. 2, 70 (39).

Hahn: n. s. *II. 10, 13*; III. 6, 2; a. s. II. 10, 13; n. p. *Hanne* I. 7, 68; II. 3, 94; II. 9, 50; III. 3, 56; *ZD. 98*; n. p. *Hanen* III. 3, 56; d. p. *Hannen* 2 ZD. 98. *Hand*: — *in Handen* [: *verstanden*] II. 3, 24. *Hauben*: d. s. I. 8, 99 (93) *. *Haupt*: n. p., g. p. *Haupter* I. 10, 4; 1 Z. 51; n. p., g. p., a. p. *Häupter* I. 6, 25; I. 7, 50; III. 3, 10; d. p. *Hauptern* *II. 2, 65*; 1 Z. 51; *zu unsren Haupten* I. 1, 7 (9); *zun Haupten* *I. 8, 65*; *zum Haupten* ZD. 73. *Held*: g. s. *Heldens* *I. 1, 1*; compos. I, 1, 71; g. s. *Helden* z. B. I. 1, 99; a. s. *Held* *I. 1, 42*; *43*; n. p. und a. p. regelmäßig z. B. I. 4, 47; I. 7, 5. *Herr*: g. s. *Herrens* *A. 9*. *Hertz* wechselt mit *Hertze* meist nach dem Bedürfniss des Verses; n. s., a. s. *Hertze* steht z. B. I. 1, 6 (14); I. 2, 59; I. 6, 21; *I. 8, 1*; 30; 46 (24); 69 (1); 97; I. 10, 24; 46; *II. 1, 18*; II. 3, 13 (17); 26; 59 (116); n. s., a. s. *Hertz* z. B. I. 1, 7 (5); I. 3, 74; I. 4, 79; I. 8, 61 (8); II. 1, 38 (67; 74); II. 2, 10; II. 3, 36; — die übrigen Casus mit dem heutigen Sprachgebrauch übereinstimmend, z. B.: g. s. I. 6, 42; I. 8, 69 (8); I. 9, 37; d. s. I. 5, 31; I. 6, 23; 31; I. 10, 13; II. 1, 87; II. 2, 26; III. 4, 32; n. p. II. 1, 29; g. p. I. 7, 31; a. p. II. 1, 18; 46; II. 3, 59 (54); g. s. *Hertzen* nur ZD. 191. *Hirte*: n. s. II. 2, 63. *Hölle*: g. s. (oder g. p.?) *Höllen* II. 5, 13. *Hust*: a. s. II. 4, 23.

Jammer: neutr. II. 7, 3.

Kasten: g. p. III. 9, 22 *. *Kiel*: g. p. *Kielen* III. 6, 13 (32). *Klotz*: neutr. III. 8, 95. *Kopff*: g. s. *Köpffes* II. 5, 53. *Krafft*: a. s. II. 3, 59 (63); a. p. *Kräfften* I. 8, 99 (37); a. p. *Kräffte* II. 1, 38 (48).

Digitized by Google

Leib: d. p. *Leiben* II. 5, 14 *. *Lentz*: n. s. II. 4. 89; d. s. *Lentzen* I. 5, 54; II. 3, 96; II. 6, 61 *. *Lichte*: neutr. I. 4, 95; ZD. 162; sonst *Licht* z. B. I. 1, 7 (3) *. *Lohn*: neutr. *III. 5, 27*; III. 9, 38. *Lust*: g. p. *Lüsten* II. 3, 59 (33) *; g. p. *Lüste* II. 4, 18; II. 5, 81 *; III. 4, 25; a. p. *Lüste* III. 7, 66.

Manne: n. p. ZD. 96; cf. R.-L. 259. *Milch*: — *mit Milche* I. 5, 59. *Milz*: masc. I. 10, 95; II. 3, 13 (9); III. 7, 70. *Mon*: n. s. [mhd. *mâne*] I. 9, 86; n. s. *Monde* I. 1, 73; III. 4. 3; III. 7, 40: conson. flectirt: d. s. I. 9, 2; 1 Z. 121; n. p. III. 7, 40; n. s. sogar *Monden* II. 1, 4; *53*; *II. 6, 18*; II. 10, 20: III. 7, 30; a. s. III. 5, 95.

Nacht: d. s. mit Präp. *Nachte* I. 3, 56; III. 7, 40; III. 9, 78; *für Nachtes* I. 1, 89; *des Nachtes* I. 5, 32 [n. p. z. B. I. 5, 27; 2 Z. 1]. *Nacke*: n. s. III. 2, 48. *Namen*: n. s. II. 1, 21. a. s. ebendort. *Nase*: a. s. *Nasen* I. 1, 9 (12); a. s. *Nase* I. 10, 61. *Netze*: n. s. III. 10, 73 *.

Ohm: n. p. *Ohmen*: II. 2, 7.

Pfarr: n. s. I. 4, 100; I. 5, 24; 67 *; I. 8, 78; II. 1, 39; d. s. *Pfarr* II. 1, 39; a. s. *Pfarren* I. 10, 11 *. *Pracht*: masc. II. 3, 57 (39); n. p. *Prachten* II. 8, 30.

Quall: neutr. II. 2, 54 (29); d. p. *Quällen* II. 8, 4.

Rämen: d. p. II. 1, 72 *. *Reichtum*: neutr. I. 4, 2; I. 6, 6; II. 1, 59; ZD. 21; cf. R.-L. 266. *Reim*: conson. flectirt [plur. *Reimen*] *I. 1, 59*; *II. 3, 99*; II. 8, 92; III. 10, 100; häufiger vocalisch: 1 V.; II. 4, 44; II. 7, 28; *58*; II. 8, 72; *94*; II. 9, 29; III. 3, 54; III. 4, 49; III. 5, 4; III. 7, 26; *77*; 93; *III. 8, 57*; ZD. 211; *213*; 248. *Reu*: n. s., a. s. I. 8, 83 *; II. 7, 1 *; *III. 3, 5* *.

Saate: n. s. *III. 1, 19*. *Schade*: n. s. *Schade*, *Schad* I. 1, 7 (14); II. 9, 78; n. s. *Schaden* II. 7, 76; a. s. II. 3, 59 (150). *Schelm*: n. s., v. s. *Schelme* I. 3, 37; II. 6, 86; III. 6, 79; d. s. *Schelmen* I. 8, 61 (6); ebenso a. s. *I. 1, 45*; ZD. 219; a. p. I. 10, 83. *Schencke* [masc.]: n. s. III. 8, 21; d. s. *Schenken* I. 3, 4 (30) *. *Scheue*: II. 2, 3 (13). *Schrecken*: neutr. II. 1, 37 (43). *Schwan*: n. s. *II. 4, 68*; n. p. *Schwanen* II. 4, 68. *Segel*: masc. I. 1, 82; II. 3, 20. *Sinn*: plur. durchweg conson.: I. 1, 3 (19); 7 (5); 9 (2); 42; I. 3, 35; 57; I. 4, 33; 56; I. 5, 47; 70; I. 6, 57; I. 7, 22; I. 8, 71; I. 10, 2 (10); II. 1, 5; 80; II. 3, 13 (9) usw. cf. R.-L. 272. *Sonne*, *Sonn*: n. s. I. 1, 6 (1); I. 6, 8; I. 9, 86; I. 10, 2 (13) * usw. g. s. *Sonnen* I. 1, 73; *I. 2, 96*; I. 8, 99 (99); g. s. *Sonne* I. 1,

Digitized by Google

15 (18); I. 8, 99 (52); II. 9, 5; d. s. *Sonnen I. 7, 39*; *Sonn(e)* II. 9, 5 (10); II. 2, 3 (3); II. 3, 59 (122); a. s. *Sonnen* II. 3, 58 (17) *; *Sonn(e)* I. 8, 12; I. 10, 19; III. 7, 30. *Sporn*: pl. *Sporne* I. 6, 3. *Stamm*: n. s. III. 9, 84; d. s. *Stammen* I. 4, 3 *; I. 7, 65 (8) *; II. 2, 70 (50) *; d. s. *Stamme* III. 4, 79. *Stiffter*: d. s. *Stifftern III. 6, 18*. *Stück*: n. p. .. *der Schönheit Stück in* .. I. 1, 26: dagegen: I. 1, 29 *; n. s., a. s. *Stücke*: III. 5, 53 *; III. 6, 10 (49) *; III. 8, 61 *; ZD. 60 *.

Tenne: neutr. [so mhd.] II. 7, 32. *Thurst*: fem. II. 1, 38 (56); III. 6, 13 (18); cf. R.-L. 274. *Todten*: n. p. ohne Artikel II. 3, 84. *Treu*: n. s. *I. 8, 83* *; *I. 10, 53*; II. 1, 47; 57; II. 2, 70 (15) *; *II. 7, 37*; *III. 3, 5*; g. s., d. s. *Treu(e)* II. 2, 3 (14) *; II. 7, 1 *; 37; ZD. 62; d. s. (d. p.?) *Treuen* II. 6, 15; III. 5, 48 (3); a. s. *Treu* I. 10, 53 *: II. 3, 24; II. 6, 84.

Ungelücke: I. 7, 70 *; III. 6, 27 *; *Unglücke I. 2, 80*; *III. 2, 36*; *III. 8, 98*. *Unvernunften*: g. s. (g. p.?) A. 11 (3) *; [cf. *Wolvernunften* III. 5, 48 (14)].

Verwandten: n. p. ohne Artikel II. 7, 31. *Vogel*: n. p., g. p., a. p. *Vogel* I. 7, 50 (11); III. 6, 48; III. 8, 31; 33; 86; A. 10 (27); *Vögel* III. 8, 88; d. p. *Vogeln* III. 5, 74; III. 8, 31; III. 10, 54.

Waffen: neutr. sowol in der heutigen Bedeutung als auch im Sinne von *Wappen* [so mhd. *wâfen*] I. 1, 35; I. 5, 18; II. 5, 12; III. 2, 54; III. 3, 97; 2 Z. 102 (28); Plural *die Waffen* I. 1, 92; I. 3, 80 (10); I. 8, 46 (3); II. 1, 38 (73); A. 15 (115); *Waffens-Macht* II. 1, 37 (49). *Wald*: n. p. *Wälde* I. 3, 4 (41) *; d. p. *Wälden* I. 8, 99 (81); A. 15 (34) *. *Weitzen*: n. s. ZD. 46. *Werk*: a. p. .. *finstre Werk und* .. I. 1, 6 (4). *Witz*: fem. II. 1, 79; II. 7, 84; II. 8, 1; *II. 9, 11*; 19; III. 3, 7; III. 5, 48 (41); III. 9, 6; 2 Z. 15; ZD. 175; masc. III. 7, 30 [mhd. *witze*, fem.] *Wort*: n. p. .. *die Wort, und* .. II. 5, 94; n. p., a. p. *Worte* II. 3, 59 (190); *II. 6, 28*; III. 1, 39; 46; [auch für das jetzige *Wörter*. 'An den Leser' p. 444 finden sich folgende Formen neben einander: *Zeitworte*, *Nennworten*, *Geschlecht-Worte*, *Nennwörter*, *Zeitwörtern*, *Wörter*]; d. p. *Worten* II. 8, 19 *. *Wurm*: n. p., g. p., a. p. *Würme* I. 3, 99; I. 7, 61; *I. 8, 56*; I. 7, 69; II. 10, 27; III. 10, 24; 57; n. p., g. p. *Würmer* I. 3, 59; II. 2, 41; II. 9, 69; d. p. nur *Würmen* I. 1, 14; II. 2, 70 (10) *; II. 5, 74 *; II. 6, 46; ZD. 82; 112.

Digitized by Google

Ziegen: d. s. I. 2, 71 *. *Zins*: fem. III. 7, 45. *Zung*: d. s. I. 2, 48. *Zunfften*: d. p. III. 5, 48 (13) *; a. p. *Zunfften* ZD. 50; A. 11 (2) *.

B. Verbum.

Im Praesens ergeben sich Abweichungen von der heutigen Sprache in: *belle*, *bin*, *darf*, *gebe*, *geschehe*, *gönne*, *kann*, *komme*, *liege*, *mag*, *muß*, *nehme*, *quelle*, *werde*, *will*.

Transitiv schwach, intransitiv stark sind: *sterbe*, *verderbe*.

Stark ist noch theilweise: *brenne*, *würge*.

Von schwachen Verben haben Rückumlaut behalten: *kehre* (*gekahrt* und *gekehrt*), *setze* (*satzte*), *stecke* (*stackte*), *stelle* (*bestalt*), *trenne* (*getrant* und *getrennt*), *wende* (*gewand* und *gewendt*); — *brenne* (*gebrant* und *gebrennt*), *kenne* (*gekant* und *gekennt*), *nenne* (*nante*, *genant*, *genennt*), *renne* (*berennet*).

Schwach sind: *bedinge*, *kiese* (auch stark), *preise*, *schaffe* (= befehle), *speie*, *weise*, *rufe* (auch stark).

Einen vom heutigen Sprachgebrauch abweichenden Ablaut haben: *erwerbe*, *finde*, *gelinge*, *gelte*, *gewinne*, *helfe*, *rinne*, (*schille*), *schwimme*, *sinne*, *sterbe*, *trinke*; *hebe*, *komme*, *nehme*, *pflege*, *schwere*; *fließe*, *genieße*, *gieße*, *krieche*, *saufe*, *schiebe*, *schieße*, *verdrieße*; *stehe*; *scheide*; — *braue* ptc. *gebrauen*.

Participia ohne *ge*-: *blieben*, *bracht*, *funden*, *kommen* (*kummen*), *kunt*, *troffen*, *worden*.

Praeterita mit ausl. -*e* (meist wegen des Verses): *bekame*, *bote*, *flosse*, *gabe*, *gelunge*, *hielte*, *lage*, *lase*, *lude*, *name*, *pfloge*, *rithe*, *sahe*, *schriebe*, *sponne*, *stahle*, *starbe*, *sturbe*, *stunde*, *truge*, *widerfuhre*.

eu für jetzt gebräuchlicheres *ie* oder *ü*: *beut*, *geneust*, *geust*-*geuß*, *fleugt*, *fleucht*, *fleust*, *kreucht*, *neust*, *reucht*, *schleust*, *steubt*, *treufft*, *verleuret*, *zeucht*, *leugt*-*leug*, *treugt*-*betreugt*.

Bezüglich des Umlauts ist zu verweisen auf: *drücke*, *erlaube*, *fürchte*, *glaube*, *komme*, *laufe*, *läugne*, *räume*, *saufe*, *schaumt*, *thue* (*thät*), *traue*, *träume*.

bedinget: ptc. I. 2, 55. *befehle*: 3. s. *befihlet*, I. 7, 54. *beflissen*: ptc. III. 5, 64 [: *wissen*]; *befliessen* III. 6, 30 [: *wissen*]. *belle*: 3. s. *billt* [so mhd.] I. 8, 29 *. *biete*: 3. s. *beut* III. 9, 24; *verbeut* II. 3,

Digitized by Google

4; 57 (11); prät. *bote* 1 Z. 201 (48). *bin*: 2. s. *bist* III. 3, 68; III. 4, 47; III. 5, 57 usw. 2. s. *bis* II. 3, 45; II. 4, 4; *bist du* II. 9, 92; sonst *bistu* I. 7, 79; I. 8, 69 (15); 89; II. 4, 70; 99; II. 6, 80; III. 9, 33; 34; 3. pl. zuweilen *seyn* I. 3, 52 *; I. 4, 20 *; I. 5, 2; I. 9, 88 *; I. 10, 89 *; 93 *; II. 3, 48; 61 *; II. 6, 88; II. 7, 96 *; II. 10, 22 *; III. 3, 78 *; praet. *ware* III. 5, 15 *; 71; 98; III. 10, 84; ptc. *gewest* I. 1, 84 *; II. 10, 38; III. 10, 27 *; A. 15 (114) *; sonst *gewesen* z. B. III. 8, 53 *. *bleibe*: ptc. *blieben* I. 2, 72; I. 8, 11; 69 (6); I. 9, 49; 60; II. 1, 81; II. 7, 53; III. 2, 49; III. 3, 17; III. 6, 13 (25); III. 7, 45; ZD. 173. *braue*: ptc. *gebrauen* I. 3, 4 (30). *brenne*: praet. *entbran* [so mhd.] II. 1, 38 (72) *; 1 Z. 201 (12) *; part. *gebrunnen* [: *Sonnen*] II. 3, 59 (113); *entbrunnen* [: *Sonnen*] I. 1, 73 [mhd. *brinne*, *bran*, *brunnen*, *gebrunnen*]; ptc. *gebrant*, *verbrant* I. 3, 80 (4) *; I. 4, 32 *; I. 10. 12 *; III. 6, 89 *; *gebrennt*, *verbrennt* II. 5, 90 *; III. 6, 25 *. *bringe*: ptc. *bracht* I. 6, 91; I. 8, 79; I. 9, 95 [comp.]; II. 2, 46; II. 3, 57 (4); 59 (169); II. 6, 62; II. 9, 23 (II. 10, 27?); 1 Z. 16; *gebracht* II. 8, 53.

darf: inf. u. 3. pl. *dürffen* 1 Z. 132; III. 9, 92; III. 10, 18; ZD. 201; *dörffen* 1 Z. 195; III. 8, 90; conj. *dörff(e)* 2 Z. 40; praet. *durffte* III. 7, 70; conj. *dürfft(e)* III. 1, 36; III. 4, 33; III. 5, 48 (21); III. 9, 66; *dörfft* I. 7, 21. *drücke*: 3. s. *drucket* I. 1, 90 *.

erlaube: ptc. *erleubt* II. 9, 36 *; *erlaubt* 2 Z. 98 (22) *; ZD. 95 *; A. 10 (12). *erstecke*: transitiv schwach I. 8, 92; I. 9, 19; II. 3, 75; 2 Z. 102 (59): cf. R.-L. 243. *erwerbe*: praet. conj. *erwürbe* II. 5, 24 *.

fahre: praet. *widerfuhre* ZD. 207. *fange* u. compos.: praet. *fing* I. 4, 78; II, 2, 70 (53); II. 3, 59 (4); II. 7, 18. *finde*: praet. *fand* II. 10, 30; 1 Z. 99; 201 (114) *; III. 8, 25; *fund* II. 6, 53 *; II. 9, 24 *; III. 2, 36; 99; III. 7, 66 *; conj. *fünde* I. 3, 71; II. 7, 28; III. 4, 91 *; ptc. *funden* II. 2, 31; 50 (15); II. 3, 49; II. 4, 83; III. 3, 80; III. 4, 99; III. 9, 59; 2 Z. 100 (16). *fliege*: 3. s. *fleugt* II. 8, 9; *fleucht* 1 Z. 124; *fleuget* III. 1, 28; 2 Z. 100 (26). *fliehe*: 3. s. *fleucht* I. 1, 86; I. 2, 35; 77; I. 3, 31; I. 6, 46; 78; II. 1, 88; II. 9, 79; 1 Z. 156; III. 2, 28; III. 8, 63. *fließe*: 3. s. *fleust* I. 8, 22; II. 8, 4; II. 9, 8; III. 3, 10; III. 8, 70; praet. *flosse* III. 5, 76; ptc. *geflussen* 1 Z. 201 (17) *; *geflossen* A. 15 (26) *. *fürchte*: 3. s. *furcht* 2 Z. 44; sonst *fürcht* II. 9, 80; ZD. 204.

Digitized by Google

gebe: 2. s. *gibst* I. 9, 21; 3. s. *gibt* I. 1, 14; I. 5, 4; 19; 61; I. 6, 21; 89; 100; I. 7, 41; 85; I. 8, 25 (29); 37; 41 usw. *giebt* u. comp. II. 8, 74; 1 Z. 144 *; III. 7, 47; *gibet* u. comp. I. 1, 68; 71 *; I. 2, 88; I. 5, 86 *; I. 8, 74 (22) *; I. 10, 47 *; II. 1, 84 usw. inf. einmal *giben* [: *Lieben*] 1 Z. 201 (77); imp. *gib* I. 4, 80; I. 6, 50; I. 9, 19; II. 8, 77; *gieb* I. 4, 73; praet. *gabe* II. 8, 33 *. *gehe*: praet. *ging* I. 8, 35; II. 1, 57; ZD. 177; *gieng* I. 5, 25; 46; I. 8, 10; 78; I. 9, 12; I. 10, 9 usw. *gelinge*: praet. *gelunge* III. 9, 42 *. *gelten*: I. 1, 78; praet. *gulten* [: *wolten*] I. 1, 78 [so mhd.]. *geschehe*: 3. s. *geschicht* III. 7, 72. *gewinne*: praet. conj. *gewünne* [: *Sinne*] I. 5, 3 (34); part. *gewunnen* II. 3, 58 (18) [: *Sonnen*]; 2 Z. 97 (67) *; *gewonnen* II. 5, 33. *gieße* u. comp.: 3. s. *geust* I. 7, 10; I. 8, 22; 47; I. 10, 60; II. 3, 59 (96; 103); II. 9, 8; III. 3, 10; imper. *geuß* A. 15 (145); praet. *guß* I. 10, 90; III. 8, 28 *; ptc. *gegussen* [: *Possen*] ZD. 240 [comp.]. *glaube*: 2. s. *gläubst* III. 9, 38; *gläubstu* II. 4, 68; 1. s. *gläub(e)* I. 1, 35; I. 2, 29; I. 7, 40; 2 Z. 47; 1. s. *glaub(e)* I. 1, 94; I. 7, 85; I. 8, 38; 85; I. 9, 15; 29; II. 3, 8; 37; II. 7, 24; 57; II. 8, 70; 1. Z. 73; 142; III. 6, 75; III. 10, 79; ZD. 205; 3. s. *gläub(e)t* I. 2, 77; I. 10, 66 (9); 2 Z. 47; ZD. 169; *glaub(e)t* I. 5, 74; I. 6, 43; I. 8, 61 (9); I. 10, 4; 99; II. 1, 67; II. 2, 98; II. 3, 43; 44; II. 4, 47; II. 8, 2; 68; III. 6, 2; 2 Z. 102 (84); ZD. 184; inf. *gläuben* III. 6, 34 *; ZD. 203 *; *glauben* III. 6, 98; III. 7, 4 usw.; imp. *glaube* I. 7, 71; ptc. *geglaubt* II. 4, 76. *gönne*: 1. s. *günn(e)* ZD. 153; 2. s. *günst* u. comp. III. 8, 12; ZD. 34; 3. s. *günn(e)t* I. 3, 2; 56; I. 5, 3 (11); I. 9, 31; 2 Z. 98 (12); A. 11 (30); 3. s. u. ptc. *vergünt* I. 8, 99 (71); II. 4, 55; 3. pl., inf.: *günnen* u. comp. I. 2, 47; 77; I. 9, 18; III. 5, 44; III. 10, 6; ZD. 1; 71; 212; imp. *vergünne* III. 8, 12; *günnet* I. 3, 45 (21); 1 Z. 13; 2 Z. 101 (21); praet. *gunt(e)* I. 3, 80 (40); *vergunte* I. 10, 2 (4); part. *gegünnet* u. comp. I. 3, 28 *; I. 9, 29; II. 2, 26 * [II. 3, 59 (130)]; A. 9 (9) *; *gegunt*, *vergunt* I. 3, 80 (73); I. 5, 3 (23); I. 8, 70; I. 9, 59; II. 1, 37 (48); II. 2, 30; 53; II. 6, 11; 37; II. 8, 60; *vergonnt* [: *Vatergrund*] A. 15 (132); *gegönnt* I. 10, 5. *greife*: praet. *grieff* I. 4, 92; 1 Z. 201 (92) *; 2 Z. 90.

halte: praet. *hilt* I. 3, 80 (18); I. 6, 19; II. 3, 38; II. 4, 11; II. 7, 92; III. 6, 18; III. 7, 17; ZD. 242; *hielt(e)* II. 2, 62 [II. 8, 84 conj.]; III. 7, 80. *hange*: praet. *hing* II. 1, 57; II. 2, 70 (12); II. 5, 27; II. 6, 15. *hebe*: praet. *hub* III. 5, 60; conj. *hübe* III. 9, 27.

Digitized by Google

heiße: 2. s. *heist* I. 5, 42 [wegen des Verses]; 3. s. *heist* I. 2, 23; I. 3, 55; 68; I. 4, 22; 63; I. 5, 3; 11; 13; 16 usw. *helfe*: praet. *hulffe* II. 5, 74.

kan: 1. s., 3. s. [nie *kann*]: I. 1, 13; 14; 31; 61; 74; 89 usw. 2. s. *kanst* I. 1, 45; *kanstu* II. 5, 66; II. 8, 11; III. 4, 42; III. 6, 57; A. 15 (101); 1. 3. pl., inf. *künnen* [mhd. *kunnen*] I. 1, 12; I. 2, 57; 77; 93; I. 3, 33 (18); 34; 57; 63; 73; 89; I. 4, 21; 33; 44; 56; 96; I. 5, 47; 70 usw.; 3. pl. *können* 1 Z. 182; sonst *können* nur im Reime auf *-innen*: I. 1, 40; 54; 59; 71; I. 10, 5; A. 15 (127); 2. pl. *künnt*, *künt* II. 1, 37 (63); II. 2, 51; III. 4, 98; III. 5, 20; *könnt* I. 1, 13; conj. *künne* I. 6, 34; II. 1, 38 (2); II. 3, 59 (170); II. 4, 22; II. 5, 29; III. 2, 61; III. 3, 12; *könne* [: *Sinne*] I. 10, 66 (10); praet. *kunt(e)* I. 3, 80 (42); I. 6, 72; I. 7, 61; 95; I. 8. 35; I. 9, 96; I. 10, 25; II. 1, 37 (56); 58; II. 6, 76; II. 7, 53; II. 9, 99; II. 10, 67; 1 Z. 78; 201 (77); III. 2, 16; III. 3, 76; III. 4, 86; III. 6, 10 (37); 66; III. 8, 8; 56; 77; III. 9, 45; 90; III. 10, 97; ZD. 56; 112; 120; 215; *konte* I. 1, 21; I. 1, 15; 71 usw.; conj. *künte* I. 7, 63; I. 10, 3; II. 4, 31; II. 5, 100; II. 6, 34 (17); II. 7, 12; II. 8, 47; 1 Z. 21; 58; III. 5, 18; III. 6, 59; III. 8, 95; III. 10, 21; 2 Z. 51; ZD. 117; 224; *küntestu* I. 9, 30; ptc. *kunnt* I. 7, 25; I. 9, 7; *gekunt* I. 3, 81; I. 8, 12; 21; II. 1, 38 (80); II. 2, 30; II. 3, 59 (88); II. 4, 39; II. 6, 94; *gekünnet* [: *gegünnet*] I. 3, 28. *kehre*: ptc. *gekahrt* [nur im Reime; *umgek.*, *fortgek.*] II. 4. 54; 1 Z. 145; III. 6, 52; 2 Z. 18; sonst *gekehrt* u. comp. *I. 2, 38*; 1 Z. 201 (74 *; 104); III. 2, 53 *; III. 6, 93 *; 2 Z. 53 [mhd. *kêre*, *karte*, *gekart*]. *kenne*: praet. *kante* II. 3, 59 (70); ptc. *gekant*, *gekannt* u. comp. I. 1, 60; 83; 99; I. 3, 1; I. 4, 98; I. 7, 76; I. 8, 63; I. 10, 69; II. 3, 11 usw. ptc. *erkenn(e)t* I. 10, 27; III. 6, 25 *. *kiese*: ptc. *erkiest* I. 6, 29; II. 2, 64; II. 3, 73; II. 4, 4; II. 3, 14; ZD. 80; 154 [immer im Reim]; *erkoren* I. 8, 99 (10); III. 7, 8; 47; III. 9, 73; ZD. 153; 215 [auch nur im Reim]; *außgekiest* I. 10, 81 *; — inf. II. 6, 15. *komme*: 1. s. *komm(e)* I. 8, 99 (87); *kumm(e)* I. 3, 41; I. 4, 64; I. 8, 69 (40); I. 9, 3 *; 2. s. *kummst* ZD. 34; 3. s., 2. pl., imper. pl. *kumm(e)t* I. 1, 89; I. 2, 61; I. 3, 44; 45 (23); I. 4, 100; I. 5, 3 (11); 76; 80; I. 6, 42; 55; *86*; I. 7, 88; I. 8, 97; I. 9, 38 (80); 95; I. 10, 16; 50; II. 1, 17; 21; 27; 72; II. 2, 29; II. 5, 72; II. 7, 47; II. 8, 73; 79; 97; 2 Z. 96; 100 (21—24); 162; comp. I. 6, 51; — 3. s. *kümm(e)t* u. comp. I. 1, 90; I. 2, 14; 88 *; 99;

Digitized by Google

I. 3, 37 *; 80 (49); I. 4, 74; I. 5, 19; 34 *; 46; 50; 53; 54; 62; 64; 81 *; I. 6, 46; 82; I. 7, 21; 48; 76; I. 8, 28; 46 (18); 54; 58; 97 *; 100; I. 9, 14; 21; 41 *; I. 10, 31; 47; 65; 84; 100; II. 1, 5 *; 27 *; 74 *; II. 2, 27; 34; 51; 54 (12); 58; 66; 95; II. 3, 1; 13 (14); 29; 59 (20; 79; 117; 141); 88; 94; II. 4, 45; 46; 47; 69; 89; II. 5, 3; 32; 75; II. 6, 25; 36; 60; 88; II. 7, 49; 50 *; 59; 82; 96; II. 8, 42; 45; 49; 64; 79; 97; II. 9, 13 *; 47; 65; 80; II. 10, 79; 1 Z. 20; III. 1, 12; 27; 80; 82; III. 2, 62; 70; 77; III. 3, 41; 42; III. 4, 45; III. 5, 86; III. 6, 52; III. 7, 49; III. 8, 4; 16; 40; III. 9, 63; III. 10, 48; 83; 2 Z. 5; 15; 22; 73; ZD. 1; 28; 90; 155; 188; 3. s. *kümt* I. 3, 88 *; I. 4, 22; 35 *; II. 9, 66 [comp.]; II. 10, 63; 1 Z. 58; 106 *; 126; 154; 201 (125); III. 1, 25; 65; III. 2, 8; 9; 62; III. 3, 15; 48; III. 4, 1; 75; 76; 86; 92; III. 5, 6; 39; 71; III. 6, 19; III. 8, 88; III. 9, 74; 96; III. 10, 65; 86 [comp.]; 94; 2 Z. 34; ZD. 1; 17 *; 21; 46; 205; 216; 234; 237; 241; 244; 248; 3. s. *kömt* II. 10, 33; — 1. 3. pl., inf. *kummen* I. 5, 28 *; I. 6, 14; 30; 56; I. 7, 48 *; 65 (8); 65 (19) *; 88 *; I. 9, 6 *; 95; 98; II. 1, 16; II. 2, 45; 83; II. 3, 6; 21 *; 23; 59 (25) *; 78; II. 4, 5; 37; II. 6, 23; 34 (29); II. 7, 7 (24) *; 53 *; II. 9, 27; 69 *; 97; 1 Z. 19; 21; 34 *; 90 *; 126; III. 1, 4; 48 *; 49 *; 72; III. 2, 35; 67; III. 3, 2; 13; III. 4, 1 *; 33; 73 *; 74 *; III. 5, 48 (40); 53; 54; III. 6, 13 (16); III. 7, 13; III. 8, 1; 58; 99; III. 9, 91 [comp.]; 2 Z. 28; 34; 36 *; 55 *; 85 *; ZD. 41; 83 *; 255 *; — inf. *kommen* I, 3, 41; A. 4 *; — conj., imp. *kumm(e)* I. 1, 93; I. 9, 68; II. 1, 37 (72); II. 2, 3 (27; 52); 85; II. 3, 37; II. 4, 80; 81; III. 3, 48; III. 5, 53; 2 Z. 100 (3; 8); ZD. 108; *komm* A. 15 (71); — ptc. *kummen* I. 2, 7 *; I. 3, 57 *; I. 4, 27 *; 84 *; I. 5, 33 *; I. 6, 19 *; 41 *; I. 8, 31; II. 2, 54 (15); 70 (82) *; II. 7, 8; 23 *; II. 8, 25 *; 1 Z. 153 *; III. 3, 11 *; III. 4, 26 *; 73 *; 90 *; 92; III. 5, 6; III. 6, 10 (2); III. 10, 76; — ptc. *kommen* I. 1, 6 (1) *; 19 *; 40 *; 81 *; III. 10, 36; *gekummen* III. 7, 85; *überkummen* II. 10, 28 *; *bekummen* I. 5, 15 *; 17 *; I. 6, 17 *; 40 *; I. 7, 75 *; I. 8, 100; II. 7, 47 *; 72 *; II. 8, 16 *; 44; 1 Z. 10; III. 6, 23 *; ZD. 22; — praet. *bekame* III. 2, 26 *. *krieche*: 3. s. *kreucht* I. 1, 9; I. 3, 80 (51); inf. *krichen* III. 6, 17; praet. plur. *verkruchen* [: *suchen*] I. 7, 65 (18).

lade: praet. *lude* II. 9, 62. *lasse*: 2. s. *läßt* A. 15 (135); *läst*

Digitized by Google

I. 8, 69 (24); 3. s. in der Regel *läst*, z. B. I. 2, 1; I. 3, 2; 33 (12); 87; I. 4, 24; I. 5, 3 (9); 12; 71; I. 7, 73; I. 8, 25 (15); 40; 69; 99 (46); *lässt* nur II. 5, 63; *lest* II. 9, 96; II. 10, 96; III. 2, 14; III. 3, 29; III. 4, 8; III. 10, 34 *; ZD. 201; *lesset* III. 6, 77; *lässet* III. 8, 94; 2. pl. u. imper. *last* I. 1, 28; I. 2, 41; I. 3, 44 usw. — *lasst* III. 3, 66. *laufe*: 3. s. *läufft* II. 10, 89; *laufft* z. B. III. 2, 73; III. 3, 35; praet. *liffen* I. 5, 59; mit *ie*: I. 6, 34; I. 7, 37; 1 Z. 201 (91); III. 2, 44. *läugne*: 3. s. *läugnet* II. 2, 54 (16); inf. *läugnen* I. 8, 26; III. 1, 36; *verlaugnen* I. 2, 98; III. 5, 59; ptc. *verläugnet* II. 6, 49. *leide*: praet. *lidte* I. 8. 39 (2); *lied* III. 5, 64; ptc. *gelidten*, *erlidten* II. 6, 100; II. 7, 59; III. 6, 10 (36). *lese*: praet. *lase* III. 7, 1 *. *liege*: 3. s. *liegt* I. 1, 8; I. 4, 75; I. 5, 3 (52); I. 6, 21; 68; I. 7, 44; I. 9, 31; 44 usw.; *lieget* I. 3, 79; I. 5, 8; 23; I. 9, 16 usw.; *ligt* I. 1, 99; I. 3, 59; *liget* I. 1, 4 (22); *leit* [mhd. *lît*] I. 6, 85 *; 1 Z. 168 *; inf. I. 6, 30; — praet. *lage* III. 4, 93 *. *lüge*: 3. s. *leugt* 1 Z. 17; III. 3, 99; III. 4, 21; III. 10, 90; ZD. 57; imper. *leug* II. 7, 13.

mag: 1. 3. pl., inf. *mügen* I. 4, 91; I. 8, 22; II. 2, 49; II. 3, 18 *; 48; 1 Z. 201 (113) *; III. 1, 42; III. 6, 41; ZD. 86; 138; *mögen* I. 7, 28; 1 Z. 201 (108); III. 7, 39; III, 10, 75; A. 9 (26); A. 15 (147); conj. *müge* II. 2, 3 (54); III. 6, 30; *mög(e)* I. 1, 7 (8); 1 Z. 201 (130); III. 3, 48; III. 5, 16 [2 Z. 81 *mögst*]; ZD. 83; A. 8 (50); A. 15 (100); 2. pl. *mügt* III. 7, 49; *mögt* A. 15 (90); 3. pl. *vermügen* III. 6, 19; praet. *muchte* 1 Z. 99 *; *mochte* z. B. III. 7, 23; conj. *möchte* I. 4, 79; I. 7, 11; 88; I. 8, 11; 87; I. 10, 29; II. 1, 33 usw.; *möchtest* I. 8, 14; III. 4, 68; *mächst* I. 1, 45; *möchstu* ZD. 42; 3. pl. *müchten* ZD. 211; ptc. *gemocht* [: *Frucht*] A. 10 (20); *vermocht* [: *Flucht*] III. 4, 57; *vermucht* [: *Frucht*] 1 Z. 98. *muß*: 2. s. *mußt* I. 8, 53; 1. pl. *mussen* II. 6, 94 [dagegen II. 8, 18; III. 10, 94 *]; 3. pl. *mussen* II. 7, 2; II. 10, 77; III. 5, 63; III. 9, 92 [dag. II. 7, 2; 58; 1 Z. 185; 201 (80) usw.]; 2. pl. *must* I. 8, 46 (25); III. 2, 15 [dag. III. 5, 20]; inf. *mussen* I. 8, 99 (61); 1 Z. 201 (94); III. 8, 77 [dag. z. B. II. 6, 95; III. 3, 31 *]; conj. *musse* III. 3, 12 [dag. III. 3, 68]; — praet. ind. *muste* I. 1, 15; I. 2, 57; I. 3, 80 (6; 35) usw.; — *müste* III. 10, 24; conj. *müste* z. B. 1, 49; ptc. *gemust* 2 Z. 60 *.

nehme: 3. s. *nimm(e)t* I. 2, 11; I. 3, 37; I. 5, 16; 34; 47; 54; 75; 86; I. 8, 25 (29); 61 (18); 97; I. 9, 11; 41; 66 usw.; *nimt* u.

Digitized by Google

comp. I. 3, 85; 88; I. 4, 12; 35; II. 10, 40; 64; 1 Z. 106; 125; III. 8, 88; III. 9, 17; 71; III. 10, 36; 2 Z. 28; 66; ZD. 2; 17 *; 190; imp. *nim* I. 6, 11; I. 8, 14; III. 5, 34; III. 6, 54; III. 9, 97; 2 Z. 90; ZD. 174; ptc. in der Regel *genummen* I. 3, 10; 57; I. 4, 84; I. 5, 15; 33; I. 6, 17; 40; 41; I. 7, 65 (20); 88; I. 9, 6; 28; II. 1, 6; II. 2, 70 (81); II. 3, 23; 59 (26); II. 7, 7 (23); 23; 47; II. 8, 16; 25; 58 usw.; *genommen* I. 1, 6 (2) *; III. 6, 95; III. 7, 2; III. 8, 53; im Reime auf *-kummen*: I. 2, 7; I. 6, 17; III. 8, 99; 2 Z. 85; ebenso bei compos. *genummen* I. 6, 19; III. 4, 26; 74; I. 5, 28; I. 7, 48; 75; I. 9, 27; II. 7, 72; I. 5, 17; ZD. 83 *; 255 * [dagegen I. 1, 19 *; 2 Z. 102 (102); A. 4 *]; *weggenommen* [: *Summen*] A. 16 (11); — praet. *name* II. 4, 22 *. *nenne*: praet. *nante* I. 1, 94; I. 8, 99 (15); ptc. *genant* I. 2, 13 *; I. 3, 100 *; I. 7, 76 *; I. 10, 26 *; II. 2, 10 * usw.; *genennt* u. comp. I. 2, 73 *; I. 5, 54; I. 8, 20 (16) *; I. 9, 36 *; II. 5, 90 *; II. 7, 65 *; 1 Z. 22 *; III. 5, 8 *; III. 7, 43 *; III. 10, 100 *; 2 Z. 102 (5). *nieße*: 3. s. *neust* II. 5, 65; *geneust* I. 1, 89; II. 5, 65; II. 8, 4; III. 4, 17; III. 8, 70; ZD. 89; ptc. *genussen* I. 10, 31; 1 Z. 201 (15).

pflege: praet. *pflag* [mhd. *pflac*] ZD. 254 (5); *pfloge* I. 8, 69 (28). *preise*: praet. *preiste* I. 4, 60; *gepreist* I. 2, 23 *; I. 8, 39 *; II. 2, 50 (18) *; II. 3, 59 (158); III. 6, 18 *.

quelle: 3. pl. *quällen* I. 8, 46 (17).

rate: praet. *rithe* III. 4, 72. *räume*: 3. s. *räumt* I. 2, 77; II. 1, 49; *raumt* 2 Z. 19; inf. *räumen* I. 5, 28; II. 8, 20; 1 Z. 105; imp. *räume* III. 6, 55. *reite*: praet. *riet* I. 3, 69; I. 7, 72; III. 9, 94; ptc. *verrieten* [: *Sitten*] I. 1, 37; *beritten* I. 8, 46 (13) *. *renne*: ptc. *berennet* I. 10, 66 (2) *. *rieche*: 3. s. *reucht* I. 4, 92; I. 8, 61 (11); I. 9, 84; II. 4, 53; 79. *rinne*: ptc. *gerunnen* 2 Z. 97 (68). *rufe*: praet. *ruffte* 1 Z. 13; 175; II. 9, 37; ptc. *auffgerufft* II. 4, 12; *verruffen* II. 9, 41; *beruffen* II. 10, 33.

saufe: 3. s. *seufft* 2 Z. 86; *ersäufft* I. 10, 17; prät. *suff* II. 5, 32; 2 Z. 39; ptc. *versoffen* III. 6, 95; *zugesuffen* ZD. 115 *. *säume*: 2. s. *säumst* III. 4, 55; ptc. *gesaumt* II. 2, 43. *schaffe*: praet. *schuff* [= *creavit*] II. 5, 13; 82; III. 7, 99; conj. *schaffte* [*crearet*] III. 6, 83; ptc. *geschafft* [= befohlen] I. 9, 59. *schaumt*: 3. s. I. 8, 97; *schaumend* III. 6, 10 (33). *scheide*: ptc. *abgescheiden* I. 3, 45 (8) * [so mhd.]; dagegen *verschieden* I. 5, 33 *. *schiebe*: praet. *schub* II. 7, 61. *schieße*: 3. s. *scheust* II. 3, 59 (95); III. 9, 84; prät. *schuß*,

Digitized by Google

ptc. *geschossen* III. 4. 88; 99. [*schille* mhd.; *schal*, *schullen*, *geschollen*]: 3. s. *schillt* III. 6, 18; praet. *erschal* A. 8 (1). *schlafe*: praet. pl. *schliffen* III. 3, 42. *schließe*: 3. s. *schleust* I. 1, 89; I. 3, 45; I. 4 41; I. 5, 47; I, 7. 10 [comp.]; II. 3, 80; 1 Z. 57; III. 4, 17; III 7, 6; ZD. 89; ptc. *geschlossen* ZD. 257 *; A. 15 (27) *. *schlinde* [mhd. *slinde*, *slant*, *slunden*, *geslunden*]: ptc. *verschlunden* II. 2, 50 (16). *schneide*: praet. *schniet* III. 9, 74. *schreibe*: praet. *schriebe* II. 3, 59 (38) *. *schwere* [mhd. *swere*]: I. 3, 48; I. 8, 3; II. 1, 96 usw.; praet. *schwur* II. 1, 96; II. 10, 17. *schwimme*: conj. praet. *schwümm'* I. 5, 3 (33). *sehe*: 2. s. *sih(e)st* I. 4, 60; I. 8, 99 (68); II. 2, 70 (7); II. 9, 10; 3. s. *sih(e)t* I. 4, 93; I. 5, 48; 96; I. 6, 26; I. 8, 20 (37); 76; 84; I. 9, 63; 82; I. 10, 19; II. 1, 66; II. 2, 13; 57; II. 3, 58 (15); 59 (85); II. 5, 46; 51; II. 7, 62; 76; II. 10, 48 usw.; *sieht* III. 5, 75; imp. *sih* I. 3, 67; II. 6, 40; 89 usw.; praet. *sahe* u. comp. II. 3, 57 (21) *; III. 10, 20; 2 Z. 61. *sende*: ptc. *gesand* II. 8, 52. *setze*: praet. *satzte* II. 8, 70 [mhd. *sazte*, *gesazt*]. *sinne* — *unbesunnen*: II. 2, 22. *sol* I. 2, 84; I. 3, 41; 80 (54); I. 4, 84; I. 5, 3 (52); 39; 40; I. 6, 81 *; I. 7, 41; I. 9, 9 *; I. 10, 90; II. 9, 26 *; II. 10, 34; 45; 98; 1 Z. 167; III. 1, 53; III. 3, 67; III. 9, 69 *; 2 Z. 5; A. 12 (33); daneben *soll* I. 4, 67; 89; I. 5, 4; 61; 63; 95; I. 6, 50; 69; 70; I. 7, 9; 15; 20; 38; 41; I. 8, 7; 14; 20 (22; 32; 35 *); 25 (35; 36; 40); 36; 56; 99 (108; 113); I. 9, 18; 49; 59; 72 usw.; im Reime auf *wol* erscheint beides: *sol* [: *wol*] I. 6, 81; I. 9, 9; II. 9, 26; III. 3, 67; III. 9. 69; — *soll* [: *wol*] I. 8, 20 (35); II. 9, 58; II. 10. 43; ZD. 205; inf. *sollen* [: *Bullen*] I. 3, 30; praet. *solte* I. 1. 15 (8); 21; 62; I. 2, 39; I. 3. 5; 57; I. 4, 62 usw.; *sollte* nur I. 7, 53; ptc. *gesollt* II. 1, 37 (76); II. 6, 68 [: *Schuld*]; *gesolt* [: *Schuld*] I. 8, 99 (4). *speie*: praet. *speyte* I. 4, 3. *spinne*: praet. *sponne* 1 Z. 201 (11) *. *sprache* [mhd. *sprâche*]: ptc. *gespracht* II. 5, 64. *stecke*: intr., praet. *stackte* III. 5, 99 [mhd. *stacte*, *gestact*]. *stehe*: praet. *stund* u. comp. I. 3, 44; 80 (45); I. 4, 32; I. 5, 61; 87; I. 7, 16; I. 8, 68; III. 8, 40 usw.; *stunde* I. 3, 80 (33); I. 7, 36; conj. *verstünde* III. 4, 91; *stand* II. 10, 70 *; III. 7, 1 *; *entstand* III. 9, 74; *verstand* II. 4, 23; III. 6, 10 (3) *; III. 10, 49. *stehle*: 3. s. *stiehlt*, praet. *stahle* I. 6, 92 *. *stelle*: part. comp. *bestalt* I. 1, 4 (4) *; I. 3, 57 (24) * [mhd. *stalte*, *gestalt*]. *sterbe*: praet. *starb* III. 5, 94; ZD. 102; *starbe* III. 5, 76; *sturbe* ZD. 120; conj. *stürb(e)* I. 8, 72; II. 5, 24 *: ptc. *gestorben*

Digitized by Google

z. B. III. 8, 72; *storben* I. 7, 17 [praet. oder ptc.?]. — transitiv 3. s. *sterbt* II. 2, 76; III. 4, 61 [III. 4, 61 neben einander tr. *sterbt* und intr. *stirbt*]; praet. *sterbte* I. 7, 61; ptc. *gesterbt* III. 2, 61. *stiebe*: 3. s. *stäubt* I. 2, 77. *streite*: praet. plur. *striten* III. 6, 3; *stritten* III. 3, 53; ptc. *gestriten* II. 6, 100; II. 7, 59.

taug, *tügen* [mhd. *touc*, *tugen* (*tügen*)]: 3. s. *taug* [nie *taugt*] I. 2, 12; I. 4, 99; I. 5, 3 (56); 18; 39; I. 9, 4; 45; II. 1, 38 (32); II. 3, 57 (8); II. 5, 32; II. 6, 66; II. 9, 1; 73; II. 10, 100; 1 Z. 72; 99; 127; III. 6, 22; 50; III. 8, 27; 79; III. 9, 70; 2 Z. 66; 98 (9); 102 (33); ZD. 82; III. 6, 42; 2. pl. *tüget* ZD. 157 *; 3. pl., inf. *tügen* I. 5, 46; 55; I. 7, 51; 69; I. 8, 75; II. 1, 38 (43); II. 2, 50 (20); 78; II. 3, 59 (2); 61; II. 5, 89; II. 6, 43; II. 7, 95; II. 8, 92; 99; II. 9, 50; 1 Z. 128; III. 2, 14; III. 6, 19; III. 7, 78; III. 8, 79; III. 10, 5; 100; ZD. 121; 213; A. 8 (50); A. 13 (10); — *taugen* [: *Augen*] ZD. 159; conj. *tüge* II. 4, 22; conj. praet. *tüchte* [mhd. *töhte*] I. 7, 51; III. 9, 89 [cf. R.-L. 274]. *thar* [mhd. *tar*]: I. 1, 3 (23) *. *thue*: praet. *thât* I. 1, 5; 81; I. 8, 39. *trage*: praet. *truge* II. 1, 91. *traue*: ohne Umlaut [belegt 1. 3. sing., imp., ptc.] II. 1, 39; II. 2, 55; III. 6, 87; III. 8, 57; 2 Z. 66; 76; ptc. *getreut* u. comp. III. 1, 98 *; II. 2, 70 (15). *träume*: 1. s. I. 4, 78; 3. s. *träumt* I. 5, 67; 68; II. 3, 59 (147); II. 5, 100; ptc. *geträumt* II. 2, 45; *getraumet* I. 3, 33 (4). *treffe*: ptc. *troffen* I. 5, 54; II. 1, 37 (46). *trenne*: ptc. *getrennt* I. 9, 60; *getrant* I. 1, 83 *; I. 9, 60 * [mhd. *trante*, *getrant*]; *trete*, *trit*: I. 5, 75; I. 9, 8; II. 6, 91; 1 Z. 44; 2 Z. 99 (6); 102 (69); *tritt* A. 16 (37). *triefe*: 3. s. *treufft* I. 5, 59. *trinke*: conj. praet. *trüncke* I. 10, 10. *trüge*: 3. s. *treugt* 2 Z. 102 (48); *betreugt* I. 2, 85: 1 Z. 17; III. 10, 62.

verdrieße: praet. *verdruß* I. 5, 27; ptc. *verdrussen* III. 4, 26 [: *Possen*]; ebenso III. 8, 12; *verdrossen* ZD. 257 [: *geschossen*]; cf. *unverdrussen* I. 10, 31; III. 10, 79; — *unverdrossen* I. 10, 31. *vergesse*: imp. *vergieß* II. 2, 28. *verliere*: 3. s. *verleuret* I. 7, 18; 2 Z. 97 (63). *verterbe*: 1) transitiv 3. s. *verterbt* III. 4, 4; ptc. *verterbt* III. 2, 61; ZD. 26; 2) intr. 3. s. *vertirbet* 2 Z. 97 (63) *; ptc. *vertorben* III. 4, 6.

weise: praet. *weisten* [: *leisten*] III. 4, 86; *wiesen* [: *kiesen*] II. 6, 15; ptc. *geweist* I. 5, 88 *; II. 2, 32 *; 50 (17) *; II. 10, 49; *abgeweist* I. 3, 17 *. *wende*: ptc. *gewand* u. comp. I. 1, 57 *; 99 *; I. 3, 4 (4) *; 100 *; I. 4, 70; II. 2, 10 *; 50 (14) *; III. 2, 6 *;

Digitized by Google

III. 4, 86 *; III. 6, 2; III. 7, 78 *; III. 9, 94 *; 2 Z. 4 *; A. 15 (36) *; *gewant* u. comp. I. 3, 6; I. 8, 36; *gewandt* I. 3, 67; II. 2, 50 (22); II. 5, 87; *gewendt* II. 9, 5 *; ZD. 69 *; *gewendet* A. 15 (38) *. *werde*: praet. *wordest* III. 9, 82; *worde* ZD. 207; 3. pl. *worden* III. 5, 48 (22); III. 6, 92; 2 Z. 3 (?); 22; 94; ZD. 14; 73; sonst *wurde* z. B. III. 5, 48 (22); ptc. *worden* I. 1, 56; 93; II. 3, 60; II. 10, 73; III. 2, 18; III. 9, 10. *wil* [so mhd.]: I. 1, 13; 58; 77; I. 1, 23; 53; 59; 89; 90; 91; 93; 100 usw.; *will* nur I. 1, 98; 2. s. *wilt* [so mhd.] III. 4, 40 *; sonst *wilst* z. B. I. 9, 15; I. 10, 40; III. 5, 34; 2. pl. *wollt* I. 9, 80; II. 2, 42; 1 Z. 201 (132); praet. *wolte* I. 1, 53; 78; 94; I. 2, 9; 57; I. 3, 80 (41) usw.; *wollte* I. 1, 94. *würge*: ZD. 60; ptc. *erworgen* II. 5, 26 [mhd. *wirge*, *warc*, *wurgen*, *geworgen*], dagegen im Reime auf *verbürget*: *gewürget* III. 6, 13 (22).

ziehe: 2. s. *zeuchst* I. 8, 69 (1; 39); 3. s. *zeucht* u. comp. I. 1, 9; I. 2, 72; 76; 78; I. 3, 11; I. 5, 50; I. 8, 2; 19; 25 (28); 99 (91; 95); I. 9, 10; 11; 50; I. 10, 93; II. 1, 37 (39); II. 2, 76; II. 3, 59 (59); II. 5, 3; 70; II. 6, 99; II. 7, 13; 1 Z. 102; 156; III. 1, 80; III. 2, 28; III. 4, 29; III. 6, 40; III. 7, 64; 82; III. 8, 3; III. 10, 69; 2 Z. 102 (38; 80); ZD. 142; A. 11 (21); imper. *zeuch* A. 15 (53); inf. *zihn* 1 Z. 99; sonst *zieh(e)n* z. B. 1 Z. 151; 201 (96); III. 3, 26; 91; III. 4, 29; praet. *zoh* [mhd. *zôch*] I. 5, 61; 1 Z. 38 [comp.], ZD. 91; *zohen* I. 3, 60.

Anhang.

1) Das *e* vor der Personalendung *t* und vor dem *t* des part. praet. der schwachen Verba behält Logau entweder bei oder läßt es ausfallen, wobei man das Bedürfniss des Verses oder des Reimes als maßgebend ansehen kann. So steht z. B., wie schon angeführt: *befihlet*, *drucket*, *gibet*, *glaubet*, *gläubet*, *günnet*, *kummet*, *kümmet*, *lesset*, *lieget*, *nimmet*, *sihet*, *verleuret*; — *bedinget*, *berennet*, *getraumet*, *gewendet*, *gewürget*;

dagegen: *billt*, *erlaubt*, *gibt*, *glaubt*, *gläubt*, *günnt*, *kummt*, *kümmt*, *läst*, *liegt*, *nimmt*, *räumt*, *seufft*, *schaumt*, *schillt*, *siht*, *träumt*; — *gekehrt*, *erkiest*, *genennt*, *gepreist*, *geschafft*, *gespracht*, *gesterbt*, *geträumt*, *getrennt*, *geweist*, *gewendt*.

Dieses *e* fällt auch nach *d* aus: *bildt* II. 1, 77; III. 3, 78; *ent-*

Digitized by Google

findt II. 4, 90; *findt* II. 3, 57 (36); II. 5, 99; *leidt* III. 5, 43; *redt* 2 Z. 48; *schneidt* II. 6, 23; *verblendt* I. 3, 59 (69); *gebildt* 2 Z. 98 (16); *vergoldte* II. 9, 5.

Zu erwähnen sind auch die durch weitern Aúsfall eines *t* gekürzten Formen, wie: *acht* I. 6, 9; I. 8, 1; I. 9, 39; *achst* III. 2, 99; III. 4, 77; *geucht* I. 5, 98; I. 6, 75; I. 7, 81; I. 8, 12; I. 10, 21; 66 (12); *veracht* I. 2, 73; I. 3, 80 (56); *befeucht* II. 4, 53; *begleit* III. 1, 99; *behaupt* II. 9, 57; *bedeut* I. 1, 25; II. 1, 13; III. 3, 19; *beicht* III. 7, 72; *dürst* II. 1, 23; *gegürt* I. 8, 99 (19); *kost* I. 5, 3 (28); I. 8, 71; II. 1, 67; *gekost* I. 5, 11; II. 3, 59 (39); *reit* 1 Z. 168; *richt* I. 10, 66 (19); II. 3, 59 (16); *gericht* I. 8, 27; I. 9, 88; I. 10, 100; II. 3, 59 (43); — *angericht* I. 3, 80 (64); *außgericht* II. 1, 38 (12); II. 2, 9; *hingericht* II. 3, 10; *eingericht* I. 8, 60; II. 4, 42; *verricht* II. 10, 55; III. 5, 24; *bericht* I. 1, 39; I. 8, 7; *leucht* I. 1, 1 (6); II. 1, 37 (40); II. 7, 67; — *verblend* ZD. 190; *verblind* II. 3, 57 (8); *verschuld* III. 2, 27; *verwund* I. 9, 55.

2) Ueber die Flexion von *künnen*, *günnen* und *kummen* sagt Logau in der Vorrede zum dritten Tausend (Eitner p. 444): *Künnen, günnen, kummen schreibe ich mit einem ü und u, weil ich derer Gedanken bin, daß die meisten Zeitworte der Deutschen von denen Nennworten, nämlich das Thun vom Wesen sich herziehen und also von Kunst künstlich, künnen abfliesse, von Gunst günstig, günnen herrühre, wie auch von Kunft Ankunfft, Abkunfft, Herkunfft kummen; es sey dann daß man meine, diese Nennwörter wären auß den Zeitwörtern, wiewol auch zu geschehen pfleget, hergestaltet, da es doch abermal nichts hindern würde.*

3) *ie* an Stelle des heutigen *i* haben die bereits angeführten Praeterita und Participia: *befliessen* (auch *i*), *grieff*, *lied* (auch *lidte*), *riet* (praet. von *reite*), *schniet;* und der Imperativ: *vergieß;*

dagegen haben *i*: *fing*, *ging* (öfter *gieng*), *hilt* (auch *hielt*), *hing*, *liff* (öfter *lieff*), *rithe*, *schliff*.

Im Praesens steht: *befihlet*, *ligt* neben *liegt*, *siht* (nur einmal *sieht*); dagegen: *stiehlt*.

4) Das pron. *du* wird mit der vorausgehenden 2. p. des Verbums meist unmittelbar verbunden. Angeführt wurde bereits *bistu*, *gläubstu*, *kanstu*, *küntestu*. Außerdem: *bringstu* III, 7, 89; *darffstu* III. 4, 87; III. 7, 65; *denckstu* II. 5, 39 (1); *dienstu* II. 2, 76; *fragstu* II. 1, 61; *fühlstu* I. 10, 1; *gedeystu* II. 7, 25; *gibstu* I. 8, 99 (97); *hälstu* 1 Z. 180; 2 Z. 83; *hastu* I. 2, 91 (4); I. 8, 82; 99 (61; 65); I. 9, 95; II. 1,

Digitized by Google

81; II. 9, 41; 1 Z. 142; A. 16 (17) [*hast du* 1 Z. 169]; *kümmstu*, *kümstu* 1 Z. 57; III. 7, 48; *liegstu* 1 Z. 134; *meinstu* I, 3, 67; I. 8, 74 (17); II. 2, 23; III. 3, 18; *mustu* II. 3, 4; II. 4, 81; III. 7. 3; 65; *seystu* I. 9, 67; *sihstu* II. 3, 81; *sollstu* I. 9, 60; *stehstu* 1 Z. 169; *stellstu* I. 8, 99 (99); *suchstu* III. 7, 27; *treibstu* 1 Z. 142 [*treibst du* III. 7, 89]; *vermagstu* I. 3, 51; *vermeinstu* I. 8, 30; *warstu* I. 10, 66 (25); *wärestu*, *wärstu* I. 4, 65; I. 8, 99 (101); ZD. 148; *weistu* I. 1, 51; I. 2, 58; II. 9, 10; 41; III. 4, 27; 2 Z. 44; 60; *wilstu* I. 8, 42; 99 (34); I. 10, 2 (1); II. 2, 1; 5; 94; II. 5, 74; II. 6, 34 (40); II. 7, 13; III. 1, 36; III. 4, 37; III. 6, 13 (66); 37; III. 7, 65; III. 10, 8; 2 Z. 102 (68); ZD. 106; 174; *willstu* I. 6, 42 [*wilst du* III. 5, 34]; *wollstu* I. 1, 7 (18); *wolstu* III. 7, 26; *wirstu* I. 8, 99 (5); I. 10, 66 (26); II. 6, 34 (26); II. 10, 62; III. 6, 73; III. 9, 29 [*wirst du* III. 9, 97].

5) Logau gibt vor den Flexionsendungen *-t*, *-te* die Consonantenverdopplung oft auf. Es folgt dies schon aus den Beispielen, die angeführt wurden unter *heiße*, *kenne*, *muß*, *nenne*, *sol*, *wil*. Erwähnt sei noch: *schwimt* I. 3, 85; *vermumt* II. 2, 72 [dagegen *vermummt* II. 2, 47].

Wenig beliebt ist *-sst* und *ßt*: *küste* I. 5, 61; I. 10, 79; *gekust* I. 3, 41; I. 10, 8; II. 3, 59 (120); *wuste* I. 8, 61 (2); *frist* I. 9, 33; II. 1, 2; II. 8, 91; III. 5, 83; *stöst* II. 9, 13; III. 5, 12; *befleist* I. 9, 22; II. 2, 84; II. 3, 37; *befleißt* I. 4, 63; *verhast* II. 2, 56; III. 10, 2; *hasst* I. 9, 40; II. 2, 70 (34); II. 10, 92; ZD. 187; *fast* I. 9, 37; II. 2, 54 (6); 57; 1 Z. 192; III. 10, 2; *beist* II. 1, 60; II. 4, 48.

Prag. Karl Haehnel.

Digitized by Google

Miscellen.

Beleuchtung der Besprechung der Töchterschulfrage in Bd. 58, S. 449 dieser Zeitschrift.

Da Unterzeichneter die Ehre hatte, seiner Zeit der Ministerialconferenz für Berathung der Töchterschulfrage anzugehören, von welcher der geehrte Herr Referent an der bezüglichen Stelle des Archivs ausgeht, so sieht er sich veranlasst, die dort ausgesprochene Ansicht mit einigen Worten zu beleuchten, nachdem, wie es scheint, sonst Niemand das Wort dazu ergreift; er will es um so lieber thun, als ihm daran liegt, in dem geehrten Leserkreise des Archivs nicht blos einseitige Ansichten Platz greifen zu lassen.

Nachdem der Unterschied der höheren Mädchenschule und andererseits des Gymnasiums und der Realschule in Bezug auf ihre Stellung zum Lebensberufe der verschiedenen Geschlechter so dargelegt worden, dass man sich damit einverstanden erklären kann, geht der geehrte Referent auf die Forderungen der Conferenz für die Ziele der einzelnen Lehrgegenstände der höheren Töchterschulen über, und da muss Unterzeichneter gestehen, eben mannigfachen Widerspruch erheben zu müssen. So soll das Lesen mittelhochdeutscher Texte Sünde sein. Allerdings ist das sofort zuzugeben, wenn man darunter etwa eine philologische Behandlung längerer Textstücke oder ganzer, grösserer Gedichte versteht, woran aber die Conferenz nicht gedacht hat, und wozu auch die Töchterschule keine Zeit hat. Aber das kann dem Herrn Referenten aus langjähriger Erfahrung versichert werden, dass die Schülerinnen der Oberclassen an dem Vorlesen etwa einer der kürzeren Balladen des Nibelungenliedes oder einiger Minnelieder nicht blos das grösste Interesse nehmen, sondern dieselben auch verstehen, wenn man durch kleine eingestreute Bemerkungen und Uebersetzungen die Auffassung erleichtert und beschleunigt; sie verstehen sie aus sachlichen Gründen in einem guten Theile Deutschlands besser, als alle die Dialektdichtungen der Gegenwart. Sie gewinnen dadurch erst die volle Anschauung der alten Dichtungen. — Sprachvergleichungen in Mädchenschulen heranzuziehen klingt so freilich wie ein Verbrechen; allein bei der Kenntniss dreier Sprachen geben sich Hinweise auf parallele Erscheinungen derselben jedem gründlichen Lehrer — und das soll ja auch der Lehrer an der höheren Töchterschule und dieser erst recht sein — ganz von selbst. Wieder ist ein Mehr nicht gemeint gewesen. Indess geben wir gern zu, dass in beiden Fällen die Fassung der Thesen in den Resolutionen der Conferenz eine weniger missverständliche hätte sein sollen, dass sie vielleicht besser diese Punkte unberührt gelassen hätte. Und was die Behandlung des sprachlichen Unterrichts in den höheren Classen durch Lehrerinnen betrifft, so ist der Unterzeichnete, so allgemein ausgesprochen, entschieden dagegen. Den Frauen fehlt eben in der Regel

Digitized by Google

jene Akribie, welche zum nutzbringenden Verständniss der sprachlichen Seite des Unterrichts unbedingt erforderlich, jene Schärfe und Logik geschulter Denkkraft, wie sie nur die Studien der Männer einbringen, jene tiefere Einsicht in sprachliche Verhältnisse, wie sie auch dem höheren Mädchenunterrichte zu Grunde liegen muss, wenn dieser nicht fort und fort das breitgetretene Gebiet pädagogischer Pfuscherei bleiben soll. Lehrerinnen sollen darum nicht ausgeschlossen werden, wenn auch nicht, weil sie in „vielen äusserst wichtigen Punkten viel geeigneter seien als die Männer". Zur Erziehung gehören stets Vater und Mutter, und der Vater ist dabei die Dominante, die Mutter die Gouvernante (im besten Sinne des Wortes!). Es lässt sich beobachten, dass die männlichen Lehrkräfte viel durchgreifender und darum im Allgemeinen erziehlicher wirken, was auch diejenigen Schulen sehr wohl bestätigen, welche, unter der Gesammtleitung von Vorsteherinnen stehend, für die Hauptfächer in den oberen Classen die tüchtigsten Lehrkräfte von Gymnasien und Realschulen leihen. — Auch das ominöse zweite Examen, das die neuste Mädchenpädagogik erfunden hat, wird das nicht ändern. Die Lehrerin soll vor allen Dingen auch in der Schule Weib, ganz Weib sein, und nicht Mann, sie soll immer die Weiblichkeit in erster Linie voll und ganz repräsentiren, das ist ihre Stellung, ihr Beruf, und nur um den nöthigen Einfluss zu üben, hat sie an dem Unterricht auf allen Stufen Theil; aber in Gelehrsamkeit soll sie niemals aufgehen, wenn sie nicht bei Allen und auch bei sich selbst verlieren soll. — Mit dem Ansatz von Latein hat der Herr Referent die Schule doch wohl mehr im Sinne des Unterzeichneten gerichtet, was er sicherlich nicht beabsichtigte. — Die Gleichstellung der höheren Mädchenschule mit dem Gymnasium und der Realschule hat, so viel Unterzeichneter beobachtet, wohl noch Niemand verlangt, sondern nur die Unterstellung derselben unter das Provinzial-Schulcollegium, wie das schon vielfach der Fall ist, weil nur diese Behörde die unbedingt erforderliche Controle des höheren Unterrichts ausüben kann. Die höhere Mädchenschule leistet eben das Höchste für die weibliche Jugend, die nach Vollendung des Schulcursus in regelmässigem Verhältnisse aus derselben das Wissen, Können und Verstehen einer gebildeten Frau bereits mitbringen soll. Und um dies Ergebniss des Unterrichts akademisch bestandener Lehrer zu prüfen, dazu gehört eben wieder eine akademisch gebildete Fachinstanz. Nur aus inneren Gründen, zum Heil der höheren Mädchenschule, die dadurch wahrhaftig noch keine Gelehrtenschule wird und werden soll, nicht aus Eitelkeit ist diese eminent praktische Forderung hervorgegangen und wird sicherlich mit der Zeit überall erfüllt werden; nämlich für diejenigen Schulen, die den Namen der höheren Töchterschule im ganzen Sinne des Wortes verdienen, nicht für alle diejenigen, welche noch so heissen.

Breslau. Luchs.

Frühlings Nahen.

Aus dem Lateinischen des John Milton.

Rollend in ewiger Bahn des Kreislaufs locket die Zeit schon
    Wieder im lauenden Lenz junge Zephyre heran,
Und es schmücket verjüngt sich die Erde mit flüchtiger Jugend,
    Wieder vom Froste befreit grünet das weiche Gefild.
Täusch' ich mich? oder erstehn auch mir zu Gesängen die Kräfte? 5
    Hat mir im Busen der Lenz schlummernde Funken entfacht?

Digitized by Google

Ja! vom Lenze geweckt auflodert die Glut der Begeistrung,
Schon nach dem Ziele sie forscht, das sie erstrebe im Flug.
Sprudeln ich sehe Castalia's Born vom gespaltenen Berghaupt
Und Pyrene erscheint mir in den Träumen der Nacht. 10
Wallend erglüht mir die Brust in geheimnissvollem Gewoge,
Weisen durchtönen das Herz, raffend mich Rasenden fort.
Selbst er, der Delier, naht; mit Peneischem Lorbeergezweige
Seh' ich umwunden sein Haupt; selbst er, der Delier, naht.
Schon sich schwinget mein Geist in die leuchtenden Höhen des Himmels 15
Und durch der Wolken Gewog eil' ich vom Körper befreit.
Durch die Schatten ich stürm', durch entlegene Grotten der Sänger,
Und der Götter Palast schliesst mir sein Inneres auf.
Bebend ich schau und verzückt den weit sich dehnenden Himmel,
Zitternd ich schau in die Nacht höllischen Dunkels hinab. 20
Was so Gewaltiges denn entströmet der rauschenden Seele,
Diesem begeisterten Flug, dieser geheiligten Wut?
Mit der Begeistrung, die er geweckt, will singen den Lenz ich;
Möcht' ihn erfreuen, was so dankend ich zahle zurück!
Schon, Philomele, versteckt im Dunkel des grünenden Laubes, 25
Hebst deine Weisen du an, Schweigen umfänget den Hain.
Ich im Gewühle der Stadt, du sing in der Stille des Waldes,
Lasst uns des Frühlings Nahn feiern im Liede vereint!
Jubel! es kehrte der Lenz; lasst feiern die Wonnen des Frühlings
Uns und weihe ihm du, Muse, ein ewiges Lied! 30
Schon ist die Sonne entflohn der Mohren tithonischem Glutsand
Und zu der nördlichen Flur lenkt sie ihr golden Gespann.
Kurz ist die Strasse der Nacht, nur kurz die schattige Nacht währt,
Und die gräuliche ist mit ihrem Dunkel verbannt.
Nicht mehr schleppet sich nach dem Wagen des Himmels Bootes, 35
Hüter des Bärengestirns, müde vom Wege wie sonst;
Einzeln nur halten anjetzt und verstreut in Jupiters Burghof
Leuchtende Himmelsgestirn' ihre gewöhnliche Wacht.
Denn, wie die Nacht, so wichen auch List und Mord und Gewaltthat,
Und vor Gigantentumult banget den Göttern nicht mehr. 40
Wohl mag sprechen ein Hirt ausruhend auf felsigem Vorsprung,
Wenn die bethauete Flur röthet das steigende Licht:
„Phöbus, es fehlte gewiss in der eben verschwundenen Nacht dir
Deine Geliebte, die sonst hätte die Rosse gehemmt!"
Cynthia, bogenbewehrt, stürmt freudig hinweg in die Waldung, 45
Wenn sie am Himmel erschaut stralen das Sonnengespann.
Und ihr mildes Geleucht ablegend sich scheint sie zu freuen,
Dass sie der Bruder so schnell ihrer Verpflichtung entband.
„Fliehe das Lager des Greisen," so spricht zu Aurora die Sonne,
„Nicht mehr beglücken dich kann jener veraltete Pfühl! 50
In jungspriessendem Grün harrt dein der äolische Waidmann;
Auf! die hymettischen Höhn halten gefesselt dein Herz!"
Sieh! das Vergehen gesteht erröthend die goldige Göttin
Und die Rosse der Früh treibet sie schneller voran.
Tellus legte verjüngt sich ab das verhassete Greisthum, 55
Und ihr, o Phöbus, ersehnt deine Umarmungen sind.
Was sie ersehnt, sie verdient; denn wo ist höhere Schönheit?
Einen gesegneten Schoss schliesset verschwendrisch sie auf,
Fülle der Ernten verhaucht ihr Odem und reichlich verströmet
Ihr verlockender Mund Paphisches Rosengedüft. 60
Siehe! die ragende Stirn umkränzt ein heiliger Hain rings,
Wie mit Zinnen der Thurm krönt die idäische Ops.

Digitized by Google

In ihr triefendes Haar hat sie schimmernde Blumen geflochten
Und zu gefallen gedacht sie in dem blumigen Schmuck.
Als im wehenden Haar ihr erglänzte ein Blumengewinde, 65
Hat zur Liebe entflammt Pluto Siziliens Maid.
Phöbus, schau, wie sie süss zu wonniger Liebe dich mahnen,
Wie die lenzlichen Lüft' lispeln ihr Flehen dir lind.
Leise der Zephyr regt die duftumwobenen Schwingen
Und das bezaubernde Lied schmettern die Vögel nur dir. 70
Nicht auch zu locken dich müht sich die Erd' ohn' jegliche Mitgift,
Nicht eine arme ersehnt dich zu umarmen sie heiss.
Heilungwirkendes Kraut lässt reichlich dir sprossen empor sie
Und ist eifrig bedacht so dir zu mehren den Ruhm.
Rührt dich schimmerndes Gold und rühren dich reiche Geschenke 75
(Schlossen Geschenke doch schon öfter den ehlichen Bund!),
Jene sie zeigt dir mit Stolz, welch Schätze im endlosen Meergrund
Rings sie birgt und tief unten im felsigen Schacht.
Wenn ermüdet du sankst hinunter vom hohen Olympe
Nieder zur westlichen Flut, seufzte sie, wehe! wie oft: 80
„Weshalb, Phöbus, umfängt, wenn die Fahrt dich ermattet des Tages,
Dich des hesperischen Meers bläulich erglänzende Flut?
Was zieht Tethys dich an? und was die tartessischen Wogen?
Weshalb schmutziges Salz trinket dein göttlicher Mund?
Kühlung, Phöbus, gewährt mein Schatten dir besser und süsser, 85
Eile heran und im Thau lösche dein Glutengelock!
In dem kühlenden Gras wird ein süsserer Schlaf dich umfangen,
Eile heran und mir neige dein Haupt in den Schoss!
Wo du lagerst dich auch, ein schmeichelndes Lüftchen umsäuselt
Dir die Glieder, und rings hauchen die Rosen dir zu! 90
Nicht, o glaube es mir! beb' vor Semeleischem Tod' ich,
Nicht der Wagen mich schreckt lodernd bei Phaetons Sturz.
Phöbus, wofern du besonnener willst die Liebe geniessen,
Eile heran und mir neige dein Haupt in den Schoss!
Also seufzet die üppige Erd' in liebender Sehnsucht, 95
Und es sehnt sich wie sie jegliches Wesen der Welt.
Jetzo schweifet umher Cupido rings auf dem Erdrund
Und der Sonne Erglühn zündet die Fackeln ihm neu.
Frisch besehnet erklirrt der todverschnellende Bogen,
Trugvoll schimmert des Pfeils spitzig geschliffener Blitz, 100
Und schon zielt er sogar auf Diana, die nimmer besiegte,
Auf die vestalische Maid, sitzend am heiligen Herd.
Venus selber verjüngt die welkende Fülle der Reize;
Wieder entstiegen, so heisst's, wäre die hohe dem Meer.
Hochzeitlieder erhebt der Jünglinge Schaar in den Städten, 105
Wider sie hallet der Strand, wider das Felsengestein.
Schimmernder schreitet daher in dem knappen Gewande der Jüngling
Und sein duftendes Kleid würzet balsamisch die Luft.
Zahlreich wandern hinaus auf die wonnigen Anger die Mädchen,
Die jungfräuliche Brust schimmert in reichem Geschmeid. 110
Jegliche wünschet für sich, doch Alle wünschen nur Eines:
Dass sie umschlinge der Arm ihres ersehnten Gemahls.
Jetzo der Schäfer entlockt buntwechselnde Weisen dem Rohre
Und der Hirtin fehlt nimmer das passende Lied.
Zu den Gestirnen sich schwingt das nächtliche Lied der Matrosen, 115
Lauschend der glatte Delphin steigt aus der Tiefe herauf.
Jupiter selbst im hohen Olymp mit seinem Gemahl scherzt
Und zu frohem Gelag lädt er die Götter gesammt.

Digitized by Google

Jetzt auch tauchen empor aus der Ruh, wenn es dämmert, die Satyrn,
Eilen in schwebendem Tanz über die blumigen Au'n; 120
Auch Silvanus erscheint, mit Laub der Cypressen bekränzet,
Und er, dessen Gestalt Gott mit dem Bocke vereint.
Und dem Verstecke des alten Geästs die Dryaden entschweben,
Tanzen die Höhen entlang durch die verlassene Flur.
Durch das Kornfeld stürmt, durch Gestrüpp der mänalische Pan hin; 125
Cybele, sei auf der Hut! Ceres, o sei auf der Hut!
Und eine Nymphe sich sucht der lüsterne Faun zu erhaschen;
Zitternd entfliehet die Nymph', weichend dem Räuber behend.
Schon ein Gestrüppe sie birgt, doch zu dicht ist dieses Versteck ihr,
Weiter sie flieht und wünscht fliehend gefangen zu sein. 130
Selber die Götter vertauschen nunmehr mit dem Himmel die Waldung,
Und eine Gottheit wohnt jetzo in jeglichem Hain.
Möchte doch jeglichen Hain noch lange bewohnen die Gottheit;
Nimmer verlasset, ich fleh's, Götter, den waldigen Thron!
Möcht' eine goldene Zeit, dich, Jupiter, führen zurück doch 135
Aus der wolkigen Burg nieder zum Menschengeschlecht!
Du zum mindesten lass, o Phöbus, die feurigen Rosse
Langsam schreiten daher, zögernd verrinnen den Lenz!
Spät erst rücke der Winter heran mit den ewigen Nächten,
Dehne der Schatten sich hin über Britanniens Flur. 140

Lützburg (Ostfriesland). Dr. Franz Wassenberg.

Eigenthümlichkeiten im deutschen Sprachgebrauch.

„Hierauf verschritt Herr Bürgermeister Dr. Klotz zur Verpflichtung und Einweisung des Directors." Progr. der Realschule zu Meerane 1877, p. 35. — „Herr Cantor Brückner wurde wegen zu grosser Arbeitslast entlassen". Das. p. 37. — „Erlass des H. Ministeriums, betreffend der Locirung eines Schülers mit minder entsprechender Sittenart in Bezug auf seine Mitschüler gleicher Kategorie, welche in den Sitten entsprechen". Progr. des Gymn. Budweis 1877, p. 49. — „Der k. k. Landesschulinspektor nahm Einsicht in die Amtsgebahrung". Das. p. 48. — „Auf einer solchen Wanderung, die der Verewigte an seinem 72. Geburtstage unternahm, geschah es, dass er, im Anstiege gegen das Kitzbühlerhorn begriffen, von einem Herzschlage befallen, und, wie wir hoffen, auf eine noch grössere Höhe als Alpenspitzen, und zu einem noch schönern Anblick, als ihn die schönste Gebirgswelt zu bieten vermag, gerufen wurde". Progr. des Gymn. zu Innsbruck 1877, S. 45. — „Was ist ein Griesler? eine Grundbuchsführerswittwe?" (Progr. des Gymn. zu Freistadt in O.-Oesterreich 1877, S. 40. — „Die Haltung der Studierenden war auch heuer im Durchschnitt ganz zufriedenstellend. Meist genügten Ermahnungen, Rügen und leichtere Strafen, Erforschung und Behebung der Hemmnisse, insbesondere durch Nachrichten an die Herren Eltern oder Pfleger der Schüler behufs einverständlichen Vorgehens von Schule und Haus". Progr. des Gymn. zu Landskron 1877, S. 48. — „Von den 15 Schülern der VIII. Classe wollen 12 die juristische, 1 will die philosophische, 1 die medicinische Facultät aufsuchen". Progr. des Communal-, Real- und Obergymn. Wien (Mariahilf) 1876, S. 23.

Digitized by Google

Versiegen und versiechen.

Eine Verwechselung, die in neuerer Zeit so häufig vorkommt, dass von einem blossen Versehen oder einem Druckfehler gar nicht mehr die Rede sein kann, ist die der beiden oben genannten Verba. Man spricht von einem „Versiechen" der Quelle, wo doch nur von einem „Versiegen" die Rede sein kann. Wir wollen aus einer ziemlich grossen Anzahl von Beispielen nur eins anführen, das einer allgemein bekannten und vielgelesenen Zeitschrift entnommen ist. Dort heisst es in einem Aufsatze „Aus der Schule geplaudert" an einer Stelle also: „Mittlerweile ging es am Röhrbrunnen, der nie versiechenden silberklaren Quelle, äusserst lebhaft zu." Dass hier eine Verwechselung verwandter Begriffe oder, genauer genommen, nur ähnlich klingender Wörter vorliegt, darüber lässt sich eigentlich wohl kaum streiten. „Siech" ist = elend, krank, und das Wort wird namentlich von demjenigen Kranken gebraucht, dessen Krankheit schon äusserlich durch ein bleiches, mattes Aussehen sich bemerklich macht. Man spricht daher mit Recht von einem „Hinsiechen" des Kranken (vgl. im Engl. to die away with sickness, to starve), aber ein Quell (mag das Wort im eigentlichen oder im bildlichen Sinne gebraucht werden) — ein Quell wird immer nur versiegen können. Dabei mag noch erwähnt sein, dass die Existenz eines Compositums „versiechen" in der von uns angegebenen Bedeutung überhaupt sehr zweifelhaft ist; die Sprache scheint nur die Form „hinsiechen" = allmälig hinsterben zu kennen.

Landsberg a. d. W. A. W.

Digitized by Google

Erwiederung.

Herrn H. Holstein in Verden meinen besten Dank für seine Besprechung meiner „Geflügelten Worte" in Bd. 58, No. 2 des Archivs.

Jedoch habe ich Folgendes dazu zu bemerken:

1) Ueber den „Kurzweiligen Zeitvertreiber", dessen Vorhandensein er zu bezweifeln scheint, findet er in dem sonst so vielfach von ihm benutzten „Grundriss" Goedeke's unter „Simon Dach" die nötige Auskunft. 2) Hoffmann von Fallersleben nennt Karl Georg Neumann in „Unsere volksthümlichen Lieder" Medizinalrat; Goedeke im „Grundriss" nennt ihn Regierungsrat. Er wird das eine und das andere gewesen sein. Welches Recht hat Herr Holstein, von ihm zu sagen: „Regierungsrat, nicht Medizinalrat"? 3) Goedeke nennt G. A. Detharding „dänischen Justizrat und Syndikus des Domkapitels zu Lübeck"; daraus macht Herr H.: „D. war nicht Professor in Altona, sondern dänischer Justizrat etc." Aus Meusel „Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller", 2. Bd., 1803, S. 339 mag er sich darüber vergewissern, dass D. zuerst Dänischer wirklicher Kanzleirat und Professor des Staatsrechts und der Geschichte zu Altona, danach Justizrat und Syndikus des Domkapitels zu Lübeck war. Vergleiche auch Adelung zu Jöcher. 4) Ueber Calembourg weiss Herr H. nach seinen Quellen zu berichten, dass „er nach Chasles ein Graf von Kalenberg war, dessen schlechtes Französisch zu lächerlichen Verwechselungen Anlass zu geben pflegte." Davon steht kein Wort in den von Herrn H. angeführten „Etudes sur l'Allemagne" von Chasles. 5) Herr H. sagt: „Wie Schilda, so sind auch Schöppenstedt, Buxtehude und Mölln zu nennen." Erstens ist Mölln nie zu den Narrenorten gerechnet worden; zweitens nenne ich nur Schilda und Krähwinkel, weil diese in der Literaturgeschichte eine Rolle spielen. Ich hätte nach Moritz Busch's „Volkshumor" sonst noch wenigstens zwanzig deutsche Ortsnamen zu verzeichnen. 6) Herr H. sagt: „L'Avocat Pathelin erschien zu Paris 1490." Littré dagegen in „Histoire de la langue française", 5. édit., 1869, Paris, Band 2, meint, der Verfasser müsse in den letzten Jahren des 14. und in den ersten des 15. Jahrh. gelebt haben. (S. 50.) Schon 1470 (S. 46) komme das Wort „pateliner" vor. Pierre Blanchet, dem man Patelin zuschrieb, starb 1519 als Sechzigjähriger; er wäre also 1470 erst ein zehnjähriger Knabe gewesen. 7) Herr H. belehrt mich, dass „Wider den Hoffartsteufel 1560 von Joachim Westphal, nicht auch von Cyriacus Spangenberg erschien" Herr H. hat das Buch wohl nie in Händen gehabt. Auf einem und demselben Titelblatt des mir vorliegenden Exemplars der Königlichen Bibliothek zu Berlin steht: „Wider den Hoffartsteufel durch Joachimum Westphalum u. s. w. Von Frau Hoffart und ihren Töchtern u. s. w. W. Cyriacus Spangenberg." Dann folgt eine

Digitized by Google

erste Vorrede von W. Cyriacus Spangenberg, danach eine zweite von Joachim Westphal. 8) Herr H. sagt: „Melander's Joco-Seria werden nach der Ausgabe von 1603 citirt. Sie erschienen bereits 1600.“ Das kann ich ebenso wie Herr H. aus Goedeke's Grundriss abschreiben. Ich citire die Ausgabe von 1603, weil ich die von 1600 bis jetzt nicht zu Gesicht bekommen habe. 9) Herr H. rügt, dass Melander S. 52 nicht erwähnt ist, wie im Namenregister angegeben sei. Er ist S. 52 erwähnt. 10) Herr H. belehrt mich, dass Gartner's Proverbialia dicteria nicht 1566, sondern 1570 erschienen. Ich halte in diesem Augenblicke die Ausgabe von 1566, welche der Berliner Königlichen Bibliothek gehört, in meiner Hand. 11) Herr H. belehrt mich, dass Zincgref's Apophthegmata erst 1628, nicht 1622 erschienen. Ich halte in diesem Augenblicke die der Berliner Königlichen Bibliothek gehörige Ausgabe von 1622 in meiner Hand. Er belehrt mich ferner, dass die Weidnersche Fortsetzung 1653, nicht 1655 erschien. Der 1., 2. und 3. Teil erschien 1653, der 4. und 5. 1655. 12) Herr H. sagt, dass Gabriel Voigtländer's „Allerhand Oden und Lieder“ 1650 erschienen und deutet damit an, dass ich im Unrechte bin, wenn ich Ausgaben von 1642 und 1651 citire. Ich habe die drei von mir citirten Ausgaben seitdem auf der musikalischen Abteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin eingesehen; ich füge hinzu, dass auf der Leipziger Stadtbibliothek eine Ausgabe von 1664 zu finden ist. 13) Es gibt keine „Kurzweilige Reissgespräche“ von 1645; das Buch heisst „Kurzweiliger Reifsgespahn“.

Berlin. Georg Büchmann.

Digitized by Google

Analyse und Kritik der „Bergeries" Racan's,

sowie seiner übrigen Dichtungen.

Von

Eugen Herford.

(Schluss.)

Die zweite Gattung der Poesie, in welcher Racan sich versucht hat, sind die Oden. In diesen, so wie in den Stancen, hat Racan wol das Beste geleistet.

Die französische Poesie ist im Allgemeinen arm an guten Oden, da die Richtung auf das Erhabne kein ihr eigentümliches Element ist.

J. B. Rousseau ist unter allen Dichtern fast der einzige, der in dieser Richtung sich hervorgetan; und dennoch wäre es vergeblich, selbst in seinen Oden die strömende glühende Begeisterung, den Flug hoher Gedanken, den Glanz reicher Bilder suchen zu wollen, wie man dies zuweilen in andern Sprachen in dieser Sphäre der Poesie antrifft.

Ronsard war der erste Dichter, welcher die Ode in Frankreich eingeführt hat, er ahmte jedoch auch hierin ebenso der Fremde nach, wie auf dem Gebiete seiner Spracherneuerung.

Durch Malherbe machte dann die Ode insofern grosse Fortschritte, als der Rhythmus, der Reim, die Abteilung der Verse und Strophen genauer unterschieden und bestimmt wurden.

Aehnliches gilt auch von den Oden Racan's. Fern bleibt auch ihnen der erhabene Schwung, der Flug hoher und tiefer Gedanken.

Digitized by Google

Was sie aber vor seinen andern Dichtungen so vorteilhaft abhebt, ist der Umstand, dass Racan in ihnen sich zum grossen Teil frei von Nachahmung zeigt. Dazu kommt die Leichtigkeit des Stils, ein gefälliger Rhythmus, die Erhabenheit mancher Gedanken.

Racan besingt in ihnen vor Allem die Schönheit der Natur und die Freuden des Landlebens; andere richtet er gegen die Eitelkeit der Welt und den Ehrgeiz der Menschen; in einzelnen wirft er einen melancholischen Blick auf die Jugend und ladet zum Genuss der Jahre ein, welche so schnell dahineilen und nimmer wiederkehren; in einer andern beschreibt er in höchst ergötzlicher Weise ein Bivouak. Viele haben keine näheren Ueberschriften und Adressen.

Ich will nun auf einzelne etwas näher eingehn.

Die erste ist an den Cardinal Richelieu gerichtet und feiert in sehr hyperbolischer Weise die Verdienste dieses Mannes, durch welchen das gegenwärtige Jahrhundert „a terni tous les siècles passés“. Das Metrum dieser Ode ist die, am häufigsten vorkommende, 10zeilige Strophe, bestehend aus 8silbigen gleichen Versen.

Racan machte in solchen Strophen keine zweite Pause nach dem siebenten Verse, was einen langen Streit zwischen ihm und Malherbe veranlasste. Es war dies auch mit ein Grund, weshalb Malherbe ihn „hérétique en poésie“ nannte.

Malherbe und Maynard wollten, dass in Strophen von zehn Versen ausser dem arrêt des vierten Verses noch eine zweite Pause im siebenten Verse gemacht wurde. Racan war dagegen und behielt nur die eine im vierten Verse.

Die zweite Ode ist an den duc de Bellegarde gerichtet, welcher der Vormund unseres Dichters gewesen war, und feiert dessen Waffentaten, die er bereits in jugendlichem Alter unter dem Könige Heinrich ausgeführt. Vor Allem ist in dieser Ode die neunte Strophe bemerkenswert wegen des gelungenen Vergleichs, den der Dichter hier gemacht. Er sagt:

„Tel qu'un chesne puissant, dont l'orgueilleuse teste,
Malgré tous les efforts que luy fait la tempeste;
Fait admirer nature en son accroissement,

Digitized by Google

Et son tronc venerable aux compagnes voisines
Attache dans l'enfer ses secondes racines,
Et de ses larges bras touche le firmament." (p. 149.)

Diese Ode ist in Alexandrinern, in sechszeiligen Strophen geschrieben. Nach dem dritten Verse folgt eine Pause, so dass das sixain in zwei tercets zerlegt ist. Es reimt der erste mit dem zweiten, der dritte mit dem sechsten, der vierte mit dem fünften Verse. Malherbe würde manche Reime dieser Ode tadelnswert finden, z. B. enfance reimend mit magnificence in der dritten Strophe.

Die dritte Ode ist betitelt: „la venu du printemps" und an M. de Termes gerichtet. Wir finden in dieser Ode manche Anklänge an Horaz, namentlich an einzelne Frühlingsoden im vierten und ersten Buch. So erinnert die erste Strophe unsrer Ode:

„Enfui, Termes, les ombrages
Reverdissent dans les bois,
L'hyver et tous ses orages
Sont en prison pour neuf mois;
Enfin la neige et la glace
Font à la verdure place;
Enfin le beau temps refuit,
Et Philomele, assurée
De la fureur de Terée
Chante aux forests jour et nuit."

an die zwölfte Ode des vierten Buchs bei Horaz:

„Jam veris comites quae mare temperant
Impellunt animae lintea Thraciae;
Jam nec prata rigent, nec fluvii strepunt
Hiberna nive turgidi."

und an die vierte Ode des ersten Buchs:

„Solvitur acris hiems grata vice veris et Favoni" u. s. w.

Sein Talent zum Naturdichter zeigt Racan an vielen Stellen dieser Ode, namentlich in folgenden Versen der dritten Strophe:

„Les moissons dorent les plaines,
Le ciel est tout de saphir,
Le murmure des fontaines
S'accorde au bruit des zephirs . . ."

Es hätte diese Ode ihrem Genre nach sehr gut in die Bergeries hineingepasst.

Digitized by Google

Die schöne Jahreszeit, sagt Racan, fordert uns zur Freude und zur Liebe auf. Deshalb möge auch M. de Termes den Frühling des Lebens geniessen, der so schnell vergeht und nimmer wiederkehrt. Er schliesst mit der Aufforderung:

„Iouis du temps qu'il te donne,
Et ne croy pas en autonne
Cueillir les fruits de l'amour.“

Das Metrum dieser Ode ist die zehnzeilige Strophe, bestehend aus gleichmässigen Versen von sieben Silben.

Die vierte Ode ist eine „ode bachique“ gerichtet an den Präsident Ménard. Sie weist auf ihren Anlass gleich in der ersten Strophe hin:

„Maintenant que du Capricorne
Le temps mélancholique et morne
Tient au feu le monde assiegé,
Noyons nostre ennuy dans le verre,
Sans nous tourmenter de la guerre
Du tiers état et du clergé.“

Es geschieht selten einmal, dass unser Dichter irgendwie politische Gegenstände und Tagesfragen berührt, wie hier.

Der Styl dieser Ode zeichnet sich durch Kraft und Gedrängtheit aus.

Racan ladet darin den Präsident Ménard ein, alle Sorgen in einem Glase Wein zu ertränken und mit langen, vollen Zügen diesen köstlichen Nektar zu schlürfen, welcher den Kummer über vergangene Dinge und die Furcht vor der Zukunft vertreibt.

In ähnlicher Weise ladet auch Horaz in der neunten Ode seines ersten Buches seinen Freund Thaliarchus ein, sich die Sorgen und die Kälte des Winters durch ein Glas Sabinerwein zu vertreiben und alles Uebrige den Göttern zu überlassen. — Die siebente Strophe unsrer Ode:

„Les lois de la mort sont fatales
Aussi bien aux maisons royales
Qu'aux taudis couvers de roseaux.
Tous nos jours sont sujets aux Parques:
Ceux des berges et des monarques
Sont coupez des mesmes ciseaux.“

Digitized by Google

erinnert an die Horazische Strophe in der vierten Ode seines ersten Buches:

„Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas
Regumque turres. O beate Sexti,
Vitae summa brevis spem nos vetat inchoare longam.
Jam te premet nox fabulaeque Manes.“

Die Strophe dieser Ode ist ein sixain isomètre, geschrieben in achtsilbigen Versen.

Die fünfte Ode ist an den Grafen Bussy de Bourgogne gerichtet. An Schönheit der Gedanken und Eleganz des Styls steht sie der vorigen nicht nach. Der Dichter wirft in ihr einen melancholischen Blick auf die sich immer weiter entfernende Jugendzeit und giebt dem Grafen Bussy den Rat, diese Jahre zu geniessen und nicht nach eitlem Ruhm zu streben. Gleich in der ersten Strophe spricht sich die Melancholie deutlich aus:

„Bussy, notre printemps s'en va presque expiré,
Il est temps de jouir du repos asseuré
Où l'âge nous convie:
Fuyons donc ces grandeurs qu'insensez nous suivons,
Et, sans penser plus loin, jouissons de la vie
Tandis que nous l'avons.“ (p. 155.)

Auch in dieser Ode lassen sich Anklänge an Horazische Oden nachweisen.

Die beiden folgenden Oden sind an Balzac gerichtet, welcher in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch seine Beredtsamkeit berühmt war und durch seine moralischen und politischen Betrachtungen über die Ereignisse jener Epoche, die in Form von Briefen verfasst waren, Aufsehn machte.

Racan spendet in gewohnter reichlicher Weise das diesem Manne ja in mancher Beziehung wol mit Recht zukommende Lob; er sagt unter Anderem, dass Balzac's „éloquence est la première qui joint l'élégance au sçavoir“.

Beide Oden stimmen bis auf wenige Strophen wörtlich überein, die zweite scheint eine Verbesserung der ersten zu sein.

In metrischer Beziehung ist zu bemerken, dass diese Oden in dizains geschrieben sind, welche mit derselben Art von Reimen, nämlich dem weiblichen, anfangen und schliessen; dies

Digitized by Google

verstösst gegen die sonst allgemeine Regel, dass männliche und weibliche Reime mit einander abwechseln sollen (Quicherat, traité de versification française, pag. 574.)

Die achte Ode hat keine besondere Ueberschrift; sie enthält Liebesklagen des Daphnis, ähnlich den Klagen der Schäfer und Schäferinnen, wie wir sie nur zu häufig in den Bergeries gehört haben. Sie ist in drei verschiedenen Versmassen geschrieben: zwei Verse haben zehn Silben, dann folgen drei Alexandriner, zwischen den beiden letzten ist ein Vers von sechs Silben eingeschoben.

Die neunte Ode ist betitelt: „au Loir débordé“ und schildert die Verheerung, welche eine Ueberschwemmung des Loir, eines Nebenflusses der Sarthe, angerichtet hatte. Namentlich giebt die zweite Strophe dieser Ode ein anschauliches Bild davon. Es heisst da:

„Déjà les peuples des campagnes
Cherchent leur salut aux montagnes;
Les poissons logent aux forests,
Quittant leurs cavernes profondes,
Et la nasselle fend les ondes
Où le soc fendoit les guerets.“

In den letzten Strophen klagt der Dichter dem Flussgott seine Liebespein.

Die folgenden acht Oden haben keine besondern Ueberschriften und Adressen. Es sind zum grössten Theil Liebesoden, in der üblichen Art und Weise abgefasst, die wir bei Racan schon kennen gelernt.

Ich will deshalb nur noch die vierzehnte Ode hervorheben, weil sie von allen Dichtungen Racan's die einzige ist, welche eine Erinnerung an sein Kriegsleben enthält. Er beschreibt nehmlich in höchst ergötzlicher, origineller Weise eine Bivouakscene. Mit einer Art Schwung und Begeisterung beginnt er die erste Strophe:

„Vous qui riez de mes douleurs,
Beaux yeux qui voulez que mes pleurs
Ne finissent qu'avec ma vie,
Voyez l'excez de mon tourment
Depuis que cet eloignement
M'a vostre presence ravie.“

Digitized by Google

Es folgt dann noch eine scherzhafte Schilderung seines Logis, welches weder Thüre noch Fenster gehabt. Darauf beschreibt er die komische Figur seines Wirthes; in der siebenten Strophe heisst es:

„Quand ce vieillard déjà cassé
D'un compliment du temps passé
A nous bienveigner s'évertuë
Il me semble que son nez tors
Se ploye et s'alonge à ressors
Comme le col d'une tortuë."

Hier hätten die ausgehungerten, schlecht bekleideten Soldaten bivouakiren müssen, sich auf Strohlager von ihren Heldentaten unterhaltend, während ihr Wirt statt eines Soupers sie mit excuses und reverences abgespeist hätte.

Der Dichter schliesst die Ode mit den Versen:

„Et moy, que le sort a reduit
A passer une longue nuit
Au milieu de cette canaille,
Regardant le ciel de travers,
J'écris mon infortune en vers
D'un tison contre une muraille."

Diese Ode bringt einige Abwechslung in die Gedichte Racan's hinein; es ist zu bedauern, dass unser Dichter nicht öfter seinem Humor Ausdruck verliehen hat.

Geschrieben ist die Ode in sixains, die aus achtsilbigen gleichen Versen bestehn. Malherbe würde den Reim: esperances und reverences in der zehnten Strophe fehlerhaft finden. Dergleichen Reime hat Racan in den Oden, wo im Grossen und Ganzen die Reime sorgfältiger als in den Bergeries sind, nach Kräften vermieden.

Von veralteten Ausdrücken möchte ich noch das Verbum „bienveigner" in der oben citierten siebenten Strophe hervorheben. Es findet sich nicht in dem Wörterbuch von Sachs.

Die letzten Oden sind Liebesoden, auf die ich nicht näher eingehn will, zumal sie auch in metrischer Beziehung nichts Eigentümliches bieten. —

Die dritte Dichtungsgattung Racan's sind seine Stances. Das Wort „stance" kommt aus dem Italienischen (stanzo) und bezeichnet „Ruhe".

Digitized by Google

Quicherat in seinem „traité de versification française“ sagt über diese Dichtungsart, pag. 218:

> „Dans les pièces de poésie intitulées stanzes chaque stance n'a ordinairement que quatre, cinq ou six vers.“

Racan hat im Ganzen zehn stances verfasst, nur in einigen hat er die vorgeschriebene Zahl von Versen überschritten.

Im Ganzen behandelt er darin dieselben Gegenstände wie in den Oden.

Vor allen andern ragt die von allen Kritikern vielbewunderte Stance sur la retraite durch die Schönheit des Inhalts und die schwungvolle Form hervor. Ausserdem verdient die letzte einer besonderen Anerkennung, welche den Monseigneur de Bellegarde über den Tod seines Bruders, M. de Termes, zu trösten sucht.

Ich will deshalb über die acht ersten Gedichte schneller hinweggehn und die beiden letzten einer eingehenderen Betrachtung unterziehn.

Die erste Stance ist gegen einen eifersüchtigen Alten gerichtet. Nach dem Stil des Gedichtes scheint Racan es in seiner Jugend verfasst zu haben. Er giebt dem eifersüchtigen Alten den guten Rat, den Dienst der Liebe jetzt Andern zu überlassen, denn Amor liebe das Grün und die frischen Blumen des Frühlings. Deshalb ruft er ihm zu:

> „Ne luy défendez point de mettre en vostre place
> Quelqu'un qui fasse mieux.“

Diese Stance ist in quatrains geschrieben, welche aus zwei Alexandrinern und zwei Versen von sechs Silben bestehn.

Die zweite Stance ist betitelt: „a des fontaines pour une absence“ und enthält Liebesklagen, gerichtet an die Quellnymphen.

Sie ist in sixains geschrieben, in welchen drei verschiedne Versmasse gemischt sind: auf vier Verse von sechs Silben folgt ein Alexandriner, darauf ein Vers von acht Silben.

Die nächste Stance, welche keine besondre Ueberschrift oder Adresse trägt, ist in demselben Genre geschrieben, ebenfalls in sechszeiligen Strophen, von denen die erste und fünfte in sechs-, die zweite und sechste in acht-, die dritte in fünf-

Digitized by Google

silbigen Versen geschrieben sind. Was den Reim betrifft, so zerfallen dieselben in drei Distichen, indem der erste und zweite, der dritte und vierte, der fünfte und sechste mit einander reimen.

Die vierte Stance ist geschrieben: „pour un Americain dansant à un ballet“, ebenfalls in sixains, welche aus fünf Alexandrinern und einem Vers von sechs Silben bestehen.

Die fünfte ist betitelt: „le roy de Perse aux dames“ pour un ballet, worin der Dichter seiner Artenice die üblichen Huldigungen darbringt. Sie ist ebenfalls in sixains geschrieben, in welchen drei Versmasse abwechseln: der erste, zweite und fünfte Vers haben sechs Silben, der dritte und sechste sind Alexandriner, der vierte besteht aus zehn Silben.

Die nächsten drei Stancen sind ebenfalls Liebeslieder.

Die neunte ist dann die schöne Elegie sur la retraite, die neben dem Monolog im Anfang des fünften Aktes der Bergeries das Beste ist, was Racan's Muse geschaffen hat. Die Gedanken, welchen der Dichter hier in so anziehenden, so melancholischen Versen Ausdruck verleiht, sind nicht das Werk eines Augenblicks, sondern jedenfalls das Resultat vieler Jahre, langen Nachdenkens, vielfacher Erfahrung und Beobachtung. Er wendet sich an einen Freund, dem er den damals häufig vorkommenden Hirtennamen Thirsis beilegt, und fordert ihn auf, sich aus der Welt zurückzuziehn angesichts des beständigen Wechsels, des ewig kreisenden Glücksrades, dem besonders die Grossen der Welt ausgesetzt seien.

Der Grundton dieser Stance ist zwar ein elegischer, besonders der Anfang:

„Thirsis, il faut penser à faire la retraite:
La course de nos jours est plus qu'à demy faite.
L'âge insensiblement nous conduit à la mort.
Nous avons assez veu sur la mer de ce monde
Errer au gré des flots nostre nef vagabonde;
Il est temps de jouïr des delices du port.“

ebenso der Anfang der zweiten Strophe:

„Le bien de la fortune est un bien perissable.
Quand on bastit sur elle on bastit sur le sable.
Plus on est eslevé plus on court de dangers.“

Doch diesen elegischen Grundton stört kein von innerer Zerrissenheit und Unzufriedenheit erpresster Misklang. Viel-

Digitized by Google

mehr erhebt sich der Dichter zu einem bewundernswürdigen Aufschwung der Seele und zu einer seltnen Ruhe des Gemüts. Das Bild ländlichen Glücks und häuslichen Friedens schwebt ihm gleichsam als tröstender Genius vor gegenüber allem Wechsel und erfüllt ihn mit Gleichgültigkeit und Verachtung gegen die Eitelkeit der Welt und den Ehrgeiz der Menschen.

Besonders gelungen sind die Verse, in welchen der Dichter das Glück und die Zufriedenheit des Landmanns ausmalt. In der dritten und vierten Strophe lesen wir:

„O bien heureux celuy qui peut de sa memoire
Effacer pour jamais ce vain espoir de gloire
Dont l'inutile soin traverse nos plaisirs,
Et qui, loin retiré de la foule importune
Vivant dans sa maison content de sa fortnne,
A selon son pouvoir mesuré ses desirs.

Il laboure le champ que labouroit son pere,
Il ne s'informe point de ce qu'on delibere
Dans ces graves conseils d'affaires accablez..“

Diese Verse bieten einige Aehnlichkeit mit den Gedanken, welche Horaz in seiner zweiten Epode dem Alphius in den Mund legt:

„Beatus ille, qui procul negotiis
Paterna rura bobus exercet suis...

Neque horret iratum mare
Forumque vitat et superba civium
Potentiorum limina..“

Mit welcher Anschaulichkeit malt dann der Dichter das bescheidne, glückliche Leben des Landmanns in der fünften Strophe weiter aus, wo es heisst:

„Roy de ses passions il a ce qu'il desire,
Son fertile domaine est son petit empire;
Sa cabane est son Louvre et son Fontainebleau;
Ses champs et ses jardins sont autant de provinces,
Et, sans porter envie à la pompe des princes,
Se contente chez luy de les voir en tableau.

Il voit de toutes parts combler d'heur sa famille,
La javelle à plein poing tomber sous la faucille,
Le vendangeur ployer sous le faix des paniers,
Et semble qu'à l'envy les fertiles montagnes,

Digitized by Google

Les humides vallons et les grasses campagnes
S'efforcent à remplir sa cave et ses greniers."

In diesen Versen zeigt Racan sein lyrisches Dichtertalent, hier ist er frei von allem Gekünstelten, Gezierten. Man glaubt sich durch diese Verse mitten in Felder- und Wiesengeruch versetzt, von frischem Duft umweht.

Solche Verse in die französische Poesie eingeführt zu haben: bleibt der grosse, nicht zu unterschätzende Ruhm Racan's.

In den folgenden Strophen schildert der Dichter dann weiter, wie der Landmann bei solchem Leben ein hohes Alter erreiche, unbekümmert um Reichtümer, Parteikämpfe und Eitelkeiten der Welt. Den zufriednen, genügsamen Sinn, welcher an den reinen Freuden der Natur Gefallen findet, schildert er noch besonders in der zwölften Strophe, wo es heisst:

„S'il ne possede point ces maisons magnifiques,
Ces tours, ces chapiteaux, ces superbes portiques,
Où la magnificence estale ses attraits,
Il jouit des beautez qu'ont les saisons nouvelles,
Il voit de la verdure et des fleurs naturelles,
Qu'en ces riches lambris l'on ne voit qu'en portraits."

Nach solchem genügsamen, zufriednen Sinn möge Thirsis streben! Nur da sei das wahre Glück zu finden und nicht in den von Gold und Pracht strotzenden reichen Palästen.

Racan schliesst die Elegie mit der Strophe:

„Agreables deserts, séjour de l'innocence,
Où loin des vanitez, de la magnificence,
Commence mon repos et finit mon tourment;
Valons, fleuves, rochers, plaisante solitude,
Si vous fustes tesmoins de mon inquietude,
Soyez-le-desormais de mon contentement."

Das Gedicht ist in leicht fliessenden, eleganten Alexandrinern geschrieben, in sechszeiligen Strophen; diese sind in zwei tercets geteilt, auf zwei weibliche Reime folgt ein männlicher. Nach dem Urteil Quicherat's a. a. O. p. 277 haben diese Strophen „une sorte de gravité uniforme, analogue aux idées morales: aussi ce rhythme forme plutôt des stances qu'une ode véritable." Es reimen der erste und zweite, der dritte und sechste, der vierte und fünfte Vers.

Digitized by Google

Die letzte Stance ist ein Trostgedicht, in dem unser Dichter den M. de Bellegarde über den Tod seines Bruders M. de Termes zu trösten sucht. Auch dieses Gedicht steht dem zuletzt betrachteten in vieler Beziehung nicht nach. Der Dichter hebt in gebührender Weise zunächst die Schwere des Verlustes hervor, welcher den M. de Bellegarde getroffen; er gedenkt der grossen Verdienste des Verstorbenen, dessen einzige Leidenschaft „l'amour de la vertu" gewesen war. Doch möge er nun aufhören zu klagen und zu weinen im Hinblicke auf das schöne Loos, das jetzt seinem Bruder in jenem himmlischen Leben beschieden sei.

In erhabenen Worten schildert dann Racan in der fünften Strophe das Leben des Verklärten; er sagt:

„Il voit ce que l'Olimpe a de plus merveilleux,
Il y voit à ses pieds ces flambeaux orgueilleux,
Qui tournent à leur gré la Fortune et sa rouë,
Et voit comme fourmis marcher nos legions
Dans ce petit amas de poussiere et de bouë
Dont nôtre vanité fait tant de regions."

Welche Begeisterung und poetische Kraft weht uns aus diesen Versen Racan's entgegen!

In den folgenden Strophen sucht dann der Dichter dem trauernden Bellegarde das Glück seines Bruders in noch helleren Farben auszumalen. Schwerlich würde derselbe jetzt den Wunsch hegen, dass Gott ihn wieder in die Misere der irdischen Welt zurückschickte, wo doch einmal Alles der Vergänglichkeit geweiht sei.

Racan schliesst die Stance mit der Ermahnung:

„Puis qu'en ce changement tu cesses de le voir,
Au lieu de sa dépoüille aime sa renommée:
C'est sur quoy le destin n'aura point de pouvoir."

Dieses Gedicht liefert uns den besten Beweis dafür, dass Racan nicht bloss ein sentimentaler, weichlicher Liebesdichter war, wie er in dem grössten Teil seiner Bergeries erscheint, sondern dass er auch erhabne, tiefe Gedanken in das anmutige Gewand der Poesie zu kleiden im Stande war.

Das Sonett, welches von italienischem Boden durch Joachim du Bellay nach Frankreich verpflanzt war, war besonders in

Digitized by Google

der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts der beliebte Tummelplatz von Dichtern und Dilettanten. Die leichteren Dichtungsarten sagten überhaupt dem Geschmack des damaligen Publikums am meisten zu. Natürlich war es da kein Wunder, dass viel Mittelmässiges und Schlechtes zu Tage gefördert wurde. Deshalb waren nach der Ansicht Boileau's unter den Tausenden Sonnets, die Frankreich überschwemmten, kaum zwei oder drei vorhanden, die den Anforderungen entsprachen, welche man an ein vollendetes Sonett stellen muss. Boileau spricht darüber in seiner art poétique II, 94 u. f. Er sagt:

> „Un sonnet sans défaut vaut seul un long poème.
> Mais en vain mille auteurs y pensent arriver,
> Et cet heureux phénix est encore à trouver.
> A peine dans Gombaud, Maynard et Malleville
> En peut-on admirer deux ou trois entre mille.“

Andrerseits darf man nicht gänzlich diesen poetischen Dilettantismus verurteilen. Er war eben geeignet, Sinn und Geschmack in der Gesellschaft zu wecken und zu fördern und einer reicheren Entfaltung der Literatur das Terrain zu eröffnen.

Was die Form des Sonetts betrifft, so besteht dasselbe aus zwei quatrains und zwei tercets, von welchen die beiden quatrains gleiche Reime haben müssen. Racan erzählt in den Mémoires pour la vie de Malherbe pag. 263 von dem Streit Malherbe's mit seinen Schülern Racan, Colomby und Maynard über die sonnets „licencieux“ d. h. solche, in welchen die beiden quatrains eben verschiedene Reime haben. Nur Maynard hat von den Schülern Malherbe's solche sonnets bis zuletzt gedichtet, während Racan — wie er selbst sagt — nur eins oder zwei verfasste.

In Betreff ihres innern Gehalts sind Racan's Sonette in keiner Weise hervorragend. Es war wol bei ihm, ebenso wie bei seinen Zeitgenossen, Eitelkeit, die ihn antrieb, auch in Sonetten sich zu versuchen. Da Racan sich in seinen Gedichten oft gehen liess und sie ihm unter der Hand anwuchsen, so war das Sonett insofern für ihn vorteilhaft, als dasselbe eben eine bestimmt vorgeschriebne Form haben muss.

Das erste Sonett ist an einen gewissen Darnilly, einen

Digitized by Google

Edelmann aus der Touraine, gerichtet und hebt die Schwächen und Gebrechen der Zeit, namentlich die impieté, hervor.

Es folgt unmittelbar darauf ein Sonett ohne nähere Angabe und Adresse; es ist ein épitaphe, vielleicht auf den Vater Racan's, in ehrerbietigem Tone geschrieben. Es schliesst mit dem tercet:

„Passant qui dans la France as son nom entendu,
En voyant son tombeau garde-toi de le plaindre;
Plains plustost le malheur de ceux qui l'ont perdu.“

Die nächstfolgenden sind Liebes-Sonette, in der bekannten, gezierten Art gedichtet.

Ein anderes ist betitelt: „a la semaine sainte“, worin der Dichter ein reumütiges Geständnis begangener Sünden ablegt. Das darauf folgende Sonett ist an den Beichtvater unseres Dichters gerichtet. In humoristischer Weise gesteht er ihm, dass er das Gelübde seiner letzten Beichte gebrochen habe, indem er einer Göttin, nehmlich der Liebe, diene, trotzdem er gelobt, nichts Sterbliches mehr anzubeten.

Die meisten der folgenden Sonette sind Trostgedichte und Grabschriften.

Im neunten Sonett tröstet Racan den Herzog von Guise über den Tod seines Bruders. Ohne Zweifel ist dieses eins der beiden sonnets licencieux oder irreguliers. Die gewöhnliche Regel, die beiden ersten quatrains gleichmässig zu reimen, ist hierin nicht beobachtet; denn es reimen im ersten quatrain Vers eins und vier, Vers zwei und drei; dagegen im zweiten Vers eins und drei, Vers zwei und vier.

Abgesehn von der künstlichen Form gehört dieses Sonett zu den besseren, was den Inhalt betrifft.

Das elfte Sonett ist ein épitaphe auf Luise de Bueil und feiert die Tugenden, namentlich die Frömmigkeit derselben.

Das zwölfte ist ebenfalls ein épitaphe auf den Grafen Charny, welcher während der Belagerung von Montauban starb. Ich will daraus das erste quatrain anführen:

„Toy qui mets ton espoir aux honneurs de la terre,
Voy comme leur éclat se passe en peu de temps,
Qu'en vain l'homme propose et que des plus contens
Le plus solide appuy n'est que paille et que verre.“

Digitized by Google

Die beiden nächsten Sonette feiern zwei Staatsmänner, den M. de Pisieux, secretaire d'estat, das folgende den grand prieur de France, wie gewöhnlich in etwas übertriebner Weise.

Es folgt darauf wieder ein épitaphe, aus welchem besonders der fehlerhafte Reim: moeurs und meurs (statt mûrs) hervorzuheben ist, welcher schon einmal bei Racan, in den Bergeries, vorkam und besprochen ist.

Ausser diesen Sonetten hat Racan noch zwei andre geschrieben, welche in der Ausgabe seiner Werke von M. de Latour hinter den Psaumes ihre Stelle haben.

Das eine ist betitelt: „sur le bois de la vraie croix"; es gehört zu den beiden sonnets irreguliers, welche Racan gemacht hat, mit dem schon besprochenen neunten.

Das andre, letzte Sonett ist ein épitaphe auf den Tod des Honorat de Bueil, den jüngsten Sohn unseres Dichters, welcher im Alter von 16 Jahren starb. Ihm zu Ehren dichtete der trauernde Vater diese rührende Grabschrift, eins der rührendsten, tiefsten Gedichte, welche er überhaupt verfasst hat. Wieder ein Zeugnis dafür, dass Racan, wenn es darauf ankam, die tiefsten Töne und Accorde des Herzens anzuschlagen im Stande war, die von Herzen kommend auch zu Herzen gehn. Ich will das erste quatrain dieses Sonetts anführen:

„Ce fils dont les attraits d'une aimable jeunesse
Rendoient de mes vieux jours tous les desirs contens
Ce fils qui fut l'appuy de ma foible vieillesse
A veû tomber sans fruit la fleur de son printemps."
(t. II, p. 412.)

Auch die épigrammes und chansons waren damals sehr beliebt und Mode, da ihr Anfang den passenden und bequemen Rahmen für irgend einen witzigen Gedanken, irgend einen geistreichen Zug hergab und es Jedem ermöglichte, mit leichter Mühe die Lorbeeren eines bel esprit zu gewinnen. Treffend sagt Guizot in seinem „Corneille et son temps" pag. 86 über diese Dichtungen, namentlich über das Epigramm:

„Quelque sujet qu'on choisît pour faire des vers, on n'y voyait qu'un jeu de l'esprit, une occasion de combiner plus ou moins ingénieusement des mots plus ou moins harmonieux et des idées plus ou moins agréables. L'hyperbole de l'humeur ou la ma-

Digitized by Google

> lice de l'esprit purent fournir quelques traits piquants à l'épigramme; mais rien de ce qui touche aux affections, naturelles de l'homme, rien de ce qui est vraiment sérieux et réel dans son existence ne parut propre à fournir des sujets ou des images à des poètes qui faisaient des vers sur toutes choses.“

Das hier ausgesprochene Urteil passt auch im Grossen und Ganzen auf diese Dichtungen Racan's, in denen wir ebenfalls mehr Spielerei und Künstelei als Ernst finden.

Die ersten zwei Epigramme sind an Madame Desloges gerichtet. Ménage erzählt in seinen „observations sur les poésies de Malherbe“ die Veranlassung dazu.

Madame Desloges, eine eifrige Protestantin, hatte dem Racan ein Buch des Ministers Dumoulin „le bouclier de la foy“ zugeschickt und ihn gebeten, es zu lesen. Nachdem Racan dies getan, verfasste er dieses ziemlich pikante Epigramm, worin er gegen alle Neuerungen der Lehre eifert. Er sagt darin zum Schluss:

> „Pour moy, comme un humble brebis
> Je vais où mon pasteur me range
> Et n'ay jamais aimé le change
> Que des femmes et des habits.“

Die meisten der folgenden Epigramme sind Gelegenheitsgedichte. Das eine ist z. B. betitelt: „pour un diable qui dansoit au ballet“, ein andres „pour un adieu“.

Den Epigrammen schliessen sich andre chansons und madrigals an, ohne bemerkenswerte Eigentümlichkeiten. Das eine Madrigal ist à la reine Anne d'Autriche gerichtet, in deren Dienst der jüngere Sohn Racan's Page gewesen war. Andere sind zu In- und Unterschriften bestimmt; z. B. heisst das eine „inscription pour mettre au dessous d'un tableau où Alcidor est peint tenant Daphnide entre ses bras.“ Ein anderes ist betitelt: „pour un marinier“, ein Liebesgedicht. Ein Seefahrer trotzt auf dem Cyprischen Meere allen Stürmen und Gefahren, da die „beauté d'Uranie“ sein Pol und Leuchtturm ist, vor der die heftigsten Nordwinde sich in gelinde Zephire verwandeln.

Die beiden letzten sind betitelt: „la nuit“ aux dames pour un ballet und „pour un capitain qui dansoit au mesme ballet“.

Digitized by Google

An seinem letzten Werk, der Paraphrase und Uebersetzung der Psalmen — wenn man die Arbeit Racan's so nennen kann — hat unser Dichter fast sein ganzes Leben lang gearbeitet. Ich will zunächst mit einigen Worten auf die Schwierigkeiten hinweisen, die sich gerade einem solchen Werke entgegenstellen.

Es gehört schon an sich immer viel dichterisches Talent dazu, um so grosse Originale, wie jene Poesien des alten Testaments, in einem modernen Idiom auf eine glückliche Art nachzuahmen und deren erhabenen Charakter im Ganzen richtig wiederzugeben. Nur zu leicht ist dabei der Misgriff, jene einfachen, an die Gottheit selbst gerichteten Ergiessungen des Herzens dem modernen Gefühl durch fremde Zutat und äussere Zierraten näher bringen zu wollen. Der unvergleichliche begeisterte Ton jener Gedichte ist im Französischen höchstens von Rousseau annähernd erreicht worden.

Eine andre Schwierigkeit, die alten Psalmen zu übertragen, lag in dem eigentümlichen Versmass der Hebräer. Der hebräische Rhythmus ist viel freier als in irgend einer andern Sprache und wird von keinem Metrum unterstützt. Der Reim war den Hebräern unbekannt. Es war dem Hebräer, welcher überhaupt nicht auf das Aeussere, in die Sinne Fallende gerichtet, sondern mehr ernster, in sich zurückgezogener Natur war, bei seinem Rhythmus mehr um den Gedanken, als um äussere Form und Klang zu thun. Die eigentümliche Form der hebräischen Dichtung ist ein Gedankenrhythmus, welcher als „Parallelismus der Glieder“ bezeichnet zu werden pflegt und darin besteht, dass ein Gedanke in zwei oder drei gleichförmigen parallelen Sätzen ausgesprochen wird. Diese Sätze drücken entweder gleichen oder verwandten Sinn aus oder enthalten einen Gegensatz. Keine Uebersetzung oder Paraphrase wird im Stande sein, die gedrungene, kräftige Rede des hebräischen Parallelismus wiederzugeben.

La Harpe macht in seinem „Cours de littérature“ auf noch andre Schwierigkeiten aufmerksam. Er sagt a. a. O. I, pag. 180 hierüber:

> „la langue hébraïque n'a pas un grand nombre de mots, elle a peu de particles de liaison, de transition, de modification

Digitized by Google

et ses termes ont plus de latitude indéfinie que de nuances marquées; ce qui prouve une sorte de pénurie dans l'idiome et ce qui produit la difficulté de traduction.“

Sehr viele Versuche sind gemacht worden, die Psalmen ins Französische zu übertragen. So gab es z. B. schon im 11. Jahrhundert eine alte Uebersetzung der Psalmen, wovon uns K. Bartsch einige Proben mitteilt in seiner „Chrestomathie de l'ancien français“, pag. 42. Diese Uebersetzung folgt wörtlich dem Text der Vulgata.

Im 16. Jahrhundert verfasste Marot eine metrische Uebersetzung der Psalmen, die in Frankreich grosse Berühmtheit erlangte und von den französischen Protestanten in ihren Gottesdiensten benutzt wurde. Man erzählt, dass König Heinrich IV. oft diese Psalmen leise vor sich hergesungen, selbst nach seinem Religionswechsel. Es war der leise, anmutige Fall der Verse und Reime, der sie beliebt machte, obgleich sonst diese Uebersetzung die Höhe des Originals wol nur selten erreichte.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts folgten noch mehrere, andere Uebersetzungen, die weiter nicht berühmt geworden sind. Rousseau's Psalmen [wol die besten] habe ich schon kurz erwähnt.

Gehen wir nun zu den Psalmen Racan's, so trifft das, was wir im Allgemeinen über die Schwierigkeit, Psalmen ins Französische zu übertragen, bemerkt haben, natürlich auch das Werk unseres Dichters. Ja es kam bei ihm noch der erschwerende Umstand hinzu: dass er bei seiner Unkenntnis der alten Sprachen nicht einmal unmittelbar auf den Text der Vulgata zurückgehn konnte, sondern sich an andre Versionen und Uebersetzungen halten muste, die ihm vorangegangen waren. Daraus folgt, wie schwer es für ihn war, das Original auch nur annähernd zu erreichen.

Ich sagte schon am Eingange dieses Capitels, dass Racan fast sein ganzes Leben lang an den psaumes gearbeitet, und in der Tat hatte er, seitdem er überhaupt poetisch tätig war, auch Versuche gemacht, die Psalmen in Versen nachzuahmen.

Bald nach Veröffentlichung seiner Bergeries gab er die sieben Busspsalmen heraus, welche sich ziemlich nahe an den Text der Vulgata anschlossen. Etwas später schickte er einige

Digitized by Google

andre an die Akademie, mit dem naiven Geständnis, dass er nicht Latein verstände und nach französischen Versionen übersetzt hätte.

Nach dem Tode Malherbe's und nach langem poetischen Stillschweigen nahm er das lange unterbrochne Werk in der Stille des Landlebens wieder auf. 1651 veröffentlichte er eine Anzahl Psalmen unter dem Titel: „Odes sacrées dont le sujet est pris des psaumes de David et qui sont accommodées au temps présent."

So erschien diese Arbeit unseres Dichters sehr allmählich, und es ist daher kein Wunder, dass der Stil darin ein sehr ungleicher, verschiedner ist. — Nachdem Racan endlich den Psalter vervollständigt, sandte er das ganze Werk der Akademie mit dem Wunsche zu, dass diese Poesien ganz einfach genannt würden „les psaumes de Racan", indem er hinzufügte, er halte sie nicht für „dignes de porter le nom du vray prophète". So wurden sie denn auch bei ihrer Veröffentlichung wirklich genannt. Racan war sich sehr wol bewusst, dass seine Arbeit nicht eine eigentliche Uebersetzung der Vulgata zu nennen, ja dass sie nicht einmal eine Reproduction der französischen Prosa-Uebersetzer war, die ihm vorangegangen. Er entlehnt ihnen aber viele Gedanken und Bilder, um dieselben dann selbständig zu verarbeiten. Er gestattet sich also sehr viele Freiheiten. In dem Briefe, welchen er mit der Uebersendung seiner ersten Psalmen an die Akademie richtete, sagt er unter Anderem hierüber: „je n'en ay point jugé de meilleur pour les rendre agreables aux dames et aux personnes polies du beau monde, que de les accommoder le plus que je pourray au temps present." Und weiter fügt er hinzu, dass es seine Absicht bei dieser Art Paraphrase wäre, zu: „expliquer les matieres et les pensées de David par les choses les plus connues et les plus familieres du siecle et du païs où nous sommes, afin qu'elles fassent une plus forte impression dans les esprits de la Cour." Er hebt dann einzelne Psalmen hervor, welche er ganz der modernen Zeit angepasst hätte; so enthalte z. B. der 13. eine Satyre auf die Laster und Gebrechen seiner Zeit.

Abgesehn von dem sehr freien Prinzip und der nicht zu billigenden Methode, nach welcher Racan gerade bei einem

Digitized by Google

solchen Werk einer Psalmen-Paraphrase verfuhr, muss man bei unbefangner Kritik doch auch andrerseits manche Verdienste dieses letzten Werkes unseres Dichters anerkennen. Vor Allem in metrischer Beziehung sind diese Psalmen nicht ohne Wert und bieten so manches Anerkennungswerte; ferner finden wir in ihnen eine natürliche, ungekünstelte und bisweilen schwungvolle Sprache, so manchen erhabenen Gedanken.

Doch ich will nun ins Einzelne gehn. Fern sei es, sämmtliche 150 Psalmen, die ich zwar alle gelesen und zum grössten Teil auch mit dem Text der Vulgata verglichen habe, einzeln durchzusprechen.

Vielmehr will ich sie nur nach gewissen Gesichtspunkten, gruppenweise, betrachten.

Und zwar will ich zunächst diejenigen Psalmen hervorheben, von denen Racan selbst sagt, dass er darin den Sinn Davids so treu wiedergegeben habe, um sie eine Uebersetzung, mindestens eine Paraphrase, nennen zu dürfen. Dazu gehören vor Allem die sieben Busspsalmen, die Racan auch zuerst abgefasst hat.

Zunächst der sechste Psalm schliesst sich ziemlich nahe an den Text der Vulgata an. Ein Unglücklicher bittet in seiner tiefen Betrübnis um Erbarmen und schildert die Grösse seiner Leiden und Schmerzen.

Zum Schluss spricht er die gewisse Zuversicht aus, dass Gott seine Bitten erhört habe. Manches stimmt ziemlich wörtlich überein, z. B. gleich der Anfang der Vulgata: „ne in furore tuo arguas me“ ist von Racan wiedergegeben durch: „ne me vien point juger en ta severité“. Der zweite Vers der Vulgata: „sana me, quoniam conturbata sunt ossa mea“ heisst bei Racan: „l'horreur des tourmens me transit et m'estonne jusques dedans les os“.

Das am Ende des dritten Verses so nachdrucksvolle „sed tu domine usquequaque“ der Vulgata übersetzt Racan mit: „jusques à quand fermeras-tu l'oreille aux plaintes que je fais“. Der sechste Vers: „lavo per singulas noctes lectum meum: lacrymis meis stratum meum rigabo“ lautet bei Racan: „Voy comme toute nuit je me baigne de larmes en pleurant mon péché.“

Digitized by Google

Eine sehr ähnliche Klage, wie sie in dem sechsten Verse unsres Psalms ausgesprochen wird, findet sich in den Bergeries I, pag. 27, Vers 4, wo Alcidor sagt: „mes larmes de mon lict ont fait une rivière“.

So eng sich nun unser Psalm auch im Ganzen an den Text der Vulgata anlehnt, so ist es wol kaum nötig zu bemerken, dass das Original durch die vielen Zusätze Racan's fast verwischt ist.

Der zweite Busspsalm ist der 31. (in der Vulgata der 32.), in welchem die Lehre ausgesprochen wird, dass man sich Gott zutrauensvoll nähern und seine Sünde aufrichtig bekennen müsse, wenn man Gnade und Vergebung erlangen wolle.

Auch hier stimmt der Anfang ziemlich wörtlich mit dem Text der Vulgata überein. Der erste Vers der Vulgata: „Beati quorum remissae sunt iniquitates et quorum tecta sunt peccata. Beatus vir, cui non imputavit Dominus peccatum, nec est in spiritu ejus dolus“ heisst bei Racan: „Heureuse est l'ame penitente ..... bienheureuse est encore l'ame à qui Dieu n'impute le blâme des crimes qui luy sont remis.“ Im Folgenden weicht natürlich Racan's Paraphrase von dem Text der Vulgata ab, aber im Ganzen ist auch hier der Sinn des Textes beibehalten.

Dasselbe gilt vom 37. Psalm.

Der wichtigste Busspsalm ist der 50., in welchem Racan den Sinn der Vulgata am treusten wiedergiebt. Er spricht die Bitte um Sündenvergebung im tiefsten Gefühle der Unwürdigkeit aus und verspricht den Dank durch Belehrung der Sünder und Verkündigung des göttlichen Ruhmes, nicht durch Opfer, welche Gott misfallen. Die Veranlassung dieses Psalms, welche im hebräischen Urtext und in der Vulgata als Ueberschrift dem Ganzen voran stand, giebt Racan in der zweiten Strophe seines Psalms wieder, wo es heisst:

„L'esprit pasle et sanglant du miserable Urie
Me comble nuit et jour de crainte et de furie;
Je pense à tout moment qu'il s'apparoist à moy.“

Ich will als Probe der Paraphrase Racans die neunte Strophe mit der Vulgata vergleichen. Die Strophe heisst:

„Vien donc laver le sang dont j'ai taché mon ame;
Chasse de mon esprit cette impudique flame

Digitized by Google

Qui le comble de honte et de timidité,
Permets que ta pitié l'assure et le console;
Seigneur, ouvre ma bouche et me ren la parole,
Afin que j'employe à loüer ta bonté.“

Sie ist eine Paraphrase des 15. Verses der Vulgata: „Domine, labia mea aperies: et os meum annunciabit laudem tuam.“

Ebenso ist der Schluss des Psalms, in welchem der Dichter von der Wiederherstellung Jerusalems spricht, ganz ähnlich von Racan wiedergegeben.

Ich will die andern Busspsalmen übergehn, da von ihnen dasselbe gilt, was ich in Betreff der übrigen bemerkt habe.

Aus der grossen Zahl der übrigen Psalmen will ich den bisher betrachteten noch den 77. Psalm anschliessen, weil Racan auch in ihm den Sinn David's im Ganzen festgehalten und wiedergegeben hat. Er war hier mehr, als sonst, an den Text gebunden, weil es sich darum handelte, die Vergangenheit des Volkes Israel von der Gesetzgebung an bis auf David zu erzählen. Natürlich muste das Historische dabei auch von Racan wiedergegeben werden. Manche Stellen in diesem Psalm sind unserem Dichter recht gelungen, was Styl und Darstellung betrifft. Das Versmass ist der Alexandriner, welcher im Ganzen selten in den Psalmen vorkommt. Ich will einige Verse daraus hervorheben, in welchen der Dichter von dem Murren, der Unzufriedenheit des Volkes Israel in der Wüste und dem Manna spricht: es heisst da:

„Ce discours de mepris, ce doute criminel,
Au lieu d'armer le bras du monarque eternel
Pour foudroyer l'orgueil de ce peuple profane,
Ses charitables mains luy verserent la mane,
Le nourrissant encor de ce pain precieux,
Dont les anges faisoient leurs mets delicieux,
Et de tout ce grand air que le monde respire
En chassa tous les vents, hormis le seul Zephire,
Qui de ses doux souspirs parfuma l'horison,
Et fit que le printemps revint hors de saison.“
(Oeuvres de Racan t. II, p. 208.)

Im Gegensatz zu den bisher besprochenen Psalmen will ich nun zunächst solche hervorheben, in denen Racan sich ganz

Digitized by Google

von dem Texte der Vulgata lossagt, um seiner dichterischen Laune ganz freien Lauf zu lassen; wie er es selbst sagt:

> „en abondonnant le sens du psaume pour décrire les moeurs et les façons de vivre de son siècle et les vertus et les vices de ceux qui gouvernent.“

Zu dieser Gattung von Psalmen gehören namentlich der 13. und 19. Psalm. Der 13. soll — wie Racan es selbst in seinem ersten Briefe an die Akademie ausspricht — eine Satyre gegen die Gebrechen und Laster seiner Zeit sein. Zunächst schliesst sich Racan in diesem Psalm an die Klagen des 14. Psalms der Vulgata über die Gottlosigkeit und Laster der Menschen an, bezieht sodann aber diese Klagen auf seine Zeit. Er geisselt die Gottlosigkeit, die Ungerechtigkeit, den Luxus, Geiz, Raub und Mord, welche Laster alle an der Tagesordnung seien. Namentlich tadelt er den Unglauben und die Gottlosigkeit seiner Zeit. Am Schluss der zweiten Strophe lesen wir:

> „Maisil est si commune dans le siècle où nous sommes,
> Que celuy qui connoist tous les secrets des hommes
> A peine en trouve un seul qui n'en soit entaché.“

Ueber den 19. Psalm schreibt Racan in seinem Briefe an die Akademie, dass er ihn der Person Louis' XIV. und seiner Regierung so weit angepasst hätte: „jusqu'à y avoir décrit l'artillerie“.

Er knüpft auch hier zunächst an David's Psalm an; das versammelte Volk Israel wünscht dem in den Krieg ziehenden Könige Glück und Sieg, es hofft zuversichtlich für den König Gottes Hilfe und den Fall der übermütigen Feinde. In der siebenten Strophe beschreibt er dann die Waffen, speciell die Artillerie des Königs mit folgenden Versen:

> „Ces machines de bronze aux bouches redoutables
> Qui vomissent d'un coup cent morts inévitables
> Et jettent dans les rangs la flâme et la terreur,
> Ces tonnerres roulans qui font trembler la plaine,
> N'y feront autre mal que perdre avec la peine
> L'espoir du laboureur.“

Der Dichter schliesst diesen Psalm mit der Versicherung, dass Frankreich unter solchem Könige Nichts zu fürchten habe.

Digitized by Google

Diesen beiden Psalmen könnte ich noch den 78. anschliessen. Während David in seinem Psalm von der Zerstörung Jerusalems durch die Chaldäer spricht, hat Racan ihn ebenfalls modernisirt; er bringt nehmlich den Krieg der Türken auf Candia hinein.

Auch in andern Psalmen spielt Racan noch auf seine Zeit an. Ich möchte namentlich den 36. hervorheben, der in mehrfacher Hinsicht, namentlich in metrischer, bemerkenswert ist. Am Anfang führt Racan die Gedanken der Vulgata weiter aus: man solle nicht eifersüchtig sein auf das Glück der Frevler, denn es sei schnell vergänglich; nur das Glück des Gerechten sei beständig; man solle Gott vertrauen uud redlich handeln, dann werde Gott unser Schicksal zum Besten wenden. Aus der ersten Strophe will ich folgende Verse citieren, welche nicht ohne Schönheit sind:

„La gloire des mortels n'a rien de permanent;
Leurs grandeurs, leurs honneurs passent incontinent,
Et sont comme les fleurs que la bize resserre:
Le mesme jour qui voit leur bouton demi clos
Le voit s'épanoüir, tomber à terre,
Devant que sa clarté retombe dans les flots."
(t. II, p. 112.)

Diesen Gedanken von der Unbeständigkeit, dem Wechsel alles Irdischen führt der Dichter in der folgenden Strophe dann noch weiter aus, namentlich in der dritten sagt er:

„Cette vaine splendeur qui les suit icy bas,
S'éclipse pour jamais dans la nuit du trépas;
Il n'est rien de durable au-dessous de la lune."

In der elften Strophe spielt Racan auf seine Zeit, auf den Tod Carl's I. von England an, er sagt:

„Sous le regne inconstant de trois grands potentats
J'ay passé mon printemps, mon esté, mon automne;
J'ay veû d'un souverain au coeur de ses estats
Tomber sur l'échafaut la teste et la couronne;
J'ay veû les contempteurs des legitimes loix
S'efforcer d'abolir dans la maison des rois
Par la flame et le fer leurs puissances suprémes."

Aber — fügt er dann weiter im Sinne des Originals hinzu —

Digitized by Google

„Mais je n'ay jamais veû dessous l'oppression
Les gens de bien souffrir des miseres extrèmes
Sans estre aidez et plaints en leur affliction."

Wie sonst, hat Racan auch den Alexandrinern dieses Psalms eine seltene Beweglichkeit und Melodie zu geben verstanden.

Ich will nun aus der Zal der übrigen Psalmen noch einzelne Stellen und Strophen hervorheben, welche unserem Dichter, was Sprache und Ausdruck betrifft, besonders gelungen sind. Aus dem ersten Psalm, der auch zu den besseren gehört, will ich die Strophen citieren, in welchen der Vergleich zwischen einem fruchtbaren Baume und dem Menschen, der Gott wohlgefällig wandelt, durchgeführt wird. Es sind die vierte, fünfte und sechste Strophe:

„Tel qu'on voit sur le Nil, loin des vents inconstans,
L'arbre dont la grandeur nous plaist et nous etonne,
De qui l'ombrage épais réjouit le printemps,
Et dont les fruits sans nombre enrichissent l'automne:

Aux injures de l'air il n'est point exposé;
Son tronc est venerable en la coste voisine,
Et par les pures eaux dont il est arrosé,
Produit des rejettons digne de sa racine.

Ainsi l'homme qui fuit l'abord des medisans
Et chemine en la voye où le Seigneur l'adresse,
De l'honneur qu'il acquiert en l'avril de ses ans,
A pour sa recompense une heureuse vieillesse."

(t. II, p. 33 und 34.)

Aus dem zweiten Psalm will ich die beiden Strophen citieren, in welchen der Dichter von dem Sohne Gottes spricht. Es ist dies eine der sogenannten messianischen Stellen. Die fünfte und sechste Strophe lauten:

„Pouvez-vous ignorer que c'est luy dont les loix
Font qu'avecque respect l'orgueilleux front des rois
Luy rend obeissance;
Que c'est celuy qui tient la foudre dans les mains,
Et qui peut quand il veut, me donner la puissance
Qu'il a sur les humains?

Ce Dieu, dont vous tenez l'estre et la verité
M'a dit: Je veux, mon fils, que ton autorité
Soit par tout reverée.

Digitized by Google

Tu m'es egal en tout, et le seras sans fin;
Je t'engendre en ce jour d'éternelle durée,
Qui n'a point de matin.“ (t. II, p. 35.)

Im 17. Psalm ist es ebenso unserem Dichter gelungen, an einzelnen Stellen den Schwung und erhabenen Ausdruck David's nachzuahmen. David bringt in diesem Psalm Jehovah, seinem Schutzgott, ein Danklied für seine Rettung dar. In der siebenten Strophe beschreibt nun der Dichter die Majestät Gottes in folgenden Versen:

„Sa voix comme un tonnerre effroya tout le monde,
La mer en fut émeüe et les flots entrouvers
Découvrirent à nud dans le fond de son onde
Le large fondement de ce vaste univers.“

In einer andern Strophe versucht Racan, den Klang des Donners, in welchem sich der Zorn Jehovahs offenbare, nachzuahmen. Am Schluss der dritten Strophe lesen wir:

„Son courroux est vehement;
Il tonne, il éclatte, il gronde,
Il étonne tout le monde
Jusques dans son fondement.“

Ferner will ich auf die drei Psalmen 104, 105 und 106 hinweisen, welche ein zusammenhängendes Loblied auf die Güte Gottes sind. Racan hat den Geist des Ganzen sehr gut wiedergegeben, so dass wir seine Abschweifung gern vergessen. Namentlich ist der 104. Psalm gelungen. Der erhabne Ton des Lobes und Dankes ist von Anfang bis zum Schluss darin bewahrt. Ich will nur die ersten Verse anführen:

„Celebrons du Seigneur les graces éternelles,
Qui comblent de bonheur toutes les nations;
Son ire est la terreur des ames criminelles,
Et sa bonté l'objet de nos affections.“

Der Charakter dieses Psalms wird durch das Metrum, durch die Beweglichkeit der Alexandriner noch mehr unterstützt.

Ferner muss ich — schon um seiner blossen Länge willen — den 118. Psalm hervorheben.

Er nimmt 25 Seiten ein. Es findet sich darin eine lose Zusammenstellung von mancherlei Gedanken und Empfindungen,

Digitized by Google

nach der Reihenfolge des hebräischen Alphabets von Aleph bis Tav. Von jedem Buchstaben ist eine Strophe, Antistrophe und Epode gemacht.

Der Hauptgedanke, welcher den Psalm durchzieht, ist derselbe, wie im hebräischen Urtexte, nehmlich: dass die Beobachtung des Gesetzes allein glücklich macht.

Das Metrum dieses Psalms bietet manche Abwechslung. Die Strophe und Antistrophe sind douzains, in Versen von acht Silben geschrieben; die Epode ist ein dizain, in Versen von sieben Silben.

Als Beispiel möge die erste, Aleph-Strophe dienen:

„Heureuses les ames bien nées
Dont la vertu d'un libre choix,
Suit les justes et saintes loix
Que le Seigneur nous a données!

Heureux ceux dont les actions
Au Tout-puissant ont fait connoistre
Que leurs plus fortes passions
Sont de servir un si bon maistre!

Mais ceux qui ne sont éclairez
De la grace qu'il nous octroye
Ne seront jamais assurez
De marcher dans la bonne voye."

Was die Reime dieser Strophe betrifft, so haben wir hier eine unregelmässige Reimverschlingung: es sind nehmlich douzains, welche mit derselben Art, mit einem weiblichen Reim, beginnen und schliessen.

Um noch einige andere metrische Bemerkungen über die Psalmen hier anzuknüpfen, so will ich zunächst erwähnen, dass Racan einen Psalm in Form eines Sonetts gedichtet hat. Es ist dies der 116. Psalm. Das Sonett an sich ist im Ganzen dem Dichter hier gelungen; jedoch ist die Idee nicht zu billigen, ein so ernstes, feierliches Gedicht in die Form eines Sonetts einzuzwängen.

Ferner will ich den 68. Psalm seines Metrums wegen hervorheben. Er ist in Strophen von elf Silben, onzains, geschrieben, die im Ganzen selten angewandt werden, obgleich die alten französischen Dichter sie schon gekannt haben. Dieses

Digitized by Google

onzain Racan's zerfällt in ein quatrain und ein septain; das quatrain beginnt und schliesst mit einem weiblichen, das septain mit einem männlichen Reim. So ist die Stance von elf Versen harmonisch in diesem Psalm verteilt. Wieder ein Beweis dafür, dass Racan nicht ohne Einfluss auf die französische Metrik gewesen ist.

Nebenbei will ich noch bemerken, dass in diesem Psalm ein Hiatus am Anfange der zweiten Strophe „fay appaiser“ vorkommt, den unser Dichter sonst nach besten Kräften vermieden hat.

In einem Psalm Racan's endlich finden wir Anklänge an die schöne Stance sur la retraite wieder. Es ist dies der 145. Psalm, welcher namentlich in seiner ersten Strophe jener Stance sehr ähnlich lautet:

„Mon ame, il s'en va temps de penser à la mort;
Il te faut de Dieu seul esperer ton support,
En ce dernier moment si doux et si funeste.“

Klagen über die Unbeständigkeit und den Wechsel alles Irdischen, dem Hoch und Niedrig in gleicher Weise unterworfen seien, kehren in diesem Psalm ebenso wie in jener Stance wieder. Diesen Gedanken führt der Dichter in Bezug auf die Könige weiter aus; er sagt in der dritten Strophe seines Psalms von ihnen:

„Ils naissent comme nous esclaves du trépas,
Un mesme ciel que nous les domine ici-bas,
Ils courent à leur fin par une mesme voye;
Ce neant où la mort les bannit sans retour
Est le mesme neant qui dans l'or et la soye
Les a produits au jour.“

In der sechsten Strophe spricht der Dichter von dem Glück, welches dem rechtschaffnen, gottesfürchtigen Menschen beschieden sei. Er sagt:

„Celuy seul voit couler heureusement ses jours
Qui dans tous ses besoins n'implore le secours
Que du Dieu qui crea le ciel, la terre et l'onde;
Le bonheur que sa grace accorde à nos desirs
Des plus infortunez changera dans le monde
Les peines en plaisirs.“
(Oeuvres de Racan t. II, p. 378.)

Digitized by Google

Ausser den eigentlichen Psalmen hat Racan endlich noch einige cantiques und hymnes verfasst. Es sind: le cantique d'Ezechias, eine Paraphrase von Jesaias 38, 10—20, in welcher Stelle der Prophet die Genesung des Königs Hiskias aus schwerer Krankheit schildert.

Im Ganzen hält sich Racan in diesem Liede an den Text der Vulgata, auch die Vergleiche und Bilder z. B. von der Schwalbe und Taube (in Vers 14 der Vulgata) sind von ihm beibehalten.

Aehnlich hat Racan in den übrigen cantiques und hymnes im Ganzen dasselbe Prinzip beobachtet, wie in seinen Psalmen.

Es folgen: „le cantique de Judith", auf welches Stück Racan besonders in metrischer Beziehung grosse Sorgfalt verwendet hat: es ist geschrieben in dizains isomètres, welche aus achtsilbigen Versen bestehn; diese zerfallen wieder in ein quatrain und in ein sixain.

Das „cantique de Zacharie" schliesst sich möglichst nahe an Lucas 1, 68—79 an.

Hervorzuheben ist besonders „le cantique de la vierge", worin mehrere recht gelungene Strophen vorkommen. Es ist eine Paraphrase von Lucas 1, 46—55, in Alexandrinern geschrieben. Ich will daraus nur die erste Strophe citieren, aus welcher man schon den erhabnen Charakter dieses Lobliedes erkennen kann. Sie lautet:

„Certes c'est à bon droit que mon ame et ma voix
Vont publiant par tout le nom du Roy des vois,
Et mon ressentiment des graces qu'il m'octroye;
Si-tost que ma raison fut soumise à ma foy,
Ce Dieu qui se fait homme et s'engendre dans moy
A ravi tous mes sens de merveille et de joye."

Das cantique de St. Ambroise et de St. Augustin" ist eine weitläufige Paraphrase des alten lateinischen Kirchenliedes: „Te deum laudamus".

An die cantiques schliessen sich dann noch einige hymnes de la vierge an, welche wahrscheinlich ein Jugendwerk unseres Dichters sind, als er Page am königlichen Hof war. Es sind Paraphrasen alter lateinischer Hymnen.

Wenn wir nun zum Schluss die Dichtungen Racan's im

Digitized by Google

Ganzen überblicken, so können wir ihm, schon wegen der Mannigfaltigkeit der Arten und Gattungen der Poesie, in denen er sich versucht hat, von vornherein ein dichterisches Talent nicht absprechen.

Freilich sucht man tiefe und originelle Gedanken bei Racan umsonst, kein Geistesblitz erhellt den im Ganzen einförmigen Inhalt aller seiner Dichtungen, „keine einzige hohe Idee wirft ihr Schlaglicht über seine Gedichte, kein Ton gewaltiger, heftiger Leidenschaft trifft unser Herz“ (Görres, Programm 1872).

Davon abgesehn müssen wir aber anerkennen, dass einzelne Stücke und Stellen seiner Gedichte volle Anerkennung verdienen und wol wert sind, aus der Vergessenheit — der Racan's Poesien wol im Grossen und Ganzen verfallen sind — hervorgeholt zu werden. Ich erinnere nur noch kurz an die schöne Stance sur la retraite, an den Monolog Alcidor's im fünften Akte der Bergeries, an viele seiner Oden, an das erhabene Sonett, das er zum Andenken an seinen früh dahingeschiedenen Sohn verfasst hat.

Auch seine Zeitgenossen, besonders Lafontaine und der strenge Boileau, sprechen mit grosser Achtung und Anerkennung von ihm.

Boileau spricht über unsern Dichter in seiner art poétique I, 18, wo es heisst:

„Racan peut chanter Philis, les bergers et les bois“

ferner in seiner neunten Satyre, wo er sich wider seine Gewohnheit in hyperbolischen Lobsprüchen ergeht. Er sagt dort in Vers 44:

„Racan pourrait chanter au défaut d'un Homère.“

Wenn wir nun auch diesen Beifall, den Boileau hier unserem Dichter spendet, lächerlich und übertrieben finden, so müssen wir es als ein Verdienst Racan's hervorheben: dass in seinen Gedichten, an einzelnen Stellen wenigstens, im Gegensatz zu Malherbe und seinen Zeitgenossen Wahrheit und Wärme des Gefühls durchbricht, dass er eigene, tiefe Herzensempfindungen darin zum Ausdruck bringt. Ich will nur an das Sonett erinnern, das mit den Versen beginnt:

Digitized by Google

„Ce fils dont les attraits d'une aimable jeunesse
Rendoient de mes vieux jours tous les desirs contens
Ce fils qui fut l'appuy de ma foible vieillesse
A veû tomber sans fruit la fleur de son printemps."

Das sind wahre, aus tiefstem Herzen kommende Töne, die auch zum Herzen dringen.

Durch solche und ähnliche Gedichte hat Racan das Seinige dazu beigetragen: die lyrische Poesie aus der untergeordneten Stellung wenigstens etwas emporzuheben, die sie bis dahin in der französischen Literaturgeschichte einnahm und in der sie ja im Ganzen auch bis auf Rousseau geblieben ist. Namentlich hat Racan, ebenso wie Malherbe, auf die höchste Form der lyrischen Poesie, auf die Ode, nicht unbedeutenden Einfluss ausgeübt. Durch beide Dichter wurde der Rhythmus, der Reim, die Ableitung der Verse und Strophen genauer unterschieden und bestimmt. Dass Racan sich in metrischer Beziehung nicht zu unterschätzende Verdienste um die französische Poesie erworben hat, glaube ich an den betreffenden Stellen meiner Arbeit genugsam hervorgehoben zu haben, namentlich dass unser Dichter verstanden hat, dem Alexandriner einen vorher nicht gekannten Schwung, Kraft und Melodie zu geben.

Ferner ist Racan auch durch seine Bergeries trotz der vielen Fehler und Mängel, die man ihnen mit Recht vorwerfen kann, nicht ohne Einfluss auf die dramatische Poesie gewesen. Vor Allem wurde durch dieses Stück der Styl eleganter in seiner Form und der Dialog, der namentlich bei seinem Vorgänger Hardy noch so ungeschickt gewesen war, leichter und gefälliger. M. Guizot erwähnt in seinem „Corneille et son temps" die Bergeries als ein solches Werk, das zu den Fortschritten des Theaters in Frankreich wesentlich beigetragen hat. Er sagt pag. 139:

„Racan dont Malherbe admiroit l'imagination et blâmoit la négligence y porta dans ses Bergeries plus d'élégance encore et de pureté."

Er fügt dann ein Citat aus Sorel, bibliothèque française p. 185 hinzu, wo es heisst:

„Depuis que Théophile eut fait jouer sa Thisbé et Mairet sa Sylvie, M. de Racan ses Bergeries et M. de Gombauld son

Digitized by Google

Amaranthe, le théâtre fut plus célèbre et plusieurs s'efforcèrent d'y donner un nouvel entretien.“

So trugen die Bergeries Racan's mit dazu bei, dass sich die französische Poesie mit Vorliebe der dramatischen Gattung zuwandte, in welcher klassische Werke zu schaffen einem Racine, Corneille, Molière vorbehalten war. Dass aber der Name Racan's auch trotz der Männer, die bald nach ihm auftraten und alles Andre durch ihre Werke in Schatten stellten, nicht ganz in Vergessenheit geraten möchte: das ist der Wunsch, mit dem ich meine Abhandlung schliesse.

Digitized by Google

Ueber Goethe's Sessenheimer Briefe und Lieder.

Der dritte Abschnitt (pag. 55—113) der jüngst erschienenen Friederikenbiographie von Lucius (Friederike Brion von Sessenheim — Geschichtliche Mittheilungen von Ph. F. Lucius, Pfarrer in Sessenheim. Strassburg, Heitz) wiederholt im Wesentlichen meine Darstellung des Verhältnisses von Goethe zu Friederike (Das Heidenröslein oder Goethe's Sessenheimer Lieder in ihrer Veranlassung und Stimmung. Heidelberg, Weiss). Nur an einigen Stellen erhebt Lucius Bedenken gegen meine Auffassung der Sessenheimer Briefe und Lieder von Goethe, oder sucht dieselbe zu rectificiren.

Die vier oder fünf Sessenheimer Briefe (den fünften kann man so nennen, insofern er auf Sessenheim sich bezieht) wurden zuerst herausgegeben von Moritz Engelhardt im „Morgenblatt“ 1838; dann von Stoeber in der „Alsatia“ 1853 und im „Aktuar Salzmann“, von Leyser in seinem „Goethe in Strassburg“, und endlich neuerdings von Hirzel-Bernays. Die Originalien deponirte Engelhardt in der Strassburger Stadtbibliothek. Diese befand sich im Chor der „Neuen Kirche“, welche in der Nacht des 24. August 1870 durch die deutschen Geschosse in Brand gesteckt wurde; mit ihr ist denn auch ausser andern kostbaren Schätzen der gesammte Nachlass von Salzmann verbrannt. Wir besitzen demnach die Briefe nur noch in den bezeichneten Abdrücken und zum Theil in Photographie. Ich habe in meiner Schrift (II, pag. 58 sqq.) nachgewiesen, dass der Wortlaut bei den verschiedenen Herausgebern nicht unerheblich abweicht, und zwar dass, wie die Vergleichung mit den

Digitized by Google

facsimilia ergiebt: 1) Engelhardt's Abdruck trotz gegentheiliger Versicherung desselben ein ziemlich ungenauer ist; 2) dass Stoeber aus einem Grunde, den ich in meiner Schrift näher angegeben habe, die Briefe mit Correctur eines einzigen, komischen Druckfehlers nach dem „Morgenblatt" abdrucken liess; 3) dass Leyser die Originalien nur angesehen, aber seinem Abdruck nicht die Originalien, sondern die alten fehlerhaften Abdrücke zu Grunde gelegt hat; 4) dass nur Hirzel-Bernays einen in der Hauptsache zuverlässigen Text bieten. Was soll all dem gegenüber folgende Bemerkung (Nr. 43) von Lucius bedeuten: „dieser Satz (eines Briefes) fehlt bei Stoeber, und wird darum (!!!) wahrscheinlich auch in dem leider in der Strassburger Stadtbibliothek zu Grunde gegangenen Original gefehlt haben (!!!). Es wäre deshalb höchst interessant zu erfahren, wie und auf welche Weise Herr Hirzel in den Stand gesetzt worden, denselben diesem Brief beizufügen (!!!)." — Was denkt sich wohl Lucius unter dem Original eines Briefes?!

„In welcher Reihenfolge," meint Lucius weiter (pag. 90), „dieselben (die vier ersten Briefe an Salzmann) auch mögen abgefasst sein, ob die gewöhnliche Ordnung die richtige, oder ob mit Ad. Baier Nr. 3 und 4 an die Spitze zu stellen seien, das gilt hier völlig gleich, weil irgend eine psychologische Entwicklung mit triftigen und überzeugenden Gründen in denselben nicht wohl nachgewiesen zu werden vermag. Da sie zu dem Wichtigsten gehören, was wir über die Sessenheimer Episode besitzen, so theilen wir sie hier mit, und zwar in der Reihenfolge, wie sie Aug. Stoeber zuerst in der ‚Alsatia' von 1853 veröffentlicht hat, und wie dieselbe auch von Hirzel-Bernays beibehalten worden ist."

Vom Autoritätsglauben gefesselt, giebt Lucius der herkömmlichen, der gewöhnlichen Ordnung den Vorzug, weil sie eben die „gewöhnliche", die herkömmliche ist. Wollte ich kämpfen mit Autoritäten, so könnte ich nachweisen, dass August Stoeber (der übrigens, wie schon bemerkt, gar nicht der erste Herausgeber ist) auf meine Gegengründe hin seine Ansicht aufgegeben hat. Allein ich kämpfe nur mit Gründen. Ich habe (II, pag. 61—69; I, pag. 48 sqq.) eine Reihe von psychologischen, chronologischen und exegetischen Gründen gegen die

Digitized by Google

„gewöhnliche“ Anordnung dieser Briefe vorgebracht. Die chronologischen und exegetischen Gründe beachtet Lucius gar nicht. Es kümmert ihn wenig, dass, bei der von ihm beliebten Reihenfolge der vier Briefe, alle Chronologie unmöglich ist; es kümmert ihn wenig, dass bei seiner Annahme ein und die andere Briefstelle unerklärlich bleibt. Er lässt eben die Briefe abdrucken, ohne die betreffenden Stellen zu erklären, und er giebt (pag. 85) eine ganz widerspruchsvolle Chronologie. — Die psychologischen Gründe erklärt Lucius rundweg für nicht „triftig“, nicht „überzeugend“. Darauf zu antworten, habe ich um so weniger nöthig, als überhaupt noch Niemand versucht hat, für die gewöhnliche Reihenfolge der vier Briefe auch nur einen einzigen Grund, geschweige denn einen überzeugenden oder triftigen, vorzubringen. Die hergebrachte Anordnung der vier Briefe beruht ja nur auf einem Einfall des ersten Herausgebers.

Ziemlich leicht geht Lucius über den zuerst von Düntzer richtig aufgefassten fünften Brief hinweg. Er schreibt (Anm. 49): „Düntzer und Ad. Baier behaupten zwar, Goethe habe bei seinem Abschied von der Sessenheimer Pfarrerfamilie förmlich mit Friederike gebrochen (vgl. dagegen Schäfer I, 128), doch scheint uns ihre Beweisführung mehr als zweifelhafter Natur. Beide glauben dies aus folgendem Briefe Goethe's an Salzmann conjecturiren zu können: Die Augen fallen mir zu (folgt der Brief; dann fährt Lucius fort:) Aber drückt denn der Satz, ich bin zu sehr wachend u. s. w., nicht im Gegentheil eine positive Absicht bei Goethe aus — allerdings mit dem Vorgefühle, dass sein Vorhaben nicht gelingen würde? — Und wie kann ein Blatt, das zu einem Absagebrief bestimmt war, ‚doppelt gut sein‘, Salzmann zu sagen, dass er ihn liebe? Dass wir jedoch mit diesem Briefe wenig anzufangen wissen, gestehen wir gerne ein.“ — In dem groben Sinne, wie Lucius es mir hier unterschiebt, ist von einem plötzlichen „Brechen“ des Verhältnisses, von einem „Absagebrief“ in meiner Schrift wenigstens nirgends die Rede. Das Verhältniss war zur Zeit, als Goethe den Abschiedsbrief zu schreiben beabsichtigte, längst gelockert. Der Brief wäre nur der äussere Abschluss eines Verhältnisses gewesen, das im tiefsten Innern bereits

Digitized by Google

erschüttert war. Dennoch hat Goethe nicht bloss damals, sondern auch später noch seine Friederike geachtet, ja bis zu einem gewissen Grade geliebt, wie man aus dem gleich nachher zu besprechenden Abschiedslied, den späteren Briefen an Salzmann und dem Brief an Frau von Stein zur Genüge erkennen kann. Mit der Vorstellung einer groben Absage fällt aber der Haupteinwand von Lucius: Ein Blatt, das zu einem Abschiedsbrief an Friederike bestimmt war, konnte sehr wohl dazu dienen, Salzmann zu sagen, dass Goethe ihn liebe. — Was Lucius noch mit der „positiven Absicht“ einwenden will, verstehe ich nicht.

Lucius verkennt überhaupt den Grundton der fünf Sessenheimer Leidensbriefe. Er erkennt nicht aus denselben, dass Goethe, bevor er das Verhältniss auflöste, in Sessenheim selbst einen langen, schweren Seelenkampf gekämpft hat. Denn Lucius meint (pag. 104), „es falle ‚einem‘ ungemein schwer, sein Befremden, um nicht zu sagen, seinen Unwillen, schon hier (bei Lectüre der vier ersten Briefe) zu unterdrücken, dass Goethe, obgleich er klar voraussah, dass sein Verhältniss zu Friederike einseitig bald aufgelöst werden würde, dessen ohngeachtet dennoch in Sessenheim verblieb“; ja Lucius erhebt gegen Goethe den schweren Vorwurf, er habe in dieser Zeit „sicher nicht ehrlich und aufrichtig gehandelt“. Nun lese man nur die Worte, die Goethe vier Wochen nach seiner Ankunft in Sessenheim an Salzmann schrieb: „Ich komme, oder nicht, oder — das alles werd ich besser wissen, wenn's vorbey ist als jetzt. Es regnet draussen und drinne —, und die garstigen Winde von Abend rascheln in den Rebblättern vorm Fenster, und meine animula vagula ist wie's Wetter-Fähngen drüben auf dem Kirchthurm; dreh dich, dreh dich, das geht den ganzen Tag, obschon das bück dich! streck dich! eine Zeit her aus der Mode kommen ist. Punctum. Meines Wissens ist es das erste auf dieser Seite. Es ist schwer, gute Perioden und Punkte zu seiner Zeit zu machen, die Mädgen machen weder Komma noch Punktum, und es ist kein Wunder wenn ich Mädgen-Natur annehme.“ — Wer kann das lesen, ohne zu fühlen, dass Goethe in dieser Zeit furchtbar gelitten haben muss? und ohne mit dem Dichter zu leiden? — Lucius aber behauptet (mit den

Digitized by Google

Worten, Goethe habe klar vorausgesehen etc.) das directe Gegentheil von dem, was in der angeführten Stelle ausdrücklich steht, und was man überhaupt aus allen Sessenheimer Briefen herauslesen kann. Oder wie versteht Lucius die Worte: „Das alles werd ich besser wissen etc.“ und „es ist schwer, gute Perioden etc.?“ — Als Goethe klar erkannte, dass er das Verhältniss zu Friederike aufgeben müsse, da verliess er Sessenheim, wie ich (I, pag. 50 sq.) nachgewiesen habe. — Er war kein Heuchler.

Endlich glaubt Lucius noch Düntzer's Ansicht über Goethe's Abschiedslied abweisen zu müssen, die ich in der Hauptsache angenommen habe. „Ganz verfehlt“ — erklärt er (Anm. 51) — „scheint uns die einer abstracten Construction der Sessenheimer Geschichte zulieb gemachte Annahme, es sei dieser schriftliche Abschied‘ (von welchem Goethe in ‚Dichtung und Wahrheit‘ redet) das Gedicht ‚Ein grauer trüber Morgen‘.“ — Nein! nicht zu dem wahrhaft kindischen Zwecke, die Sessenheimer Geschichte mit einem lieblichen Liebesliedlein schliessen zu lassen, nicht einer abstracten Construction der Sessenheimer Geschichte zu lieb haben Düntzer und ich die bezeichnete Annahme „gemacht“, sondern weil wir ausser Stande sind, dieses zweifellos Sessenheimer, dieses zweifellos von Goethe an Friederike gerichtete Lied anders zu erklären. Wenn wir von abstracten Ideen beherrscht sind: wie erklärt denn Lucius ganz concret des Liedes Ursprung und Sinn? Hält er es nicht auch für ein Goethe'sches, für ein von Goethe an Friederike gerichtetes Lied?

Der Fehler von Lucius erklärt sich einfach. In seinen beiden früheren Darstellungen (Gartenlaube 1871, Nr. 27 sqq. und einem an manchen Punkten erweiterten Separatabdruck) gab er ein kritikloses Referat von „Dichtung und Wahrheit“, gleich als ob es nie Sessenheimer Briefe und Lieder von Goethe gegeben hätte. Jetzt wiederholt er (pag. 61) meinen (II, p. 19) allgemeinen kritischen Grundsatz: „So viel haben uns Briefe und Gedichte hinlänglich gelehrt, dass sie beide mit der Darstellung von ‚Dichtung und Wahrheit‘ in den wesentlichen Punkten gerade oft unvereinbar sind, und dass . . . . immer zuverlässiger auf jene als auf diese gebaut werden darf.“ — Aber Lucius verletzt an unserer Stelle diesen Grundsatz in

Digitized by Google

schroffster Weise. Ausgehend von „Dichtung und Wahrheit“ verwirft er das Abschiedslied, weil er glaubt, es in „Dichtung und Wahrheit“ nicht ohne Weiteres einreihen zu können; er verwirft ein Lied, in welchem Friederike mit Namen genannt ist, ein Lied, das in ihrem Nachlass, von ihrer oder von Goethe's Hand geschrieben, sich vorgefunden hat!!!

Alles, was Lucius (pag. 111 sq.) von einem andern schriftlichen Abschied Goethe's erzählt, sind nur Phantasien, gegründet auf „Dichtung und Wahrheit“. Man kann mit Düntzer annehmen, Goethe habe mit dem „schriftlichen Abschied“, von dem er in „Dichtung und Wahrheit“ redet („Die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerriss mir das Herz“), unser Lied gemeint; man kann annehmen, er habe zwar das Abschiedslied (wie aus dem Schluss desselben hervorgeht) vor seiner Abreise von Strassburg in die Heimath gedichtet, aber erst von Frankfurt aus der Geliebten übersandt; man kann vermuthen, was Lucius glaubt, Goethe habe von Frankfurt aus noch einen Abschiedsbrief an Friederike geschrieben: aber das alles sind leere Vermuthungen, hervorgerufen durch die angeführte Stelle in dem Roman „Dichtung und Wahrheit“. Thatsache ist und bleibt nur, dass Goethe vor seinem Weggang von Strassburg nach Frankfurt das bewusste Abschiedslied gedichtet, und sehr natürlich ist die Annahme, dass der Dichter es seiner Geliebten zum Abschied sogleich übersandt hat.

Adalbert Baier.

Digitized by Google

Die einfache Form des Conjunctiv
bei Shakespeare.

Manche englische Grammatiker definiren den Conjunctiv als denjenigen Modus, welcher „future contingency“ bezeichne. Diese Definition ist eine sehr unrichtige, denn sie schliesst nicht bloss eine Menge von Anwendungsarten aus, welche sogar in der heutigen Sprache als zulässig betrachtet werden müssen, sondern sie berührt auch gar nicht das wahre Wesen des Conjunctiv. Dieser Modus bezeichnet nicht ein Verhältniss des Vorstellungsinhaltes zur Wirklichkeit, sondern ein Verhältniss des Sprechenden zum Vorstellungsinhalt. Es wird durch denselben eine Thätigkeit subjectiv, als eine blosse Vorstellung im Geiste des Redenden dargestellt, mag sie nun gewiss oder ungewiss, wirklich oder nicht wirklich sein; doch liegt es in der Natur der Sache, dass der Sprechende das Zweifelhafte oder Nichtwirkliche vorzugsweise subjectivisch hinstellt.

Der Gebrauch der einfachen Form des Conjunctiv ist bei Shakespeare viel häufiger als in der heutigen Sprache, aber weniger häufig als im Altenglischen und Angelsächsischen. Es ist derselbe im Laufe der Zeit mehr und mehr eingeschränkt worden. Der Shakespeare'sche Gebrauch reicht etwa bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Man kann für die Abnahme des Gebrauchs des einfachen Conjunctiv zwei Gründe anführen; erstens — die zunehmende Tendenz, den Vorstellungsinhalt zu objectiviren, zweitens — die Abschleifung charakteristischer Formen des Conjunctiv, in Folge dessen der Gebrauch der sogenannten Modalverben begünstigt wurde, welche den Conjunctiv umschreiben. Diese waren der Klarheit wegen nothwendig, da viele Formen des Conjunctiv und Indicativ zusammenfielen. Heut zu Tage ist der Gebrauch der

Digitized by Google

periphrastischen Formen ein sehr ausgedehnter; aber auch bei Shakespeare und sogar im Altenglischen ist er schon häufig; im Angelsächsischen dagegen werden nur äusserst selten Modalverben als Stellvertreter des einfachen Conjunctiv gebraucht, da die einfachen Formen zur Bezeichnung des Modus ausreichen.

Untersuchen wir jetzt zunächst, welches die erkennbaren einfachen Formen des Conjunctiv zur Zeit Shakespeare's sind.

Was das Präsens anlangt, so sind die Formen bei Shakespeare dieselben wie in der heutigen Sprache; nur hinsichtlich des Verbum to be sind einige Besonderheiten zu erwähnen, da zu jener Zeit noch einige Formen des von der Wurzel „bu“ stammenden Indicativ des Präsens vorhanden waren. Shakespeare gebraucht im Plural aller Personen neben are die Form be (als Indicativ des Präsens), welche von dem Angelsächsischen beód stammt und mit dem be des Conjunctiv (von beón) der Form nach zusammenfällt.

Beisp.:

Jul. C. I, 2. Such men as he be never at heart's ease.

Rich. III., IV, 4. Where be thy brothers? Where are thy children?

Herr Abbot (Shakespearian Grammar, § 299) sagt von dem be, es wäre „used with some notion of doubt“; dann müsste aber der Sinn sein: „Wo sollten wohl Deine Brüder sein?“ und diese Bedeutung ist unmöglich zulässig, da die sprechende Person sowohl als die angeredete wissen, dass die Brüder und Kinder, von welchen hier geredet wird, todt sind. In der dubitativen Frage kommt auch überhaupt bei Shakespeare nicht die einfache Form des Conjunctiv des Präsens vor. Are und be haben hier also ganz denselben Sinn und wechseln nur mit einander ab, um dem Ausdruck mehr Mannigfaltigkeit zu geben. Im Altenglischen war diese Anwendung des be sehr gewöhnlich; in der modernen Sprache dagegen ist es als unnöthig aufgegeben, wozu sicher auch der Umstand mitgewirkt hat, dass es mit dem Conjunctiv der Form nach zusammenfiel.

Was den Singular anlangt, so giebt es Beispiele, bei welchen man gleichfalls geneigt sein könnte, das be für einen Indicativ zu erklären, besonders da die Form der zweiten Person deutlich auf den Indicativ hinweist; indessen habe ich doch kein Beispiel finden können, in welchem be nicht als Conjunctiv gerechtfertigt werden könnte. Wir werden weiter unten sehen, dass Beispiele wie though he be, if

Digitized by Google

he be in Beziehung auf wirkliche Thatsachen keineswegs genügen, um darzuthun, dass be eine Indicativform sein müsste. Es kann nicht zweifelhaft sein, dass sogar thou beest trotz seines indicativischen Ursprungs (Ags. þu bist) conjunctivische Bedeutung angenommen hat.

Beisp.:

As you l. III, 2. If thou beest not damned for this, the devil himself will have no shepherds. (Zukünftige Ungewissheit.)

In manchen andern Fällen würde der Indicativ sehr passend sein. Z. B.:

Jul. C. II, 3. If thou be'st not immortal (Thatsache), look about you.

Wir haben noch eine Bemerkung zu machen in Bezug auf die 3. Person Sing. anderer Verben. Herr Abbot (§ 361) erklärt Formen wie die folgenden für conjunctivische:

Taming of the Sh. IV, 4. Please it you that I call?

und sagt dazu „it represents our modern may it please? and expresses a modest doubt.“ Wir sind der Meinung, dass please in diesem Satze nicht als Conjunctiv, sondern als Indicativ zu betrachten ist und zwar aus dem oben angeführten Grunde, dass Shakespeare in der directen Frage nicht den Conjunctiv des Präsens anwendet. Es ist hier vielmehr aus euphonischen Rücksichten die Endung s nach dem Zischlaut weggelassen, wie das im Altenglischen häufig und zwar nicht bloss nach einem Zischlaut, sondern auch nach d und t vorkam. Ein ähnliches Beispiel ist das folgende:

Err. I, 2. How chance thou art returned so soon?

wo das Personalsuffix und das Pronomen it weggelassen sind.

Der Conjunctiv des Imperfects stimmt bei Shakespeare wie in der modernen Sprache mit dem Indicativ überein mit Ausnahme des Verbum to be. Da bei diesem aber eine wirkliche Conjunctivform vorhanden ist, so können wir annehmen, dass auch bei den andern Verben das Imperfect des Conjunctiv noch als solches gefühlt wird. Wenn dieses nicht der Fall wäre, so würden manche Stellen keinen Sinn haben. Ein Zusammenfallen indicativischer und conjunctivischer Formen zeigt sich schon im Angelsächsischen, so dass man in Fällen, wo beide Modi zulässig sind, im Zweifel sein kann, ob man es mit einem Indicativ oder Conjunctiv zu thun hat. Z. B. Beóvulf, 2856. Þeáh he ude wel. (Ude kann Indicativ oder Conjunctiv sein; freilich steht nach þeáh der Indicativ selten.)

Digitized by Google

Das Verb to be bietet wieder einige Besonderheiten. Es stimmt hier nämlich nicht bloss der Plural mit dem Indicativ überein, wie in der modernen Sprache, sondern es kommt in der zweiten Person Singularis auch noch eine Form wert vor, die sowohl indicativisch (neben wast) als conjunctivisch gebraucht wird. Im Angelsächsischen steht für beide Modi wære; das Personalsuffix t wird im Altenglischen zu der indicativischen Form, im Neuenglischen zu der conjunctivischen hinzugefügt.

I. H. VI., I, 4. How wert thou handled being prisoner?

I. H. VI., I, 3. Wert thou not banished on pain of death?

Ein were in der 3. Person Sing. kann man unmöglich als Indicativ ansehen. Diejenigen Stellen, welche sich dem Gebrauche des Conjunctiv gemäss nicht als Conjunctive auffassen lassen, sind theils ungenaue Constructionen, theils Corruptionen. Solche sind die folgenden in Schmidt's Shakespeare-Wörterbuch unter „he were" aufgeführte Stellen:

Measure I, 4, 54.

I. H. VI., I, 4, 50. I, 6, 7.

Tit. V, 3, 99.

Cymb. V, 5, 451.

Die übrigen von Hrn. Schmidt aufgeführten Stellen sind als Conjunctive anzusehen.

Endlich haben wir noch eine Bemerkung zu machen über Hrn. Abbot's „quasi-subjunctive". So nennt er nämlich Formen von to be, von welchen er behauptet, dass sie weder Indicative seien noch die volle Kraft von Conjunctiven haben. Wir sind der Ansicht, dass diese neue Bezeichnung unnöthig ist. To be muss entweder Indicativ oder Conjunctiv sein. In den Beispielen, welche Hr. Abbot anführt, ist es zum Theil der Plural des indicativischen Präsens, zum Theil wirklicher Conjunctiv. Freilich ist es nicht zu leugnen, dass das verbum substantivum häufiger im Conjunctiv erscheint als andere Verben, und diese Eigenthümlichkeit findet sich nicht bloss bei Shakespeare, sondern auch in der modernen Sprache. Macaulay z. B. wendet auch zuweilen den Conjunctiv von to be und den Indicativ eines andern Verbum in demselben Satze an. Ich kann keinen andern Grund für diese Erscheinung finden als den, dass bei to be die beiden Modi in ihrer Form mehr von einander abweichen als bei den andern Verben.

Digitized by Google

Herr Abbot (§ 298) führt Beispiele von Shakespeare an, in welchen sich beide Modi rechtfertigen lassen. In dem Satze:

Meas. III, 2. If he be a whoremonger and comes before him (i. e. the deputy), he were as good go a mile on his errand — bezieht sich das be freilich auf eine bekannte Thatsache, aber wenn man einem Menschen ein so wenig schmeichelhaftes Prädicat wie whoremonger beilegt, so ist es wohl natürlich, dass dieses mit einer gewissen Zurückhaltung geschieht (ebenso in dem aus The Merry Wives of W. genommenen Beispiel); das comes bezieht sich auf etwas Zukünftiges, dessen Realisirung aber mit Zuversicht erwartet wird, denn man ist schon auf dem Wege, den whoremonger vor den deputy zu führen. Aehnlicherweise lässt sich in vielen Fällen die scheinbare Unregelmässigkeit erklären. Es herrschte in jeder Periode der englischen Sprache eine grosse Freiheit in Bezug auf den Gebrauch des Conjunctiv; nie war derselbe völlig bestimmten Regeln unterworfen wie z. B. im Französischen. —

Nachdem wir diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt haben, werden wir jetzt die verschiedenen Satzarten nacheinander durchgehen, um die Fälle zu besprechen, in welchen Shakespeare die einfache Form des Conjunctiv anwendet.

I. Hauptsätze.

§ 1. Shakespeare gebraucht die einfache Form des Conjunctiv in Hauptsätzen, um einen Wunsch auszudrücken. In diesem Falle wird die Thätigkeit als der Gegenstand eines Willensactes dargestellt ohne Rücksichtnahme auf die Realisation derselben. Dieser Gebrauch des Conjunctiv geht vom Angelsächsischen aus und hält sich durch alle Perioden des Englischen hindurch bis in die neueste Zeit hinein, wenngleich er in der modernen Sprache nicht sehr gebräuchlich ist, sondern durch die periphrastische Form ersetzt wird (may). Was zunächst das Präsens anlangt, so finden wir es besonders in der zweiten und dritten Person gebraucht. Der Wunsch ist hier nur durch den ganzen Zusammenhang der Rede erkennbar, da dieselben Formen auch einen imperativischen Charakter haben können; die zweite Person, insofern das persönliche Fürwort des Nachdrucks wegen oder auch pleonastisch zu dem Imperativ, welcher der Form nach mit dem Conjunctiv zusammenfällt, hinzugefügt werden

Digitized by Google

kann, und die dritte Person, insofern der Conjunctiv sowohl einen Wunsch ausdrücken, als auch imperativisch gebraucht werden kann.

Oth. III, 3. Long live you to think so!

Oth. V, 1. The devil take thy soul!

Die erste Person des Sing. ist selten —

Troil. IV, 4. Die I a villain then.

Was das Imperfect in Hauptsätzen anbetrifft, die einen Wunsch ausdrücken, so finden wir in Shakespeare sowohl als in der modernen Sprache nur das der Hülfsverben der Modalität und das von to be und to have.

Merch. of V. I, 2. I'll be sworn if thou be Launcelot .... Lord worshipped, might he be.

John III, 3. I am the best of them that speak this language, were I but where it is spoken.

Durch das Imperfect wird die Realisirung eines der Gegenwart angehörenden Wunsches als unwahrscheinlich dargestellt. Das Plusquamperfect bezeichnet eine in der Vergangenheit nicht realisirte Thätigkeit.

Lucrece: O had they in that darksome prison died.

Der Conjunctiv in Hauptsätzen kann auch Ergebung ausdrücken, wie z. B. in folgendem Satz.

Rom. & J. III, 2. And death not Romeo take my maidenhead.

Ausserdem kann durch denselben eine Einwilligung ausgedrückt werden.

Lear IV, 7. Then be 't so, my good Lord.

Beispiele zu § 1.

Per. III, 2. Who finds her, give her burying.

Per. IV, 6. Die he like a thief.

Per. V, 1. New joy wait on you.

R. J. I, 3. God rest all christian souls.

ib. God mark thee to his grace.

R. J. II, 2. As sweet repose and rest come to thy heart as that within thy breast.

R. J. II, 3. God pardon sin.

R. J. II, 6. So smile the heavens upon this holy act.

ib. God send me need of thee.

Rich. III., I, 2. O, cursed be the hand that made these holes.

ib. More direful hap betide that hated wretch.

Digitized by Google

Rich. III., I, 2. If ever he have child, abortive be it.

ib. Black night o'ershade thy day, and death thy life.

Rich III., I, 3. God make your majesty joyful as you have been.

ib. Far be it from my heart etc.

ib. Though not by war, by surfeit die your king.

ib. Thyself a queen .... outlive thy glory.

ib. Long die thy happy days before thy death.

ib. The worm of conscience still begnaw thy soul.

ib. No sleep close up that deadly eye of thine.

Lear IV, 6. Fairies and gods prosper it with thee.

Lear V, 1. Fortune love you.

Lear V, 3. The gods defend her.

Oth. III, 4. So help me every spirit sanctified, as I have spoken for you all my best.

§ 2. Die einfache Form des Conjunctiv des Präsens dient auch zum Ausdrucke eines Befehls, einer Verfügung, einer Aufforderung und einer Bitte. Jede dieser Bedeutungen ist aus dem Zusammenhang der Rede zu bestimmen. Durch diese Art von Conjunctiv werden die mangelnden Formen des Imperativ in der ersten Person Plur. so wie in der dritten Person Sing. und Plur. ersetzt. Im Altenglischen und Angelsächsischen ist dieser Gebrauch noch häufiger, doch kommt er bei Shakespeare auch nicht selten vor. In der modernen Sprache findet man wohl hier und da noch einmal einen solchen Conjunctiv der ersten Person Plur., die allgemein angenommene Form ist aber die Umschreibung mit to let, welche Form für die dritte Person Sing. und Plur. jetzt die einzig zulässige ist. Es ist zu bemerken, dass Fälle vorkommen, wo eine Verbalform mit gleichem Recht als ein Imperativ der zweiten Person oder als ein Conjunctiv der dritten aufgefasst werden kann, wenngleich heut zu Tage die eine oder die andere Auffassung durch die Interpunction hervortritt. Z. B.

Fire-ey'd fury be my conduct now!

Fire-ey'd fury, be my conduct now!

Beispiele zu § 2.

a.

Rich. III., II, 2. Go we to determine who they shall be.

Jul. C. IV, 3. Now sit we close about this taper here, and call in question our necessities.

Digitized by Google

Ham. I, 1. Sit we down.

Ham. V, 1. Couch we a while and mark.

b.

Ham. V, 2. And for his passage the soldiers music and the rites of war speak loudly for him.

Lear V, 3. Some officers take them away.

Jul. C. II, 1. By the eighth hour . . . . . be that the uttermost.

Rich. III., III, 4. The rest that love me, rise and follow me.

Per. II, 1. Nobody look after it.

Per. II, 3. Each one betake him to his rest.

Oth. I, 3. Be it as you shall privately determine.

§ 3. **Der einfache Conjunctiv findet sich ferner in Concessivsätzen.** (Ich habe hier Sätze im Auge, welche ihrer grammatischen Form nach Hauptsätze sind, wenn sie auch logisch als Nebensätze zu betrachten sind.)

Dieser Gebrauch war zu Shakespeare's Zeit wie im Altenglischen und Angelsächsischen sehr gewöhnlich, findet sich aber in der heutigen Sprache sehr selten; gewöhnlich wird jetzt die periphrastische Form angewandt. Bei Sätzen dieser Art hat die Inversion des Subjectes statt, aber weder diese noch der Conjunctiv vermag den concessiven Sinn auszudrücken; es muss derselbe vielmehr aus dem Zusammenhang entnommen werden. Sätze wie „Were you, Antony, the son of Caesar,“ you should be satisfied (J. C. III, 1) sind Concessivsätze. Der Form nach steht freilich nichts im Wege, den angeführten Satz mit Craik (Ausgabe des Julius Cäsar) für einen Bedingungssatz anzusehen; aber der ganze Zusammenhang lässt eine solche Auffassung nicht zu, da der Gegensatz zwischen dem Inhalte des Hauptsatzes und dem des Nebensatzes den concessiven Sinn andeutet. Ebenso ist es mit dem folgenden Satz, welchen Herr Abbot (§ 361) für einen Conditionalsatz erklärt.

Live (I) a thousand years, I shall not find myself so apt to die (J. C. III, 1).

Der Concessivsatz stimmt hinsichtlich der Form auch mit solchen Sätzen überein, in welchen eine einfache Inversion des Subjectes statt hat, welche zur Hervorhebung eines Begriffes angewandt wird.

Ham. III, 2. So think thou wilt no second husband wed, but die thy thoughts when thy first lord is dead.

Digitized by Google

Dieser Satz wird von vielen Herausgebern falsch erklärt. Wir haben hier weder einen Conjunctiv, noch ist der Sinn concessiv, wie aus dem ganzen Zusammenhang zu ersehen ist. Die Inversion war im Altenglischen und Angelsächsischen noch weit häufiger als bei Shakespeare.

Bisweilen kann es auch zweifelhaft sein, ob eine Verbalform als Imperativ oder als Conjunctiv aufzufassen ist. Z. B.

Ham. III, 1. Be thou as chaste as ice .... thou shalt not escape calumny.

Hier hindert uns nichts, das be als einen Imperativ, welcher von seinem Subject begleitet ist, aufzufassen; man kann es aber mit demselben Rechte als einen Conjunctiv ansehen. Der Sinn ist in beiden Fällen concessiv. —

Was das Imperfect des Conjunctiv anlangt, so gilt hier dasselbe, was schon in § 1 gesagt ist.

Beispiele zu § 3.

a. Präsens.

Per. I, 4. But bring they what they will, ... what need we fear?

ib. Be it our wives, our children or ourselves, the curse of heavens and men succeed their evils.

R. J. I, 5. Come Pentecost as quickly as it will.

R. J. II, 6. But come, what sorrow can.

I. H. IV., I, 2. Come what will.

John III, 1. And creep time never so slow, yet it shall come for me etc.

Lear V, 3. Produce the bodies, be they alive or dead.

Lear III, 6. Be thy mouth or black or white etc.

M. of V. II, 7. Here do I choose, and thrive I as I may.

As you like I, 3. Lie there what hidden woman's fear there will.

b. Imperfect.

Venus & Ad. Were beauty under twenty locks kept fast, yet love breaks through etc.

Ham. III, 2. We shall obey were she ten times our mother.

Lear IV, 6. Were all thy letters suns, I could not see.

Digitized by Google

Rich. III., I, 1. And whatsoe'er you will employ me in ... were it to call king Edward's widow sister, I will perform it etc.

§ 4. Das Imperfect und das Plusquamperfect des Conjunctiv werden im Hauptsatze eines hypothetischen Satzgefüges gebraucht, um eine nicht realisirte Folge auszudrücken, wenn auch im Nebensatz das Imperfect oder Plusquamperfect des Conjunctiv gebraucht wird. Diese Anwendung, welche im Altenglischen und Angelsächsischen ausgedehnter ist als bei Shakespeare, erklärt sich dadurch, dass die Verwirklichung des im Hauptsatz Ausgedrückten von einer Bedingung abhängig gemacht wird, welche als nicht realisirt dargestellt wird. Das Imperfect wird im Hauptsatze gebraucht, wenn der Inhalt des Bedingungssatzes als in der Gegenwart nicht realisirt, das Plusquamperfect, wenn derselbe als in der Vergangenheit nicht realisirt dargestellt wird.

In der modernen Sprache findet man die einfache Form des Plusquamperfect im Sinne eines Conditionalis nur noch in poetischen Werken, wohingegen in der gewöhnlichen Prosa die Umschreibung mit should und would angewandt wird. Was das Imperfect anlangt, so gebraucht man es heut zu Tage nur noch von to be und von den Hülfsverben der Modalität; bezüglich aller übrigen Verben wird nur die Umschreibung durch should und would angewandt, welche Verben übrigens schon früh neben den einfachen Formen des Imperfect und Plusquamperfect vorkommen. Bei Shakespeare ist jener Gebrauch des Plusquamperfect noch sehr gewöhnlich, und auch der Gebrauch des Imperfect ist nicht auf die oben genannten Verben beschränkt, obwohl der Conjunctiv sich durch die Form nicht als solcher ausweist. Z. B.

M. of V. II, 1. But if my father had not scanted me .... yourself, renowned prince, then stood (would stand) as fair as any comer.

Hr. Abbot meint, dass der einfache Conjunctiv in diesem Falle mehr Gewissheit ausdrücke als die umschreibende Form des Conditionalis. Dieses will mir aber keineswegs einleuchten; denn da bei to be die Conjunctivform deutlich ausgeprägt ist, so mussten auch die conjunctivischen Imperfecte anderer Verben deutlich als solche gefühlt werden. Das von Hrn. Abbot Gesagte würde nur dann stattfinden, wenn das Imperfect des Indicativ gebraucht würde, wie das z. B.

Digitized by Google

im Französischen vorkommt. (Si j'avais dit un mot, on vous donnait la mort. Voltaire.)

Beispiele zu § 4.

a. Imperfect.

Sonnet 2. How much more praise deserved thy beauty's use, if thou couldst answer etc.

Ven. & Ad. If there he came to lie, why there Love lived, and there he could not die.

Oth. I, 1. Preferment goes by letter and affection, and not by old gradation, where each second stood heir to the first. (Die Bedingung ist zu ergänzen.)

Jul. C. III, 1. Upon this hope that you shall give me reasons why and wherein Caesar was dangerous. — Brutus: Or else were this a savage spectacle. (Die Bedingung ist zu ergänzen.)

R. J. II, 4. If you should deal double with her, it were an ill thing.

Rich. III., III, 7. Happy were England, would this virtuous prince take etc.

Sonnet 6. Then what could death do, if thou shouldst depart.

Jul. C. III, 1. I could be well moved, if I were as you.

Oth. V, 2. Had all his hairs been lives, my great revenge had stomach for them all.

b. Plusquamperfect.

Lear II, 4. An thou hadst been set in the stock for that question, thou hadst well deserved it.

Lear IV, 6. Had he been where he thought, by this had thought been past.

ib. Hadst thou been aught but gossamer . . . . thou 'dst shivered like an egg.

Lear IV, 7. Had you not been their father, these white flakes had challenged pity of them.

Troil. I, 3. Troy yet upon his basis had been down, and the great Hector's sword had lacked a master, but for these instances.

Ven. & Ad. Thou hadst been gone, sweet boy, ere this, but that thou toldst me etc.

Digitized by Google

§ 5. Die einfache Form des Imperfects und Plusquamperfects des Conjunctiv dient ferner dazu, eine blosse Annahme oder Vermuthung auszudrücken. Diese Anwendung war im Angelsächsischen sehr gewöhnlich, sowohl bei Haupt- als bei Hülfsverben. Jetzt finden wir diesen Fall nur bei den Hülfsverben der Modalität und bei to be; bei andern Verben werden die periphrastischen Formen angewandt. In den Grammatiken scheint dieser Fall keine Anerkennung zu finden. Man wirft ihn meistens mit dem im vorigen Paragraphen erwähnten Fall zusammen, indem man behauptet, es sei eine Bedingung zu ergänzen. Diese Ergänzung ist aber in der That manchmal unmöglich oder sehr unnatürlich, denn der Sprechende denkt an keine Bedingung, sondern drückt einfach eine Annahme, den Begriff der Möglichkeit, aus. Es lassen sich verschiedene Unterabtheilungen machen.

Der am häufigsten vorkommende Fall ist der, dass ein Urtheil mit einer gewissen Zurückhaltung ausgesprochen wird. Der Redende kann in diesem Falle unentschieden, aber er kann auch recht wohl von der Richtigkeit seiner Aussage überzeugt sein, in welchem Falle die Subjectivität seiner Aussage eine Art Höflichkeit oder Bescheidenheit ausdrückt.

Oth. I, 2. You were best go in.

Zweitens werden einige Verben, welche einen Wunsch ausdrücken, im Conjunctiv gebraucht, um den Wunsch mit Zurückhaltung auszusprechen.

Mac. V, 8. I would the friends . . . . were save arrived.
I would hat hier den Sinn von „ich wünschte“. Durch das Imperfect wird der Wunsch gleichsam als in der Gegenwart nicht existirend dargestellt; dem Sinne nach ist er aber präsentisch, weswegen Ausdrücke dieser Art in Verbindung mit Sätzen vorkommen, die ein Verb im Präsens enthalten.

Ham. III, 1. He keeps aloof, when we would bring him on to some confession.

Von ähnlicher Natur ist das französische Conditionalis in „Je souhaiterais, je vous prierais.“

Endlich ist noch der Conjunctiv in der zweifelnden Frage zu erwähnen, in welcher Shakespeare aber öfter die umschreibende Form gebraucht.

Oth. V, 2. Were 't good?

Digitized by Google

Beispiele zu § 5.

a.

Rich. III., IV, 2. Gold were as good as twenty orators and will no doubt tempt him to anything.

Mac. V, 7. The devil himself could not pronounce a title more hateful.

R. J. II, 1. That were some spite.

Jul. C. I, 1. You ought not walk without the sign of your profession.

Ham. III, 2. Such love must (müsste) needs be treason in my breast.

b.

Haml. III, 4. What would your gracious figure?

Mac. V, 8. I would the friends . . . . were safe arrived.

Jul. C. I, 2. I had as lief not be, as live to be in awe.

Oth. I, 3. I had rather to adopt a child than get it.

c.

Oth. II, 1. But what praise couldst thou bestow on a deserving woman in deed?

Oth. V, 2. Shall she come in? Were 't good?

Ham. I, 4. What should we do?

II. Nebensätze.

§ 6. Wir haben bei der Betrachtung der Hauptsätze gesehen, dass der Conjunctiv zum Ausdruck eines Wunsches, Befehls, überhaupt zum Ausdruck eines Willensactes gebraucht wird. Es ist daher ganz natürlich, dass derselbe auch in objectiven Substantivsätzen steht, die von Verben abhängen, welche den Begriff eines Willensactes ausdrücken; denn der Inhalt solcher Sätze gehört dem Gebiete der subjectiven Vorstellung an, da derselbe nicht als realisirt, sondern als gefordert, gewünscht etc. dargestellt wird. Hier wie in den meisten andern Fällen ist übrigens der Gebrauch des einfachen Conjunctiv bei Shakespeare nicht so ausgedehnt, wie im Altenglischen und Angelsächsischen, da Shakespeare schon sehr häufig umschreibende Formen anwendet. Am häufigsten ist die

Digitized by Google

Anwendung des einfachen Conjunctiv bei denjenigen Verben, welche den Willen direct ausdrücken, d. h. bei den eigentlichen Verben des Wünschens und Befehlens. Wie im Angelsächsischen kommt bei diesen indessen auch der Indicativ vor, durch welchen ausgedrückt wird, dass die Realisirung der Thätigkeit mit Sicherheit erwartet wird. Was den heutigen Sprachgebrauch anlangt, so ist der einfache Conjunctiv nach den Verben des Befehls noch erlaubt, er wird aber im Allgemeinen selten gebraucht. Nur wenn das regierende Verb im Imperativ steht, wird der einfache Conjunctiv noch vielfach gebraucht, wie denn auch bei Shakespeare dieser letztere Fall der häufigste ist.

Auch in den von Verben des Wünschens abhängigen Substantivsätzen kommt in der modernen Sprache die Anwendung des einfachen Conjunctiv wenig vor, da gewöhnlich die Umschreibungen mit may, might, would gebraucht werden; häufig ist aber noch heut zu Tage der Conjunctiv des Imperfects von to be.

Ein eigenthümlicher Fall, welchen wir noch anzuführen haben, ist der, dass manchmal nach einem Verb des Wünschens im Präsens das Imperfect im Nebensatz gebraucht wird.

Z. B. My will is that it were etc.

Herr Abbot sagt über diesen Satz: „a wish is implied, and were, perhaps, indicates the desire that the wish should be fulfilled, not here after, but at once, as a thing of the past. Dieses kann nicht richtig sein. Durch das Imperfect wird ausgedrückt, dass die Verwirklichung des Wunsches unwahrscheinlich oder unmöglich ist. Um dieses auszudrücken, würde das Imperfect des Indicativ genügen, da das Imperfect an sich die Negation der Realität ausdrücken kann. (I wish he was here; fam. Spr.) Durch den Conjunctiv wird diese Negation noch verschärft.

In Bezug auf die von einem Verb des Wünschens abhängigen Sätze ist noch zu sagen, dass sie manchmal allein stehen, indem der Hauptsatz ausgelassen ist. Z. B.

R. J. II, 2. O that I were a glove upon that hand.

Der einfache Conjunctiv kommt auch vor nach Verben wie to care, denn auch hier liegt eine Willensäusserung zu Grunde.

Per. I, 2. What was first fear . . . . grows elder now and cares it be not done.

Digitized by Google

Nach den Verben des Bittens gebraucht Shakespeare gewöhnlich Umschreibungen, der einfache Conjunctiv kommt aber auch vor.

As you l. III, 3. Well, I am not fair, and therefore I pray the gods make me honest.

Beispiele zu § 6.

a) Das regierende Verb drückt einen Befehl aus.

α. Es steht im Imperativ.

Oth. III, 3. Villain, be sure thou prove my love a whore.

Oth. IV, 4. Forewarn him, that he use no scurrilous words.

Ham. V, 2. Give order that these bodies high on a stage be placed to view.

Ham. I, 3. And these few precepts in thy memory see (= take care) thou character.

R. J. III, 3. But look thou stay not till the watch be set.

R. J. V, 3. Early in the morning, see thou deliver it to my lord and father.

Rich. III., II, 1. Take heed you dally not before your king.

Rich. III., III, 4. Lovel and Ratcliff, look that it be done.

Rich. III., V, 3. Look that my staves be sound and not too heavy.

β. Es steht nicht im Imperativ.

II. H. VI., IV, 6. I charge and command that . . . the pissing conduit run nothing but claret wine.

Wint. T. II, 3. We enjoin thee . . . . that thou carry this female bastard hence.

Tp. I, 2. I charge thee that thou attend me.

II. H. VI., IV, 7. And we charge and command that their wives be as free as heart can wish.

b) Das regierende Verb drückt einen Wunsch aus.

α. Präsens.

Per. V, 1. What is your will? That he have his.

Oth. I, 2. Where will you that I go etc.

Tp. V, 1. I do entreat thou pardon me my wrongs.

Jul. C. III, 2. I do entreat you not a man depart.

Meas. V, 1. I conjure thee that thou neglect me not.

Digitized by Google

Meas. I, 2. Implore her that she make friends.

Oth. II, 1. And (he) prays the Moor be safe.

ib. Pray heavens he be.

Oth. III, 4. Pray heavens it be state-matters.

Gent. II, 7. Pray heaven he prove so.

Meas. II, 2. Pray heaven she win him.

β. Vergangenheit.

Per. I, 1. Heaven, that I had thy head.

Ham. III, 2. I had as lief the town-crier spoke my lines.

Jul. C. I, 2. Whould he were fatter.

Jul. C. III, 2. Had you rather Caesar were living . . . than that Caesar were dead?

Lear IV, 6. Would I could meet him.

Rich. III., I, 2. I would I knew thy heart.

Rich. III., I, 4. I would he knew that I had saved his brother.

Jul. C. II, 1. And every one doth wish you had but that opinion of yourself.

Oth. I, 2. O, would you had had her.

Jul. C. II, 2. And so near will I be that your best friends shall wish I had been farther.

As you l. III, 3. Do you wish then that the gods had made me poetical?

§ 7. Die einfache Form des Conjunctiv finden wir bei Shakespeare auch nach Ausdrücken des Fürchtens; indessen sind Beispiele der Art seltener bei ihm als im Altenglischen und Angelsächsischen, da er sehr häufig den Indicativ oder umschreibende Formen des Conjunctiv gebraucht. Die Anwendung beider Modi lässt sich rechtfertigen. Wenn der Conjunctiv gebraucht wird, so fasst der Redende die Thätigkeit in subjectiver Weise, als eine solche, welche den Affect der Furcht in dem Subjecte des Hauptsatzes hervorbringt. Wenn dagegen der Indicativ gebraucht wird, so stellt man die Thätigkeit, welche Grund der Furcht ist, objectiv dar, d. h. als existirend.

Nach andern Ausdrücken der Affecte, wie to be glad, sorry, ashamed, angry, to marvel, to wonder, to take ill habe ich nicht die einfache Form des Conjunctiv im abhängigen objectiven Substantivsatz gefunden. Shakespeare gebraucht hier entweder den Indicativ oder

Digitized by Google

Hülfsverben der Modalität. Dieses ist auch noch der heutige Sprachgebrauch, nur ist die Anwendung der Umschreibung mit should nach den Verben der Affecte bei Shakespeare viel ausgedehnter als in der modernen Sprache.

Der Gebrauch des einfachen Conjunctiv nach Ausdrücken der Furcht ist jetzt veraltet, doch findet man ihn bisweilen noch bei neueren Schriftstellern, besonders nach lest, welches auch in der alten Sprache häufiger den Conjunctiv nach sich hat als that. Der Gebrauch des lest (that not) erklärt sich dadurch, dass der Begriff des Verbs to fear, obwohl er affirmativ ist, doch die Auffassung zulässt: wünschen, dass etwas nicht geschehe.

Beispiele zu § 7.

Indicativ.

Lear IV, 7. I fear I am not in my perfect mind.

Conjunctiv.

Merry W. I, 4. I doubt (= I fear) he be not well that he comes not home.

Ven. & Ad. For fear it yield me still so bad a harvest.

Merch. of V. III, 2. Make it less for fear I surfeit.

II. H. VI., IV, 4. Trust nobody for fear you be betrayed.

Troil. I, 2. I doubt (= fear) he be hurt.

§ 8. Die einfache Form des Conjunctiv wird ferner angewandt, wenn der objective Substantivsatz von einem Verb des Denkens abhängt, wie z. B. to think, to know, to imagine, to swear, to hope, to doubt etc., doch steht nach diesen Verben auch die umschreibende Form und sehr häufig der Indicativ, mag nun das Verb Ungewissheit ausdrücken (z. B. to doubt) oder nicht. Es wird in diesem Falle der Gedanke auf objective Weise, als wirklich, dargestellt ohne Rücksicht auf die subjective Auffassung des Sprechenden. Wenn dagegen nach jenen Verben der Conjunctiv steht, so wird der Inhalt des Nebensatzes als im Geiste des Sprechenden reflectirt dargestellt. Es ist als eine Vollkommenheit der Sprache jener Zeit zu betrachten, dass sie im Stande ist, durch den Gebrauch der Modi die verschiedenen Nuancen der Auffassung des Sprechenden auszudrücken, und die englische Sprache gewinnt also durch das successive Aufgeben des Conjunctiv gewiss nicht an Schönheit.

Digitized by Google

Die englische Sprache hat, wie die romanischen Sprachen, die Neigung, die indirect ausgesprochenen Gedanken zu objectiviren, daher steht auch regelmässig der Indicativ in der indirecten Rede, welche von einem Verb des Sagens abhängig ist, während in diesem Falle im Angelsächsischen (wie überhaupt in den germanischen Sprachen) gewöhnlich der Conjunctiv angewandt wird, und der Indicativ nur dann, wenn das regierende Verb im Präsens steht und die Ansicht der sprechenden Person mit der des Subjectes des Hauptsatzes zusammenfällt und so die Gewissheit einer vorliegenden Thatsache hervorgehoben werden soll.

Im Altenglischen kommt der einfache Conjunctiv noch vor, obwohl der Gebrauch des Indicativ, vielleicht begünstigt durch die Einwirkung des Französischen, mehr und mehr vorherrschend wird; in Shakespeare aber habe ich keine Conjunctive dieser Art gefunden. In einigen der unten aufgeführten Beispiele mit to say hat dieses nicht seine eigentliche Bedeutung, sondern es wird der Imperativ dieses Verbs im Sinne von suppose angewandt (Say that king Edward take thee for his queen, III. H. IV, 2), und in diesem Falle kann im abhängigen Satz der Conjunctiv ebensowohl als der Indicativ stehen.

In einigen andern Beispielen wird der Modus des Nebensatzes von dem des Hauptsatzes beeinflusst.

Wint. T. I, 2. But were they false . . . ., yet were it true to say this boy were like me.

Wir haben hier noch den Gebrauch des Conjunctiv in indirecten Fragesätzen zu erwähnen, d. h. in Fragesätzen, die von Verben des Fragens, Sagens, Denkens, Wahrnehmens abhängen. Auch hier ist die objective Darstellung des Gedankens vorherrschend, doch ist im abstracten Fragesatze (eingeführt durch if, whether) sogar noch heut zu Tage der einfache Conjunctiv erlaubt, wenn in dem regierenden Verb Zweifel, Ungewissheit oder Möglichkeit ausgedrückt wird. Bei Shakespeare ist der Gebrauch des Conjunctiv in Sätzen dieser Art ungleich häufiger; auch wendet er denselben nicht bloss in abstracten Fragesätzen, sondern auch in concreten an. Z. B. I care not who know it, H. V., IV, 7.

Beispiele zu § 8.

a. Präsens.

R. J. I, 5. Marry, that, I think, be young Petruchio.

H. V., IV, 1. I think it be.

Digitized by Google

Oth. III, 3. I think my wife be honest and think she is not.

Lucrece. But they . . . imagine every eye behold their blame.

Much Ado, III, 2. I hope he be in love.

Merry W. II, 1. Well, I hope it be not so.

Cymb. I, 4. I doubt not you sustain what you 're worthy of by your attempt. (Jetzt: will sustain.)

Gent. IV, 2. But she is dead. — Say that she be.

Shrew II, 1. Say that she rail.

b. Vergangenheit.

R. J. II, 2. That birds would sing and think it were not night.

ib. O that she knew she were.

H. VIII., II, 4. Imagine 't were the right Vincentio.

Cor. I, 1. We might guess, they relieved us humanely.

Rich. III., III, 1. But say it were not registered.

Rich. III., I, 4. I thought thou hadst been resolute.

R. J. I, 3. Were not I thine only nurse, I 'd say thou hadst sucked wisdom from thy teat.

Much Ado IV, 1. Would you not swear that she were a maid?

Indirecte Frage.

Oth. I, 3. I know not, if it be true.

Oth. II, 3. Look if my gentle love be not raised up.

Ham. III, 2. For it is a question left us yet to prove, whether love lead fortune, or else fortune love.

Jul. C. V, 3. Look, whether he have not crowned dead Cassius.

Ham. V, 2. He sends to know, if your pleasure hold to play with Laertes.

Lear V, 1. Know of the duke, if his last purpose hold.

Ven. and Adon. And whether he run or fly, they know not whether.

Rich. II., I, 4. But it is doubt . . . . whether our kinsman come to see his friends.

Much Ado III, 3. Thou shouldst rather ask, if it were possible.

Rich. II., V, 2. No matter then, who see it.

Digitized by Google

§ 9. Die bisher behandelten Substantivsätze waren objectivisch. Die einfache Form des Conjunctiv findet sich nun ferner in subjectivischen Substantivsätzen, wenn diese von unpersönlichen Ausdrücken abhängen, die den Inhalt des Nebensatzes nicht als wirklich existirend, sondern als bloss vorgestellt, als eine subjective, individuelle Meinung, erscheinen lassen. Der Nebensatz repräsentirt in diesem Falle das logische Subject des im Hauptsatze ausgedrückten Prädicats.

Der Gebrauch des Conjunctiv wird nicht etwa dadurch herbeigeführt, dass der Hauptsatz die Form eines unpersönlichen Satzes hat, sondern durch den Inhalt des Prädicates. Es ist z. B. klar, dass der Satz „It is his highest pleasure that the queen appear etc." dem Sinne nach so viel heisst als „He wishes very much that etc."; indem der einzige Unterschied ist, dass in dem ersteren Satzgefüge der Substantivsatz Subject ist, wohingegen er im zweiten Object ist. Wenn in dem Prädicate Gewissheit oder Wahrscheinlichkeit ausgedrückt wird (it is sure, certain etc.), so steht im Subjectsatz der Indicativ, denn es soll ein wirklicher Sachverhalt nachdrücklich bezeichnet werden. Wenn aber die in diesen Ausdrücken selbst liegende Gewissheit auf irgend welche Art aufgehoben wird, so kann der Conjunctiv stehen. Z. B. If it be proved .... he seek the life of any citizen etc. Merch. of V. IV, 1.

Bei den unpersönlichen Ausdrücken, nach welchen Shakespeare den einfachen Conjunctiv gebraucht, lassen sich verschiedene Classen unterscheiden:

1) diejenigen, welche die Möglichkeit ausdrücken (it may be, it is possible etc.);
2) diejenigen, welche die Nothwendigkeit ausdrücken (it is necessary etc.);
3) diejenigen, welche einen Willensact (Wunsch, Billigung etc.) ausdrücken (it is one's pleasure, it is good, better, best, it is well, it is time, it is enough, it is meet, it is fit, it is lawful).

Shakespeare gebraucht übrigens nach jenen Ausdrücken auch die umschreibende Form des Conjunctiv, sowie den Indicativ.

Was die unpersönlichen Ausdrücke anlangt, die einen Affect bezeichnen, so habe ich in den davon abhängigen Subjectivsätzen keinen einfachen Conjunctiv gefunden. Shakespeare wendet hier sehr ge-

Digitized by Google

wöhnlich should an, welches auch in der modernen Sprache gebraucht wird.

Die Anwendung des einfachen Conjunctiv ist in der heutigen Sprache nach keinem der oben erwähnten unpersönlichen Ausdrücke gestattet.

Beispiele zu § 9.

H. V., IV, 7. It is necessary that he keep his vow.

Oth. II, 1. It had been better you had not kissed your three fingers so oft.

Jul. C. III, 2. It were best he speak no harm of Brutus here.

ib. It is not meet you know how Caesar loved you.

Jul. C. IV, 3. 'T is better that the enemy seek us.

R. J. III, 5. 'T were as good he were.

Rich. III., II, 3. Better it were they all came by his father.

Troil. I, 3. Be it of less expect that matter needless . . . divide thy lips.

Wint. T. III, 1. Let it be lawful that law bar no wrong.

Ham. III, 4. 'T were good you let him know.

Ham. IV, 1. 'T is fit we understand them.

Lear I, 1. Better thou hadst not been born.

ib. Be it lawful, I take up what 's cast away.

Com. of E. III, 2. 'T is high time that I were hence.

Sonnet 34. 'T is enough that through the cloud thou break.

§ 10. Shakespeare gebraucht sehr häufig den einfachen Conjunctiv in Temporalsätzen, eingeleitet durch ere, before, till, until, wenn etwas Zukünftiges als ungewiss dargestellt wird. Ere und before leiten Nebensätze ein, deren Handlung noch nicht realisirt ist, wenn die Handlung des Hauptsatzes stattfindet; bei den mit till eingeleiteten Temporalsätzen wird der Zielpunkt bezeichnet, bis zu welchem die Thätigkeit des Hauptsatzes sich erstreckt. Es handelt sich also in beiden Fällen um Handlungen, die vom Standpunkte des Hauptsatzes aus zukünftig sind. Ganz besonders gebraucht Shakespeare den Conjunctiv, wenn in dem Zeitsatze eine Absicht ausgesprochen werden soll. Im Angelsächsischen (ær, od) und Altenglischen (ere, till) findet sich der einfache Conjunctiv viel häufiger als im Neuenglischen. Man findet ihn sogar in Fällen, wo es sich um

Digitized by Google

wirkliche Ereignisse der Vergangenheit handelt, wie aus folgenden in Mätzner's Grammatik angeführten Beispielen zu ersehen ist.

He sohte fram þam yldestan od þone gingestan od he funde þone läfyl on Benjamines sacce. Gen. 44, 12.

And foughten . . . For-to it were almest day. Alis. 5398.

Hierher ist auch folgender Satz von Shakespeare zu rechnen:

It has been taught us from the primal state that he which is, was wished until he were (bis er es war).

Man kann sich die Sache dadurch erklären, dass das im Nebensatze Ausgesagte, obgleich es vom Standpunkte des Sprechenden aus der Vergangenheit angehört, in diesem Falle vom Standpunkte der Handlung des Hauptsatzes aus betrachtet wird; und von diesem Standpunkte aus ist es zukünftig und kann daher als bloss vorgestellt dargestellt werden.

Umgekehrt finden wir bei Shakespeare, wie überhaupt in allen Perioden der englischen Sprache, den Indicativ zur Bezeichnung des Zukünftigen. In diesem Falle wird die Realisirung der im Nebensatze ausgedrückten Thätigkeit als gewiss gefasst.

Meas. II, 1. Let him continue in his courses till thou knowest what they are.

R. & J. IV, 3. And there die strangled, ere my Romeo comes.

In der modernen Sprache hat der Gebrauch des Indicativ ausserordentlich zugenommen. Der einfache Conjunctiv kommt fast gar nicht mehr vor, dagegen findet man häufig die Umschreibung mit shall, welche auch von Shakespeare gebraucht wird.

Im Angelsächsischen findet man nach verschiedenen andern temporalen Conjunctionen noch häufig den Conjunctiv; z. B. nach þonne, hwänne, bisweilen auch nach þenden und swâ longe swâ. Nach when, welches dem hwänne entspricht, finden wir bei Shakespeare auch noch zuweilen den Conjunctiv, wenn etwas Zukünftiges als ungewiss dargestellt werden soll; doch sind Beispiele dieser Art äusserst selten, während sie im Altenglischen noch ziemlich oft vorkommen. When bezieht sich in diesem Falle nicht auf einen bestimmten, sondern auf irgend einen in der Zukunft angenommenen Zeitpunkt.

I. H. VI., III, 2. Now, quiet soul, depart when heaven please. (Mätzner.)

In dem folgenden von Abbot angeführten Beispiel hängt der Zeitsatz von einem Bedingungssatz ab, welcher nur Angenommenes aus-

Digitized by Google

drückt, so dass nun auch der Inhalt des abhängigen Satzes als blosse Annahme erscheint.

Cor. I, 1. If they would yield us but the superfluity while it were wholesome, we might guess they relieved us humanely.

Shakespeare'sche Sätze anderer Art mit while und folgendem einfachen Conjunctiv sind mir nicht vorgekommen.

Beispiele zu § 10.

Ere.

Per. IV, 1. Give me your flowers, ere the sea mar it.

Per. I, 2. How I might stop this tempest, ere it come.

R. J. II, 3. Now ere the sun advance his burning eye etc.

ib. I'll tell thee, ere thou ask it me again.

R. III., III, 2. Ere a fortnight make me older, I'll send some packing etc.

Ham. V, 2. I knew you must be edified by the margent, ere you had gone.

Before.

R. J. III, 5. Be gone, before the watch be set.

R. J. IV, 3. How if . . . . I wake before the time that Romeo come etc.

I. H. VI., V, 3. Take my soul, before that England give the French the foil.

Rich. III., I, 4. Before I be convict by course of law, to threaten me with death is most unlawful.

Till.

Per. I, 1. Till Pericles be dead, my heart can lend no succour.

Per. I, 4. Wo can conceal his hunger till he famish?

Per. V, 1. Go not till he speak.

R. J. II, 1. 'T would anger him to raise a spirit . . . . letting it there stand till she had laid it.

R. J. II, 2. Let me stand here till thou remember.

Rich. III., IV, 4. There, take thou that, till thou bring better news.

Jul. C. V, 1. Till another Caesar have added slaughter to the sword of traitors.

Digitized by Google

Jul. C. V, 3. Mount thou my horse, and hide thy spurs in him, till he h a v e brought thee up to yonder troops.

Jul. C. III, 2. Not a man depart . . . till Antony h a v e spoke.

Until.

Per. I, 4. Feast here a while, until our stars . . . . lend us a smile.

Rich. III., III, 1. An if I live, until I be a man.

§ 11. In allen Perioden der englischen Sprache ist der Gebrauch des einfachen Conjunctiv in Conditionalsätzen ein sehr ausgedehnter. Solche Sätze werden eingeleitet durch: if, an, so, so that, provided, say, suppose, unless, except; sehr oft wird aber die Bedingung nur durch die Frageconstruction bezeichnet. Wir werden uns enthalten, über die historische Entwicklung aller dieser Satzarten im Einzelnen zu sprechen, und uns auf solche Bemerkungen beschränken, die wir für die Beurtheilung eines Conjunctiv im Conditionalsatze für wesentlich halten. Was zunächst das Präsens im Bedingungssatze anlangt, so finden wir in allen Perioden der Sprache sowohl den Conjunctiv als den Indicativ. Der letztere wird gebraucht, um den Inhalt des Conditionalsatzes als wirklich darzustellen (Err. III, 2. If every one k n o w s us, and we k n o w none, 't is time to trudge); der erstere, um denselben als nur vorgestellt darzustellen. (Meas. IV, 2. If any thing f a l l to you upon this, I will plead against it.) Doch ist hiermit nicht gesagt, dass das als wirklich Dargestellte auch immer wirklich sein müsse, und dass das als vorgestellt Dargestellte gar nicht wirklich sein könne. Es herrscht vielmehr ein grosser Spielraum für die Auffassung des Sprechenden.

Es kann eine wirkliche Thatsache im Conditionalsatze enthalten sein, und dennoch wird der Conjunctiv gebraucht, da eben jene Thatsache als nur im Geiste des Redenden gefasst betrachtet wird.

Z. B. Ham. I, 2. If it b e, why seems it so particular with thee?

Ham. V, 2. If your mind d i s l i k e any thing obey it.

Umgekehrt kann aber auch etwas Nichtwirkliches als realisirt dargestellt werden.

Err. III, 2. If she l i v e s till doomsday, she 'll burn a week longer than the whole world.

Bei der Beurtheilung der Modusverhältnisse ist vor allen Dingen der Geisteszustand des Sprechenden nicht ausser Acht zu lassen. Er

Digitized by Google

kann sein Urtheil durch den Gebrauch des Conjunctiv mildern wollen; er kann ironisch die Verwirklichung der Bedingung annehmen; er kann die Realisirung des Ungewissen mit Zuversicht hoffen etc.

Shakespeare gebraucht den einfachen Conjunctiv des Präsens sehr häufig, wo in der modernen Sprache der Indicativ stehen würde. Er wendet ihn an, um eine blosse Annahme auszudrücken, mag dieselbe sich nun auf die Gegenwart oder Zukunft beziehen, oder eine allgemeine Wahrheit ausdrücken, die allen Zeiten angehört. In der heutigen Sprache kommt dieser Gebrauch auch noch vor, die allgemeine Tendenz geht aber dahin, den Conjunctiv mit if nur dann zu gebrauchen, wenn etwas Zukünftiges als ungewiss hingestellt werden soll (da die Ungewissheit in diesem Falle am stärksten hervortritt), während bei den Conjunctionen provided that (eine Annahme auszudrücken), except, unless (um einen Ausnahmefall als Bedingung hinzustellen) der einfache Conjunctiv auch dann noch gebräuchlich ist, wenn nur Ungewissheit ausgedrückt werden soll. Diese zuletzt angeführten Conjunctionen stehen auch bei Shakespeare am häufigsten mit dem Conjunctiv.

Der Conjunctiv des Perfects im Bedingungssatz drückt aus, dass der Sprechende im Zweifel ist, ob ein Ereigniss stattgefunden habe oder nicht. Z. B.:

L. II, 4. If, Sir, perchance, she have restrained the riots of your followers, 't is on such ground etc.

In allen Perioden der englischen Sprache dient das Imperfect des einfachen Conjunctiv dazu, den Inhalt des Bedingungssatzes als in der Gegenwart nicht realisirt hinzustellen. Es wird in einem solchen Satze angenommen, dass etwas Nichtwirkliches existirt, und es ist in diesem Falle nicht eigentlich der Conjunctiv, der dem Bedingungssatz diesen Sinn giebt, sondern vielmehr das Imperfectum. Dieses hat eine negative Kraft, indem es, ohne irgend welche Beziehung zur Vergangenheit auszudrücken, dasjenige bezeichnet, was in der Gegenwart nicht existirt; es bezeichnet die Negation der Realität. Dadurch, dass man das Imperfect des Conjunctiv anwendet, wird noch mehr hervorgehoben, dass das in der Bedingung Ausgesprochene bloss vorgestellt ist. Andere Sprachen, z. B. die französische, wenden in diesem Falle das Imperfect des Indicativ an, und man liest in vielen Grammatiken, dass auch im Englischen der Indicativ gebraucht werde, mit Ausnahme des Verb to be, welches das besondere Privilegium haben

Digitized by Google

soll, im Conjunctiv stehen zu dürfen. Diese Ansicht widerspricht aber der historischen Entwicklung der Sprache. Es ist ja bekannt, dass schon im Angelsächsischen verschiedene Formen des Imperfects des Indicativ und des Conjunctiv zusammenfallen. Die Uebereinstimmung der beiden Modi hat im Laufe der Zeit immer mehr zugenommen, so dass jetzt nur noch bei dem Verb to be die beiden Imperfecte durch die Form unterschieden sind. Dieses ist aber Grund genug, um anzunehmen, dass auch bei allen übrigen Verben dem Sinne nach ein Imperfect des Conjunctiv vorhanden ist. Es liesse sich dagegen sagen, dass statt des Conjunctiv von to be (if I were) auch der Indicativ (if I was) gebraucht wird, wenn diese Anwendung allgemein durchgedrungen wäre. Dieses ist aber keineswegs der Fall; vielmehr ist die Form „if I was" (zur Bezeichnung des in der Gegenwart Nichtwirklichen) auf die familiäre Sprache beschränkt, und es ist von einem solchen Gebrauch in den früheren Sprachperioden nichts zu entdecken. —

Shakespeare gebraucht bisweilen das Imperfect des Conjunctvi in Bezug auf die Vergangenheit. In diesem Falle wird die Wirklichkeit des Vergangenen nicht geläugnet, sondern in Zweifel gezogen. Z. B.:

Jul. C. III, 2. If it were so, it was a grievous fault.

Der Sprechende (Antony) redet in dem Conditionalsatze von vergangenen Ereignissen, deren Wahrheit er anzuzweifeln beabsichtigt, die er aber nicht zu läugnen wagt; denn sonst würde der Satz lauten:

If it had been so, it would have been a grievous fault.

Von ähnlicher Art sind die folgenden Beispiele:

Mids. I, 1. Or if there were a sympathy in choice; war, death or sickness did lay siege to it.

Rich. III., II, 4. If it were not she, I cannot tell who told me.

Diese Anwendung des Imperfects des Conjunctiv, die auch in der alten Sprache vorkommt, ist in der heutigen Sprache nicht mehr zulässig und der Grund hierfür ist wohl der, dass es Fälle giebt, in welchen der Gebrauch des Conjunctiv Undeutlichkeiten veranlassen könnte.

Wir haben noch einen besonderen Fall zu erwähnen, welcher sich in den folgenden Beispielen vorfindet.

L. IV, 1. But that thy strange mutations make us hate thee, life would not yield to age.

Digitized by Google

Ham. III, 1. Who would fardels bear . . . . but that the dread of something after death . . . puzzles the will.

Der mit but that beginnende Satz mit dem Präsens des Indicativ drückt hier dasselbe aus, was if not mit folgendem Imperfect des Conjunctiv ausdrücken würde; d. h.: es wird die Nichtexistenz einer wirklichen Thatsache angenommen.

Das Plusquamperfect. In analoger Weise wie das Imperfect im Conditionalsatz dasjenige bezeichnet, was in der Gegenwart nicht realisirt ist, bezeichnet das Plusquamperfect dasjenige, was in der Vergangenheit nicht realisirt war. Auch dieser Gebrauch findet sich in allen Perioden der Sprache. Es ist noch zu erwähnen, dass Shakespeare zuweilen das Imperfect des Indicativ im Sinne eines Plusquamperfect des Conjunctiv gebraucht, eine Anwendung, die im Angelsächsischen nie vorkommt, wohingegen sie in andern Sprachen, z. B. im Französischen, nicht selten ist.

Ham. II, 2. But if the gods themselves did see (= had seen) her then . . . . the instant burst of clamour would have made milch the burning eyes of heaven.

Dass hier die Existenz einer Handlung für die Vergangenheit geläugnet wird, erkennt man aus dem Zusammenhang der Rede.

Bei den Hülfsverben der Modalität (welche kein Partizip haben) steht statt des Plusquamperfect das Imperfect mit einem Infinitiv der Vergangenheit.

Jul. C. V, 3. So I am free; yet would I not have been, durst I have done my will.

Was die durch eine Inversion bezeichneten Conditionalsätze anlangt, so ist noch ein Unterschied zwischen der Shakespeare'schen Sprache und der unserer Zeit zu merken. In Uebereinstimmung mit der älteren Sprache wendet Shakespeare nämlich jene Inversion bei allen Arten von Verben und bei allen Zeitformen an, während dieselbe in der modernen Sprache nur noch bei to be, to have und to do, und zwar im Imperfect und Plusquamperfect, gebräuchlich ist.

Mac. III, 1. Go not my horse the better, I must become a borrower of the night.

Indicativ: Err. IV, 1. Pleaseth you walk with me down to his house, I will discharge my bond.

Digitized by Google

Beispiele zu § 11.

1. Präsens.

Oth. IV, 1. If it touch not you, it comes near nobody.

R. J. I, 5. It is my will; the which if thou respect, show a fair presence.

R. J. II, 1. An if he hear thee, thou wilt anger him.

R. J. II, 2. And but thou love me, let them find me here.

Ham. I, 3. So please you, something touching the Lord Hamlet.

Per. III, 1. By break of day, if the wind cease.

Oth. V, 2. If she come in, she 'll sure speak to my wife.

Ham. V, 2. Now, or whensoever, provided I be as able as now.

Lear III, 7. If she live long . . . . women will all turn monsters.

R. J. II, 4. An 'a speak anything against me, I 'll take him down.

R. J. III, 3. Not I, unless the breath of heart-sick groans mist-like infold me.

Ham. III, 4. If words be made of breath.

Ham. I, 3. The chariest maid is prodigal enough, if she unmask her beauty to the moon.

2. Perfect.

Oth. V, 2. If any wretch have put this in your head.

ib. I will be hanged, if some eternal villain . . . . have not devised this slander.

Temp. II, 2. If he have never drunk wine before.

Meas. III, 2. Nay, if the devil have given the proofs for sin, thou wilt prove his.

3. Imperfect.

Oth. V, 2. Did he live, this sight would make him do a desperate turn.

Jul. C. II, 1. And could it work so much upon your shape . . . I should not know you.

Jul. C. III, 1. Had I as many eyes as thou hast wounds . . . it would become me etc.

Digitized by Google

Lear I, 1. Stood I within his grace, I would prefer him to a better place.

Troil. V, 2. Wert thou the devil and wor'st it on thy horn, it should be challenged.

Lear II, 2. If I were your father's dog, you should not use me so.

As you l. III, 3. Would you not have me honest? No truly, unless thou wert hard-favoured.

4. Plusquamperfect.

Jul. C. I, 2. An I had been a man of any occupation .... I would etc.

Oth. V, 2. Nay, had she been true .... I 'd not have sold her for it.

Lear III, 7. If wolves had at thy gate howl'd that stern time, thou shouldst have said etc.

Lear II, 4. An thou hadst been set in the stock for that question, thou hadst well deserved it.

§ 12. Im Angelsächsischen kommt der einfache Conjunctiv in Comparativsätzen verschiedener Art vor; so in Sätzen, die mit swâ eingeleitet werden, dann nach þonne (wie im Altenglischen) und ausserdem in Comparativsätzen, welche eine Vergleichung mit etwas nur Angenommenem ausdrücken.

Bei Shakespeare habe ich nur Sätze dieser letzteren Art gefunden, und nur mit dem Imperfect, wohingegen in der alten Sprache auch andere Zeiten vorkommen. Sie werden eingeleitet durch as if, seltener durch as though, häufig aber auch durch das einfache as. Die mit blossem as beginnenden Sätze hat man durch eine Auslassung des if oder though erklären wollen, ohne jedoch genügenden Grund hierfür zu haben; denn as ist nicht weniger ursprünglich als as if und as though. Wir sind daher der Ansicht, dass die Annahme durch den Conjunctiv selbst ausgedrückt wird. Bei Shakespeare kommen diese Sätze in zwei verschiedenen Formen vor; es kann nämlich eine Inversion des Subjectes oder, was gewöhnlicher ist, die regelmässige Wortstellung statthaben.

In der modernen Sprache ist noch ein kleiner Rest dieses Gebrauchs in der adverbialen Redensart „as it were" vorhanden.

Digitized by Google

Beispiele zu § 12.

As if.

Ham. V, 1. As if I had never been such.

Jul. C. I, 2. I will . . . in at his windows throw . . . . writings, as if they came from several citizens.

Oth. III, 1. It grieves my husband, as if the cause were his.

As though.

Shrew II, 1. If she do bid me pack, I'll give her thanks, as though she bid me stay by her a week.

As. (Inversion.)

Rich. II., I, 4. As were our England in reversion his, and he our subjects' next degree in hope.

H. V., II, 4. But that defences, musters, preparations should be maintained, assembled and collected, as were a war in expectation.

As. (Ohne Inversion.)

Jul. C. V, 1. Crows and kites . . . . downward look on us as we were sickly prey.

R. J. II, 5. Many feign as they were dead.

Ven. & Ad. On the grass she lies, as she were slain.

Ham. II, 1. He falls to such perusal of my face, as he would draw it.

Rich. III., III, 5. Your grace's words shall serve as well, as I had seen and heard him speak.

Per. I, 1. Her face the book of praises, where is read nothing but curious pleasures, as from thence sorrow were ever ras'd, and testy wrath could never be her wild companion.

Ham. II, 1. Take you as 't were some distant knowledge of him.

Troil. I, 2. O yes, an 't were a cloud in autumn.

§ 13. Concessivsätze. Diese werden eingeleitet durch though, although, albeit, durch disjunctive Partikeln (whether — or), so wie durch verallgemeinernde Pronomen und Adverbien (whoever, however etc.). Auch kann der concessive Sinn durch die Inversion des

Digitized by Google

Subjectes und durch den Conjunctiv bezeichnet werden. Diese letztere Art von Sätzen haben wir schon in § 8 betrachtet, und was die mit verallgemeinernden Pronomen angeknüpften Sätze betrifft, so werden wir sie bei den Relativsätzen behandeln.

Die disjunctiven Concessivsätze, so wie die mit verallgemeinernden Adverbien eingeleiteten bieten nichts Eigenthümliches. Shakespeare weicht hier im Gebrauche der Modi nicht von der heutigen Sprache ab, d. h. er wendet sowohl den Indicativ als den Conjunctiv an, je nach der Auffassung der sprechenden Person.

Von Wichtigkeit sind für unsere Untersuchung aber die mit though beginnenden Sätze. Der Hauptunterschied zwischen dem Shakespeare'schen Gebrauch und dem der heutigen Sprache ist der folgende. Shakespeare wendet die einfache Form des Conjunctiv nicht nur an, wenn in dem Concessivsatze etwas Ungewisses ausgedrückt wird, sondern manchmal auch (wodurch er von der modernen Sprache abweicht), wenn der Concessivsatz ein wirkliches Factum enthält. Dieser Gebrauch stammt aus dem Angelsächsischen, wo nach þeáh fast immer der Conjunctiv steht. In dem ganzen Beowulfsliede kommen z. B. nur ein Paar Stellen vor, in welchen þeáh mit dem Indicativ gebraucht wird, und auch im Altenglischen ist die Anwendung des Conjunctiv in dem in Rede stehenden Falle häufig. Eine Analogie dazu bieten auch die italienische und die französische Sprache (benchè, quoique). Die Einräumung wird gewissermaassen als ein Act der Willensthätigkeit gefasst, und es wird ganz davon abgesehen, ob der Inhalt derselben factisch ist oder nicht.

Shakespeare wendet sogar das Imperfect des Conjunctiv in Concessivsätzen an, die wirkliche Thatsachen der Vergangenheit ausdrücken, wiewohl das Imperfect gewöhnlich das in der Gegenwart Nichtwirkliche bezeichnet.

Lucrece. Collatinus finds his wife though it w e r e late in the night, spinning amongst her maids.

In der heutigen Sprache ist in diesem Falle der Gebrauch des Indicativ unerlässlich; dagegen ist der einfache Conjunctiv noch zulässig, obwohl weniger gebräuchlich als die Umschreibung mit may, wenn der Concessivsatz etwas Ungewisses ausdrückt.

Was das Plusquamperfect anlangt, so ist es durch seine Form nicht als Conjunctiv zu erkennen, wohl aber durch den Sinn des Satzes.

Digitized by Google

Beispiele zu § 13.

Though.

1. Präsens.

Ham. I, 1. I'll cross it, though it blast me.

Zum Ausdruck einer Thatsache:

Oth. II, 1. But this same Cassio, though he speak of comfort.

ib. Do not learn of him, though he be thy husband.

Lear II, 2. For though it be night, yet the moon shines.

Ham. I, 2. Though yet of Hamlet, our dear brother's death the memory be green, and that it us befitted to bear our hearts in grief etc.

2. Perfect.

Gent. IV, 4. Though his false finger have profaned the ring (Thatsache).

3. Imperfect.

Temp. I, 1. I'll warrant him for drowning, though the ship were no stronger than a nut-shell.

Zum Ausdruck einer Thatsache:

Per. II, 4. Though this king were great, his greatness was no guard etc.

Lear IV, 2. And true he swore, though yet forsworn he were.

4. Plusquamperfect.

Lear II, 2. A stone-cutter or a painter could not have made him so ill, though they had been but two hours o' the trade.

Lear IV, 7. Mine enemy's dog, though he had bit me, should have stood that night against my fire.

Whether-or, however.

John I, I. Whe'r I be as true begot or no, that still I lay upon my mother's head.

Meas. I, 2. Whether it be the fault and glimpse of newness, or whether that the public body be a horse etc.

Rich. II., II, 2. However it be, I cannot but be sad.

Rich. II., I, 3. However God or fortune cast my lot.

Digitized by Google

§ 14. Der einfache Conjunctiv findet sich bei Shakespeare auch im Consecutivsatz, aber nur wenn von etwas bloss Vorgestelltem die Rede ist. Dieses hat besonders statt, wenn es sich um etwas Zukünftiges handelt, welches dargestellt wird als erstrebt oder gewünscht. Indessen auch in diesem Falle ist die Anwendung des einfachen Conjunctiv selten, da Shakespeare meistens Umschreibungen anwendet oder auch den Indicativ, durch welchen in diesem Falle ausgedrückt wird, dass das Vorgestellte sicher realisirt werden wird.

Nach dem Gesagten ist es ganz unmöglich, in dem folgenden von Herrn Abbot (§ 368) angeführten Beispiel einen Conjunctiv anzunehmen.

> Through the velvet leaves the wind
> All unseen can passage find,
> That the lover sick to death
> Wish himself the heaven's breath. L. L. L. IV, 3.

Wenn man dieses Beispiel im Zusammenhange betrachtet, so sieht man, dass darin etwas als eine Thatsache erzählt wird, und es kann daher kein Zweifel darüber sein, dass das wish nicht als Conjunctiv aufgefasst werden darf. Wenn man die Lesart can (Zeile 2) annimmt, so steht wish für wishes, indem die Personalendung nach dem Zischlaut weggefallen ist. Dem ganzen Zusammenhang nach passt es aber besser, 'gan statt can zu lesen (eine Conjectur von Theobald), und dann muss man wish schon als eine Corruption von wished auffassen.

In der heutigen Sprache ist der Gebrauch des einfachen Conjunctiv im Consecutivsatz nicht mehr gestattet.

Beispiele zu § 14.

Meas. II, 4. When, I beseech you? that in his reprieve longer or shorter, he may be so fitted that his soul sicken not.

Ant. & Cleop. IV, 15. No, let me speak and let me rail so high, that the false housewife Fortune break her wheel, provoked by my offence.

Indicativ: Tempest, Epilogue: And my ending is despair, unless I be relieved by prayer which pierces so that it assaults mercy itself and frees all faults.

§ 15. Viel häufiger als in Consecutivsätzen findet sich der Conjunctiv in Finalsätzen, wie das auch ganz natürlich ist, da das

Digitized by Google

Beabsichtigte immer nur vorgestellt, nicht aber realisirt ist. Der Gebrauch des einfachen Conjunctiv in Sätzen dieser Art geht durch alle Perioden der englischen Sprache, findet sich aber in der heutigen Sprache nur in negativen Sätzen (angeknüpft mit lest), während in den mit that, in order that eingeleiteten Sätzen der einfache Conjunctiv durch den periphrastischen verdrängt worden ist. Dieser ist jedoch auch bei Shakespeare und sogar im Altenglischen in allen Arten von Finalsätzen nicht selten.

Beispiele zu § 15.

That.

M. of V. V, 1. I should wish it dark that I were couching with the doctor's clerk.

R. J. II, 6. So smile the heavens upon this holy act, that after-hours with sorrow chide us not.

L. L. L. II, 1. You will the sooner (resolve me) that I were away.

Temp. V, 1. That they were (living) I wish myself were mudded in that oosy bed where my son lies.

Lear III, 3. Maintain talk with the duke that my charity be not perceived.

Lest.

Sonnet 140. Be wise lest sorrow lend me words.

Ven. & Ad. Give it me, lest thy hard heart do steel it.

Per. V, 1. Put me to present pain, lest this great sea of joys rushing upon o'erbear the shores of my mortality and drown me with their sweetness.

L. IV, 6. Hence! lest that the infection of his fortune take like hold on thee.

R. J. I, 5. They pray; grant thou, lest faith turn to despair.

R. J. II, 2. O swear not by the moon ... lest that thy love prove likewise variable.

Rich. III., I, 3. End thy frantic curse, lest to thy harm thou move our patience.

Rich. III., V, 3. Bid him bring his power before sun-rising, lest his son George fall into the blind cave of eternal night.

§ 16. In Relativsätzen kommen alle Arten von Conjunctiven vor, über welche wir bei der Behandlung der Hauptsätze

Digitized by Google

gesprochen haben. Ein Relativsatz kann z. B. der Hauptsatz eines hypothetischen Satzgefüges sein; er kann eine blosse Annahme oder Vermuthung ausdrücken, einen Wunsch, Auftrag oder eine Einräumung. (Siehe § 1 bis § 5.) Manche Relativsätze sind nur ihrer grammatischen Form nach als Nebensätze, dem Sinne nach aber als Hauptsätze zu betrachten. Ziemlich häufig ist der einfache Conjunctiv in Relativsätzen, welche durch verallgemeinernde Pronomen angeknüpft werden, die ihnen einen concessiven Sinn geben. (Ebenso im Angelsächsischen nach swâ hwa swâ.) In der modernen Sprache ist in diesem Falle der einfache Conjunctiv selten; gewöhnlich wird may zur Umschreibung gebraucht.

Bemerkenswerth ist noch, dass einige Relativsätze, welche eine blosse Annahme ausdrücken, fast den Sinn von Conditionalsätzen haben, da das im Hauptsatze Ausgesagte die Folge von der Realisirung jener Annahme sein würde.

Ham. II, 2. But who, O who had seen the mobled queen .... who this had seen .... 'gainst Fortune's state would treason have pronounced.

In Abbot's Grammatik werden Beispiele gegeben, die ganz unerklärlich sind, wenn man sie als Conjunctive gelten lassen will. So:

Lucrece 1344. But they whose guilt within their bosom lie imagine every eye behold their blame.

T. N. II, 4. Alas, their love may be called appetite, — no motion of the liver, but the palate, — that suffer surfeit.

Es liegt hier eine Verwechselung des Numerus vor, welche wohl dadurch erklärlich wird, dass die Subjecte, guilt und love, sich auf mehrere Personen beziehen. Dergleichen Erscheinungen sind bei Shakespeare bekanntlich nicht selten. —

Ich habe in Shakespeare kein Beispiel gefunden wie das folgende: Naenig häleda is þe âreccan mäge odde rîm wite ealra wundra þe he . . . gefremede — wo das Verb eines Relativsatzes im Conjunctiv steht, weil es an der Negation des Hauptsatzes Theil hat.

Beispiele zu § 16.

Concessive Relativsätze.

Per. III, 2. Whate'er it be, 't is wondrous heavy.

Oth. I, 3. Whoe'er he be, that in his foul proceeding hath thus beguiled thy daughter of herself.

Cymb. III, 6. What pain it cost.

Digitized by Google

Wint. T. III, 2. For behold me a fellow of the royal bed, ... here standing to prate and talk for life and honour 'fore who please to come and hear.

Hypothetisches Satzgefüge.

Ham. I, 1. A moiety .... which had returned to the inheritance of Fortinbras, had he been vanquished.

Blosse Annahme.

Tim. of A. IV, 3. What beast wouldst thou be that were not subject to a beast?

M. of V. I, 2. I can easier teach twenty what were good to be done, than be one of the twenty etc.

Ham. II, 2. Some dozen or sixteen lines which I would (= should like) set down.

Wunsch.

Rich. III., IV, 1. I to my grave where peace and rest lie with me!

Rich. III., I, 3. Poor Clarence did forsake his father .... which Jesus pardon! — Which God revenge!

Auftrag.

Tam. of the Shr. I, 1. One thing more rests that thyself execute.

Bemerkung. Die in der vorstehenden Abhandlung angeführten Beispiele sind eine kleine Auswahl von vielen, die ich aus Stücken aller Perioden der litterarischen Laufbahn unseres Dichters gezogen. Ich habe unter diesen Perioden hinsichtlich der Anwendung der einfachen Form des Conjunctiv keinen Unterschied gefunden.

Ein allgemeines Urtheil über den Conjunctiv bei Shakespeare in seinem Verhältniss zu früheren und späteren Sprachperioden brauche ich hier am Schlusse meiner Arbeit nicht zu geben, da ich in dieser Hinsicht das Nöthige schon in der Einleitung gesagt habe.

L. Claus,

Director der höheren Bürger- und Secundarschule zu Neustadt a/O.

Digitized by Google

Sur une première rédaction
du
Traité de la connaissance de Dieu
et de soi-même
de
Bossuet.

L'utilité d'une première rédaction n'est pas plus à démontrer en histoire littéraire que l'importance d'un procédé de découverte ou d'une première esquisse n'est contestée dans l'histoire de la science ou dans l'histoire de l'art. Tout le monde y voit en même temps qu'un élément indispensable à l'interprétation scientifique des œuvres littéraires la source d'un enseignement aussi difficile à donner que profitable à recevoir.

Dans ses remarquables travaux sur Bossuet, M. Floquet ne devait donc pas manquer de poursuivre à côté de la restitution des textes originaux la recherche des premières rédactions. En 1828, il publia à la suite de La logique de Bossuet un court entretien avec le Dauphin De Existentia Dei: cet écrit était bien véritablement „le premier crayon du Traité de la Connaissance de Dieu“ dont une reproduction infidèle avait paru en 1741*) et qui ne devait être produit sous sa forme originale qu'en 1846**); mais ce n'était qu'un premier

---

*) Nous avons sous les yeux le tome XXXIV de l'édition de Versailles, 1816. Voir, pour les autres éditions, le Magasin du Libraire de Brunet, article Bossuet.

**) Nous citons toujours, dans le cours du travail, la troisième édition de ce texte: De la Connaissance de Dieu et de soi-même, par

Digitized by Google

crayon. Il y a une si grande distance entre la note de l'abbé Ledieu et les deux cent soixante-quatorze pages du manuscrit original qu'il est impossible de ne pas supposer entre l'esquisse et l'œuvre de nombreux intermédiaires.

Un heureux hasard nous a fait découvrir un de ces intermédiaires au milieu de manuscrits mathématiques de la Bibliothèque Mazarine *).

Cette copie présente d'abord des particularités que Bossuet a soulignées ou corrigées dans ses annotations autographes du manuscrit de la Bibliothèque Nationale, ensuite des incorrections et des obscurités, quelquefois d'incontestables beautés qui ont disparu, comme il arrive souvent, devant le travail ultérieur de son esprit.

Bien que la distinction de l'expression et de l'idée soit une pure abstraction, nous nous occuperons donc dans une première partie, des variantes surtout grammaticales; une seconde partie sera surtout consacrée aux variantes qui se recommandent par leur importance logique; dans une troisième partie, nous signalerons les principales interversions et synonymies.

Pour faciliter la recherche et obéir aux nécessités de l'ordre, nous classerons les variantes en additions, en soustractions, en multiplications et en divisions. Les deux premières expressions sont suffisamment intelligibles par elles-mêmes: nous espérons que les différences fondamentales entre les variantes caractérisées par l'addition d'une expression ou d'une idée et les variantes caractérisées par une multiplication dans l'expression ou dans le sens légitimeront l'emploi, en matière philologique des deux dernières expressions géométriques.

Enfin, nous comparerons toujours l'édition de 1846, que nous appellerons „Imprimé B", avec l'édition, beaucoup plus répandue, de 1741, que nous appellerons „Imprimé A".

Bossuet, édition conforme au manuscrit original . . . précédée d'une notice bibliographique par M. l'abbé Caron, et d'un essai sur la philosophie de Bossuet par M. l'abbé M. Paris, Lecoffre, 1875.

*) Le manuscrit 2504 in-4°. Ce manuscrit a 286 feuillets dont 193 sont numérotés (dix pages 59—70 se trouvent répétées deux fois) et 93 ne le sont pas. Parmi les feuillets numérotés, 6 sont blancs; parmi les feuillets non-numérotés, 41 sont blancs et 46 sont écrits.


Digitized by Google

I.

1) Additions:

Manuscrit.	*Imprimé A.*	*Imprimé B.*
p. 3, l. 10: et partout où il y a des chairs.	p. 65, l. 19: et se trouve partout où il y a des chairs.	p. 3, l. 1: et se trouve partout où il y a des chairs.
p. 3, l. 22: si la neige, par exemple, ou l'encre n'étaient présents.	p. 66, l. 7: si la neige, par exemple, ou la poix, ou l'encre n'étaient présents.	p. 3, l. 12: si la neige, par exemple, ou la poix, ou l'encre, n'étaient présents.
p. 4, l. 9: ou que quelque corps.	p. 66, l. 20: ou que quelque autre corps.	p. 3, l. 23: ou que quelque autre corps.
p. 6, l. 12: ce que j'aperçois d'abord m'approchant.	p. 68, l. 20: ce que j'aperçois d'abord en m'approchant.	p. 5, l. 9: ce que j'aperçois d'abord en m'approchant.
p. 6, l. 19: J'ai chaud ou froid.	p. 68, l. 22: J'ai chaud, ou, j'ai froid.	p. 5, l. 12: J'ai chaud, ou, j'ai froid.
p. 9, l. 12: Il faut prendre soin de les distinguer.	p. 71, l. 4: plus il faut prendre soin de les distinguer.	p. 7, l. 15: plus il faut prendre soin de les distinguer.
p. 20, l. 18: Les yeux, les oreilles etc.	p. 79, l. 24: les yeux, les oreilles, la langue, et le reste.	p. 14, l. 16: les yeux, les oreilles, la langue, et le reste.
p. 22, l. 17: brûlé par ce feu.	p. 81, l. 5: si je suis brûlé par le feu.	p. 15, l. 20: si je suis brûlé par ce feu.
p. 25, l. 8: ils les rapportent à l'appétit irascible.	p. 82, l. 28: ils les rapportent à l'appétit qu'ils appellent irascible.	p. 16, l. 33: ils les rapportent à l'appétit qu'ils appellent irascible.
p. 32, l. 13: entendre un triangle.	p. 88, l. 9: entendre ce que c'est qu'un triangle.	p. 21, l. 14: entendre ce que c'est qu'un triangle.
p. 34, l. 18: Je ne m'accorde pas toujours avec moi-même.	p. 89, l. 23: Moi-même, je ne m'accorde pas toujours avec moi-même.	p. 22, l. 29: Moi-même, je ne m'accorde pas toujours avec moi-même.
p. 36, l. 2: qu'il m'excite.	p. 90, l. 22: qu'il excite en moi.	p. 23, l. 13: qu'il excite en moi.
p. 39, l. 6: il appartient à l'esprit de juger de la beauté.	p. 93, l. 3: il appartient à l'esprit, c'est-à-dire à l'entendement, de juger de la beauté.	p. 25, l. 12: il appartient à l'esprit, c'est-à-dire à l'entendement, de juger de la beauté.
p. 44, l. 13: La chose sera aisée par les choses qui ont été dites.	p. 97, l. 3: La chose sera aisée, en faisant un peu de réflexion sur ce qui a été dit.	p. 28, l. 16: La chose sera aisée, en faisant un peu de réflexion sur ce qui a été dit.
p. 58, l. 14: le raisonnement que je fais est démonstratif.	p. 106, l. 6: le raisonnement que je fais est démonstratif et s'appelle démonstration.	p. 36, l. 7: Le raisonnement que je fais est démonstratif et s'appelle démonstration.

Digitized by Google

Manuscrit.	*Imprimé A.*	*Imprimé B.*
Ce que c'est que bien juger, quels en sont les moyens, les empêchements.	Ce que c'est que bien juger; quels en sont les moyens et quels en sont les empêchements.	Ce que c'est que bien juger; quels en sont les moyens et quels les empêchements.
p. 77, l. 21: et on s'impose soi-même.	p. 118, l. 22: et on s'impose à soi-même.	p. 45, l. 32: et on s'impose à soi-même.
p. 109, l. 12: Derrière sont les reins où se séparent et s'amassent les sérosités.	p. 136, l. 11: Derrière le fou et la rate et un peu au-dessous, sont les deux reins, un de chaque côté, où se séparent et s'amassent les sérosités,	p. 61, l. 12: Derrière sont les deux reins, où se séparent et s'amassent les sérosités.
p. 116, l. 11: réunir ensemble deux fonctions.	p. 140, l. 18: pour réunir ensemble ces deux fonctions.	p. 65, l. 10: pour réunir ensemble ces deux fonctions.
p. 135, l. 5: le sang dans sa propre substance.	p. 152, l. 2: le sang même dans sa propre substance.	p. 75, l. 14: le sang même, dans sa propre substance.
p. 147, l. 21: comme sont les loups.	p. 159, l. 11: comme, par exemple les loups.	p. 81, l. 23: comme, par exemple, les loups.
p. 172, l. 16: où elle y pourrait tenir, mais parce qu'elle est sensitive, ou la voit manifestement unie au corps par cet endroit là ou pour mieux dire par toute sa substance, puisqu'elle est indivisible et qu'on peut bien en distinguer les opérations, mais [non] le partage dans son fonds.	p. 174, l. 17: où elle y devrait tenir, mais parce qu'elle est sensitive, c'est-à-dire jointe à un corps, et par là chargée de veiller à sa conservation et à sa défense, elle a dû être unie au corps par cet endroit là, ou, pour mieux dire, par toute sa substance, puisqu'elle est indivisible, et qu'on peut bien en distinguer les opérations, mais non pas la partager dans son fonds.	p. 93, l. 30: où elle y pourrait tenir, mais parce qu'elle est sensitive, ou la voit manifestement unie au corps par cet endroit-là, ou pour mieux dire, par toute sa substance, puisqu'elle est indivisible, et qu'on peut bien en distinguer les opérations, mais non pas la partager dans son fonds.
p. 178, l. 8: un noir trop foncé.	p. 178, l. 9: un noir trop enfoncé.	p. 97, l. 3: un noir trop enfoncé.
p. 196, l. 1: à quoi sert beaucoup la réflexion que nous faisons que nous n'avons plus de jambes.	p. 189, l. 9: A quoi sert aussi beaucoup la réflexion que nous faisons, que nous n'avons plus de jambes.	p. 106, l. 12: à quoi sert aussi beaucoup la réflexion que nous faisons que nous n'avons plus de jambes.
p. 243, l. 18: le mouvement du cerveau.	p. 218, l. 8: les mouvements du cerveau.	p. 130, l. 8: les mouvements du cerveau.
p. 277, l. 10: C'est ici qui le cerveau peine.	p. 237, l. 12: C'est ici que le cerveau peine en tous ceux qui n'ont pas acquis cette heureuse immobilité.	p. 145, l. 19: C'est ici que le cerveau peine en tous ceux qui n'ont pas acquis cette heureuse immobilité.

Digitized by Google

L'effet de l'attention sur les passions et comment l'âme les peut tenir en sujétion dans leur principe; où, à l'occasion des passions, il est parlé de l'extravagance et de la folie.	**L'effet de l'attention sur les passions, et comment l'âme les peut tenir en sujétion dans leur principe; où il est parlé de l'extravagance, de la folie et des songes.**	**L'effet de l'attention sur les passions, et comment l'âme les peut tenir en sujétion dans leur principe; où il est parlé de l'extravagance, de la folie et des songes.**
p. 286, l. 10: le remède le plus naturel des passions est de tourner l'esprit.	p. 243, l. 8: le remède le plus naturel des passions, c'est de détourner l'esprit.	p. 149, l. 32: le remède le plus naturel des passions, c'est de détourner l'esprit.
p. 293, l. 3: Enfin des méditations sérieuses, des conversations honnêtes rendent l'homme maître de lui-même autant que cet état de mortalité le peut souffrir.	p. 247, l. 23: Enfin, des méditations sérieuses, des conversations honnêtes, une nourriture modérée, un sage ménagement de ses forces, rendent l'homme maître de lui-même, autant que cet état de mortalité le peut souffrir.	p. 153, l. 24: Enfin, des méditations sérieuses, des conversations honnêtes, une nourriture modérée, un sage ménagement de ses forces, rendent l'homme maître de lui-même, autant que cet état de mortalité le peut souffrir.
Pour se bien connaître, il faut s'accoutumer par de différentes réflexions à discerner en chaque action ce qu'il y a du corps d'avec ce qu'il y a de l'âme.	**Pour se bien connaître soi-même, il faut s'accoutumer par de fréquentes réflexions, à discerner en chaque action ce qu'il y a du corps d'avec ce qu'il y a de l'âme.**	**Pour se bien connaître soi-même, il faut s'accoutumer par de fréquentes réflexions, à discerner en chaque action ce qu'il y a du corps d'avec ce qu'il y a de l'âme.**
L'homme est d'un grand dessein et d'une sagesse profonde.	**L'homme est un ouvrage d'un grand dessein et d'une sagesse profonde.**	**L'homme est un ouvrage d'un grand dessein et d'une sagesse profonde.**
p. 328, l. 1: en un mot, il sera un insensé qui ne mérite qu'on parle à lui.	p. 270, l. 22: en un mot, il sera un insensé qui ne mérite pas qu'on lui parle.	p. 171, l. 16: en un mot, il sera un insensé qui ne mérite pas qu'on lui parle.
p. 364, l. 19: capable de recevoir la vérité.	p. 291, l. 23: capable de recevoir l'impression de la vérité.	p. 188, l. 5: capable de recevoir l'impression de la vérité.
(Seconde pagination, pages non numérotées.)		
p. 7, l. 9: cette raison est Dieu même.	p. 308, l. 13: cette raison, c'est Dieu même.	p, 200, l. 28: cette raison, c'est Dieu même.
p. 11, l. 10: tout est par intelligence.	p. 311, l. 4: tout est fait par intelligence.	p. 202, l. 35: tout est fait par intelligence.
p. 15, l. 8: et même l'haleine.	p. 314, l. 10: et en quelque sorte l'haleine	p. 205, l. 17: et en quelque sorte l'haleine.

Digitized by Google

Manuscrit.	*Imprimé A.*	*Imprimé B.*
p. 26, l. 13: c'est qu'ils ne raisonnent pas par une raison particulière.	p. 322, l. 12: c'est qu'ils ne raisonnent pas, c'est-à-dire, qu'ils n'agissent pas par une raison particulière.	p. 211, l. 13: c'est qu'ils ne raisonnent pas, c'est-à-dire qu'ils n'agissent pas par une raison particulière.
p. 54, l. 8: il en a fouillé les entrailles et y a trouvé.	p. 342, l. 28: il en a creusé, il en a fouillé les entrailles et il y a trouvé.	p. 227, l. 10: il en a creusé, il en a fouillé les entrailles, et il y a trouvé.
Les animaux sont soumis à l'homme et n'ont pas le dernier degré de raisonnement.	Les animaux sont soumis à l'homme et n'ont pas même le dernier degré de raisonnement.	Les animaux sont soumis à l'homme, et n'ont pas même le dernier degré de raisonnement.

2) Soustractions:

Manuscrit.	*Imprimé A.*	*Imprimé B.*
p. 6, l. 17: demande nécessairement pour être formée.	p. 68, l. 24: demande, pour être formée.	p. 5, l. 14: demande, pour être formée.
p. 11, l. 13: nous sentons bien de la douleur.	p. 72, l. 23: nous sentons bien la douleur.	p. 8, l. 21: nous sentons bien la douleur.
p. 11, l. 19: à de certaines choses.	p. 72, l. 28: à certaines choses.	p. 8, l. 26: à certaines choses.
p. 12, l. 7: à de certaines bornes.	p. 73, l. 8: à certaines bornes.	p. 9, l. 7: à certaines bornes.
p. 14, l. 13: qu'elle fasse partie de la faculté plutôt imaginative.	p. 75, l. 5: qu'elle fasse partie de l'imaginative.	p. 10, l. 22: qu'elle fasse partie de l'imaginative.
p. 45, l. 8: est restraint et déterminé à une certaine espèce.	p. 97, l. 20: est restraint à une certaine espèce.	p. 28, l. 31: est restraint à une certaine espèce.
p. 69, l. 7: a sur elle l'avantage des couleurs.	p. 112, l. 31: a sur elle celui des couleurs.	p. 41, l. 19: a sur elle celui des couleurs.
p. 81, l. 8: autres au grand jour, autres au jour médiocre, autres dans l'obscurité et autres de loin que de près. Au contraire, ce qui a été une fois démontré et etendu.	p. 120, l. 26: autres au grand jour, au jour mediocre, dans l'obscurité, de loin ou de près, d'un certain point ou d'un autre. Au contraire, ce qui a été une fois entendu ou démontré.	p. 47, l. 21: autres au grand jour, au jour médiocre, dans l'obscurité, de loin ou de près, d'un certain point ou d'un autre. Au contraire, ce qui a été une fois entendu et démontré.
p. 83, l. 5: s'appelle fin moyen.	p. 121, l. 29: s'appelle moyen.	p. 48, l. 20: s'appelle moyen.
p. 153, l. 6: Quoiqu'il en soit, il est certain que l'animal qui se forme, venant d'un animal déjà formé.	p. 162, l. 15: Quoi qu'il en soit, l'animal qui se forme venant d'un animal déjà formé.	p. 84, l. 10: Quoi qu'il en soit, l'animal qui se forme venant d'un animal déjà formé.

Digitized by Google

p. 188, l. 10: des étincelles de feu et de lumière.	p. 184, l. 16: des étincelles de lumière.	p. 102, l. 13: des étincelles de lumière.
p. 218, l. 11: il est moins à l'égard.	p. 202, l. 25: il est moins que rien à l'égard.	p. 117, l. 20: il est moins que rien à l'égard.
De l'imagination et des passions et de quelle sorte il les faut ici considérer.	De l'imagination et des passions et de quelle sorte il les faut considérer.	De l'imagination et des passions, et de quelle sorte il les faut considérer.
p. 320, l. 14: et faire au surplus les réflexions qu'elle voudrait sur les merveilles de la nature.	p. 264, l. 23: et faire ces réflexions sur les merveilles de la nature.	p. 166, l. 27: et faire ses réflexions sur les merveilles de la nature.
p. 383, l. 6: Que si mon âme m'apprend à connaître la grandeur de Dieu.	p. 302, l. 16: Que si mon âme connaît la grandeur de Dieu.	p. 196, l. 23: Que si mon âme connaît la grandeur de Dieu.
(Seconde pagination.)		
p. 9, l. 11: les trous et les petits creux.	p. 309, l. 5: les petits creux.	p. 201, l. 17: les petits creux.
p. 9, l. 12: si bien et si proprement.	p. 309, l. 6: si proprement.	p. 201, l. 18: si proprement.
p. 53, l. 2: une lumière de vérité.	p. 342, l. 2: une lumière.	p. 226, l. 24: une lumière.
p. 53, l. 8: une réflexion en attire une autre.	p. 342, l. 7: une réflexion en attire une autre.	p. 226, l. 28: une réflexion en attire une autre.
p. 53, l. 13: se sont trouvées perfectionnées.	p. 342, l. 12: se sont perfectionnées.	p. 226, l. 32: se sont perfectionnées.
p. 59, l. 7: une matière brute.	p. 346, l. 17: la matière.	p. 230, l. 6: la matière.
p. 81, l. 11: le plaisir de méditer et de goûter la vérité toute pure.	p. 364, l. 25: le plaisir de goûter la vérité toute pure.	p. 244, l. 25: le plaisir de goûter la vérité toute pure.

3) Multiplications:

p. 3, l. 13: le doux ou l'amer.	p. 65, l. 23: le doux et l'âmer.	p. 3, l. 5: le doux et l'amer.
p. 43, l. 22: ou qu'il faudrait dire.	p. 96, l. 22: au lieu qu'il faudrait dire.	p. 28, l. 5: au lieu qu'il faudrait dire.
p. 51, l. 2: excite naturellement en nous les passions.	p. 101, l. 10: excite naturellement et nourrit les passions.	p. 32, l. 6: excite naturellement et nourrit les passions.
p. 85, l. 9: mais on le blâme ou on le chatie.	p. 123, l. 8: mais on le blâme et on le châtie.	p. 49, l. 25: mais on le blâme et on le chatie.
p. 100, l. 3: s'allonger et se retrécir et par là tirer et retirer, tendre, fléchir.	p. 131, l. 11: s'allonger et raccourcir et par là tirer, retirer, étendre, fléchir.	p. 56, l. 19: s'allonger et se rétrécir, et par là tirer, retirer, étendre, fléchir.

Manuscrit.	*Imprimé A.*	*Imprimé B.*
p. 100, l. 15: La partie du muscle qui est insérée à l'os.	p. 131, l. 20: La partie du muscle qui sort de l'os.	p. 56, l. 27: La partie du muscle qui sort de l'os.
p. 108, l. 20: la vésicule filée (sic).	p. 135, l. 26: la véricule du fiel.	p. 61, l. 4: la vésicule du fiel.
p. 146, l. 10: qu'elle jette, qu'on appelle aussi, pour cette raison, excrément.	p. 158, l. 17: qu'elle rejette, qu'on appelle aussi, par cette raison, excrément.	p. 80, l. 28: qu'elle rejette, qu'on appelle aussi, pour cette raison, excrément.
p. 147, l. 18: fait durer la nourriture.	p. 159, l. 8: fait durer la distribution.	p. 81, l. 20: fait durer la nutrition.
p. 173, l. 8: De là suit un autre effet, c'est que l'âme qui remue les membres de tout le corps.	p. 174, l. 30: De là suit que l'ame qui remue les membres et tout le corps.	p. 94, l. 9: De là suit un autre effet, c'est que l'âme, qui remue les membres et tout le corps.
Six propositions qui expliquent comment les sensations sont attachées au mouvement des nerfs.	Six propositions qui expliquent comment les sensations sont attachées à l'ébraulement des nerfs.	Six propositions qui expliquent comment les sensations sont attachées à l'ébraulement des nerfs.
p. 241, l. 4: le corps pâtit dans ce besoin et l'âme aussi ressent la douleur pressante de la faim.	p. 216, l. 22: le corps est altéré par ce besoin et l'âme ressent aussi la douleur pressante de la faim.	p. 129, l. 3: le corps est altéré par ce besoin, et l'âme ressent aussi la douleur pressante de la faim.
Second effet de l'union de l'âme et du corps, où se voient les mouvements du corps assujettis aux mouvements de l'âme.	Second effet de l'union de l'âme et du corps, où se voient les mouvements du corps assujettis aux actions de l'âme.	Second effet de l'union de l'âme et du corps, où se voient les mouvements du corps assujettis aux actions de l'âme.
p. 254, l. 20: détourner les yeux et les oreilles.	p. 224, l. 21: détourner les yeux et de boucher les oreilles.	p. 135, l. 8: détourner les yeux et de boucher les oreilles.
p. 267, l. 8: les esprit out coulé; le cœur a battu plus violemment qu'à l'ordinaire, le sang s'est ému et a envoyé des esprits et plus abondants et plus vifs, les nerfs et les muscles s'en sont remplis; ils se sont tendus, les poings se sont fermés et le bras affermi a été prêt de frapper; mais il faut encore lâcher la corde.	p. 232, l. 5: les esprits coulent, le cœur bat plus violemment qu'à l'ordinaire, le sang coule avec vitesse, et envoie des esprits et plus abondants et plus vifs; les nerfs et les muscles en sont remplis, ils sont tendus, les poings sont fermés, et le bras affermi est prêt à frapper; mais il faut encore lâcher la corde.	p. 141, l. 12: les esprits coulent, le cœur bat plus violemment qu'à l'ordinaire, le sang coule comme un torrent et envoie des esprits et plus abondants et plus vifs; les nerfs et les muscles en sont remplis, ils sont tendus, les poings sont fermés, et le bras affermi est prêt à frapper; mais il faut encore lâcher la corde.
p. 314, l. 1: quand nous avons la main offensée.	p. 260, l. 10: quand nous avons la main blessée.	p. 163, l. 30: quand nous avons la main blessée.
p. 370, l. 4: l'âme a aussi la manière de se tourner vers Dieu.	p. 294, l. 24: l'âme a aussi sa manière de se tourner vers Dieu.	p. 190, l. 21: l'âme a aussi sa manière de se tourner vers Dieu.

Digitized by Google

p. 380, l. 15: le crime d'un seul premier homme.	p. 301, l. 3: le crime du seul premier père.	p. 195, l. 22: le crime du seul premier père.
(Seconde pagination.)		
p. 15, l. 9: qui attireraient l'ennemi.	p. 314, l. 11: qui attiraient l'ennemi.	p. 205, l. 18: qui attiraient l'ennemi.
p. 39, l. 15: ce sont comme des cordes.	p. 332, l. 4: ce sont des cordes.	p. 218, l. 28: ce sont des cordes.
p. 47, l. 17: aient seulement un soupçon.	p. 338, l. 8: aient le moindre soupçon.	p. 223, l. 20: aient le moindre soupçon.
p. 55, l. 20: Ainsi la raison.	p. 344, l. 3: Aussi la raison.	p. 228, l. 7: Aussi la raison.
p. 62, l. 20: teinture.	p. 349, l. 3: lumière.	p. 232, l. 10: lumière.
p. 63, l. 13: on sait seulement.	p. 349, l. 17: On dit seulement.	p. 232, l. 23: On dit seulement.
p. 76, l. 9: vieux.	p. 360, l. 18: recru.	p. 241, l. 16: recru.

4) Divisions:

p. 16, l. 7: c'est ce qui s'appelle imaginer.	p. 76, l. 13: c'est ce que j'appelle imaginer.	p. 11, l. 26: c'est ce que j'appelle imaginer.
p. 28, l. 23: et qu'il les renferme.	p. 85, l. 13: et qu'il les enferme.	p. 18, l. 28: et qu'il les enferme.
p. 35, l. 6: les yeux blessés et le goût malade.	p. 90, l. 4: les yeux blessés, ou le goût malade.	p. 22, l. 30: les yeux blessés ou le goût malade.
p. 100, l. 10: les fléchisseurs.	p. 131, l. 17: les muscles.	p. 56, l. 23: les muscles.
p. 101, l. 7: on les appelle congénères.	p. 131, l. 30: on les peut appeler concurrents.	p. 56, l. 35: on les peut appeler concurrents.
Description des parties intérieures et particulièrement de celles qui sont enfermées dans la poitrine.	Description des parties intérieures et premièrement de celles qui sont enfermées dans la poitrine.	Description des parties intérieures, et premièrement de celles qui sont enfermées dans la poitrine.
p. 124, l. 2: leurs muscles leur doivent donner.	p. 145, l. 11: leurs muscles leur devaient donner.	p. 69, l. 13: leurs muscles leur devaient donner.
p. 137, l. 12: enfler beaucoup la pâte.	p. 153, l. 13: enfler beaucoup de pâte.	p. 76, l. 15: enfler beaucoup de pâte.
p. 155, l. 8: ils sont empêchés d'agir par quelque autre cause, par exemple, decouler ou du cerveau dans le cœur ou du cœur dans le cerveau.	p. 163, l. 22: ils sont empêchés par quelque autre cause, de couler, ou du cerveau dans le cœur, ou du cœur dans le cerveau.	p. 85, l. 15: ils sont empêchés par quelque autre cause de couler, ou du cerveau dans le cœur, ou du cœur dans le cerveau.

Digitized by Google

Manuscrit.	*Imprimé A.*	*Imprimé B.*
p. 61, l. 17: envoie peu de vapeurs au cerveau, il lui fournit moins de matière et d'esprits.	p. 167, l. 19: se porte lentement au cerveau, et lui fournit moins de matière d'esprits.	p. 88, l. 23: envoie peu de vapeurs au cerveau, et lui fournit moins de matière d'esprits.
p. 178, l. 4: lorsque les nerfs optiques trop longtemps serrés faute d'exercice à la fin deviennent immobiles et incapables d'être ébranlés par les objets.	p. 178, l. 1: lorsque les nerfs optiques, par une lonque désaccontumance de souffrir la lumière même réfléchie, sont exposés tout-à-coup à une grande lumière, dans un lieu où tout est blanc, ou lors qu'après une longue captivité dans un lieu parfaitement ténébreux, faute d'exercice, ils s'affaissent et se flétrissent, et par là deviennent immobiles et incapables d'être ébranlés par les objets.	p. 97, l. 1: lorsque les nerfs optiques, trop longtemps serrés, à la fin deviennent immobiles, et incapables d'être ébranlés par les objets.
p. 178, l. 17: les oiseaux en sont tombés demi-morts et ont été jetés par terre par le seul vent d'un boulet.	p. 178, l. 18: les oiseaux en sont tombés; d'autres ont été jetés par terre par le seul vent d'un boulet.	p. 97, l. 11: les oiseaux en sont tombés, d'autres ont été jetés par terre par le seul vent d'un boulet.
p. 215, l. 9: si j'ai la main fort chaude me paraît fort froide et si je l'ai fort froide me paraît chaude.	p. 200, l. 26: si j'ai la main chaude me paraît froide; et si je l'ai froide me paraît chaude.	p. 116, l. 4: si j'ai la main chaude, me paraît froide; et si je l'ai froide, me paraît chaude.
p. 255, l. 14: par les vices que nous avons reconnus ailleurs.	p. 225, l. 3: par les mauvaises dispositions que nous avons marquées ailleurs.	p. 135, l. 20: par les mauvaises dispositions que nous avons marquées ailleurs.
p. 262, l. 19: Un corps ne choisit pas, il se meut.	p. 229, l. 19: Un corps ne choisit pas où il se meut.	p. 139, l. 11: Un corps ne choisit pas où il se meut.
p. 322, l. 14: pour écarter ce qui l'offense.	p. 267, l. 13: pour éviter ce qui l'offense.	p. 168, l. 26: pour éviter ce qui l'offense.
p. 325, l. 5: résonne au battement d'un petit marteau.	p. 268, l. 28: résonne au mouvement d'un petit marteau.	p. 170, l. 1: résonne au mouvement d'un petit marteau.
p. 340, l. 3: pour se jeter par la pensée sur le reste de la nature.	p. 277, l. 28: pour étendre ses regards sur le reste de la nature.	p. 177, l. 6: pour étendre ses regards sur le reste de la nature.
(Seconde pagination.)		
p. 18, l. 3: plus sûrement.	p. 316, l. 11: plus si sûrement.	p. 206, l. 34: plus si sûrement.
p. 34, l. 21: également altéré.	p. 328, l. 17: également ému.	p. 216, l. 5: également ému.

p. 34, l. 22: altération.	p. 328, l. 18: émotion.	p. 216, l. 6: émotion.
p. 64, l. 21: c'est chercher l'esprit dans le corps.	p. 350, l. 14: c'est chercher à mettre tout l'esprit dans le corps.	p. 233, l. 16: c'est chercher à mettre tout l'esprit dans le corps.

II.

1) Additions:

Manuscrit.	*Imprimé A.*	*Imprimé B.*
p. 3, l. 12: sentiments ou sensations.	p. 65, l. 21: sentiments, ou plutôt sensations.	p. 3, l. 4: sentiments ou plutôt sensations.
p. 8, l. 23: quand les parties du corps sont picotées.	p. 70, l. 20: quand les parties intérieures du corps sont picotées.	p. 7, l. 1: quand les parties intérieures du corps sont picotées.
p. 112, l. 4: une grande membrane.	p. 137, l. 31: une grande membrane musculeuse.	p. 62, l. 29: une grande membrane musculeuse.
p. 211, l. 9: si nous y joignons la raison.	p. 198, l. 8: si nous n'y joignions la raison.	p. 113, l. 29: si nous n'y joignions la raison.
p. 213, l. 18: tellement que l'économie du corps.	p. 199, l. 22: tellement à contre-temps, que l'économie du corps.	p. 115, l. 7: tellement à contre-temps que l'économie du corps.
p. 258, l. 5: l'âme n'agit pas sans le corps.	p. 226, l. 21: l'âme n'agit pas, c'est-à dire, ne pense et ne connaît pas, sans le corps.	p. 136, l. 31: l'âme n'agit pas, c'est-à-dire, ne pense et ne connaît pas sans le corps.
p. 258, l. 8: à l'égard des corps.	p. 226, l. 25: à l'égard de la connaissance des corps.	p. 137, l. 2: à l'égard de la connaissance des corps.
p. 259, l. 6: peu ou point d'intelligence.	p. 227, l. 12: peu ou point d'intelligence, indépendante du corps.	p. 137, l. 18: peu ou point d'intelligence, indépendante du corps.
p. 265, l. 14: l'âme, maîtresse des membres donne à l'estomac ce qu'elle veut, quand elle veut et dans la mesure que la raison prescrit, en sorte que la nutrition est rangée sous une même règle.	p. 231, l. 5: l'âme, maîtresse des membres extérieurs, donne à l'estomac ce qu'elle veut, quand elle veut, et dans la mesure que la raison prescrit, en sorte que la nutrition est rangée sous cette règle.	p. 140, l. 17: l'âme, maîtresse des membres extérieurs, donne à l'estomac ce qu'elle veut, quand elle veut, et dans la mesure que la raison prescrit, en sorte que la nutrition est rangée sous cette règle.

Digitized by Google

Manuscrit.	*Imprimé A.*	*Imprimé B.*
p. 306, l. 10: La séparation du bras ou de la main.	p. 255, l. 22: La séparation des parties du bras ou de la main.	p. 160, l. 10: La séparation des parties du bras ou de la main.
p. 319, l. 16: outre les opérations sensitives naturellement engagées dans le corps.	p. 264, l. 6: outre les opérations intellectuelles supérieures au corps, des opérations sensitives naturellement engagées dans le corps.	p. 166, l. 13: outre les opérations intellectuelles supérieures au corps, des opérations sensitives naturellement engagées dans le corps.
p. 324, l. 20: L'oeil a ses humeurs où les réfractions se ménagent avec plus d'art que dans les verres les mieux taillés.	p. 268, l. 20: L'oeil a ses humeurs et son cristallin, les réfractions s'y ménagent avec plus d'art que dans les verres les mieux taillés.	p. 169, l. 28: L'oeil a ses humeurs et son cristallin, où les réfractions se ménagent avec plus d'art que dans les verres les mieux taillés.
p. 327, l. 13: ne viennent pas pour ménager les organes, et la place; que la bouche.	p. 270, l. 12: ne viennent pas pour cela à point nommé; ou que ce n'est pas pour ménager les organes et la place, que la bouche.	p. 171, l. 8: ne viennent pas pour cela à point nommé; ou que ce n'est pas pour ménager les organes et la place, que la bouche.
p. 334, l. 8: les aide toujours à ce que leur état demande, et le contraire n'arriverait pas à l'homme.	p. 274, l. 14: les aide à ce que leur état demande; (j'excepte certains cas qui ont des causes particulières), et le contraire n'arriverait pas à l'homme.	p. 174, l. 10: les aide à ce que leur état demande (j'excepte certains cas qui ont des causes particulières); et le contraire n'arriverait pas à l'homme.
L'intelligence a pour objet des vérités éternelles.	L'intelligence a pour objet des vérités éternelles, qui ne sont autre chose que Dieu même, où elles sont toujours subsistantes et toujours parfaitement entendues.	L'intelligence a pour objet des vérités éternelles, qui ne sont autre chose que Dieu même, où elles sont toujours subsistantes et toujours parfaitement entendues.
p. 347, l. 2: c'est donc en lui que je vois ces vérités éternelles.	p. 281, l. 22: C'est donc en lui, d'une certaine manière qui m'est incompréhensible, c'est en lui, dis-je, que je vois ces vérités éternelles.	p. 180, l. 10: C'est donc en lui, d'une certaine manière, qui m'est incompréhensible, c'est en lui, dis-je, que je vois ces vérités éternelles.
p. 348: l. 7: et nous les voyons être devant nous, car nous avons commencé et nous savons que ces vérités ont toujours été.	p. 282, l. 15: et tous, nous les voyons toujours les mêmes, et nous les voyons être devant nous; car nous avons commencé, et nous le savons, et nous savons que ces vérités ont toujours été.	p. 180, l. 28: et tous, nous les voyons toujours les mêmes, et nous les voyons être devant nous; car nous avons commencé, et nous le savons; et nous savons que ces vérités ont toujours été.

Digitized by Google

(Seconde pagination.)		
p. 10, l. 9: leurs fleurs tendres et délicates viennent dans la raison la plus bénigne.	p. 309, l. 22: Leurs fleurs tendres et délicates, et durant l'hiver enveloppées comme dans un petit coton, se déploient dans la saison la plus bénigne.	p. 201, l. 30: Leurs fleurs tendres et délicates, et durant l'hiver enveloppées comme dans un petit coton, se déploient dans la saison la plus bénigne.
p. 11, l. 21: des convenances cachées.	p. 311, l. 14: des convenances et des disconvenances cachées.	p. 203, l. 8: des convenances et disconvenances cachées.
p. 26, l. 13: c'est qu'ils ne raisonnent pas par une raison particulière.	p. 322, l. 12: c'est qu'ils ne raisonnent pas, c'est-à-dire, qu'ils n'agissent pas par une raison particulière.	p. 211, l. 13: c'est qu'ils ne raisonnent pas, c'est-à-dire, qu'ils n'agissent pas par une raison particulière.
Suite, où on montre encore plus en particulier ce que c'est que dresser les animaux.	Suite, où on montre encore plus particulièrement ce que c'est que dresser les animaux, et que leur parler.	Suite, où on montre encore plus en particulier ce que c'est que dresser les animaux et que leur parler.
Seconde cause des inventions et de la variété de la vie humaine.	Seconde cause des inventions et de la variété de la vie humaine, la Liberté.	Seconde cause des inventions et de la variété de la vie humaine, la Liberté.
p. 76, l. 14: ceux qui la soutiennent se voient contredits presque par tout le monde.	p. 360, l. 25: Ceux qui la combattent, concluent de là qu'elle est contraire au sens commun; et ceux qui la défendent, répondent que peu de personnes les entendent, à cause que peu de personnes prennent la peine de s'élever au-dessus des préventions des sens et de l'enfance.	p. 241, l. 23: Ceux qui la combattent, concluent de là qu'elle est contraire au sens commun; et ceux qui la défendent, répondent que peu de personnes les entendent, à cause que peu de personnes prennent la peine de s'élever au-dessus des préventions des sens et de l'enfance.
p. 84, l. 21: si l'âme a besoin d'un corps, lui rendra plutôt le sien que de la laisser défaillir par ce manquement.	p. 367, l. 11: si l'âme a besoin d'un corps pour vivre dans sa naturelle perfection, lui rendra plutôt le sien, que de laisser défaillir son intelligence par ce manquement.	p. 246, l. 26: si l'âme a besoin d'un corps pour vivre dans sa naturelle perfection, lui rendra plutôt le sien, que de laisser défaillir son intelligence par ce manquement.

Manquent, dans le manuscrit, les passages suivants de l'Imprimé B:

page 4, de la ligne 1 à la ligne 7. — page 10, de la ligne 1 à la ligne 9. — page 20, de la ligne 3 à la ligne 8. — page 20, de la ligne 10 à la ligne 18. — page 32, de la ligne 27 à la fin de la page. — page 41, de la ligne 8 à la

Digitized by Google

ligne 13. — page 76, de la ligne 19 à la ligne 21. — page 115, de la ligne 29 à la ligne 2 de la page 116. — page 152, de la ligne 30 à la ligne 14 de la page 153. — page 166, de la ligne 29 à la ligne 32 de la page 167. — page 175, de la ligne 21 à la ligne 25. — page 184, de la ligne 16 à la ligne 23. — page 233, de la ligne 34 à la ligne 4 de la page 234. — page 237, de la ligne 21 à la ligne 31 de la page 238. — page 240, de la ligne 10 à la ligne 18. — page 241, de la ligne 32 à la ligne 6 de la page 242.

2) Soustractions:

Manuscrit.	*Imprimé A.*	*Imprimé B.*
p. 4, l. 21: entendre ni définir les sensations.	p. 67, l. 8: entendre les sensations.	p. 4, l. 7: entendre les sensations.
p. 7, l. 22: à la présence d'un fer chaud qui nous perce.	p. 69, l. 24: à la présence d'un fer qui nous perce.	p. 6, l. 10: à la présence d'un fer qui nous perce.
p. 23, l. 2: on aime une nourriture agréable, on aime une femme, on aime l'exercice de la chasse.	p. 81, l. 10: on aime une nourriture agréable, on aime l'exercice de la chasse.	p. 15, l. 24: On aime une nourriture agréable, on aime l'exercice de la chasse.
p. 26, l. 17: Ce n'est pas qu'il ne se mette dans nos passions divers raisonnements et réflexions comme il se verra dans la suite.		
p. 40, l. 17: un bâtiment beau et une personne belle, c'est un jugement.	p. 94, l. 6: un bâtiment beau, c'est un jugement.	p. 26, l. 7: un bâtiment beau, c'est un jugement.
p. 72, l. 13: par le dehors ou par le dedans quand nous croyons trop facilement.	p. 115, l. 10: Par le dehors, quand nous croyons trop facilement.	p. 43, l. 13: Par le dehors, quand nous croyons trop facilement.
p. 256, l. 17: qu'il faut suivre la raison en tout, et que la vraie vie de l'homme est celle que la raison gouverne.	p. 225, l. 28: qu'il faut suivre la raison en tout.	p. 136, l. 9: qu'il faut suivre la raison en tout.
p. 288, l. 10: on rappelle l'objet et, contre son intention, ou en renforce les traces.	p. 244, l. 11: on en rappelle l'objet, on en imprime plus fortement les traces.	p. 150, l. 31: on en rappelle l'objet, on en renforce les traces.

p. 384, l. 15: sa bonté et sa charité envers nous. (Seconde pagination.)	p. 303, l. 9: sa bonté.	p. 197, l. 11: sa bonté.
p. 27, l. 11: les paroles qu'on leur dit pour les faire aller à droite ou à gauche, les nous qu'on leur donne.	p. 323, l. 3: les paroles qu'on leur dit, et les noms qu'on leur donne.	p. 211, l. 32: les paroles qu'on leur dit, et les noms qu'on leur donne.
p. 83, l. 19: qu'il a faits pour l'entendre et pour l'aimer.	p. 366, l. 17: qu'il a faits pour lui.	
p. 71, l. 25: Et d'abord, il est certain qu'en nous-mêmes les opérations sensitives ne s'appellent point spirituelles. L'écriture où la notion de spirituelle a pris sa naissance n'entend par ce mot que ce qu'il y a en nous d'intellectuel.		

3) Multiplications:

p. 16, l. 21: elles naissent soudaines et même à la présence des objets.	p. 76, l. 26: elles naissent soudaines et vives à la présence des objets.	p. 12, l. 2: elles naissent soudaines et vives à la présence des objets.
p. 51, l. 2: excite naturellement en nous les passions.	p. 101, l. 10: excite naturellement et nourrit les passions.	p. 32, l. 6: excite naturellement et nourrit les passions.
p. 58, l. 10: je trouve.	p. 106, l. 1: je prouve.	p. 36, l. 4: je prouve.
p. 78, l. 16: ou il ne verra pas clair, et il tiendra pour certain qu'il doit douter jusqu'à ce que la lumière paraisse.	p. 119, l. 6: ou il verra clair, et ce qu'il verra sera certain, ou il ne verra pas clair, et il tiendra pour certain qu'il doit douter.	p. 46, l. 10: ou il verra clair et ce qu'il verra sera certain, ou il ne verra pas clair, et il tiendra pour certain qu'il doit douter.
p. 164, l. 4: d'y joindre.	p. 169, l. 7: d'y peindre.	p. 89, l. 33: d'y peindre.
p. 177, l. 28: l'effet.	p. 177, l. 28: l'effort.	p. 96, l. 24: l'effort.
p. 251, l. 19: Mais afin que rien ne se fasse.	p. 222, l. 27: Mais afin que rien ne passe.	p. 133, l. 28: Mais afin que rien ne passe.
p. 253, l. 9: sans opposition.	p. 223, l. 23: sans proportion.	p. 134, l. 17: sans proportion.
p. 257, l. 17: une suite de l'attention.	p. 226, l. 14: une suite de l'altération.	p. 136, l. 25: une suite de l'altération.
p. 270, l. 15: elle erre.	p. 234, l. 4: elle passe.	p. 142, l. 30: elle passe.
p. 331, l. 8: la rendre immobile.	p. 272, l. 21: la rendre immortelle.	p. 172, l. 32: la rendre immortelle.
p. 381, l. 15: quoiqu'en effet.	p. 301, l. 23: puisqu'en effet.	p. 196, l. 3: puisqu'en effet.

Digitized by Google

Manuscrit.	*Imprimé A.*	*Imprimé B.*
(Seconde pagination.)		
p. 3, l. 5: cette ressemblance des actions humaines déçoit les hommes.	p. 305, l. 18: Cette ressemblance des actions des bêtes aux actions humaines, trompe les hommes.	p. 198, l. 22: Cette ressemblance des actions des bêtes aux actions humaines, trompe les hommes.
p. 7, l. 13: Sa raison est la seule foi.	p. 308, l. 18: sa raison seule est sa loi.	p. 201, l. 3: sa raison seule est sa loi.
p. 42, l. 23: ne fut pas la plus grande.	p. 334, l. 22: ne fasse pas la plus grande.	p. 220, l. 28: ne fasse pas la plus grande.
p. 71, l. 16: Voilà deux grands inconvénients; mais il n'est pas si mal aisé d'en sortir qu'il paraît d'abord.	p. 355, l. 14: Voilà deux grands inconvénients, et voici par où on en sort.	p. 237, l. 15: Voilà deux grands inconvenients, et voici par où on en sort.
p. 74, l. 13: d'observation.	p. 359, l. 14: d'opération.	p. 240, l. 21: d'opération.
p. 77, l. 15: Voilà quelles sont les deux opinions différentes sur les bêtes et les deux manières d'expliquer la différence qu'il y a entre la nature humaine et la leur.	p. 362, l. 1: Voilà les deux opinions que soutiennent, touchant les bêtes, ceux qui ont aperçu qu'on ne peut sans absurdité ni leur donner du raisonnement, ni faire sentir la matière.	p. 242, l. 19: Voilà les deux opinions que soutiennent, touchant les bêtes, ceux qui ont aperçu qu'on ne peut sans absurdité ni leur donner du raisonnement, ni faire sentir la matière.
p. 79, l. 23: une certaine intelligence.	p. 363, l. 22: une créature intelligente.	p. 243, l. 32: une créature intelligente.
p. 80, l. 3: la nature de l'homme.	p. 363, l. 25: la nature de l'âme.	p. 243, l. 35: la nature de l'âme.
p. 83, l. 11: qui les font mouvoir.	p. 366, l. 9: qui font tout mouvoir.	p. 245, l. 32: qui font tout mouvoir.

4) Divisions:

p. 25, l. 23: et on doit joindre.	p. 83, l. 12: Et on peut joindre.	p. 17, l. 10: Et on peut joindre.
p. 42, l. 16: en irritant l'effet.	p. 95, l. 26: En imitant l'effet.	p. 27, l. 16: En imitant l'effet.
p. 95, l. 14: la première invention de la nature.	p. 128, l. 16: la première intention de la nature.	p. 54, l. 8: la première intention de la nature.
p. 167, l. 9: Les propriétés de l'âme font voir.	p. 171, l. 7: Les propriétés de l'âme sont; voir.	p. 91, l. 19: Les propriétés de l'âme sont: voir.
p. 181, l. 20: Il en est de même de l'agitation que causent les sons.	p. 180, l. 17: Il en est de même de l'agitation qui cause les sons.	p. 99, l. 4: Il en est de même de l'agitation qui cause les sons.
p. 182, l. 6: si le vent qui agite l'air.	p. 180, l. 25: si le corps qui agite l'air.	p. 99, l. 9: si le corps qui agite l'air.
p. 208, l. 12: pour être étendues.	p. 196, l. 19: pour être entendues.	p. 112, l. 21: pour être entendues.
p. 255, l. 1: travaille extraordinairement.	p. 224, l. 23: travaille ordinairement.	p. 135, l. 9: travaille ordinairement.

Digitized by Google

p. 341, l. 7: rendre les corps plus souples.	p. 278, l. 17: rendre le corps plus obéissant.	p. 177, l. 23: rendre le corps plus obeissant.
p. 365, l. 2: sinon d'être éternellement éclairé de Dieu.	p. 291, l. 28: sinon d'être actuellement éclairé de Dieu.	p. 188, l. 9: sinon d'être actuellement éclairé de Dieu.
(Seconde pagination.) p. 6, l. 13: faire la convenance.	p. 307, l. 28: connaître la convenance.	p. 200, l. 15: connaître la convenance.

III.

Manuscrit.	*Imprimé A.*	*Imprimé B.*

1) Interversions:

Manuscrit.	*Imprimé A.*	*Imprimé B.*
p. 9, l. 5: ce qui doit nous faire sentir.	p. 70, l. 29: ce qui nous doit faire sentir.	p. 7, l. 9: ce qui nous doit faire sentir.
p. 10, l. 14: Il est maintenant aisé.	p. 72, l. 1: Il est aisé maintenant.	p. 8, l. 3: Il est aisé maintenant.
p. 25, l. 1: et elle n'a pas le trouble ni l'émotion que les passions apportent.	p. 82, l. 21: et elle n'a pas l'émotion ni le trouble que les passions apportent.	p. 16, l. 27: et elle n'a pas l'émotion ni le trouble que les passions apportent.
p. 33, l. 3: quoiqu'ils soient à peu près tous égaux.	p. 88, l. 21: quoiqu'ils soient tous à peu près égaux.	p. 21, l. 21: quoiqu'ils soient tous à peu près égaux.
p. 42, l. 4: d'une allée longue.	p. 95, l. 13: d'une longue allée.	p. 27, l. 6: d'une longue allée.
p. 97, l. 16: qu'elles ne peuvent faire d'elles-mêmes.	p. 129, l. 23: qu'elles ne peuvent faire elles-mêmes.	p. 55, l. 7: qu'elles ne peuvent faire elles-mêmes.
p. 148, l. 11: du nom du fameux anatomiste qui l'a découvert de nos jours.	p. 159, l. 23: du nom d'un fameux anatomiste de nos jours qui l'a découvert.	p. 82, l. 1: du nom d'un fameux anatomiste de nos jours, qui l'a découvert.
p. 156, l. 13: le cœur ou le cerveau.	p. 164, l. 15: le cerveau ou le cœur.	p. 86, l. 3: le cerveau ou le cœur.
p. 187, l. 11: que l'ébranlement des nerfs dure.	p. 183, l. 30: que dure l'ébranlement des nerfs.	p. 101, l. 33: que dure l'ébranlement des nerfs.
p. 290, l. 3: de sorte qu'elle ne peut pas faire des bras et des mains et encore moins du cerveau ce qu'elle vent.	p. 245, l. 13: de sorte qu'elle ne peut pas faire sont ce qu'elle vent des bras et des mains, et encore moins du cerveau.	p. 151, l. 27: de sorte qu'elle ne peut pas faire tout ce qu'elle vent des bras ou des mains, et encore moins du cerveau.

Manuscrit.	*Imprimé A.*	*Imprimé B.*
p. 328, l. 20: Depuis tant de temps qu'on regarde et qu'on étudie le corps humain si curieusement. (Seconde pagination.)	p. 271, l. 6: Depuis tant de temps qu'on regarde, et qu'on étudie curieusement le corps humain.	p. 171, l. 30: Depuis tant de temps qu'on regarde et qu'on étudie curieusement le corps humain.
p. 84, l. 12: se trouve par là.	p. 367, l. 1: par là se trouve.	p. 246, l. 18: par là se trouve.

2) Synonymies:

p. 7, l. 26: Quoique le plaisir et la douleur soient de ces choses qui pour être conçues par elles-mêmes n'ont pas besoin d'être définies.	p. 69, l. 28: Quoique le plaisir et la douleur soient de ces choses qui n'ont pas besoin d'être définies, parce qu'elles sont conçues par elles-mêmes.	p. 6, l. 14: Quoique le plaisir et la douleur soient de ces choses qui n'ont pas besoin d'être définies, parce qu'elles sont conçues par elles-mêmes.
p. 10, l. 7: qui ne sont pas douloureuses.	p. 71, l. 26: qui ne sont point douloureuses.	p. 7, l. 32: qui ne sont point douloureuses.
p. 26, l. 2: la distinction des passions; ces passions.	p. 83, l. 15: la distinction des passions en passions.	p. 17, l. 13: la distinction des passions en passions.
p. 34, l. 1: dans ceux qui s'appellent propres.	p. 89, l. 7: dans ceux qu'on appelle propres.	p. 22, l. 7: dans ceux qu'on appelle propres.
p. 102, l. 13: la latine.	p. 132, l. 19: les Latins.	p. 57, l. 18: les Latins.
p. 156, l. 18: les filets du cœur.	p. 164, l. 20: les fibres du cœur.	p. 86, l. 7: les fibres du cœur.
p. 181, l. 1: aussi clairement.	p. 179, l. 29: aussi certainement.	p. 98, l. 17: aussi certainement.
p. 207, l. 7: dans les corps mols.	p. 195, l. 26: dans les corps mous.	p. 111, l. 28: dans les corps mous.
p. 223, l. 19: de quelles dispositions du corps elles s'excitent.	p. 206, l. 4: à quelles dispositions du corps elles s'excitent.	p. 120, l. 9: à quelles dispositions du corps elles s'excitent.
p. 232, l. 15: fait taire toutes les autres.	p. 211, l. 12: fait cesser toutes les autres.	p. 124, l. 23: fait cesser toutes les autres.
p. 263, l. 9: les tourner.	p. 229, l. 27: les détourner.	p. 139, l. 18: les détourner.
p. 289, l. 2: Il est clair que qui ne prévient doit l'empêcher.	p. 244, l. 23: il est clair que la disposition qui prévient doit l'emporter.	p. 151, l. 8: il est clair que qui prévient doit l'emporter.
p. 304, l. 4: les pieds tournés à une fuite précipitée.	p. 254, l. 9: les pieds disposés à une fuite précipitée.	p. 159, l. 3: les pieds disposés à une fuite précipitée.
p. 314, l. 16: en ligne directe.	p. 260, l. 26: en ligne droite.	p. 164, l. 10: en ligne droite.

Digitized by Google

p. 324, l. 10: Il n'y a genre de mécanique.	p. 268, l. 12: Il n'y a genre de machine.	p. 169, l. 21: Il n'y a genre de machine.
(Seconde pagination.)		
p. 10, l. 14: aux grains qui leur servent à multiplier.	p. 309, l. 27: aux grains, d'où doivent sortir de nouvelles plantes.	p. 202, l. 3: aux grains, d'où doivent sortir de nouvelles plantes.
p. 24, l. 1: quand on fait seulement semblant de nous y vouloir frapper?	p. 320, l. 18: quand on feint seulement de nous y vouloir frapper?	p. 210, l. 3: quand on feint seulement de nous y vouloir frapper?
p. 26, l. 18: convenablement.	p. 322, l. 17: raisonnablement.	p. 210, l. 18: raisonnablement.
p. 60, l. 21: trompés.	p. 347, l. 22: déçus.	p. 231, l. 1: deçus.
p. 66, l. 15: peu de mots.	p. 351, l. 28: peu de paroles.	p. 234, l. 17: peu de paroles.

Nous n'abuserons point de la patience du lecteur au point de surcharger cette énumération bien incomplète, mais déjà trop longue peut-être, de commentaires que chacun pourrait étendre à l'infini. Nous laissons également à d'autres le soin de grossir leurs tirades d'une liste des légères inexactitudes qui ont échappé au zèle du consciencieux abbé Caron. Il nous suffit aujourd'hui d'avoir présenté aux psychologues quelques oscillations ignorées de la pensée d'un grand théologien et d'avoir offert aux amis du XVII[e] siècle quelques jouissances que la plume peut-être trop sévère de Bossuet leur avait refusées.

C. Henry.

Digitized by Google

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Stecher, J., La Sottie française et la Sotternie flamande. Bruxelles, F. Hayez, 1877. 44 p. 8°. (Extrait des Bulletins de l'Académie royale de Belgique, 2me série, t. XLIII, no. 4; avril 1877.)

Obgleich Sottie und Sotternie etymologisch zusammengehören, bezeichnen sie doch ganz verschiedene Arten dramatischen Spieles. Von jener finden sich zwei Beispiele im II. Bande des Ancien Théâtre français: La Sottie nouvelle du Roy des Sots and La Sottie nouvelle des Trompeurs. Sie war das Monopol der Confrérie des Sots wie die Farce das der Basoche und belustigte zur Fastnacht das Volk durch allegorische Figuren, wie Mère Sottie, Chascun, Teste verte, Coquibus etc. Die niederl. Sotternie, von der sich Proben bei Moltzer, Bibl. van middelnederlandsche letterkunde finden, stellt, ausgerüstet mit scharfem Auge für das Kleinleben, das Treiben des Volkes dar und nähert sich dem deutschen Fastnachtspiele. Das niederl. Seitenstück zur franz. Sottie heisst Factie oder Sotte Factie, ein Wort, das der Verf. mit Annahme einer „assimilation grossière", wie sie das Volk in seinem Sprachschatz liebt, auf Farce zurückführen will. In einer solchen Factie erscheint Bacchus in Begleitung verschiedener Weinsorten Frankreichs und Deutschlands; in „Lelieblœm" zeigen sich die Handwerke, allesammt in seligster Stimmung. Besonders eingehend wird das zum Schlusse abgedruckte Preisstück des Bois-le-duc analysirt: Alven-Factie, c'est à dire la Sottie des Elfes, sotais, lutins ou nutons. (August 1561.) Es besteht im ganzen aus 186 Versen. Das Heft enthält zahlreiche Bemerkungen, die von culturhistorischem Interesse sind.

Compart, Dr. F., Die Sagenüberlieferungen in den Tristan-Epen Eilhart's von Oberge und Gottfrieds von Strassburg. Eine vergl. Literaturbetrachtung. Güstrow 1876. 44 S. 8°.

Lichtenstein, Franz, Zur Kritik des Prosa-Romans Tristrant und Isalde. Dissertation zur Erlangung der venia legendi bei der philos. Fac. der Univ. Breslau. Breslau 1877. 36 S. 8°.

Wir befinden uns in den rubricirten Schriften auf einem Gebiete, in dem sich gerade jetzt ein zwiefaches Interesse kreuzt. Die Anfänge des

Digitized by Google

deutschen Prosa-Romans wurden uns durch Bobertag's und Scherer's Arbeiten näher gerückt; um die Tristan-Dichtung machte sich Bechstein durch sein Buch „Tristan und Isolde in deutschen Dichtungen der Neuzeit" sowie durch eine Ausgabe von Heinrichs Tristan in der bekannten Brockhaus'schen Sammlung (vgl. Zeitschr. f. deutsche Philol. IX, 240) verdient, während uns Herr Lichtenstein seit längerer Zeit eine Ausgabe des Eilhart versprochen hat, welche in diesen Tagen ausgegeben wurde.

Compart will durch Vergleich des Werkes Gottfrieds und desjenigen Eilhart's, soweit es durch das Volksbuch und die erhaltenen Fragmente zugänglich, die Frage beantworten: hat der Gottfried'sche Stoff Vorzüge vor der alten Eilhart'schen Sagentradition? Eine kaum aufzuwerfende Frage, sobald man die enorme Verschiedenheit beider Dichter in Erwägung zieht. Mit Gottfrieds Quelle so gut wie unbekannt, sind wir kaum in der Lage, zu entscheiden, was dieser, was dem subjectiven kritischen, rationalistischen Dichter zukommt. So wenig wie von Wolfram gilt von ihm die Bemerkung auf S. 4, dass es den Dichtern jener Zeit nicht vergönnt war, ohne weiteres ihrer Erfindungsgabe frei die Zügel schiessen zu lassen. Stehen doch beide auf der Höhe einer rapiden Entwickelung, der von einem anerkannten Meister Ziel und Richtung gegeben waren und die von den bedeutendsten Geistern der Zeit gefördert wurde. Mit der wachsenden Sicherheit und Kunstfertigkeit aber kräftigte sich das subjective Element, und vielleicht hat es seinen guten Grund, dass die Frage nach Gottfrieds Quelle so wenig gelöst ist wie die nach Kyot.

Eilhart dagegen konnte nicht in die Schule gehen, weil es keine gab. Es war noch Nacht in der höfischen Dichtung, der Morgenstern war noch nicht aufgegangen. Darum geht Eilhart besonnen und nüchtern zu Werke; einfach referirt er (vgl. jedoch Lichtenstein, S. 29) und vermag seinem Stoffe nur durch völlige Hingabe gerecht zu werden. Die Mittel, über die er verfügt, sind andere, als die des vierzig Jahre jüngeren Dichters; diese Verschiedenheit der Mittel bringt nothwendig eine Verschiedenheit in der Gestaltung des Stoffes hervor, und wenn wir die Abhandlung Compart's schärfer ansehen, so gewahren wir, dass die mehr oder minder „kunstgemässe Behandlung des Stoffes" eingehender gewürdigt wird, als der Verf. einzuräumen gewillt ist: schöne Effecte (S. 12), Verbesserung des Stoffes (S. 15), ein hübscher Vorzug (S. 10), geschicktere Motivirungen (S. 12. 13. 22) zeichnen den jüngeren Dichter vor seinem Vorgänger aus. — Indessen dürfen wir dem Verf. dankbar sein, dass er uns auf manche Schönheit in Gottfrieds Dichtung aufmerksam gemacht hat.

Lichtenstein's sorgfältige Arbeit ist eine Fortsetzung seiner Eilhart-Studien, eine Ergänzung der oben genannten Ausgabe unserer ältesten Tristan-Dichtung. Es wird erörtert, in welchem Verhältniss der Abhängigkeit die verschiedenen Drucke der Prosa zu einander und zu Eilhart's Gedicht stehen.

Der Verf. zählt 13 Drucke der Prosa auf, welche sich auf die Zeit von 1484—1664 vertheilen. Er selbst benutzte davon vier, von denen zwei selbständigen Werth beanspruchen, da sie auf eine dem Gedichte nahe stehende Vorlage zurückweisen, welche zum Theil vorzüglich zu nennen ist. Beide werden nach verschiedenen Gesichtspunkten mit einander verglichen. Die Prosa hielt sich nahe an dem Ausdruck des alten Gedichtes, wenig wurde gekürzt oder ausgelassen, häufiger finden sich Zusätze und Uebertreibungen.

Digitized by Google

Imelmann, Dr. J., Die siebziger Jahre in der Geschichte der deutschen Literatur. Vortrag u. s. w. Berlin 1877. Weidmann. 52 S. 8⁰. 80 Pf.

Der Vortrag stellt sich als einen Versuch dar, nachzuweisen, „dass mehr als einmal gerade auf dem Beginn des dritten Drittels der Jahrhunderte eine besondere Weihe liegt, dass Höhe- oder Wendepunkte des geistigen Lebens oder doch denkwürdige Erscheinungen und Begebenheiten in die siebziger Jahre und die von beiden Seiten zunächst an sie angrenzende Zeit fallen" (S. 5). Demgemäss skizzirt der Verfasser „ein Jahrtausend deutschen Geisteslebens". Der Charakteristik der einzelnen Jahrhunderte reihen sich ausführlichere Darlegungen hervorragender Erscheinungen an, deren Zusammenhang mit der Kunst und dem literarischen Leben unserer Tage wiederholt in geistvoller Weise hervorgehoben wird. So paralysirt manche ansprechende Bemerkung und Beobachtung unsere wohl begründete Verstimmung über die „schöne Sprache".

Ueber Einzelheiten dürfen wir nicht mit dem Verfasser rechten. Warum aber — vom Grafen Hugo (S. 20) zu schweigen — citirt er seinen Zuhörern im Bürgersaale wieder einmal das „literarhistorische Gespenst", den von Kürnberg? Das Ungethüm erscheint diesmal als „Erfinder einer den Formenschatz deutscher Dichtung glücklich mehrenden Strophe" (S. 26). Der Verfasser übersetzt S. 21 Ezzo Z. 8 so richtig, dass es Wunder nimmt, wenn er MF 8, 5 missverstehen kann.

Gortzitza, W. O., Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur für Freunde derselben, zugleich als Wegweiser für die Lectüre auf dem Gebiete des Lyrischen und Lyrisch-Epischen. Lyck 1878. XII, 540 S. gr. 8⁰.

Ursprünglich lag es, dem Vorworte nach, in des Verfassers Absicht, wahrscheinlich um einem tief gefühlten Bedürfniss abzuhelfen, einen Leitfaden der Geschichte der deutschen Literatur für höhere Töchter- und Mittelschulen zu schreiben. Während der Arbeit erweiterte sich der Leitfaden zu einem voluminösen Handbuche für Freunde der deutschen Literatur, das, seinem Zwecke gemäss, allen gelehrten Ballast so viel wie möglich „über Bord wirft". Zu diesem Ballast rechnet der Verf. „die ältere Literaturgeschichte bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts, deren ausführliche Behandlung ein wisssenschaftliches Interesse zur Sache voraussetzt." Demgemäss umfasst die „erste Periode: vom Anfang der Sprachbildung (!) bis zur Herrschaft der allemannischen Sprache oder bis zum Minnegesang und zur Regierung der Hohenstaufen bis 1150" — eine Seite; die „zweite Periode: von der Herrschaft der schwäbischen Mundart, dem Minnegesang und der Regierung der Hohenstaufen bis zum Verfall der Dichtkunst 1150—1300" — zwei Seiten; die „dritte Periode: vom Verfall des Ritter- und Minnegesanges bis zur Ausbildung des Neuhochdeutschen und zur Reformation 1300—1500" — wiederum eine Seite.

Warum warf der Verf. den Ballast nicht völlig über Bord? Sein Schiff wäre stattlicher dahergefahren ohne diese vier entsetzlichen Seiten. Welche Vorstellungen bekommt der Freund der Literatur, wenn er auf S. 2 liest: „Eine allgemeine Schriftsprache hat es in dieser (ersten) Periode wie überhaupt bis auf die Zeit der Reformation nicht gegeben. Vorherrschend ist jedoch der allemannische Dialect, in dieser Zeit auch althochdeutsch genannt"; und bald darauf: „Die eigentliche Dichtersprache dieser Zeit (der zweiten Periode) ist die schwäbische Mundart, auch das Mittelhoch-

Digitized by Google

deutsche genannt." Staunend vernimmt man, dass die Verehrung der Frau im Mariencultus wurzelte (S. 2), dass Boner's Edelstein eine Sammlung von 99 Fabeln ist! Der Erec wird gar nicht erwähnt.

Für die Zeit, deren ausführliche Behandlung ein wissenschaftliches Interesse zur Sache nicht vorauszusetzen scheint, ist das Buch entschieden brauchbar. Es enthält eine mit grossem Fleisse und auf Grund guter Quellen gemachte Zusammenstellung aller nur irgend wie erwähnenswerthen literarischen Erscheinungen, so dass es im besten Sinne des Wortes ein Handbuch, ein Nachschlagebuch geworden ist. Freilich wäre eine alphabetische Anordnung der einzelnen Dichter der gewählten vorzuziehen gewesen, da diese theils nach Schulen, theils nach Dichtungsarten getroffen, mancherlei Nachtheile gewährt. Capitelüberschriften wie „die übrigen Dichter von hervorragender Bedeutung" (S. 266) oder „andere namhafte Dichter" (S. 137. 310) zeigen zur Genüge, dass der Verf. zuweilen bei seiner Gruppirung in Verlegenheit gerieth. Auch wird Zusammengehöriges durchaus nicht immer nebeneinander behandelt. Während von Uhland auf S. 115 die Rede ist, begegnen wir erst auf S. 146 Schwab („er ist der bedeutendste der an U. sich anschliessenden sogenannten schwäbischen Dichterschule") und auf S. 167 Justinus Kerner („er gehört zur schwäbischen Dichterschule und ist in dieser nächst U. im Lyrischen der bedeutendste"). Diesem Mangel steuert indessen ein sauber angelegtes Register.

Der Umfang der einzelnen Artikel ist sehr verschieden und steht häufig zur Bedeutung des behandelten Dichters in wunderlichem Verhältniss. Auffallend knapp bespricht der Verf. die Classiker: fünf Seiten genügen für Schiller — fünf Seiten werden Elisabeth Kulmann gewidmet. Goethe's Biographie umfasst kaum eine halbe Seite, ein so tief einschneidendes Ereigniss wie die Schweizerreise 1779 bleibt unerwähnt: mit auffallender Genauigkeit erhalten wir aber S. 320 von G. Kinkel's revolutionärem Treiben und seinen Folgen Rechenschaft.

S. 119 hätten Rückert's Uebersetzung der Sakuntala, sowie die sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten, S. 184 Hoffmann's von Fallersleben Wiederbelebung des alten Volksliedes, S. 269 Grün's In der Veranda, S. 327 Otto Roquette's Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit erwähnt werden können.

Als „Wegweiser für die Lectüre auf dem Gebiete des Lyrischen und Lyrisch-Epischen" documentirt sich das Buch dadurch, dass es hinter den meisten Artikeln eine Reihe von Gedichtüberschriften und Anfängen aufzählt, um dem Leser bei selbständigem Eindringen in die Literatur die Mühe eigener Auswahl abzunehmen.

Rehorn, Dr. Karl, Die deutsche Sage von den Nibelungen in der deutschen Poesie. Frankfurt a. M. Diesterweg 1877. VIII, 229 S. 8°.

Dies allgemein als vorzüglich anerkannte Buch ist eine Erweiterung der zu Ostern 1876 erschienenen Abhandlung im Programme der Musterschule zu Frankfurt: die Nibelungen in der deutschen Poesie. Es will verfolgen, „wie die Poesie die Nibelungen zum idealen Spiegelbild des nationalen Geistes ihrer Gegenwart zu machen versucht hat." Dies geschieht bereits beim Bekanntwerden des alten Epos: im ersten Abschnitt behandelt der Verf. in anregender Weise die Stellung, welche Classiker wie Romantiker zu demselben einnahmen. Nach einem wohl gelungenen Versuche ästhetischer Würdigung des Gedichtes wird erwiesen, dass keine der Hauptpersonen, nicht einmal Rüdeger, als dramatische Figur unbedenklich zu verwenden ist. Die neueren Nibelungendichtungen, sowohl die dramatischen

Digitized by Google

(Vorläufer — Dramen, welche die ganze Sage umfassen — Kriemhild- — Brunhild- — Rüdeger-Dramen — ein anonymes Helke-Schauspiel) wie die epischen und Rich. Wagner's Schöpfungen werden in Anbetracht der in ihnen gebotenen Sagengestaltung kritisch behandelt. Mit Recht kann der Verf. in seinem Schlusswort sagen, dass der Rückblick auf die deutsche Nibelungendichtung lehrt, „dass das zeitweise Verschwinden und Wiederaufleben der Nibelungen in genauem Zusammenhange steht mit dem absterbenden und wiedererstarkenden deutschen Nationalgefühl“.

Buschmann, Dr. J., Deutsches Lesebuch für die Oberklassen höherer Lehranstalten. (Geschichte der deutschen Nationalliteratur in Uebersichten und Proben.) I. Abtheilung: Deutsche Dichtung im Mittelalter. VII, 186 S. M. 1,20. II. Abtheilung: Deutsche Dichtung in der Neuzeit (nebst einem Abriss der Poetik). XVI, 456 S. M. 3. III. Abtheilung: Prosa (nebst einer Anleitung zur Anfertigung deutscher Aufsätze). VI, 300 S. M. 2. — Trier 1877. 8°.

Jeder Band dieses Lesebuches „soll ein in sich abgeschlossenes Ganzes bilden, so dass der zweite und dritte Theil auch für diejenigen Anstalten sich eignen werden, welche die mhd. Dichtungen nicht in den Bereich der Lectüre ziehen.“ Dass es sogar Gymnasien dieser Art giebt, ist eine ebenso bekannte wie traurige Thatsache. Ob aber der Verf. solchen Schulen, auf denen Mhd. getrieben wird, mit dem ersten Theile seines Lesebuches einen wirklichen Dienst geleistet, muss dahingestellt bleiben.

Zusammenhängender Vortrag der Literaturgeschichte gehört in die Prima. Es ist die Aufgabe des Lehrers, durch passende, sorgfältig ausgewählte Proben den Vortrag zu illustriren. Für die mhd. Zeit kann er nur dann der verwässernden Uebertragung entbehren, wenn die Secunda das Verständniss der alten Sprache durch Lectüre vorbereitet hat. Diese Lectüre beschränkt sich auf das Nibelungenlied; im günstigsten Falle wird der arme Heinrich oder eine Erzählung Konrads herangezogen: der Prima bleibt eine Auswahl aus Kudrun und Walther vorbehalten. Die dazu nöthigen Texte lassen sich mit Leichtigkeit beschaffen, für die Proben zur Literaturstunde muss der Lehrer selbst zu sorgen verstehen.

Im ersten Theile des vorliegenden Lesebuches finden wir zunächst das Hildebrandslied, das Wessobrunner Gebet, Bruchstücke aus Muspilli, dem Heliand und Otfried. Damit wird der Rahmen der Schullectüre von vornherein überschritten. Denn einmal ist Kenntniss des Ahd. und des Alts. Sache des Germanisten von Fach, Verständniss eines leichten mhd. Textes dagegen gehört zu jener allgemeinen Bildung, mit der das Gymnasium den Abiturienten zum Fachstudium entlässt. Verlangt aber der Verf. mit Recht, dass der Lehrer die genannten Denkmäler bespricht, also auch Mittheilung aus ihnen macht, so ist es darum noch nicht nöthig, dass der Schüler sie in seinem Lesebuche besitzt.

Im zweiten Abschnitt begegnen wir einzelnen Abenteuern des Nibelungenliedes, S. 26—78. Um Uebersicht über das Ganze möglich zu machen, werden die Textstellen durch Prosaberichte ergänzt. Damit ist aber nichts gethan. Es ist ein billiges Verlangen, dass der Gymnasiast im NL ebenso gut zu Haus ist wie in der Odyssee. So wenig nun der Secundaner eine Chrestomathie aus Homer in die Hand bekommt, so wenig geeignet ist eine Auslese aus dem NL. Auch scheint uns, was der Verf. ausgewählt, nicht

immer passend. Auf die Abschiedsscene zwischen Siegfried und Kriemhild würde man gewiss gern verzichten, wenn dafür die Jagd gewonnen würde. Der Aufenthalt der Burgunder bei Rüdeger wird in einem halben Dutzend dürftiger Prosazeilen abgethan! Was für Aufsätze lassen sich wohl an eine so fragmentarische Lectüre knüpfen!

Können wir über die Auswahl aus Kudrun (S. 78—98) uns nur anerkennend äussern, so erscheint der folgende Abschnitt mit den Proben aus dem Roland, Reinhard Fuchs, der Eneit, dem armen Heinrich, Iwein, Parzival (z. B. 1—2, 14!), Tristan als Schullectüre völlig ungeeignet. Der arme Heinrich soll, wenn irgend möglich, vollständig gelesen werden; von einzelnen Stellen dieses und anderer Gedichte, mögen sie selbst poetisch schön und für Zeit und Dichter charakteristisch sein, hat der Schüler unendlich wenig. Eine Analyse des Iwein — freilich genauer als sie der Verf. den ausgehobenen Stellen beizugeben pflegt — wird mehr Nutzen gewähren, als die Lectüre dieser zum Theil schwierigen Bruchstücke.

Auch mit der Auswahl aus der Lyrik können wir nicht ganz zufrieden sein. Aus den beiden Strophen Spervogels (MF 24, 1. 20, 25) lernt man doch nicht die Dichtung des alten Fahrenden kennen! Dass ferner eine Probe aus dem mnd. Reineke nicht für die Schule geeignet ist, wird wohl Jeder zugeben. — Eine Grammatik auf drei Seiten und ein Glossar schliessen den Band.

Natürlich muss in einem Schulbuche auf correcten Text die grösste Sorgfalt verwendet werden. Leider ist auch nach dieser Seite hin billigen Anforderungen nicht genügt. Der zahlreichen Druckfehler ganz zu geschweigen! Aber das Hildebrandslied sieht aus wie ein schlechter Abdruck der Hs. Dass sich eine sorgsame Kritik dieses Denkmals angenommen, dass der kritische Text selbst eine ganze Geschichte aufzuweisen hat, davon bemerkt man keine Spur. Die Stelle aus dem Heliand (Heyne 2232 ff.) bietet ein Gemisch aus beiden Hdss.; das gestrichene d wird stets durch th wiedergegeben. Die Alliteration ist angedeutet, liegt aber, wie im Hildebr., stellenweis im Argen. (Hel. 8. 9. 14. Hild. 24.)

Der Text des NL wird theils nach Lachmann, theils nach Zarncke gegeben. In den Strophen, die jenem folgen, wird der Umlaut von â und ô anders bezeichnet, als in denen, die auf Zarncke's Ausgabe basiren. Ueberhaupt stört Verschiedenheit der Schreibung innerhalb desselben Denkmals (fröuden, freuden; frowe, frouwe).

Besonderes Unglück waltet im Abschnitt: Lyrik. Abgesehen davon, dass die Strophen nach Pfeiffer's Vorgang mit Ueberschriften versehen sind, so machen die Texte auch hier den Eindruck, als ob Kritik noch nie mhd. Gedichten zu Gute gekommen wäre. MF scheint für den Verf. gar nicht, Bartschs Liederdichter nur in den biographischen Notizen zu existiren, aus denen freilich oft desto genauer entlehnt wurde. Selbst in der Angabe von Walther's Heimat stellt der Verf. sein besseres Wissen der veralteten Meinung seiner Quelle nur schüchtern an die Seite. Folgende Notizen mögen dem Verf. zeigen, dass wir sein Buch nach genauer Durchsicht beurtheilen. S. 123: „die Zeit seines (des Kürenbergers) Dichtens fällt noch vor 1150"! — Z. 4 lies *floug in anderin lant*. S. 124: MF 37, 18 ist unmittelbar an die voraufgehende Strophe gezogen und das Ganze durchgezählt. — Spervogel: „die Lebensumstände dieses Dichters sind unbekannt." Das sollte im Jahre 1877 doch nicht mehr in dieser Form ausgesprochen werden. Was MF 24, 1 entspricht, ist ein unkritisches Conglomerat aus beiden Hdss., denen der Verf. entnimmt: *swie vil ein valsche kleider treit*. In Veldeke's *in dem aberellen* (MF 62, 25) fehlt die dritte Strophe, und was Haupt zu Erec 5314 angemerkt, ist nicht beachtet. Reinmar's Strophen (S. 126 = MF 183, 33) sind verkehrt angeordnet und unvollständig; in der Klage um Leopold VI. müssen Str. 2 und 3 als Worte der Welt ausgezeichnet werden. Zu Hartmann's Kreuzlied giebt das Glossar für „*der*

Digitized by Google

hacken hân ich manegen tac geloufen nâch" die Erklärung: „*der h. nâch loufen*, in alter Weise leben." *hacke* ist Hexe und bezieht sich hier auf *diu* (sic!) *werlt*.

Die Einleitungen und Analysen sind im Allgemeinen brauchbar. Freilich darf man für Walthers Biographie heut' nicht mehr ein Buch von 1864 benutzen. Die Behauptung, dass der Pfaffe Konrad zwischen 1173 und 1177 dichtete, findet sich leider noch bei Vilmar, 16. Aufl.; doch soll ein Schulbuch nicht Veraltetes bringen, und würde Verf. gut gethan haben, wenigstens Bartsch-Koberstein I, 159 zu vergleichen. Dass Gottfrieds Gedicht viele Fortsetzer gefunden, ist eine wunderliche Behauptung.

Der zweite Band des Werkes enthält Dichtungen Luther's, Kirchenlieder, Proben aus Sachs, Fischart, Opitz etc. Dass uns dies alles im Schullesebuch nicht ansteht, brauchen wir nicht noch einmal hervorzuheben. Dem Messias sind 30 Seiten, dem Oberon kaum 4 Seiten gewidmet. Goethe (S. 241—273) und Schiller (273—323) soll der Schüler einer Oberclasse nicht in einer Chrestomathie lesen. Im dritten Bande (Prosa) ist das Bestreben Ganzes zu geben und durch die Lectüre auch andere Unterrichtszweige zu fördern, zu loben, ebenso die Auswahl selbst, wenn man eine solche eben gelten lässt.

Berlin. Hans Löschhorn.

Mittelhochdeutsche Grammatik. Ein Handbuch von Dr. Karl Weinhold, ord. Professor an der Universität zu Breslau. Paderborn, Schöningh 1877. XII, 525 S. 8°.

Der Verfasser der bairischen und alemannischen Grammatik hat die gesammte mittelhochdeutsche Laut- und Formlehre in einem Handbuch dargestellt, welches sich ebenso gut für eine wirkliche Grammatik ausgeben könnte. Die formale Seite des Mittelhochdeutschen ist hier zum ersten Male erschöpfend und gleichzeitig übersichtlich behandelt: erschöpfend allerdings nicht in Betreff der Belege, denn diese sind verhältnissmässig gering und dienen mehr als Beweisstellen. Aber hier musste auch eine Beschränkung eintreten, wenn das Buch nicht zu einer Materialiensammlung herabsinken und seinen wesentlichen Vorzug, die Uebersichtlichkeit, verlieren sollte. Dass der Verfasser auch da, wo er nicht oder nicht viel citirt, doch das gesammte Material, also die ganze zugängliche Literatur benutzt hat, unterliegt keinem Zweifel. Ja noch über die Grenze des eigentlichen Mittelhochdeutsch hinaus, bis tief in das 15. Jahrhundert hinein, sind alle wichtigen Laut- und Formbildungen bemerkt worden. Daneben hat besonders das Mitteldeutsche eine eingehende Betrachtung erfahren und zwar zum ersten Male im Zusammenhang — Grimm's Grammatik konnte davon noch nicht handeln. Das wird besonders für Solche wichtig sein, denen noch immer der Unterschied zwischen Mitteldeutsch und Mittelhochdeutsch nicht klar geworden ist oder die das Bestehen eines besonderen mitteldeutschen Dialektes bezweifeln. — Ein Buch wie das vorliegende kann nur als Ganzes betrachtet werden, und fast Jeder wird von seinem Standpunkt und seiner im einzelnen grösseren Specialkenntniss manches anders wünschen, als es der Verfasser bei seinem Gesammtüberblick geben musste. So wäre am Ende von § 15 Auskunft erwünscht, wodurch die Contraction von *badet schadet* in *bat schat* mit kurzem *a* bewiesen ist, Lachmann zum Iwein 2190 behauptete die Länge des Vocals. — Einen ganz besonderen Werth verleihen dem Buche die zahlreichen Verweisungen auf alle einschlägigen Monographien. Es scheint nicht, als ob eine der wichtigeren neueren Schriften übersehen ist, und nicht nur der engere Rahmen der eigentlichen deutschen

Digitized by Google

Grammatik wurde herbeigezogen, sondern auch ebenso auf die ferner liegenden, aber zur Erklärung nothwendigen Forschungen der allgemeinen Grammatik und Sprachvergleichung Rücksicht genommen. So steht zu hoffen, dass diese Grammatik mehr wird als sie selbst sein will: nicht nur ein Handbuch für Anfänger, sondern ein gutes Hülfsbuch für schon weiter Vorgerückte. Hoffen wir, dass dieser Formlehre bald eine ebenso gute Syntax folgen möge.

Einleitung in das Nibelungenlied von Richard von Muth. Paderborn, Schöningh 1877. X, 425 S. 8⁰.

Eine Einleitung in die Nibelungen kann ihren Zweck einfach erreichen, wenn sie die bekannten Fragen ohne Leidenschaft vorträgt und beurtheilt. Schliesslich wird sie eine von den drei Haupttheorieen als die bessere oder vielleicht allein gültige binstellen, denn ganz ohne Parteistellung steht selten einer dieser Sache gegenüber. So, aber auch nur so, musste ein Buch beschaffen sein, wenn es jetzt noch die Theilnahme der Gebildeten erregen soll in einer Frage, die leider schon zu viel Staub aufgewirbelt hat. Statt dessen haben wir es hier mit einem Erzeugniss des schlimmsten Parteihaders zu thun, vor dessen Gebrauche man den Anfänger warnen muss. Der Sachkenner aber wird es nur mit Bedauern lesen.

Es gab bisher zwei übersichtliche Darstellungen der Nibelungenfrage; die eine von Zarncke, in seiner Ausgabe des Gedichtes, vertheidigte Holtzmann's Ansicht von der Einheit des ganzen Werkes auf Grund der Handschrift C. Dagegen bemühte sich H. Fischer, Forschungen über das Nibelungenlied, die Hdschr. B zur Geltung zu bringen und mit ihr die Aufstellungen von Pfeiffer und Bartsch, welche den Ritter von Kürnberg zum Dichter der Nibelungen machen. Diese Lorbeeren liessen Herrn Richard von Muth nicht schlafen. Mit der beliebten Phrase von einem lange gefühlten Bedürfnisse beginnt er sein umfangreiches Buch, welches am Ende in fetten Buchstaben zu dem Resultate gelangt, dass Karl Lachmann und Richard Wagner die grossen Interpreten unseres Volksepos sind. Also ist glücklich auch die dritte oder vielmehr erste und älteste Nibelungentheorie in Form einer Einleitung zugänglich, und es wird in der Folge nicht Jeder genöthigt sein, eine grosse Anzahl Specialuntersuchungen zu lesen, um sich von der Richtigkeit der Lachmann'schen Lehre zu überzeugen, das kann er auf bequemerem Wege bei Herrn von Muth in einigen Stunden erreichen. Freilich müssen die Nerven des Lesers schon etwas abgestumpft sein, doch das wird ja bei Jedem vorausgesetzt, der sich mit den Schriften über diesen Gegenstand beschäftigt. Aber selbst wer eine kräftige Sprache in der Nibelungenliteratur verträgt, dem wird die unverkennbare Neuheit und gründliche Verschiedenheit von allem bisher Dagewesenen nicht entgehen, wenn er die zarten Anspielungen liest, die der Herr Professor an der Landes-Ober-Realschule in Wr.-Neustadt auf den Verstand und die Fähigkeiten seiner Gegner macht. „Kindisch" (S. 210. 229), „vorwitzig" (247), „lächerlich" (195), „leichtfertig" (229), „verkehrt" (147), „des Urtheils bar" (120), „unanständig" (247) heissen die, welche anderer Meinung als Lachmann sind. „Thorheit" (209), „Unsinn" (264). „läppische Vertrauensduselei" (264), „lächerlicher Dünkel" (210) ist das, was sie für ihre wissenschaftliche Ansicht ausgeben. „Scientifischer Katzenjammer" (264), „hämische Unterstellung" (211) sind in Leipzig, Heidelberg und Tübingen gangbar. Was die Universitätslehrer dort vortragen, ist „nicht wahr" (139. 277), „unwahr" (259. 284), sie selbst sind „heuchlerisch und verbreiten leichtfertig oder wissentlich die Unwahrheit" (210). Auch der Stand, die Herkunft und Zukunft dieser Leute ist dem Herrn Professor wichtig: sie gehören zur „kritischen Küche in Leipzig"

Digitized by Google

(162), sind „wissenschaftliche Tagelöhner an der Mittelschule“ (264) oder „künftige Kathederhofräthe“ (264), „officiöse Journalisten und in Examensnöthen befindliche Candidaten“ (242). Am schlimmsten geht es dem Concurrenten des Verfassers, dem „Tübinger Preiszögling“ (250), dem „Benjamin unter Lachmann's Gegnern, den man in der Gegend, wo die Sage von den sieben berühmten Vettern der Schildbürger daheim ist, mit einem Preise gekrönt hat“ (227). Auf ihn und seine Schicksalsgenossen gehen Ehrentitel wie „knabenhaft“ (250), „halbreife Jungen“ (151), und besonders die herzstärkende Vermehrung des Wörterbuchs (S. 334): „Das ist nur gesagt, damit nicht irgend ein frisch ausgekrochener Seminarpiperich fröhlich in alle Welt hinausschmettre ....“ Ein Trost wenigstens: noch ist die deutsche Sprache entwicklungsfähig, noch treibt sie neue Blüthen. Nur schade, dass die Kämpfer um der Nibelunge Hort ihre Kunstworte immer der Landwirthschaft oder dem Irrenhause entlehnen. Unangenehm ist dabei nur, dass ein solches Product eine wohlwollende Recension in der Zeitschr. f. deutsches Alterth. (22, 76—80) erfahren hat. Die Schüler Lachmann's müssten sich für solche Freunde ihrer Sache bedanken und sich nicht durch die Parteistellung verleiten lassen, das wenige Gute hervorzuheben, das weit überwiegende unbedingt Schlechte aber zu verschweigen. Vor einer Lebensfähigkeit oder gar einer neuen Auflage des Buches, auf welche die genannte Recension hofft, davor möge ein gütiges Geschick die wahre Lachmann'sche Schule bewahren. Möge der Erfolg dieses ersten Versuches den modernen Keii nicht reizen, seine Versprechungen einer ganzen Serie ähnlicher Herzensergüsse wahr zu machen. Er scheint aber Bedürfniss dazu zu haben, wie sein Geistesverwandter in Hartmann's Iwein,

dune hetest ditz gesprochen,
du wærst benamen zebrochen;
wand wir daz wizzen vil wol
daz dû bist bitters eiters vol,

und wir wollen uns mit Kalogreant trösten:

der humbel der sol stechen:
ouch ist reht daz der mist
stinke swâ der ist.

Sprachliche Sünden der Gegenwart von Professor Dr. August Lehmann, Kgl. Gymnasialdirector a. D., Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Braunschweig, Friedrich Wreden. 1877. IX, 182 S. 8°.

Der Verfasser ist durch seine Arbeiten auf verwandten Gebieten genügend bekannt und hat den ersten Theil der vorliegenden Arbeit bereits 1874 in anderer Form im Archiv bekannt gemacht. Die angegriffenen Missstände sind zum grossen Theil geradezu schreiend und bedürfen dringend der Abstellung. — Ich gebe zunächst den Inhalt des Buches, meist mit den Worten der Vorrede. Verfasser will besonders das syntaktische Gebiet zum Gegenstande seiner Bemerkungen machen und handelt in der ersten Abtheilung über Wortstellung und Wortzusammensetzung. Er mustert die Begleiter der Substantiva und Adjectiva, um darzulegen, wie sehr die Grammatik bereit sein muss, mit ihren unantastbaren Gesetzen und Grundsätzen überall der Willkür und der Laune oder der Nachlässigkeit überstürzender Geister Deiche und Buhnen entgegenzustellen. Die zweite Abtheilung spricht von dem Wörtchen *und* in der Dampfkraft seiner wunderbaren und wunderlichen Anziehungs- und Verknüpfungs-Gaben bei seiner Verkettung

Digitized by Google

sowohl zweier Hauptsätze als auch zweier Nebensätze und endlich eines Satzgliedes mit einem Satze. In der dritten Abtheilung wird auf die vielfachen Klippen und Sandbänke im Meere der Participien, besonders der absoluten, aufmerksam gemacht. Die vierte Abtheilung (Mannigfaltiges) behandelt in ihren sechs Kapiteln den Periodenbau, die Apposition, den Pleonasmus, die Stellung des Verbums, die Adjectiva auf *weise* und die Verschmelzung der Präposition mit dem Artikel. — Im Allgemeinen wird an dem hier Zusammengestellten nichts auszusetzen sein; für Vermehrung der Belege sorgen gewisse Leute täglich, wie neulich die Berliner Schlächter eine *Schweineversicherung auf Gegenseitigkeit* gründeten. Was ich hier noch hervorzuheben gedenke, ist weniger dasjenige, was der Verfasser bemerkt hat, als solches, welches er gar nicht erwähnt, obgleich es als Sünde mindestens den syntaktischen ebenbürtig ist. Ich meine den Gebrauch gewisser Worte und Bildungen in einem ihrer Bedeutung nicht zukommenden Sinne oder solcher, die überhaupt vermieden werden müssten. Von letzteren hebt der Verfasser im Vorwort mit Recht die Fremdwörter hervor: über ihre Verwerflichkeit herrscht bei Einsichtigen kein Zweifel, sie sind höchstens ein nothwendiges Uebel. Aber nicht diese schon oft genug angegriffenen Eindringlinge möchte ich hier weiter verfolgen, sondern vornehmlich den schädlichen Gebrauch von deutschen Wörtern, mit denen die Verfasser von Büchern einen falschen oder gar keinen Sinn verbinden. Wenn Goethe *bedeutend* in allen nur denkbaren Verbindungen braucht und darin sogar Nachahmer fand, so ist das ärger als ein *getrockneter Pflaumenhändler*. Das Lieblingswort der neuesten Goethe-Verehrung, nämlich *liebevoll*, ist auch nicht besser. Ein schlimmer Fehler ist ferner, dass wir uns immer weiter von der sinnlichen Bedeutung der Worte entfernen. Ein Beispiel möge genügen. *Ich stehe an etwas zu thun* heisst: ich trete an die Sache, bleibe dann stehen, thue sie also nicht. Daraus wird *ich nehme Anstand*, und das ist noch gut. Aber *beanstanden* oder gar *Beanstandung* ist ebenso abscheulich wie *beanspruchen*, *veröffentlichen*, *berücksichtigen* und die davon gebildeten Substantiva. Lehmann selbst ist nicht frei von solchen Bildungen, so sagt er S. 13 *Nebensätzlichkeiten*, wo er offenbar Nebensätze meint.

Das ist ein Punkt, wo noch viel zu arbeiten ist: wir müssen wieder der sinnlichen Bedeutung der Worte habhaft werden, dann werden wir kein Bedürfniss mehr nach Fremdworten und verschrobenen Zusammensetzungen fühlen. Wir müssen zu dem Borne herabsteigen, aus welchem J. Grimm neue Worte schöpfte, wir müssen aus dem ewig frischen Wurzelreichthum unserer Sprache neue Stämme und Aeste zu treiben suchen. Aber dazu ist es nöthig, dass wir die geschichtliche Kenntniss unserer Sprache erweitern, und so weit dies irgend angeht, die Ergebnisse auch der Schule zugänglich machen. Wir dürfen darum den deutschen Unterricht nicht den Händen von Latein-Philologen überlassen, welche ihre Vorstellung vom Satzbau aus dem alten Zumpt gezogen haben. Es müssen hierzu vielmehr nur solche Lehrkräfte verwerthet werden, die sich bewusst geworden sind, dass die deutsche Sprache ein grosser eigenartiger Bau ist, und die sich auch bestreben, die Einzelheiten und das Ganze dieses Baues zu ergründen.

Leitfaden für den Unterricht in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur für höhere Lehranstalten, bearbeitet von G. Wirth, Lehrer an der höheren Töchterschule zu Guben. Berlin 1878, J. A. Wohlgemuth's Verlagsbuchhandlung. IV, 201 S. 8⁰.

Ein brauchbares Handbuch für Schulen zu schreiben ist mit den vorhandenen Hülfsmitteln nicht mehr schwierig. So lange sich wirkliche Fach-

Digitized by Google

und Sachkenner nicht damit beschäftigen werden, muss es wohl oder übel auch Dilettanten überlassen bleiben, sich für ihre Zwecke, besonders den Schulunterricht, die Lehrbücher selbst zu schreiben. Aber dann darf man wenigstens verlangen, dass sie, wenn auch nicht das Neueste, so doch das schon längst allgemein Anerkannte richtig wiedergeben und nicht sehr Bestrittenes oder höchst Unglaubwürdiges unter dem Gewande der zweifellosen Sicherheit vortragen. Ich habe nach diesen Grundsätzen das vorliegende Buch geprüft, halte es aber nicht für meine Aufgabe, alle Fehler herauszusuchen. Ich habe deshalb nur zwei Gebiete genauer angesehen, zunächst die ältere Zeit. Diese ist wie gewöhnlich leider sehr stiefmütterlich behandelt und bietet kein klares Bild der Literatur, weder der gesammten Entwickelung noch der einzelnen Erscheinungen. Die benutzten Hülfsmittel sind ungenügend und es fehlen gerade die wichtigsten. Zum Beispiel (S. 4) von Uebersetzungen des Heliand werden die unbrauchbaren von Kannegiesser und Rapp neben Simrock genannt, die beste, von Grein, wird gar nicht erwähnt. Die Uebersetzung des Waltharius (S. 5) kennt Wirth wohl aus Scheffel's Eckehart, aber nicht in dessen besonderer Ausgabe. Dass Walther v. d. Vogelweide, wie seit zwei Jahren bekannt, urkundlich beglaubigt ist, scheint der Verf. auch nicht zu wissen. — Die sprachlichen Bemerkungen und die Namenerklärungen lassen viel zu wünschen. *Minne* (S. 40) soll von *meinan*, gedenken, herkommen: so ausgedrückt ist das positiv falsch, *minne* und *meinan* sind nur stammverwandt. Der *Gleissner* wird (S. 12) erklärt als einer, der einen fremden Namen annimmt, es heisst aber der Täuscher oder Betrüger. *Monsalvatsch* soll (S. 29) noch immer *mons salvationis* sein, die richtige Erklärung, *mont salvage*, ist allgemein angenommen: der wilde Berg. Die Schreibung *Pelrapär* (S. 30) verdankt ihr Entstehen wohl nur der Ansicht, dass das altfranz. *ei* wie jetzt den Laut *ä* hatte, es muss aber *Pelrapeire* heissen. Dass (S. 42) in einem mittelhochdeutschen Texte die *Pfaffen* mit grossem Anfangsbuchstaben geschrieben werden, ist zwar eine lobenswerthe Ehrfurcht vor der Geistlichkeit — leider aber am unrechten Orte. — Der bedenklichste Punkt sind die sachlichen und Zeitangaben, die sich meist auf ganz veraltete Untersuchungen stützen. Das Annolied (S. 9) wird hundert Jahre zu spät angesetzt, wie ja Lachmann angab, aber das ist längst widerlegt. Ebenso soll das Rolandslied des Pfaffen Konrad noch immer in den siebziger Jahren des 12. Jahrhunderts verfasst sein und zwar am Hofe des „Herzogs Heinrichs des Löwen oder dessen Sohn Heinrichs des Stolzen". So steht wörtlich da, die Kenntniss der Staufergeschichte ist schon recht anerkennenswerth. — Einen wunden Punkt bilden auch die allgemeinen Redensarten, dass wir von dem oder jenem nichts wissen, d. h. der Verfasser weiss nichts davon. So nennt er unter des Konrad v. Würzburg Gedichten eins der grössten und schönsten gar nicht: den Partonopier. Aber das Schlimmste sind doch die geradezu falschen Angaben. Konrad Fleck's episches Gedicht Flore und Blanscheflur gehört (S. 36) zu den „edleren Blüthen der höfischen Lyrik" und ist jedenfalls im ersten Drittel des zwölften Jahrhunderts gedichtet (soll wohl dreizehnten heissen). Vom Trojanerkrieg von Konrad v. Würzburg kennt Verf. (S. 39) 60,000 Verse — eine dankenswerthe Bereicherung der Literatur, wir Andern kennen nur 49,836. Der Meier Helmbrecht wird (S. 40) zur höfischen Dichtung gerechnet. Die meisten Lieder Hausen's (S. 44) sollen sich auf die Kreuzfahrt beziehen. Auch in der Nibelungenfrage werden (S. 14) merkwürdige Dinge behauptet: Holtzmann's Ansicht von der einheitlichen Abfassung soll jetzt fast allgemein angenommen sein. Wir danken. Holtzmann's Ansicht vertritt keiner mehr, kaum noch Zarncke, und Pfeiffer's Meinung ist nur mit Bartsch's Veränderungen noch in Geltung! Bartsch kennt der Verf. aber wieder nicht. Das Aergste wird bei dem vielberufenen Kürnberger geleistet. S. 14 wird Pfeiffer's Ansicht vorgetragen, dass er um 1190 die Nibelungen dichtete

Digitized by Google

und ein österreichischer Minnesänger war, S. 43 dagegen hat der Ritter von Kürnberg „jedenfalls in der Mitte des zwölften Jahrhunderts gelebt" und stammt aus dem Breisgau (das steht nämlich bei Wackernagel und Gödecke). Alle Lieder desselben sind in einer Strophenform gedichtet — ein Schulknabe kann das Gegentheil wissen, dass die Kürnbergslieder zwei Töne haben. — Nach diesen Proben aus der älteren Literatur machte ich nur noch einen kleinen Versuch in der neueren und schlug Goethe auf. Und richtig geht es da ebenso los: gleich auf der zweiten Seite (S. 140) geht Goethe 1765 nach Strassburg, er ging wohl, aber nach Leipzig; und S. 143 soll Hermann und Dorothea sich auf ein Ereigniss beziehen, das 1831 geschah (1731 ist gemeint). Wie viel davon dem Setzer zur Last fällt, kann ich nicht feststellen, aber zur Empfehlung dient das einem Schulbuche niemals, und nach dem sonst Geleisteten ist diesem Buche alles zuzutrauen.

Berlin. Emil Henrici.

Eine neue Schulausgabe des Misanthrope.

Eine Ausgabe, die sich als „für die oberen Classen höherer Lehranstalten" bestimmt, ankündigt, würde ungeachtet aller Irrthümer und Fehlgriffe vor dem Forum der wissenschaftlichen Kritik freigesprochen werden, wenn sie nicht die ihr gesteckten Grenzen überschreitend, in das Gebiet der Wissenschaft hinübergriffe, und mit infallibler Richtermiene streitige Fragen der Wissenschaft in einseitigster Weise, bisweilen geradezu falsch, entscheiden wollte. Ehe ich aber zu dem Nachweis übergehe, dass die Brunnemann'sche Ausgabe des Misanthrope in der Biographie des Dichters sowohl, wie in der Einleitung zum Stück, nur Bemerkungen enthält, die dem angehenden Molière-Leser Schiefes, Einseitiges, von der Wissenschaft als falsch Zurückgewiesenes einprägen müssen, werfe ich die Frage auf, wozu denn überhaupt eine Schulausgabe des Misanthrope nöthig ist?

Von den Komödien Molière's liegt keine dem Gesichtskreise des Schülers so fern, keine fordert ein so eingehendes Verständniss des Dichters, eine so gereifte ästhetische, wie allgemeine menschliche Bildung, keine macht die Beobachtung pädagogischer Rücksichten und der dem Schüler gegenüber so nothwendigen Zartheit schwieriger als gerade diese. Warum wählt man nicht Avare, Médecin malgré lui, Malade imaginaire u. a.? Und wenn ein Pädagoge auf den absonderlichen Einfall geräth, den Misanthrope in Prima zu tractiren, so war doch die Laun'sche Ausgabe oder die vortreffliche Ausgabe von Lion auch für den Schulgebrauch geeignet. Eine Schulausgabe also, selbst von competenterer Seite ausgehend, war in jedem Falle unnöthig.

Und wie verfährt nun der Herr Verf.? In der sog. Biographie des Dichters erfährt der zuerst in den Dichter Eingeführte zwar eine Menge Data aus Molière's Jugendleben, aber wenig von der Glanzperiode, nichts von der literar- und culturhistorischen Bedeutung des ersten der französischen Dichter. Nach Hrn. Brunnemann hat Molière eine Reihe Komödien geschrieben, deren Titel in dürrer Nomenclatur aufgezählt werden, von deren Inhalt und Werth aber nichts verrathen wird: hat damit viel Geld verdient, auch vom König eine Pension erhalten, und den Beifall des „Publikums" gewonnen. Von dem Gegensatze des Dichters gegen Hofadel und Hofgeistlichkeit, von der Protection des Monarchen gegen die Angriffe beider Kasten, von der Tendenz der Komödien, ihrer Originalität, ihren vielseitigen culturhistorischen Beziehungen, ihrem sehr verschiedenartigen Werthe, weiss der Schüler aus Hrn. Brunnemann's Biographie nichts. Und

Digitized by Google

was helfen da Büchertitel und Daten, wenn nicht ein lebensvolles Bild von des Dichters Person und Werken, wenigstens in Umrissen, entworfen wird? Und wenn nur das Positive, das Hr. Brunnemann giebt, auch richtig wäre! Da erfahren wir denn S. XI, dass „Don Juan nach dem Spanischen aufgeführt" sei. Weiss Hr. Brunnemann nichts von der durchgreifenden Verschiedenheit des Festin de Pierre und des Burlador de Sevilla, weiss er nicht, dass zwischen dem spanischen Stücke und dem Molière'schen eine Anzahl italischer und spanischer Bearbeitungen liegen, die Molière sicherlich ausgenutzt hat? Ist ihm unbekannt, dass ein Kenner wie Maland das Verhältniss beider Stücke in dubio lässt, und Laun jede Beziehung zu dem Burlador in Abrede stellt? Und wenn auch eine Scene wörtliche Anklänge an das spanische Stück verräth, so ist es sicherlich schief und falsch zu sagen, der Don Juan sei „nach dem Spanischen" aufgeführt. Ebendaselbst erfahren wir, dass „der König, von allen Seiten gedrängt", die Aufführung des Tartuffe verbot. Seltsame Vorstellungen muss doch der Schüler von einem Stück erhalten, dessen Aufführung von allen Seiten gehindert wird; schwer mag es ihm werden, daraus zu errathen, dass nur die geistliche Hofclique die Aufführung des Stückes zu hemmen gesucht! Ebendaselbst die laconische Notiz, Amphitryon sei „nach Plautus" bearbeitet. Der Schüler, wenn er überhaupt bei diesem „nach Plautus" sich etwas denkt, muss sich Molière da als eine Art Plagiator vorstellen, wo er der Verfasser eines an originalem Werthe, an fesselnder Komik so reichen, durch sittliche Hoheit und politischen Freimuth*) so bedeutungsvollen Werkes ist. Von Plautus erfährt der Schüler — dass er 184 v. Chr. gestorben ist. Das ist so gut, als wenn er nichts erführe. Der Avare scheint nach Hrn. Brunnemann ein ganz selbständiges Stück zu sein, das beliebte „nach Plautus" (von den Benutzungen französischer und italienischer Stücke abgesehen) wird hier nicht hinzugefügt. Dann werden wir weiter belehrt, dass Molière in den Femmes savantes „den Stoff der Précieuses ridicules, — das Blaustrumpfthum, wieder aufnahm". Wie kenntnissreich und sinnig! Es wäre auch eines Molière würdig gewesen, ein so poetisches Thema, wie das Blaustrumpfthum, in einer fünfactigen Komödie abzuhandeln. Die Précieuses ridicules haben mit dem „Blaustrumpfthum" wenig zu thun, die Verspottung des gezierten Salontones, der geschmacklosen Sprachmodelei jener Zeit ist ihr Zweck, die Femmes savantes stellen die Verirrungen des von ihrem naturgemässen Berufe abschweifenden Weibes in so überwältigend komischer Weise dar. Neu ist es auch, dass „das Genie des Dichters damals (d. i. mit der Aufführung der Femmes savantes) seinen Höhepunkt erreicht." Abgesehen davon, wie „das Genie" des Dichters, und nicht etwa sein Ruhm, seine Bedeutung, einen Höhepunkt erreichen kann, beginnt schon lange vor den Femmes savantes der von Schlegel angedeutete, von mir (in d. Aufs. Molière und die römische Komödie, Herrig's Archiv 51) näher hervorgehobene Rückgang und Umschlag der Molière'schen Komödie.

Unverständlich muss es dem Leser bleiben, warum denn die Akademie einem Dichter, der nach Hrn. Brunnemann's Darstellung ein gewöhnlicher, vom finanziellen Erfolge begünstigter Scribent gewesen sein muss, die Aufnahme nicht hätte verweigern sollen! Unverständlich ist es auch, dass sie „ihm als Schauspieler die Aufnahme verweigert hätte", denn von der gesellschaftlichen Stellung der Schauspieler in jener Zeit ist ja nichts gesagt worden; einseitig ferner, dass hierbei der oppositionellen Stellung, die Molière zu verschiedenen Gestaltungen der damaligen Wissenschaft (Philosophie, Medicin, Theologie) einnahm, und welche die Akademie am meisten erbittern musste, durchaus nicht gedacht wird. Verwundert muss sich endlich der Leser fragen, warum „die Geistlichkeit sich weigerte, den Dichter des

*) S. Paul Lindau, Ergänzung z. Biogr. des Dichters.

Digitized by Google

Tartuffe mit kirchlichen Ehren zu bestatten", denn von dem Charakter dieser Geistlichkeit, ihrer jahrelangen Opposition gegen die Aufführung des Stückes ist nichts gesagt worden (s. o.). So übergeht denn die Biographie des Hrn. B. gerade das Wichtigste, und der Schüler erfährt durch sie nur Zahlen und Namen, die er schnell wieder vergisst, — um so nichts zu begreifen, nichts zu lernen. Wenn es dem pädagogischen Bewusstsein des Hrn. B. widerstrebte, eine wirkliche Biographie des Dichters zu geben, warum liess er nicht, wie es so manche Lehrer der Prima thun, alles Biographische — einfach weg. Und was noch schlimmer, hier werden in souveräner Sicherheit und infallibler Kürze Fragen erledigt, über welche die Wissenschaft überhaupt noch nicht (wie die Beziehung des Don Juan zum Spanischen) oder in ganz anderer Weise als Hr. B. (z. B. das Verhältniss des Amphitryon zum Plautinischen Amphitruo, die Femmes savantes etc.). entschieden hat.

Dieser Fehler tritt am schlimmsten in der Einleitung zum Stücke selbst hervor. Molière, heisst es zunächst, „entwirft ein ergreifendes Bild von dem Geist der Lüge und eigennützigen Schmeichelei der sog. guten Gesellschaft" und „Alceste ist ein rechtschaffener und ‚anständiger' Mann". Weiss denn aber Hr. Brunnemann nicht, dass eben über die Richtigkeit dieser Auffassung eine Jahrhundert lange kritische Fehde ausgefochten worden, dass ein Mann von Rousseau's Bedeutung gerade im Misanthrope eine Glorificirung der vornehmen Gesellschaft auf Kosten des tugendhaften Alceste erblickte! Und den Gegensatz zwischen Alceste und jener „guten Gesellschaft" gerade so zu fassen, in dem Charakter des Alceste nur die Lichtseiten zu erkennen, davon hätte schon der in dem Literaturverzeichniss (S. VII) citirte Taschereau den Herausgeber abhalten sollen. Nun weiter: „In Alceste zeichnet sich Molière mit allen seinen Schwächen und guten Eigenschaften." Ja, Hr. Brunnemann, wenn die Sache so einfach wäre, wie hätte dann Rousseau's und seiner Nachbeter Kritik überhaupt aufkommen können, wie wären dann andere Kritiker genöthigt gewesen, den „Molière gegen sich selbst in Schutz zu nehmen", um Humbert's Ausdruck zu gebrauchen. Ich selbst habe neuerdings (Herrig's Archiv 52) den specielleren Nachweis geführt, dass Alceste und Molière nicht völlig identisch sind; dass auch das Verhältniss des Alceste zu Celimène nicht in allen Punkten dem des Molière zu A. Béjart entspricht, wie S. XIV gleichfalls behauptet wird.

Wundersam denkt sich Hr. B. den Charakter des „guten" (sic) Molière. Er sei „wetterwendisch und jähzornig" gewesen. Und damit soll seine Identität mit Alceste bewiesen werden. Da wäre ich zunächst auf den Beweis für diese Charaktereigenschaften des Dichters neugierig, — und dann — was bewiesen sie im vorliegenden Falle? Das Gegentheil, — dass Molière und Alceste nicht ganz identisch seien. Alceste ist so wenig „wetterwendisch", dass er mit starrster Consequenz an dem Vorgefassten festhält, auch „jähzornig" ist er eben nicht. Sie übersehen, Hr. B., bei der Frage der Identität Molière's und Alceste's etwas sehr Wichtiges, das Sie für sich gerade trefflich nutzen könnten, — jene melancholisch düstere Gemüthsstimmung in Molière's späteren Jahren, die in boshaftester Weise der Verfasser des Elomire hypocondre schildert. Und um endlich diese Frage abzuschliessen, weiss denn Hr. B. nicht, dass namhafte Kritiker in Philinte ein Porträt Molière's gesehen, dass in dem Stücke selbst Alceste — mit Sganarelle der Ecole des maris verglichen wird? Diese Punkte mussten alle bei der Aburtheilung der Frage berücksichtigt oder — was besser — die ganze Frage in einer Schulausgabe bei Seite gelassen werden. Nun folgt Missgriff auf Missgriff, Irrthum auf Irrthum. Alceste „glaubt an die Treue einer Kokette", eine nur zum Theil richtige Behauptung, wie das Stück zeigt; dass Alceste der duc de Montausier sei, wird als eine „durchweg irrige Ansicht" bezeichnet. Zuviel behauptet, es lassen sich bestimmte

Digitized by Google

Gründe für diese Annahme beibringen, die Hr. B. allein aus Taschereau kennen sollte. Irrig ist es, dass „Erklärer, die ihre Phantasie in der Ferne schweifen lassen", in Celimène ein Bild der Herzogin von Longueville entdecken wollen. Diese Erklärer folgten ihrerseits dem Geschwätz von Zeitgenossen Molière's, die ihre Phantasie nicht in der Ferne, sondern ganz in der Nähe, nämlich in der Scandalchronik des Hofes — umherschweifen liessen. Dass übrigens diese Annahme nicht ganz ohne Grund ist, scheint Hr. B. aus seinen Taschereau-Reminiscenzen nicht mehr übrig zu haben. Und endlich soll gar die Arsinoé, jene widerwärtige Coquette — die du Parc sein, jenes reizende Wesen, das Molière Jahre lang sterblich geliebt, die noch in vorgerückterem Alter auf ihn den tiefsten Eindruck machte (s. P. Lindau's oben angef. Schrift). Das ist doch beinahe spassig! Und endlich, welche Rolle spielt der „gute Molière" in Hrn. Brunnemann's Darstellung! In jener Stelle aus der „Fameuse comédienne", die Hr. B. S. XIV citirt, die den Verzweiflungsschrei eines in seiner Ehre beschimpften, im Herzen gebrochenen Mannes, in jedem Laute wiedertönen lässt, — sieht Hr. B. nur — ein „mildes Urtheil" über A. Béjart. Und doch hatte P. Lindau diese und andere Stellen der Fameuse comédienne in so meisterhafter Weise dargelegt. „Schliesslich", heisst es S. XV, „war es dem guten Molière zu viel geworden." So wird denn der „gute" Molière zum guten Ménélas des Offenbach metamorphosirt. Molière, der die Menschen wie keiner gekannt, der gefoppte Ehemänner, trügerische Coquetten so meisterlich geschildert, sei selbst ein lächerlicher Cocu in den Händen einer noch ziemlich harmlosen Coquette gewesen! Von der gesellschaftlichen Corruption, der moralischen Weitherzigkeit zur Zeit Molière's weiss Hr. B. entweder nichts, oder, wenn er, den Schülern zu Liebe, die Dinge bis zur Unkenntlichkeit entstellt, so ist doch mancher Primaner nicht naiv genug, um dabei nicht heimlich ins Fäustchen zu lachen!

Am Schluss der Einleitung wird uns noch mitgetheilt, dass Molière den Misanthrope nach der dritten Aufführung zurückgezogen, und erst zugleich mit dem Médecin malgré lui, „das Meisterstück", durchgeschleppt habe. Erstaunt muss sich der Leser, der aus der Einleitung von dem Stücke entweder nichts, oder nur das Vortrefflichste erfahren, fragen, wie denn das möglich war.

Ueber den Commentar des Stückes ist wenig zu bemerken. Anerkennenswerth ist die Sorgfalt, mit der Hr. B. jede Inversion und orthographische Besonderheit verzeichnet, seltsam ist es aber, nur das zu berücksichtigen, was sich in Sachs' Wörterbuch nicht findet. Wer von den Primanern hat denn auch den französisch-deutschen Theil des Sachs? Bisweilen auch hier die souveräne Kürze der Biographie und der Einleitung. So musste S. 25 das „égards" doch erklärt und gerechtfertigt werden, wenn nicht das ursprüngliche regards wieder eingesetzt wurde (cf. Moland). S. 18 war die Erklärung von cabinet nicht so einfach abzuthun, wie Moland's längere Ausführung zeigt. Anderes übergehe ich. Man möge übrigens mit der Wichtigkeit des Gegenstandes diesen allzulangen Excurs entschuldigen.

Halle. Dr. Mahrenholtz.

Französische Sprechschule. Ein Hülfsbuch zur Einführung in die französische Conversation. Für den Schul- und Privatgebrauch herausgegeben von Georg Stier. Leipzig, F. A. Brockhaus 1878. 334 S.

Das unter vorstehendem Titel erschienene Buch enthält eine ausführliche Zusammenstellung derjenigen Vocabeln und Wendungen, welche in

Digitized by Google

der Unterhaltung über die wichtigsten Lebensverhältnisse am häufigsten vorkommen. Die Stier'sche Sprechschule zerfällt in 20 Capitel, welche handeln: von der Gesundheit, von der Krankheit, vom Wetter, von der Uhr, von der Zeit, vom Alter, von den Höflichkeitsformeln, von den Festen, vom Hause und seinen Theilen, von den Möbeln, vom Feuer, der Beleuchtung, dem Schlafengehen und Aufstehen, von der Toilette, der Wäsche, der Kleidung des Mannes und der Frau, den weiblichen Handarbeiten, dem Briefe, dem Unterricht und den Mahlzeiten. Das Buch ist von dem Verfasser während seines dreijährigen Aufenthaltes in Paris ausgearbeitet worden und demnach aus mehrjähriger Praxis hervorgegangen, wie man in der Behandlung der einzelnen Capitel denn auch überall den Blick eines einsichtigen und gewissenhaften Schulmannes erkennt. Nehmen wir einen Abschnitt, den vom Unterricht (p. 215—271), heraus. Derselbe hat folgende Unterabtheilungen: A. Allgemeines über die verschiedenen Arten des Unterrichts, öffentlichen, privaten Unterricht, Realschul-, Gymnasial-, Universitätsunterricht etc. B. Die Schulen, Pensionsanstalten, das Schulzimmer mit seinen Geräthen, der Schulcursus, die Ferien. C. Der Schüler, die Schülerin, nebst den an sie zu richtenden Aufforderungen und Ermahnungen, den zu ertheilenden Strafen u. s. w. D. Der Lehrer. E. Die Unterrichtszweige und zwar: die Sprachstunde, mit den wichtigsten in ihr vorkommenden Vocabeln und Redensarten in Bezug auf das Können, Sprechen, Lernen, Verstehen, Aussprechen, Sich unterhalten. Die Grammatikstunde, die schriftlichen Arbeiten, die Schreibstunde, die Lesestunde, die Rechenstunde, die Geometrie-, Geschichts- und Geographiestunde (mathematische, astronomische, physische, politische Geographie), die Zeichenstunde, die Musikstunde (der Musiklehrer, das Clavier mit seinen Theilen und Stimmen, das Spielen, das Liniensystem, der Werth der Noten, das Kreuz, das B, die Tonarten, der Takt, das Binden, der Gesang), die Turnstunde. Alle diese einzelnen Theile sind ausführlich behandelt, besonders hat der Verfasser Rücksicht genommen auf die Vermeidung von Germanismen; in den Anmerkungen sind kleine Excurse über einzelne Wörter und Wendungen, etymologische Notizen, Synonymik und Aussprache, Belegstellen aus modernen Schriftstellern etc. gegeben. Dem Unterzeichneten ist kein ähnliches Buch bekannt, in welchem die betreffenden Stoffe mit gleicher Ausführlichkeit und Umsicht behandelt wären, so dass er der Stier'schen Sprechschule eine recht weite Verbreitung wünscht und hofft, dass der Verfasser recht bald in einem zweiten Theile in gleicher Weise auch die anderen bis jetzt von ihm noch nicht berücksichtigten Lebensverhältnisse behandeln wird. Eine besondere Hervorhebung verdient noch das Nachwort, in welchem Herr Stier die Methode, welche er den Schülern gegenüber anzuwenden pflegt, auseinandersetzt. Die Ausstattung ist gut, der Druck deutlich und correct.

Dr. A. Güth.

Anglia. Zeitschrift für Englische Philologie. Enthaltend Beiträge zur Geschichte der Englischen Sprache und Literatur, herausgegeben von Richard Paul Wülcker. Nebst kritischem Anhang und einer Bücherschau herausgegeben von Moritz Trautmann. I. Band, 2. Heft. Halle a/S., Lippert'sche Buchhandlung (Max Niemeyer) 1877 und I. Band, 3. Heft, 1878.

Indem ich auch die beiden letzten Hefte der „Anglia" zur Anzeige bringe, beschränke ich mich darauf, einfach den Inhalt anzugeben, der für

Digitized by Google

die Gediegenheit und Wissenschaftlichkeit der Zeitschrift genügend spricht und hier den Lesern des Archivs empfohlen wird. J. Zupitza tritt darin mit nicht weniger als vier Artikeln auf. Ihre Titel lauten: „Ein verkannter englischer und zwei bisher ungedruckte lateinische Binnesegen“; „Fragment einer englischen Chronik aus den Jahren 1113 und 1114“; „Lateinisch-englische Sprüche“ und „Das nicäische Symbolum“. K. Regel behandelt „Spruch und Bild im Layamon“, C. S. Weiser „Pope's Einfluss auf Byron's Jugenddichtungen“; W. Sattler liefert „Beiträge zur Präpositionslehre im Neuenglischen“; C. Horstmann giebt einen Abdruck des „Canticum de Creatione“ aus Ms. Trin. Coll. Oxf. 57 mit vorangehenden Erläuterungen; A. Holder „Collationen zu angels. Werken“; K. Elze „Noten und Conjecturen zu neuengl. Dichtern“ und R. P. Wülcker widmet „C. M. Grein“ einen Nachruf.

Inhalt des dritten Heftes ist: Zunächst wieder drei Artikel von J. Zupitza: „Zwei mittelengl. Legenden-Handschriften“; „Verbesserungen und Erklärungen zu altengl. Schriftstellern“ und „Zu R. Morris, An old English Miscellany, pp. 156—159“; weitere Artikel sind: „Ein Beitrag zu Cölestin“ von C. Horstmann; „Die alliterirende engl. Langzeile im 14. Jahrhundert“ von F. Rosenthal; „Zur ersten Verdentschung von Milton's verlorenem Paradiese“ von C. Brandl; „Ueber den Dichter Cynewulf“ von R. Wülcker; „Collationen zu angels. Werken“ von A. Holder; „Beiträge zur engl. Lautlehre“ von B. ten Brink; „Ludwig Ettmüller“ und „Ueber Grein's Nachlass“ von R. Wülcker.

Ausserdem enthalten beide Hefte „Anzeigen und Kritiken“ von W. Wagner, dem Unterzeichneten, den Herausgebern, G. Baist, K. Sachs, N. Delius und E. Sievers.

Leipzig. Dr. David Asher.

Digitized by Google

Miscellen.

Herrn Dr. Ludwig Herrig, Herausgeber des A. N. S.

Geehrter Herr, Im Interesse des „Archivs“ und seiner Leser bitte ich eine Angabe in dem 2. Heft des LIX. Bandes berichtigen zu dürfen. Herr Dr. Weddigen sagt daselbst auf Seite 153: „In Nordamerika hat das deutsche Element die denkbar bedeutendste Zukunft. Die Künste und Wissenschaften der Deutschen etc. etc. erfüllen den Amerikaner mit Begeisterung. Die deutsche Sprache wird hier geradezu als die gebildete Sprache betrachtet. — — — In mehreren Ackerbaustaaten am untern Ohio und obern Missisippi sind die Schulen, wie jede andere öffentliche Anstalt, völlig deutsch, und das Deutsche ist hier die gewöhnliche Umgangssprache. Selbst in den Staaten, in welchen sich das deutsche Element in der Minderheit befindet, wie z. B. in Ohio, wird die deutsche Sprache obligatorisch in den Volksschulen gelehrt.“

In allen diesen Angaben ist etwas richtiges, und doch könnte man sie alle als falsch bezeichnen; einige sind gewiss ganz unrichtig. Es giebt keinen einzigen Staat in der Union, in welchem die Deutschen in der Mehrheit sind; es giebt nur hier und da einige kleine Ortschaften, wo dies der Fall ist. Man hält die deutsche Sprache für „eine“ nicht für „die“ gebildete Sprache. Abgesehen von gelehrten Anstalten, ist die deutsche Sprache nirgends ein obligatorischer Schulgegenstand, ausgenommen wo die lokale Schulbehörde sie nach vorhergegangener Abstimmung dazu macht, was hier und da, aber sehr vereinzelt, mag vorgekommen sein. Als ein facultatives Studium wird Deutsch in mehreren Städten gelehrt, aber diese Städte bilden doch nur eine kleine Minderzahl.

Das deutsche Element hat im Norden der Union viel Freunde, aber ebenso nicht wenig Feinde. Man macht sich von diesen Sachen doch wohl häufig eine falsche Vorstellung in Deutschland. Ein fast 20jähriger Aufenthalt in den Vereinigten Staaten, dreizehn davon als Professor an der Staats-Universität von Jowa, erlaubt mir ein Urtheil über diesen Gegenstand. Das Englische ist hier entschieden die gebildete Sprache; die Bürger der Union sind, einige kleine Distrikte abgerechnet, überall der Mehrzahl nach englisch-sprechend; die Deutschen selber geben mehr und mehr den Gebrauch ihrer Muttersprache auf, und wenn auch deutsch immer in einigen Theilen gesprochen werden wird, kann doch darüber kein Zweifel sein, dass die Mehrzahl der Deutschen sich vollständig mit den englisch redenden Amerikanern amalgamiren wird. Es ist nur äusserst wenig Menschen möglich, zwei Sprachen gut zu sprechen, die Mehrzahl spricht nur eine überhaupt leidlich. Es ist nicht wünschenswerth und auch nicht möglich, dass

Digitized by Google

das Deutsche auf Kosten des Englischen unter der grossen Menge von Deutschen gepflegt werde, die ihren Lebensunterhalt doch naturgemäss im Verkehr mit englisch redenden Amerikanern, Irländern, Engländern etc. zu erwerben haben. Folglich wird die deutsche Sprache nur bei der Minderzahl fortleben, wie dies ja auch der Fall mit der französischen in Canada und New-Orleans ist. Dass das deutsche Element ausserordentlich zur Entwicklung des Landes beiträgt, wird gern zugestanden. Man gesteht auch ferner einzelnen Deutschen viel Gelehrsamkeit zu, oft mehr als sie verdienen, und manchen glückt es, eine wichtige Stellung zu erlangen. Dies ist namentlich der Fall mit Herrn Schurz gewesen, der sich schon in jungen Jahren mit amerikanischen Verhältnissen, der Sprache und Politik vertraut gemacht hatte und dem es zu statten kam, dass er in einer Gegend wohnte, wo das deutsche Element die imposanteste Minorität der Union bildete. Trotzdem wird Niemand, der die Verhältnisse kennt, zu behaupten wagen, dass Herr Schurz bei den Amerikanern im Allgemeinen beliebt ist, man duldet ihn, benutzt ihn, weil er, wie man glaubt, über eine bedeutende Anzahl Stimmen verfügt. That is all! oder doch beinah Alles!

Es ist sehr schade, dass dem so ist. Warum kam Deutschland so spät? Warum musste es Frankreich und England den Vorrang lassen? Ich habe persönlich ein grosses Interesse daran, das deutsche Element in Amerika erstarken zu sehen, bin aber noch deutsch genug gesinnt, ein aufrichtiges Bedauern zu fühlen, dass Deutschland nicht vermag seine nützlichen Arbeitskräfte zu Hause zu behalten, anstatt sie auf ein fremdes Feld als „Völkerdünger" zu schicken.

Jowa City, Jowa
May 1878.

Dr. C. A. Eggert,
Professor der neuern Sprachen und Literaturen an der Jowa State University.

Notiz.

Auf Verlangen wird hierdurch bezeugt, dass die im 59. Bande, S. 461, abgedruckte Beurtheilung des Wittstock'schen Elementarbuches nicht von Herrn Dr. Asher in Leipzig herrührt. D. Red.

Nachtrag.

In dem Verzeichniss zu meiner Abhandlung über das reflexive Verb im Englischen ist Folgendes irrthümlich weggeblieben:

disperse. the Duke's horse had -d ths. over the moor H II, 177. — sonst stets neutral: the Irish -d V, 96. 22. the clouds had -d S I, 108.

Dr. Beckmann.

Digitized by Google

Das Leben Jean Antoine de Baïf's.*)

Von

Dr. Heinrich Nagel.

Das Wiederaufblühen der klassischen Studien am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, das, von Italien ausgehend, fast auf das ganze civilisirte Europa einen neubelebenden Einfluss ausübte, brachte besonders in Frankreich, wo Pracht und Luxus liebende Könige und Fürsten in der Begünstigung von Künstlern, Gelehrten und Dichtern mit einander wetteiferten, einen Umschwung fast aller bestehenden Verhältnisse sowohl auf dem Gebiete des politischen und socialen Lebens, als auch auf dem der Kunst und Wissenschaft hervor. Auch die Poësie, die ja an dem geistigen Aufschwunge eines Volkes regen Antheil nimmt, konnte von diesen Einflüssen nicht unberührt bleiben. Wenn wir schon in den Werken eines Marot und einer Margarethe von Valois, eines Calvin und eines Rabelais die erste, wenn auch nur schwache Wirkung der Renaissance — wie man jene Zeit in Frankreich gewöhnlich nennt — leicht wahrnehmen können, so tritt dieselbe in hervorragender und ganz unverkennbarer Weise in den Werken jener Dichter hervor, die wir mit dem Beinamen der französischen „Plejade" zu bezeichnen pflegen, und an deren Spitze der von seinen Zeitgenossen

*) Mit diesem Artikel beginnt eine Reihe Abhandlungen über J. A. de Baïf, welche dazu dienen sollen, denselben als Mensch und als Dichter in's rechte Licht zu stellen; ausser dem Leben des Dichters werden wir seine Werke, sodann seine Versifikation spec. seine Strophenbildung und schliesslich die Bildung und Einführung neuer Wörter bei Baïf behandeln; in den beiden letzten Arbeiten werden auch drei andre Mitglieder der Plejade, Ronsard, Du Bellay und Remy Belleau, z. Th. gebührende Berücksichtigung finden.

Digitized by Google

vielfach bewunderte Ronsard steht. In ganz Frankreich, am Hofe der Fürsten und Grossen, erregten die Dichtungen des letzteren grosses Aufsehen; von allen Seiten, von Gelehrten und Künstlern, von Volk und Hof, von Ausland und Inland wurde er gefeiert und geehrt. Aber mit derselben Schnelligkeit, als Ronsard und mit ihm zum Theil seine Genossen ihr Ruhmesgebäude errichtet hatten, stürzte dasselbe wieder zusammen; vor den strengen Wort- und Versrichtern Malherbe und Boileau fanden die dichterischen Schöpfungen jener Männer keine Gnade; ja ein solches Gewicht legte man auf die Aussprüche dieser beiden Kritiker, dass von nun an Niemand mehr wagte, gegen das Verdammungsurtheil derselben Widerspruch einzulegen. So sanken allmählich die Namen jener Dichter und mit ihnen ihre geistigen Produkte in das Grab der Vergessenheit; über ein paar Jahrhunderte wurde ihrer nicht mehr gedacht; erst in neuerer Zeit und zwar durch das Epoche machende Werk Sainte-Beuve's: „Tableau historique et critique de la poésie française et du théâtre français au XVIe siècle“ hat ein neuer Aufschwung der französischen Litteraturgeschichte jener Zeit begonnen. Diesem Autor gebührt vor allem das Verdienst, den bis dahin über die Werke der Dichter der französischen Plejade geworfenen Schleier der Vergessenheit gelüftet und jenen Männern eine würdigere Stellung als bisher in der Litteratur verschafft zu haben. Er wies sogar darauf hin, wie vielleicht ohne jene allerdings etwas zu streng an das klassische Alterthum sich anschliessende Richtung das baldige Herannahen des goldenen Zeitalters der französischen Litteratur kaum möglich gewesen wäre. Denn durch die Nachahmung griechischer und lateinischer Poësien zeigten die Mitglieder der Plejade allen aufstrebenden Geistern die Quellen, aus denen sie allein die Nahrung und den Stoff zur Hervorbringung vollendeter Werke in französischer Sprache schöpfen konnten; durch Ronsard und seine Schule wurde erst die Kenntniss und der Geschmack am klassischen Alterthum unter dem grösseren Publikum verbreitet. Wenn auch der innere Werth der Werke und die Wahl des Ausdrucks noch oft etwas zu wünschen übrig lassen, so liegt ferner das Verdienst jener Dichter vor allem in der Aufrichtigkeit und in dem glühenden Eifer, den sie für ihre Werke an

Digitized by Google

den Tag legten, und in der edlen Begeisterung, die sie für ihre Sprache bekundeten.

Vornehmlich einer unter den sieben Dichtern, der vielleicht neben Ronsard die bedeutendste Stellung unter seinen Genossen einnimmt, ist fast bis auf die Gegenwart falsch beurtheilt und wegen einiger absurden, von ihm herrührenden Neuerungen in der französischen Sprache ganz gering geachtet worden; wir meinen den hochgelehrten und gebildeten, von seiner Mit- und Nachwelt oft verkannten **Jean Antoine de Baïf.** Im Folgenden wollen wir nun versuchen, ein Bild des Lebens dieses Dichters zu entwerfen, und dann aus seinen Werken zu zeigen, dass Baïf nicht nur ein Mann von ganz umfassenden Kenntnissen, namentlich in den klassischen Sprachen, sondern auch ein wahrer Dichter gewesen ist, voll von Verstand und Geist, von Herz und Gemüth, von Humor und Witz.

Die Quellen, aus denen wir sichere Anhaltepunkte für sein Leben schöpfen können, fliessen allerdings nur ziemlich spärlich; das meiste liefern uns die Werke Baïf's selbst.*)

Die Vorfahren unseres Dichters**), die Herren von Baïf, bewohnten seit alter Zeit das Schloss „les Pins" nahe bei Flèche in Anjou und besassen ausserdem in der Provinz Maine die Rittergüter Vermeil-le-Chetif und Mangé. Auf dem Schlosse „les Pins" wurde auch L a z a r e d e B a ï f, der Vater Jean Antoine's, um das Jahr 1490 geboren. Anfangs für den geistlichen Stand bestimmt, änderte er jedoch seine Laufbahn bald, denn in seinem zwanzigsten Jahre finden wir ihn bereits in Paris, wo er als junger Jurist den Verhandlungen des Parlaments beiwohnt. Auf den Rath eines gewissen Herrn Christoph von Longueil, den er bei dieser Gelegenheit kennen lernte, giebt er das Rechtsstudium auf und vertauscht dasselbe mit dem der klassischen Sprachen, ein Wechsel, der ihm um so willkommener war, als er von seiner frühesten Jugend an ein eifriges Verlangen nach demselben an den Tag gelegt hatte. Er reiste zu diesem Zwecke in Begleitung jenes Herrn nach

*) Vgl. L. Becq de Fouquières: Poésies choisies de J. A. de Baïf. Paris 1874.

**) Vgl. Hauréau M. B., Histoire littéraire du Maine, Tom. III, 1. Abhandlung: Lazare de Baïf. Paris.

Rom, dem damaligen Centralpunkte alles Wissens, wo er ein sehr eifriger Schüler des berühmten Lehrers der griechischen Sprache, des Candioten Marcus Musurus, wurde. Jean Antoine de Baïf erzählt uns diesen Bildungsgang seines Vaters mit folgenden Worten:

Ce mien pere, Angevin gentilhomme de race,
L'un des premiers François qui les Muses embrasse,
D'ignorauve ennemi, desireux de sçavoir,
Passant torrens et mons jusqu'à Rome alla voir
Musure Candiot: qu'il ouït pour aprendre
Le Grec des vieux auteurs, et pour docte s'y rendre:
Où si bien travailla que, dedans quelques ans
Il se fit admirer et des plus sufisans*).

(Widmung der Poêmes a. d. König.)

Nach einigen Jahren angestrengten Studiums kehrte er nach Paris zurück, wo er am Hofe Franz des Ersten, der allen aufstrebenden Geistern seine volle Huld zuwandte, eine freundliche Aufnahme fand und gleichzeitig die Stelle eines Geheimschreibers der päpstlichen Kanzlei (protonotaire) mit der Zusicherung erhielt, dass er, sobald eine Vakanz eintrete, als Gesandter verwendet werden solle. Das Hofleben scheint ihm jedoch nicht sonderlich gefallen zu haben, denn den grössten Theil seiner Zeit brachte er auf dem Stammsitze seiner Väter in Anjou zu, wo er sich mit litterarischen Arbeiten beschäftigte. Hier sollte er aber nicht allzulange der Ruhe geniessen, denn am 25. Juni 1529 wurde er zum Gesandten Frankreichs bei der Republik Venedig designirt. Auch über diese Ereignisse erhalten wir von seinem Sohne genügenden Aufschluss:

Docte il revient en France: et comme il ne desire
Rien tant que le sçavoir, en Anjou se retire
Dans sa maison des Pins, non guiere loin du Loir,
A qui Ronsard devoit si grand nom faire avoir.
Le bon Lazare là, non touché d'avarice,
Et moins d'ambition, suit la Muse propice:
Et rien moins ne pensoit que venir à la court,
Quand un courier expres à sa retraite court
Le sommer de la part du grand roi, qui le mande,
Et le venir trouver sans refus luy commande. (A. o. O.)

*) Die Orthographie dieser und der übrigen Stellen aus J. A. de Baïf's Werken folgt der vom Dichter selbst besorgten Ausgabe vom Jahre 1573.

Digitized by Google

Seine Abreise nach Venedig verzögerte sich aber bis in die ersten Monate des Jahres 1531; denn dass er erst um diese Zeit abgereist sein kann, scheint ziemlich deutlich aus einem Briefe, den er von Venedig aus am 10. December 1531 an Herrn von Auxerre, den französischen Gesandten in Rom, schrieb, hervorzugehen. Dort heisst es*):

> Monseigneur, ce qui j'ay esté long temps sans vous escrire ce a esté pour ce que ces Seigneurs depeschent bien peu souvent à Rome, et si quelque fois, il se y faict depesche secrette etc.

In Venedig wurde ihm auch im Februar 1532 sein Sohn, Jean Antoine, geboren. Im Laufe des Jahres 1532 verliess Lazare Venedig wieder. Nach seiner Ankunft in Frankreich wurde er mit verschiedenen diplomatischen Aufträgen nach Spanien und Deutschland gesendet und wohnte auch als französischer Vertreter dem Reichstage zu Speier bei. Auf dieser letzten Reise begleiteten ihn Charles Etienne und der kaum 16 Jahr alte Pierre Ronsard, wie uns der letztere selbst mittheilt:

> Et à peine seize ans avoient borné mon âge
> Que l'an cinq cens quarante avec Baïf je vins
> En la haute Allemaigne.

Bei diesen diplomatischen Sendungen hatte Baïf eine grosse Gewandtheit und Geschicklichkeit gezeigt, welchen Eigenschaften er seine baldige Beförderung zum Parlamentsrath (1533) (conseiller du Parlement) und einige Jahre später (1541) die zu einem ständigen Berichterstatter über die Bittschriften im königlichen Palast (maître de requêtes ordinaire à l'hôtel du roi) verdankte.

Nach seiner Rückkehr aus Deutschland verliess er Frankreich nicht wieder. Seit dem Jahre 1543 bewohnte er in Paris das Stadtviertel der Universität, versah beim Könige seine laufenden Geschäfte als „maître de requêtes" und benutzte seine übrige freie Zeit zu wissenschaftlichen Beschäftigungen und zur Erziehung seines Sohnes. Er starb in demselben Jahre wie sein König (1547), dessen Leichenbegängnisse er noch beigewohnt hatte. In welcher Achtung er bei seinen Zeitgenossen

*) Bei Camusat: Melanges historiques, Bd. III, p. 143.

Digitized by Google

gestanden, beweist hinlänglich eine Ode Ronsard's auf den Tod Baïf's, in der er ihm ein bleibendes Denkmal setzte. Der letzte Vers derselben lautet:

> A l'ignorance il est guerre:
> L'excellence
> De la France
> Mourut en Budé première;
> Et encores
> Morte est ores
> Des Muses l'autre lumière.

An der litterarischen Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts hat Lazare de Baïf ebenfalls theilgenommen, und er ist jenen Männern zuzurechnen, die zwischen dem Gebrauche des Lateinischen und des Französischen schwankten und den Uebergang von einem zum andern bezeichnen. Er war Rechtsgelehrter, Dichter und Redner zugleich. Drei Abhandlungen über Gegenstände der griechischen und römischen Archäologie hat er verfasst: „De re vestiaria", „de re vascalaria" und „de re navali", von denen namentlich die erste, deren Ausarbeitung er auf der Reise nach Rom begonnen, grossen Beifall bei seinen Zeitgenossen erntete und bis zum Jahre 1549 viele Auflagen erlebte. Weniger Erfolg erzielten dagegen seine Uebersetzungen, wie die der Elektra des Sophokles und die der Hekuba des Euripides, welche beiden Stücke er Vers für Vers und Wort für Wort ins Französische übertragen hat; endlich hat er auch noch die vier ersten Lebensbeschreibungen des Plutarch übersetzt*). Als Dichter hat er eine ziemliche Anzahl von Epitapheen, Balladen, Chansons etc. verfasst; eine Anzahl von Briefen Baïf's, die er in seiner Stellung als Gesandter geschrieben hat, finden wir bei Camusat: Mélanges historiques, tom. III. Aus allem diesen ersehen wir, dass die Thätigkeit Lazare de Baïf's auch auf dem Felde der französischen Litteratur keine zu unterschätzende war; sie wird natürlich vollständig in den Schatten gestellt durch die viel umfangreichere dichterische Beschäftigung seines Sohnes, Jean Antoine de Baïf, zu dessen Lebensbeschreibung wir jetzt übergehen wollen.

*) Nach Du Verdier: Bibliothèque etc., tom. IV: „Premier il mit la main à la Traduction des vies de Plutarque et en fit les quatres premières".

Digitized by Google

Wie bereits erwähnt, wurde unser Dichter im Februar des Jahres 1532 zu Venedig geboren; diese Zeitangabe ist vielfach bestritten worden, sie scheint jedoch ganz unzweifelhaft aus eigenen Geständnissen Baïf's hervorzugehen. Im letzten Stücke seiner Poëmes „A son livre“ heisst es:

Dy leur que je fus debonére:
Souvent pensif: parfois colére:
Mais soudain il n'y paroissoit.
Oust dans Paris vit le carnage,
Le Fevrier davant de mon âge
L'an quarantiéme accomplissoit. (Poëmes, p. 271.)

Hier spielt der Dichter ganz deutlich auf die berüchtigte Bartholomäusnacht (24. August 1572) an; da er nun nach obigen Versen im Februar vor derselben sein vierzigstes Lebensjahr erreichte, so muss seine Geburt in den Februar des Jahres 1532 fallen. In der Kirche zum „heiligen Moses“ zu Venedig wurde er getauft und erhielt nach seinen Pathen den Namen Jean Antoine:

Afin que né de luy, sur les fons Saint Moïse
Je fusse battizé des noms de mes parrains,
Justinian et Rinçon, tenans mes foibles reins,
Jan Antoine nomé. (Widm. der Poëmes a. d. König.)

In dem zartesten Kindesalter brachte ihn sein Vater von Venedig nach Paris:

Moy chetif enfantelet tendre,
Ce croy-je, encore emmaillotté
En des paniers je fus osté,
Pour dur à tout ennuy me rendre
Hors la maternelle Cité! (Poëmes, p. 119.)

Hier wurde er schon als ganz kleiner Knabe mit den Elementen der klassischen Sprachen bekannt gemacht. So legte Charles Etienne in ihm den Grund für seine lateinischen Kenntnisse, und der berühmte griechische Calligraph, Angelus Vergetius (Ange Vergece) aus Creta, brachte ihm die Schreibweise und die Aussprache des Griechischen bei. In seiner Natürlichkeit und Aufrichtigkeit schildert uns Baïf diese Vorgänge folgendermassen:

Qui de telle naissance
Porté deça les mons dés ma flouëte enfance,

Digitized by Google

Par le soin de tel pere aux lettres bien instruit,
Pour la France devoy reporter quelque fruit
Je ne fu pas si tost hors de l'enfance tendre
La parole formant, qu'il fut soigneux de prendre
Des Maistres les meilleurs, pour déslors m'enseigner
Le Grec et le Latin, sans rien y épargner.
Charle Etienne premier, disciple de Lazare
Le docte Bonamy, de mode non barbare
M'aprint à prononcer le language Romain:
Ange Vergece Grec, à la gentile main
Pour l'écriture Grecque, Ecrivain ordinére,
De vos Granpere et Pere et le vostre, ut salére
Pour à l'accent des Grecs ma parole dresser,
Et ma main sur le trac de sa lettre adresser.
(Widm. der Poëmes a. d. König.)

Bevor sein Vater im Jahre 1540 seine Reise nach Deutschland antrat, übergab er ihn den Händen des Professor Tusan zur Erziehung. Vier Jahre brachte Baïf in dem Hause dieses Gelehrten, dem die angesehensten Familien aus allen Theilen Frankreichs ihre Söhne zu ihrer weiteren geistigen Ausbildung anvertrauten, zu, und hier bot sich unserem Dichter vielfache Gelegenheit, manches edle und für seine Zukunft wichtige und nützliche Freundschaftsbündniss abzuschliessen. Lassen wir diese letzten Ereignisse unseren Dichter nun selbst noch erzählen:

En l'an que l'Empereur Charle fit son entree
Receu dans Paris: L'année desastree
Que Budé trepassa: Mon pere qui alors
Aloit Ambassadeur pour nostre ayeul, dehors
Du royaume en Almagne: et menoit en voyage
Charle Etiene: et Ronsard qui sortoit hors de page:
Etiene Medecin, qui bien parlant étoit:
Ronsard de qui la fleur un beau fruit promettoit.
Mon Pere entre les mains du bon Tusan me lesse,
Qui chès lui nourissoit une gaie jeunesse
De beaux enfans bien nez: de soir et de matin
Leurs oreilles batant du Grec et du Latin
Là les de Beaume étoient, qui leur belle nature
Y ployerent un tems sous bonne nourriture,
Pour estre quelque jour vos loyaux conseillers,
Faits Evesques tous deux et tous deux Chanceliers,
L'un du duc d'Alençon, l'autre de vostre Mere.
La venoit Robertet' qui vostre Secretére

Digitized by Google

Sieur du Fresne mourut: et la d'autres assez
Qui aujourd'huy regretons la plus part trepassez.
Là quatre ans je passay façonnant mon ramage
De Grec et de Latin: et de divers langage
(Picard, Parisien, Touranjan, Poitevin,
Normand et Champenois) mellay mon Angevin.

Als Jean Antoine zwölf Jahre alt war, glaubte sein Vater für sein weiteres geistiges Wohl nicht besser sorgen zu können, als wenn er ihn der Fürsorge des durch seine Gelehrsamkeit weithin berühmten Dorat anvertraute, „der", wie Marcassus sagt, „zuerst die Quellen der Musen durch die Werkzeuge der Wissenschaft und das Studium der Humaniora entpfropfte". Dieser Gelehrte, der, zu Limoges geboren, sich seit 1537 in Paris aufhielt, nahm auf Wunsch Lazare de Baïf's seine Wohnung in dessen Hause. Als Ronsard, der damals gerade zwanzig Jahr alt war, aber schon auf seinen Reisen, in seinen Stellungen als Page am französischen Hofe und im Dienste des Königs Jacob von Schottland, alle Arten Abenteuer erlebt, Kriege mitgemacht, Schiffbrüche erlitten hatte, hiervon Kunde erhielt, entsagte er dem Hofleben, dem er ausserdem wegen seiner im achtzehnten Lebensjahre eingetretenen Taubheit keinen Reiz mehr abgewinnen konnte und suchte für seine etwas leichtsinnig verlebten früheren Jugendjahre dadurch Ersatz, dass er sich von neuem den Wissenschaften widmete. Ausserdem gestattete ihm der im Jahre 1544 eingetretene Tod seines Vaters in dieser Beziehung die unbeschränkteste Freiheit. Er wandte sich daher an Lazare de Baïf mit der Bitte, an den Unterrichtsstunden seines Sohnes mit theilnehmen zu dürfen, was ihm gern bewilligt wurde. Hier sammelte sich nun allmählich eine Schaar strebsamer junger Männer, die es sich vornahmen, die französische Sprache auf Grund und mit Hülfe der klassischen umzugestalten und zu erneuern, derselben den Reichthum und die Geschmeidigkeit der antiken Sprachen zu verschaffen und auf diese Weise ihrem Vaterlande eine der griechischen und lateinischen ebenbürtige Litteratur zu erringen. Vor allen waren es Ronsard und Baïf, die auf diesem Wege ihren Genossen als leuchtende Beispiele vorangingen und zur Nacheiferung anspornten. Von diesen beiden nämlich beschäftigte sich Ronsard,

Digitized by Google

der von seinem früheren Hofleben her die erste Nachtruhe leicht entbehren konnte, bis spät nach Mitternacht mit dem Studium und darauf weckte er, wenn er sich zur Ruhe begab, den jungen Baïf, der sich sofort von seinem Lager erhob, die Kerze aus seines Freundes Hand nahm und den Platz desselben nicht erkalten liess. Diese Thatsache erzählt uns Baïf selbst in einer Ode „Aux poëtes français“, die in den „Etrennes de poésie française“, einem Werke, in dem Baïf mittelst einer Reform der damaligen Orthographie die quantitirenden Verse der Griechen und Römer nachzuahmen suchte, enthalten ist. In gewöhnlicher Orthographie würde die in jambischen Trimetern geschriebene Stelle folgendermassen lauten:

> Toi, dont la hantise encore en mes jeunes ans
> Me mit de vertu dans le cœur un éperon
> Quand c'est que mangeant sous Dorat d'une même peine
> En même chambre nous veillions, toi tout le soir
> Et moi devançant l'aube dès le grand matin,
> Quand nous pourpensions en commun ce fait nouveau.

Aus dem Anfange der eben citirten Stelle ersehen wir ferner, dass Baïf Ronsard's belebenden Einfluss auf ihn durchaus nicht verkennt. Beim Eintritt Ronsard's in das Collège Coqueret besass unser Dichter bereits sehr umfangreiche Kenntnisse in den beiden klassischen Sprachen, Ronsard dagegen war kaum über die Anfangsgründe derselben hinaus. Baïf liess es sich deshalb angelegen sein, seinen Freund bei seinen Studien zu unterstützen und über die ersten Schwierigkeiten derselben hinwegzuhelfen; Ronsard dagegen zeigte sich dadurch dankbar, dass er mit seinem freien dichterischen und phantasiereichen Geiste seinem Studiengenossen Baïf die ihm bekannten Mittel, auf den richtigen Weg in der Poesie zu gelangen, zeigte*). Demnach hat sich das poetische Talent Baïf's, zum

*) Claude Binet sagt: „Il (Ronsard) se fit compagnon de Jean Antoine de Baïf et commença par son emulation à estudier; vray est, qu'il y avoit grand différence, car Baïf estoit beaucoup plus avancé en l'une et l'autre langue encore que Ronsard que surpassast beaucoup Baïf d'age. Néantmoins la diligence de maitre, l'infatigable travail de Ronsard et la conférence amyable de Baïf, qui à toutes heures luy desnouoit les plus fascheux commencements de la langue grecque, comme Ronsard, en autre echange, lui apprenoit les moyens qu'il sçavoit pour s'acheminer à la poësie française, furent cause qu'en peu de temps il récompensa le temps perdu.

Theil wenigstens, unter dem Einflusse Ronsard's entwickelt! Der letztere blieb, wie wir aus nachfolgender Stelle erfahren, sieben Jahre bei Dorat:

> Convoiteux de sçavoir disciple je vins estre
> De Daurat à Paris qui septans fut mon Maistre
> En Grec et en Latin: chez luy premièrement
> Nostre ferme amitié print son commencement
> Laquelle dans mon âme à tout jamais et celle
> De nostre amy Baïf sera perpétuelle.
>
> Oeuvres de Ronsard (Edit. Elzévirienne), élegie 20.
> (A Remy Belleau, excellent poëte français.)

„Die Freunde, welche sich im Colleg Coqueret zum gemeinschaftlichen Studium versammelten, wurden die ‚Brigade' genannt, und da sie von dem doppelten Enthusiasmus der Jugend und Neuerungssucht ergriffen waren und grosse Anerkennung fanden, so stiegen sie im Gedanken von der Erde zum Himmel, und sie hörten es gern, wenn sie statt der ‚Brigade' mit dem schmeichelnden Zunamen der ‚Plejade' belegt wurden." Zu welchem Ansehen Ronsard und seine ganze nach ihm benannte Schule bald gelangten, ist ja zu bekannt, um hier noch weiter erwähnt zu werden; kehren wir deshalb zu Baïf selbst zurück.

Wir hatten zuletzt erwähnt, dass Baïf bei seinen Studien einen sehr grossen Eifer und einen eisernen Fleiss zeigte; zu diesen Eigenschaften gesellten sich noch die trefflichsten Anlagen. So theilt uns Baillet (französischer Kritiker im 17. Jahrhundert) im sechsten Bande seiner „Jugements", wo er von den „enfants célèbres par leurs études ou leurs écrits" spricht, mit, dass er im Studirzimmer des französischen Gelehrten Ducange (gest. 1688) eine handschriftliche Sammlung von Auszügen aus 33 griechischen Dichtern gesehen habe, die der noch nicht vierzehn Jahre alte Baïf zu seinem Gebrauche angefertigt hätte, und deren Schrift, Accente und Interpunktion so genau und correkt gewesen wären, dass weder Henry Etienne noch der berühmte griechische Calligraph Vergetius es besser zu machen sich hätten rühmen können. In demselben Lebensalter soll sich Baïf auch schon als lateinischer und französischer Dichter bekannt gemacht haben; ferner war er ein geschickter Musiker und wohl erfahren in der Mathematik; es ist daher

Digitized by Google

nicht zu verwundern, wenn er beim Tode seines Vaters (1547) bei seinen Landsleuten, trotz seines jugendlichen Alters, in dem Ansehen eines Gelehrten stand. An mehreren Stellen seiner Gedichte gesteht er selbst, wie frühzeitig schon ihn die Musen mit der Gabe der Poësie beschenkt hätten.

A peine estant hors du berceau
Je ne teray qu'en mon énfance,
Au bord du chevalin ruisseau
J'alloy voir des Muses la dance,
Par toy, leur saint prestre, conduit
Pour estre à leurs festes instruit.
— — — — — — — — — —
Car puis le temps que je les vy
Autre mestier ne m'a ravy. (Poëmes, p. 87.)

Der Tod seines Vaters bezeichnet einen wichtigen Wendepunkt in unseres Dichters Leben. An ihm verlor er nicht nur einen treuen Beschützer und Ernährer, der ihm die ersten Schwierigkeiten des Lebens und des Studiums erleichtert, sondern auch einen klugen und verständigen Rathgeber, der seinen jugendlichen Eifer gemässigt und sein frühzeitig entwickeltes Talent auf die richtigen Bahnen zu lenken gesucht hatte. Nach dem Tode seines Vaters verliess er jedenfalls bald die Bildungsstätte seines geliebten Lehrers Dorat, an dem er aber noch stets mit wahrer Liebe und Begeisterung hing, was aus vielen Stellen seiner Gedichte deutlich hervorgeht:

Dorat, qui studieux du mont Parnasse avoit
Reconnu les detours: et les chemins savoit
Par où guida mes pas. O Muses, qu'on me done
De lorier et de fleurs une fréche courone,
Dont j'honore son chef. Il m'aprit vos segrets
Par les chemins choisis des vieux Latins et Grecs.
(Widm. der Poëmes a. d. König.)

Sehr gern wäre Baïf schon bei Lebzeiten seines Vaters mit seinen poëtischen Erzeugnissen in die Oeffentlichkeit getreten, um sich einen Namen als Dichter zu verschaffen, aber stets war er von demselben noch zurückgehalten worden; nach seinem Ableben jedoch regte sich in ihm dieser Drang von neuem, und durch nichts liess er sich nun mehr abhalten, da er ausserdem durch die soeben erschienene Schrift Du Bellay's

Digitized by Google

„l'Illustration de la langue française" (1549), die die Grundsätze der neuen Schule proklamirte, in seinen Bestrebungen wesentlich bestärkt wurde. Genau und ausführlich wie immer, versäumt Baïf auch hierbei nicht, uns an mehreren Stellen ganz genau den Zeitpunkt anzugeben, mit dem seine Laufbahn als wirklicher Dichter begonnen. In einem Gedichte, das sich auf die von dem Dichter selbst besorgte Ausgabe seiner Werke bezieht (1572), heisst es:

> O Villequier, aux afaires adroit,
> Juge des vers, quand aucun demandroit
> De mes écris le premier que jamais
> Je mis au jour, le viene lire, mais
> Marquant le tems excuse le bas âge,
> Où j'etoy lors et loura le courage:
> Quand jeune encore et sans barbe au menton,
> (Lors desireux d'aquerir un beau nom)
> Me hazardé sous Henri Prince humain
> (Au deuziesme an qu'il tient le sceptre en main)
> Par mes labeurs à me faire conoistre.
> Vingt et trois ans continus j'ay fait croistre
> De mes travaux d'an en an le monceau,
> Où j'emploiay de mes jours le plus beau
> Mon doux printems. (Poëmes, p. 237.)

Hiernach beginnt Baïf's dichterisches Wirken mit dem Jahre 1549, das auch noch durch eine andere Stelle, die ebenfalls auf das Jahr 1572 Rücksicht nimmt, bestätigt wird:

> Quatre fois cinq ans et trois annees
> Se sont par les mois retournees
> Depuis que je l'ay commencé;
> Mais un destin à moy contraire
> Jusques icy n'a pu distraire,
> Que ne l'ay plustôt avancé. (Passetems, p. 126.)

Abgesehen von den kleineren poëtischen Erstlingsversuchen Baïf's, war seine erste grössere dichterische Schöpfung, mit der er in die Oeffentlichkeit trat, ein Gedicht, das er aus lateinischen Hexametern übersetzt hatte, und das aus vierzeiligen Strophen von siebensilbigen Versen bestand; es erschien nebst einer Ode und einem Epitaphium 1551 in dem „Tombeau de Marguerite de Valois". Er strebte aber nach Höherem, und dem Geschmacke der damaligen Zeit folgend, fing auch Baïf

Digitized by Google

an, sich für Liebe zu begeistern und seine Geliebte zu besingen, denn:

> Amour luy seul est l'âme du grand monde
> Qu'il entretient: par luy la paix abonde:
> Il est partout: il remplist les bas lieux
> La terre et l'eau. Voire emplist les hauts cieux
> C'est par Amour que l'âme genereuse
> Exercera la vertu valeureuse:
> C'est par Amour que d'un brave renom
> L'homme de pris honorera son nom.
>
> (Widmung der Amours.)

Wie Petrarka seine Laura, Du Bellay seine Olive, Ronsard seine Cassandra und Helena, Remy Belleau seine Cythere besingt, so will unser Dichter seine Meline und Francine durch seine „Amours" verherrlichen und ihre Namen unsterblich machen. Der Anfang dieser dichterischen Beschäftigung Baïf's fällt, wie er uns wiederum genau mitzutheilen nicht unterlässt, gegen das Ende des Jahres 1552, als er in dem jugendlichen Alter von 20 Jahren und 9 Monaten stand:

> Pour l'amour d'un doux cruel visage
> J'alloy chantant sur les rives de Seine
> Lorsque neuf mois je contoy sur vingt ans.
>
> (Am. de Meline, p. 11.)

Seine erste, freilich nur fingirte Geliebte belegte er mit dem lieblichen Namen „Meline", und sie begeisterte sein dichterisches Genie zu manchem innigen Sonnett, aber auch zu manchem lasciven Chanson:

> Moy paravant nourisson de la France,
> Qu'apeine encor je sortoy de l'enfance,
> Je ne portoy nulle barbe au menton,
> Aux premiers traits, que l'enfant Cupidon
> Non éprouvé, lâcha dans ma poitrine,
> Je decouvri sous le nom de Meline
> Mes premiers feux, tost dedans Orleans
> Tost dans Paris, coulant mes jeunes ans.
>
> (Widmung zu Amours.)

Bei der Abfassung dieser „Amours" ging Baïf, wie aus vielen Stellen derselben hervorgeht, von keinem andern Gedanken aus, als seinen Namen als Dichter unsterblich zu machen:

Digitized by Google

Saphon encore vit, et Phaon son souci:
Horace a jusque icy fait bruire sa Lalage,
Delie par Tibulle est maistresse de l'âge,
Et Meline, je croy, ne mourra pas aussi.
(Amours, p. 24.)

Nur allzubald scheint Baïf die ganze Nutz- und Zwecklosigkeit dieser Art dichterischen Schaffens eingesehen zu haben, wenn er im ersten Buche seiner „Amours de Meline“ zu seinem Freunde Muret spricht:

Mais quand viendra, qu'oubliant avec l'âge
Comme tu fais, cette estude trop vaine
J'employe mieux mon esprit et mon temps?

Trotzdem aber wandte er seinen Geist und seine Zeit vorläufig eben nicht besser an; denn als er nicht lange nachher mit seinem Freunde Tahureau eine Reise nach Poitiers unternahm, brach eine neue und wirkliche Leidenschaft bei ihm hervor, die ihn zur Abfassung einer grossen Anzahl neuer Liebeslieder anfeuerte:

Fuyant depuis les assauts de l'envie
Qui de tout tems a guerroyé ma vie
Quittay me Sene avec mon Tahureau,
Luy me tira sur les rives du Clain
Pour compagnon. (Widm. zu Amours.)

Hier, in Poitiers, machten nämlich beide Dichter die Bekanntschaft zweier Schwestern, der schönen Marie, die Tahureau unter dem Namen „Admirée“ besang, und der stolzen und grausamen „Francine“, für welche Baïf drei Jahre lang umsonst seufzte:

Sur les rives du Clain, deux pasteurs, qui bruslerent
De l'amour des deux sœurs, un jour se rencontrerent
Chacun aimoit la sienne et bien diversement
Chacun en est traité. (Jeux, p. 37.)

Là je fu pris soudain
Par les attraits d'une fille sçavante
Que sous le nom de Francine je chante
Nom qui n'est feint et sous qui le soucy
Que j'ay chanté, n'étoit pas feint aussi.
Ce feu trois ans me dura dans mon âme.
(Widm. zu Amours.)

Digitized by Google

Prosper Blanchemain hat sogar die Vermuthung aufgestellt, dass die Geliebte Baïf's „Francine de Gennes“ geheissen habe. Dieser Gelehrte hat nämlich in seiner Ausgabe der Oden, Sonnette etc. Tahureau's eine Anzahl Stellen zusammengestellt, in denen Baïf einen bestimmten Zweck in der Anwendung der Worte genne, genner etc. zu legen scheint; vornehmlich stützt sich Blanchemain auf folgenden Vers:

Rien que genne et tourment ton nom ne me promet.

Sodann citirt Blanchemain einige Verse von Guy de Tours (Le paradis d'amour, Paris), in denen Francine de Gennes gefeiert wird und die mit einem an Baïf gerichteten „souvenir“ schliessen. Mag dem nun sein, wie wolle, so viel steht fest, dass Baïf in seinen „Amours de Francine“ keine nur angenommene, sondern eine wirkliche Geliebte besang:

Doncques on dit que mon amour est feinte
Et que je fay de l'amoureux transi
Et que les vers que je compose ainsi
Ne partent pas d'une ame au vif ateinte?
O pleust à Dieu, que fausse fust la plainte
Qui va criant mon amoureux soucy!
Perdray-je en vain ce que j'écris icy?
Si d'amour vray n'estoit mon ame étreinte?
Que pleust à Dieu que ceux qui font ce bruit
Un seul moment eussent au cœur la playe
Que mon œil traitre en mon cœur a conduit!
Ou pour le moins fussé-je tant heureux
Que de leur bruit la fausseté fust vraye
Comme je suis vrayment amoureux! (Am., p. 137.)

Die Liebe Baïf's zu Francine begann, als der Dichter das zweiundzwanzigste Lebensjahr erreicht hatte (1554) und dauerte demnach bis zum Jahre 1557:

J'atteigny l'an deuziesme après une vintaine
Et desjà plus épais de barbe se frisa
Mon menton blondoyant, quand Amour m'atisa
Un feu par le bel œil d'une douce intumaine.
Paravant je chantois afranchy de sa peine
L'enfant sous un nom feint écrivant m'avisa
De luy sans le cognoistre; et mes vers il prisa
Et pour me faire sien à Francine me meine.

Digitized by Google

Soudain je fu surpris: soudain dedans mon cœur
D'un clin d'œil je senty s'allumer son ardeur,
Et de chanter de luy depuis je ne fais cesse.
(Am., p. 52.)

Von jetzt an bis zum Jahre 1569 ist uns nur sehr wenig über das Leben unseres Dichters überliefert worden; so viel nur wissen wir bestimmt, dass er dem Concile von Trident beiwohnte und sich von da nach Italien begab.

Laisson, Grifin, laisson le concile et faison
Un voyage à Mantoue, a Vincence et Veronne
Je fretille d'aller, je desire de voir
Les villes d'Italie et veux raméntevoir
Les marques des Romains, jadis rois de la terre.
A Dieu, Trente pierreuse, a Dieu les monts chenus
Qui environ cinq mois nous avez retenus
Quánd la France bouilloit d'une felonne guerre.
(Passetems, p. 38.)

Innerhalb dieses Zeitraums liegt jedenfalls Baïf's Hauptthätigkeit auf dem Felde der Poësie. Nachdem er seine „Amours“, die zu einem grossen Theil in Form von Sonnetten geschrieben und besonders dem Italiener Petrarka nachgebildet sind, vollendet hatte, begann er vor allen mit der Nachahmung griechischer und lateinischer Dichter, die er theils übersetzte, theils nur deren Gedanken mit seinen eigenen geschickt verknüpfte. Dabei versäumte er nicht, seine Landsleute auch mit der leichten Lyrik der griechischen Dichter bekannt zu machen, und manche kleine Dichtung, die er Anacreon, Bion, Moschus etc. entlehnt, bekunden seine nicht unbedeutende Gewandtheit dabei.

Seine Versuche auf dem Gebiete des Dramas fallen ebenfalls in diesen Zeitabschnitt, so die Uebersetzung der „Antigone“ des Sophocles, des „Eunuchen“ von Terenz (1565) und die Uebertragung des „Miles gloriosus“ von Plautus, die er am 28. Januar 1567 unter dem Titel „le Brave“ im Hôtel de Guise vor dem Könige aufführen liess.

Durch viele Gedichte aus dieser Zeit, die er namentlich an den König und andere einflussreiche Personen richtet, geht ein Zug der Trauer und Niedergeschlagenheit, die theilweise da-

Digitized by Google

durch zu erklären ist, dass Baïf, nach seiner Meinung, für die auf seine Dichtungen verwandte Zeit und Mühe nicht die entsprechende Anerkennung und gebührende Belohnung fand; deshalb ruft er klagend aus:

Quand, malcontent, resveur je pense
Que vingt et cinq ans par la France
J'ay faict ce malheureux mestier
Sans recevoir aucun salaire
De tant d'ouvrages qu'ay sceu faire
Oh que j'eusse été coquetier! (Poëmes, p. 266.)

Hierzu trat noch ein anderer Umstand. Das Vermögen nämlich, das unserm Dichter nach dem Tode seines Vaters zufiel, bestand in keinem baaren Gelde, was damals den meisten Werth hatte, sondern in einem Hause der Vorstadt St. Victor zu Paris, das später die „Academie de musique“ J. A. de Baïf's verherrlichen sollte, und in einigen Besitzungen in Anjou, aus denen er ein jährliches Einkommen bezog. Unmittelbar nach dem Tode seines Vaters beginnen bereits seine Klagen über Armuth, Noth und Sorgen, in die er nun gerathen:

Lorsque je le perdy, je perdy tout moyen.
(Jeux, p. 47.)

Depuis avoué de la France
Mon aimé pays paternel
Par quinze ans d'heur continuel
J'accompagnay ma douce enfance.
Mes dès que mon père mourut
L'orage sur mon chef courut
Pauvreté mes espaules presse
Me foule et jamais ne me laisse.
(Poëmes, p. 119.)

Seine äussere Lage war aber keineswegs anfangs so trostlos, als wir nach den Berichten Baïf's anzunehmen geneigt sind; erst zwischen den Jahren 1567 und 69 erhielt sie eine tiefe Erschütterung; denn während dieser Zeit, wo ganz Frankreich von zahlreichen Calvinisten raubend und plündernd durchzogen wurde, gingen auch die Besitzungen Baïf's in Anjou als ein Opfer jener religiösen Ausschreitungen verloren. Drei Jahre lang konnte er zwar den Verlust noch ertragen und von den

Digitized by Google

Ersparnissen der früheren Jahre leben, nach Ablauf dieses Zeitraums sah er sich aber in die traurige Nothwendigkeit versetzt, ganz offen die Freigebigkeit seines Königs anrufen zu müssen.

Car trois ans sont coulez, que banny de mon bien,
Je mange du passé quelque peu de réserve:
Tandis le Huguenot fait son propre du mien.
Avoir recours ailleurs qu'à mon roi je ne puis,
Puisque j'ai perdu tout. (Passetems, p. 18.)

Von diesem Zeitpunkt an datirt vielleicht der Hass gegen die Hugenotten, von dem er an manchen Stellen seiner Gedichte Zeugniss ablegt. So ist in den „Passetems" ein Schmähsonnett auf den in der Bartholomäusnacht ermordeten Admiral Coligny erhalten. Hören wir einen Theil desselben:

Ton ame miserable au depourveu ravie
Paye les interés de ta parjure foy,
De tes supots, fausseurs de toute sainte loy
La mort apres ta mort est soudain ensuivie.
Mais quel digne tourment aux enfers Rhadamante
Pourroit bien ordonner pour ton âme mechante
Et pour tes fouls esprits de tes malins supots.
(Passetems, p. 8.)

Dass übrigens dieses Ereigniss in der Beleuchtung der augenblicklichen Zeitverhältnisse von den rechtlich Denkenden der katholischen Partei noch nicht mit missbilligenden Augen angesehen wurde, beweist unter anderem auch die wahrscheinliche Thatsache, dass der junge Tasso, als er kurze Zeit darauf nach Paris kam, sich mit dem Vorgang ganz einverstanden erklärte. Ueberhaupt war die ganze Plejade streng katholisch; Du Bellay schleuderte bei seiner Rückkehr aus Rom einige satirische Gedichte gegen Genf, und Ronsard will „mit seiner eisernen Feder" gegen die zu Felde ziehen, welche die neue Lehre mit dem Schwerte in der Hand verkündigen.

Karl IX. zeigte sich nun dem oben erwähnten Bittgesuche Baïf's um eine Unterstützung nicht unzugänglich, sondern suchte unsern Dichter durch Gewährung einiger Hilfsmittel aus seiner augenblicklichen Verlegenheit zu befreien. Baïf war dafür auch erkenntlich und feierte die Freigebigkeit und Grossmuth des Königs, wo er nur immer Gelegenheit und Veranlassung dazu

Digitized by Google

hatte. Als aber bald darauf seine Klagen von neuem laut wurden, glaubte ihn der König dadurch am besten für seinen Verlust zu entschädigen, dass er ihn zu seinem Secretair beförderte, in welcher Stellung sich unser Dichter aber niemals wohl fühlte. In seinen Gedichten tönt die Klage über den Verlust seiner Güter, über seine Armuth und Noth, über die geringe Anerkennung seiner poëtischen Produkte immer weiter fort. An dieser Stelle sei die Bemerkung eingeschaltet, dass es bei den meisten Dichtern des sechszehnten Jahrhunderts gleichsam Mode war, sich in den Augen der Fürsten und Grossen als arm, elend und unglücklich hinzustellen, und zwar auch dann, wenn sie gar keinen Grund dazu haben; man darf daher ihren Schilderungen kaum halben Glauben beimessen. Was speciell Baïf betrifft, so müssen wir ihn allerdings wegen des Verlustes seiner Besitzungen in Anjou beklagen und freilich zugestehen, dass er dadurch in seinem Einkommen arg geschädigt war; dass aber seine Lage keineswegs so beklagenswerth gewesen, als er sie uns darzustellen sich bemüht, geht unter anderem schon aus dem eigenen Geständnisse des Dichters hervor, dass er, obwohl seiner Revenuen beraubt, noch drei Jahre lang von seinen Ersparnissen leben konnte.

Zu diesen äusseren Verlusten Baïf's gesellte sich noch anderes Herzeleid. So wurde ihm sein treuester Freund, Tahureau, mit dem er, fast von gleichem Alter, Leid und Freud getheilt hatte, durch den Tod entrissen (1555). Von der Innigkeit dieses Freundschaftsbundes geben die folgenden Verse Tahureau's einen beredten Beweis:

Combien de fois élongné
De ce rude populaire
Tes pas m'ont accompagné
Par mon bosquet solitaire?
Combien avons-nous passé
De chaleurs soubs la ramée
Et tes beaux vers compassée
A ma guitarre animée?

La Péruse, Olivier de Magny, Joachim du Bellay und noch andere Freunde Baïf's und Beförderer der Bestrebungen der neuen Dichterschule waren ebenfalls inzwischen aus dieser

Digitized by Google

Welt geschieden; Ronsard und Baïf waren fast die einzigen, die mit grossem Eifer ihre Ziele weiter verfolgten.

Während dieser Zeit endlich scheint auch Baïf noch mit seiner dienstbeflissenen Nachbarschaft, die ihn zwingen wollte „d'aller à la garde et au guet“ in Streit gerathen zu sein. In einem Gedichte an die Herren „Prevosts et Echevins de Paris“ sucht er nachzuweisen, dass er seiner Stellung gemäss von dieser Bestimmung ausgenommen werden muss. Lassen wir jedoch unsern Dichter selbst diese Thatsache in seinem gemüthlichen Erzählungstone vortragen:

> Messieurs, Baïf, qui n'a ny rente ny office
> En vostre Prevosté, ne pas un benefice
> En vostre Diocese, et qui n'est point lié:
> Mais, s'il veut, vagabond, ny mort ny marié,
> Ny prestre, seulement clerc à simple tonsure
> Qu'il a pris à Paris avec sa nourriture,
> Pour laquelle il s'y aime et y tient sa maison,
> En faisant son païs, non pour autre raison
> Que pour libre jouir d'un honeste repos.
> Ce Baïf fait sa plainte et dit que sans propos,
> Et sans avoir regard à son peu de chevance,
> A sa profession, et à sa remontrance
> Son voisinage veut le contreindre d'aller
> A la garde et au guet, le voulant égaler
> De tous points par cels au simple populaire,
> Et contre son dessein l'attacher au vulgaire,
> Duquel tant qu'il a pu, il n'a u plus grand soin
> En toutes actions, que s'en tirer bien loin.
> Et pour ce il a choisi aux faubourgs sa retraite
> Loin du bruit de la ville en demeure segrette,
> Ainsi dans vos maisons loge Paix et planté
> Baïf comme d'emprunt, soit du guet exemté.
>
> (Passetems, p. 36.)

Obwohl Baïf so von vielen Seiten Kummer und Leid zu ertragen hatte, ruhte indessen sein thätiger Geist kaum einen Augenblick. Da seine bis jetzt verfassten Gedichte bei seinen Landsleuten nicht den erwarteten Erfolg erzielten, so wollte er auf andere Weise sich in die Gunst und Achtung des Publikums setzen. Durch die Bildung einer fast neuen dichterischen Sprache, durch die Wahl der aus den alten Sprachen entnommenen Stoffe zu seinen Dichtungen, glaubte er den Franzosen

Digitized by Google

die Bahnen des Classicismus eröffnet zu haben; damit noch nicht zufrieden, wollte er durch Einführung der antiken Metrik*) in die französische Sprache das Gebiet des Classicismus erweitern. Wir dürfen uns über diesen Versuch gerade zu jener Zeit nicht allzu sehr wundern; bei unserm Dichter ist er namentlich aus dessen gewissermassen nur einseitigen Erziehung zu erklären. Baïf hatte wohl die klassischen Sprachen auf das gründlichste studirt, und war mit deren rhythmischen Gesetzen sehr wohl vertraut, aber die Geschichte der Sprache und der Poësie seines Vaterlandes war ihm fast völlig unbekannt. Es konnte ihm daher sehr leicht in den Sinn kommen, seiner Muttersprache, in der er ja denselben Formen- und Wortreichthum wie in den klassischen Sprachen zu finden meinte, auch die Gesetze der lateinischen und griechischen Verskunst anzupassen. Freilich verband Baïf mit der Einführung der antiken Metrik in seiner Muttersprache, Anfangs wenigstens, einen ganz besonderen Zweck; die in metrischen Versen (vers mesurés, vers métriques) verfassten Gedichte nämlich sollten nur zum Gesange dienen und in Verbindung mit der Musik vorgetragen werden; die Länge und Kürze der Silben sollten nur einem lange oder kurze Zeit auszuhaltenden Tone entsprechen. Mit dieser ursprünglichen Bestimmung der „metrischen Verse" hing auch ganz unverkennbar die Gründung der „Academie de musique" Baïf's zusammen. Er hatte sich zu diesem Zwecke mit dem bedeutendsten Musiker der damaligen Zeit, Joachim Thibaud de Courville, in Verbindung gesetzt und mit ihm gemeinschaftlich die Statuten des neu zu gründenden Instituts ausgearbeitet, die sie im Jahre 1570 dem Könige zur Begutachtung fertig vorlegten. Diese Statuten enthielten den Zweck der Academie und die Leistungen und die Pflichten ihrer Mitglieder, die in Musiker und Zuhörer zerfielen. Der König schenkte dem neuen Unternehmen seinen ungetheilten Beifall und erlaubte die Eröffnung desselben; aber das Parlament und die Pariser Universität erhoben dagegen Schwierigkeiten, weil sie glaubten, dass durch diese Einrichtung die Jugend verweichlicht würde. Baïf machte zwar Einwen-

*) Das Nähere über dieses Vorhaben Baïf's siehe in meiner Dissertation: „Die metrischen Verse Jean Antoine de Baïf's" (Leipzig 1878).

Digitized by Google

dungen, aber die Verhandlungen zogen sich sehr in die Länge; der König brach sie jedoch dadurch kurz ab, dass er am Anfange des Jahres 1571 die Eröffnung der Academie*) anordnete.

Der ursprüngliche Zweck der Academie, Pflege der Dichtkunst und Musik, erlitt im Laufe der Zeiten mancherlei Erweiterungen; so wurden ganz neue Gebiete, wie z. B. Rhetorik, Philosophie, ja sogar Grammatik in das Bereich ihrer Verhandlungen gezogen. Mit dem Tode ihres Gründers scheint die Academie selbst ebenfalls bald in das Grab der Vergessenheit gesunken zu sein; trotzdem aber wird bei diesem edlen Unternehmen der Name Baïf's nur rühmend genannt werden können.

Mit der Zeit erweiterte aber Baïf auch die ursprüngliche Bestimmung seiner „metrischen Verse" und verwandte die antikrhythmische Form auch für solche Gedichte, die nur zum **Lesen** bestimmt waren, vornehmlich zu Uebersetzungen aus den alten Sprachen. So sind in seinen „Etrennes de poésie française" nicht nur Gedichte in Hexametern und jambischen Trimetern, sondern auch solche in der sapphischen und alkaischen Strophe, in sogenannten Phälacischen Versen (Hendecasyllabi) etc. enthalten. Mit dieser Erweiterung aber erntete Baïf nicht den erwarteten Lohn, sondern nur Hohn und Spott, wozu auch die von Baïf neu eingeführte wunderliche Orthographie, die der Aussprache genau entsprechen sollte, wesentlich viel beitrug.

Mit der Errichtung der „Academie de musique" hatte Baïf den Gipfel seines Ruhmes erstiegen; von nun an lebte er im Verkehr mit den erleuchtetsten Geistern seines Jahrhunderts in seinem Hause in der Vorstadt St. Victor zu Paris, unbekümmert um alle Ereignisse, die sich ausserhalb seines Wirkungskreises zutrugen. Die Vornehmsten des Reichs, Fürsten und Könige schenkten seiner Academie die grösste Beachtung und wetteiferten in der Unterstützung Baïf's und seiner Bestrebungen. Die ihm vom König Karl IX. gewährten Gratifikationen wurden ihm auch von dessen Nachfolger, Heinrich III., der ebenfalls Kunst und Wissenschaften liebte, nicht entzogen; ja derselbe Fürst hielt es nicht unter seiner Würde, unsern Dichter in seiner Wohnung aufzusuchen und seinem Unternehmen den

---

*) Auch über dieses Institut Baïf's findet man Ausführlicheres in meiner Dissertation.

Digitized by Google

gebührenden Beifall zu spenden. Von der Freigebigkeit dieses Fürsten gegen Baïf berichtet Colletet folgende fast unglaublich klingende Thatsache: „Et comme ce prince liberal et magnifique lui donnoit de bons gages, il lui octroya encore de temps en temps quelques offices de nouvelle création et de certaines confiscations qui procuraient à Baïf le moyen d'entretenir aux études quelques gens de lettre, de regaler chez lui tous les savants de son siècle et de tenir bonne table.“ Aus dieser Stelle geht aber wohl wenigstens so viel hervor, dass Baïf nunmehr keine Noth zu leiden brauchte und durch mannigfache aussergewöhnliche Unterstützung von seinem Könige ein ganz behagliches Leben führen konnte; so empfingen, um nur eins anzuführen (nach Sauval: Antiquités de Paris, tom. II), bei der Hochzeit des Herzogs von Joyeuse am 24. September 1581, Baïf und Ronsard, die zur Feier dieses Festes einige Gedichte verfasst hatten, jeder 1000 Thaler aus der Hand des Königs, eine Summe, die nach damaligen Verhältnissen einen bedeutend höheren Werth hatte als heute. Aus allem diesen könnte man fast schliessen, dass Baïf in seinem Hause gewissermassen die Rolle eines Beschützers der Wissenschaften und eines königlichen Intendanten der schönen Künste spielte. So floss eine allerdings nur kurze Zeit ungetrübten Glückes und heiterer Zufriedenheit, als Ersatz für seinen früher ausgestandenen Kummer, dahin. Ihm wurde ausserdem noch die Freude zu Theil, durch die Güte und das Wohlwollen seines Königs, selbst eine Ausgabe seiner Werke zu veranstalten:

Il faut que non ingrate je chante
Comme la fortune mechante
M'en a distrait par pauvreté
Qu'ainsi par Charles debonnaire
Et ses bons freres et leur mere
Moy liberalement treté.
J'ai receu le loisir et l'aise
(Soit que l'œuvre plaise ou deplaise)
De recueillir tout mon labeur. (Poëmes, p. 269.)

Diese glückliche Lage Baïf's erlitt eine Erschütterung zu der Zeit, als der Bürgerkrieg seine verheerenden Wirkungen über das ganze Königreich auszudehnen begann und die Hauptstadt Paris selbst arg beunruhigte, wodurch nothwendigerweise

Digitized by Google

die Aufmerksamkeit von wissenschaftlichen und poëtischen Bestrebungen abgelenkt werden musste. Ausserdem war der Dichter in seinem vierzigsten Lebensjahre von einer Krankheit befallen worden, von der er nie wieder völlig genas; die wenigen gesunden Stunden seines Lebens benutzte er noch zur Abfassung eines seiner bedeutendsten Werke, der „Mimes, Enseignemens et Proverbes“; erst fast nach achtzehnjährigen Leiden gab er seinen noch bis zum letzten Augenblick frischen und thätigen Geist auf.

Ueber den Zeitpunkt seines Todes ist man ebenso wie über den seiner Geburt noch nicht ganz einig; das wahrscheinlichste Datum ist der 19. September 1589. Dafür scheint uns ein Zeugniss besonders entscheidend und zwar das keines Geringeren als seines eigenen Sohnes Guillaume de Baïf. Bei dieser Gelegenheit kann gleichzeitig noch erörtert werden, ob unser Dichter verheirathet gewesen ist oder nicht. Bestimmte Nachweise aus seinen Werken lassen sich nicht anführen; nur in den Passetems, p. 63, ist uns ein Sonnett mit dem Titel „Anagramme de Madeleine de Baïf“ erhalten, aus dem man vielleicht geringe Andeutungen schöpfen könnte. Da sich aber Baïf, ebenso wie Ronsard, in seinen Werken als „clerc tonsuré“ bezeichnet, so ist eine Verheirathung desselben als nicht recht wahrscheinlich anzunehmen. Dieser oben erwähnte Sohn J. A. de Baïf's hat sich ebenfalls mit der Dichtkunst beschäftigt; ein poëtisches Erzeugniss desselben überliefert uns Ed. Fournier in seinen „Variétés historiques et littéraires“, tom. VIII, und zwar in Form eines kleinen Pamphlets, das Guillaume de Baïf am 14. Juni 1409 verfasst hat und den Titel führt: „Le faict du procez de Baïf contre Frontenay et Montquibert“. In Bezug auf den Tod seines Vaters kommt darin folgende Stelle vor:

Environ l'an quatre vingts neuf
Que j'étois barbu comme un œuf
Ce brave Pathelin m'emmeine
Tout droit au païs d'Aquitaine
Partant du fauxbourg Saint-Victor.
Après survint le coup du moine
Et la mort du bon Jean Antoine.

Digitized by Google

Hier erwähnt Guillaume de Baïf zuerst die Ermordung Heinrich's III. durch Jacques Clement am 1. August 1589 und dann den Tod seines Vaters, der bald darauf erfolgt war.

Nicht lange nach dem Tode J. A. de Baïf's wurde auch sein Haus, das die Wirkungsstätte seines Ruhms und gleichsam ein Tempel der Musen gewesen war, von räuberischen Horden zerstört und fast dem Erdboden gleichgemacht; dieses Unglück mit anzusehen ist unserm Dichter wenigstens erspart worden. Guillaume de Baïf schildert dieses Ereigniss in dem weiteren Verlauf seines oben erwähnten Gedichtes wie folgt:

> Je trouve d'un autre costé
> Que la puissante Majesté
> D'un Roy le plus grand qui se treuve
> Arriver par la porte neuve
> Dans Paris sa bonne cité
> Où je l'avois bien souhaitté:
> Car ceste negrite canaille
> J'attaquoit mesme à la muraille,
> Abattant, sans droict ma raison
> Jusques au grec de ma maison.

Jean Antoine de Baïf war von mittelgrosser, hagerer Gestalt mit leicht beweglichen Gliedmassen. Er hatte eine hohe Stirn, dunkle, etwas tiefliegende, aber lebhafte Augen, eine wohl proportionirte Nase, eine gesunde Gesichtsfarbe und kastanienbraunes Haar.

> J'eu les membres grelles alegres,
> Forts assez, bien qu'ils fussent megres,
> Pour gaillard et sain me porter.
> De hauteur moyenne et non basse
> Dieu m'a fait souvent de sa grace
> Valeureux le mal suporter.
>
> J'ai large front chauve le feste,
> L'œil tané creuse dans la teste,
> Assez vif, non guiere fendu:
> Le nez de longueur mesurée:
> La face vive et colorée:
> Le poil chatein droit etandu. (Poëmes, p. 271.)

Digitized by Google

Ein Schlüssel zum Hamlet-Räthsel.

Vier Vorlesungen

von **Dr. A. Deetz.***)

Vorlesung I.

Hochgeehrte Versammlung!

Ehe ich mich daran mache, meine heutige Aufgabe zu lösen, d. h. Ihnen einen Schlüssel zum Hamlet-Räthsel zu geben, liegt es mir zunächst ob, mich darüber auszulassen, was ich unter dem Ausdruck „Hamlet-Räthsel" verstanden haben will.

Wie Sie wissen, hat sich im Laufe besonders der letzten sechzig Jahre nicht nur eine Shakespeare-, sondern auch eine ganze Hamlet-Literatur herausgebildet, zu der alle gebildeten Nationen ihre Beiträge geliefert haben. Wenn Sie derselben näher treten, so werden Sie finden, dass eine nicht unwesentliche Anzahl Hamlet-Kritiker und Commentatoren das Räthselhafte, was man vielfach im Charakter und mehr noch in dem Benehmen des Prinzen Hamlet hat finden wollen, aufgelöst zu haben glaubt. So sagt Gervinus, der Ihnen Allen wohl am bekanntesten ist: Nachdem Goethe das Hamlet-Räthsel gelöst, begreift man kaum, dass es je eins gewesen.

Wenn ich nun, hochgeehrte Versammlung, mit der Versicherung an Sie heranträte, dass ich einen Schlüssel zu dem Charakter und sonderbaren Benehmen des Hamlet gefunden

---

*) Gehalten im Verein von Kunst und Wissenschaft in Hamburg im Frühjahr 1877.

Digitized by Google

hätte, so würden Sie darauf erwidern können: Gut, das wäre einer mehr zu den vielen. Aber wozu das besonders als Aushängeschild zu einer Vorlesung über Hamlet benutzen, von der man ja berechtigt ist, Aufklärungen über jene Fragen zu erwarten. Und Sie würden mit einem solchen Vorwurf sicherlich im Rechte sein.

Es ist aber dies nicht das eigentliche Räthsel, welches sich mit diesem Drama verbindet, sondern das Räthsel, dessen Auflösung ich zu bringen verspreche, liegt anderswo.

Ich bitte Sie, Folgendes zu beachten: Shakespeare's Hauptstärke liegt unbestritten in seinen scharf ausgeprägten naturwahren Charakteren. Kein Dramatiker, weder vor noch nach ihm, hat es verstanden, so in die Tiefen der menschlichen Brust hinabzusteigen, so die geheimsten Triebfedern menschlichen Thun und Treibens dem beschauenden Auge des Publicums nahe zu legen. Als tiefsinnigstes, reizvollstes und von Vielen auch als sein vorzüglichstes gepriesene Drama gilt Hamlet; dass es aber das Lieblingsstück des Autors gewesen sein muss, geht schon daraus hervor, dass er die Hauptfigur desselben mit einer Detailschilderung wie keine seiner übrigen Figuren ausgestattet hat. Halten Sie nun daneben die Thatsache, dass zu der eben erwähnten Hamlet-Literatur eine ganze Anzahl der hervorragendsten Geister beigetragen hat, dann wird sich Ihnen ganz von selbst die Frage aufdrängen: Woher kommt es, dass, während sonst über Sh'sche Charaktere nahezu Einigkeit bei den Beurtheilern herrscht, die Ansichten über den Prinzen Hamlet so weit auseinander gehen, dass die einen, um nur die Extreme zu nennen, ihn für einen geborenen Schwächling, für einen geschwätzigen sentimentalen Träumer, welcher der ihm vom Geschick überkommenen Aufgabe aus dem Wege geht, die andern ihn als das directe Gegentheil, als einen echten, ja als den grössten, edelsten aller tragischen Helden ansehen?

Dieses, hochgeehrte Versammlung, ist das Räthsel, zu dessen Auflösung ich in Folgendem beizutragen hoffe; dass aber mit der Lösung desselben auch jenes erstere und zwar endgültig entschieden sein wird, ist nicht bloss meine stille Hoffnung, sondern folgt aus ihr mit einer gewissen Naturnothwendigkeit.

Da ich sehr wohl weiss, dass, wer immer mit etwas rela-

Digitized by Google

tiv oder absolut Neuem hervortritt, sich den Angriffen der Anhänger des Althergebrachten aussetzt, so habe ich mich nicht darauf beschränkt, die Belege zu meinen Ausführungen blos aus der Tragödie selbst zusammenzustellen, — denn alle die verschiedenen Ansichten wollen ja ihre Begründung in eben derselben finden, — sie sind mir, wie Sie gleich selbst urtheilen werden, auf den verschiedensten Wegen zugeflossen.

Um zu meinem Ziele zu gelangen, d. h. Ihnen die Lösung jenes Räthsels zu vermitteln, dazu bieten sich mir mehrere Wege dar. Der nächstliegende wäre wohl der, Ihnen zunächst eine Anzahl Hamlet-Kritiker vorzuführen, ihre verschiedenen Auffassungen, Argumente, Betrachtungen mitzutheilen, sie einander gegenüberzustellen, Ihnen zu zeigen, wie sie sich gleichsam aufheben, Ihnen den Nachweis zu führen, wie sich die ganze Frage in neuester Zeit merkwürdig zugespitzt hat, so dass sie auf eine Lösung hindrängt, die aber doch auf den bisher eingeschlagenen Wegen nicht gefunden werden kann, und Ihnen dann schliesslich den Schlüssel zu diesem Räthsel, d. h. den Grund anzugeben, weshalb diese zum Theil äusserst geistreichen Kritiker zu so verschiedenen Resultaten kommen mussten. Ich möchte diesen Beweis aus naheliegenden Gründen den indirecten Beweis nennen. An diesen würde sich am geeignetsten der culturgeschichtliche Beweis und an diesen der historisch-genetische (historisch hier mit Bezug auf die Geschichte unseres Dramas) anreihen, dem dann der absolute, der aus der Gesammtbetrachtung des Shakespeare'schen Genius sich ergiebt, anzureihen wäre; es würde dann schliesslich als wesentlicher Beleg das Drama selber noch bleiben. Dieser Weg hat viel Verlockendes, die Auflösung des Räthsels würde besser vorbereitet, Sie würden gleichsam allmälig darauf hingeleitet, die vorgebrachten Belege würden sich in steigender Progression halten, die gewonnene neue Anschauung würde allmälig zur festen Ueberzeugung bei Ihnen werden; andererseits aber würde ich, wollte ich so verfahren, gezwungen sein, nachdem ich Ihnen die Lösung angedeutet, denselben Weg zum Theil wenigstens wieder zurückzugehen, um von dem neugewonnenen Gesichtspunkt aus noch einmal die schon vorgeführten Kritiker zu betrachten und bei ihnen den Punkt nachzuweisen, bis zu

Digitized by Google

welchem sie übereinstimmen und von dem aus sie auseinandergehen.

Um Sie nun der Weitläufigkeit einer theilweisen Wiederholung zu überheben, will ich einen andern Weg einschlagen, von dem ich hoffe, dass er uns auch zum Ziele führen wird. Ich werde die umgekehrte Reihenfolge einhalten, d. h. ich werde vom absoluten Beweis zu dem oben näher definirten indirecten Beweis vorwärts schreiten. Die Belege, die sich aus der Betrachtung der Tragödie selbst ergeben, werden auch bei diesem Verfahren den Beschluss machen.

Hochgeehrte Versammlung! Als ein Hauptunterschied des Dramas der germanischen Völker von dem der romanischen, speciell des spanischen Volkes, gilt wohl der, dass im ersteren die Charaktere sich der Hauptsache nach ihr Geschick selbst schaffen. Die Handlung wird so zu sagen aus ihnen selbst hergeleitet und läuft nicht so ohne innere Beziehung nebenher, am allerwenigsten aber wird die Lösung eines tragischen Conflicts durch irgend ein Wunder, durch ein directes Eingreifen einer höheren Macht, durch einen Deus ex machina herbeigeführt, wie dies bei einem Calderon beispielsweise durch das Erscheinen der holdseligen Jungfrau oder bei einem Molière noch durch das Eingreifen eines Agenten seines Grosskönigs geschieht. Als erster Vertreter der dramatischen Kunst unter den germanischen Völkern gilt aber unbestritten Shakespeare. Es muss also nothwendigerweise jener charakteristische Unterschied bei ihm am schärfsten zum Ausdruck gelangen; und wirklich wird dies bislang von Keinem bestritten. Ebenso sehr aber, wie es unserem Gefühle widerstrebt, dass ein dramatischer Knoten durch das Eingreifen eines Wunders zerschnitten werde, weil uns eine solche Lösung enttäuscht und nicht befriedigt, ebenso widerstrebt es unserm Gefühl und daher auch unserer Anschauung von der dramatischen Kunst, dass ein solcher durch ein Wunder geschürzt werde. Beides sind gleich grobe Verstösse gegen den gesunden Geschmack. Ist es aber nun nicht eine ganz ungewöhnliche Ungereimtheit, dass, wollte Jemand Sh. diese Ungeheuerlichkeit in der ersten Form aufbürden, alle Welt dagegen Verwahrung einlegen würde, während doch fast die Gesammtheit der Hamlet-Kritiker ihm dieselbe in der

Digitized by Google

zweiten Form ganz ohne Bedenken, fast möchte ich sagen, unbewusst, zuschiebt. Denn so wie sie sich den Sachverhalt darstellen, ist der Geist des alten Hamlet ein Deus ex machina, der erst den dramatischen Knoten schürzt, da ohne sein Erscheinen Hamlet nie etwas über den Mord erfahren hätte. Er wäre eine Zeitlang noch ein Kopfhänger gewesen; mit der Zeit aber hätte er sich wohl oder übel in die neuen Verhältnisse gefunden. Der Geist ist für sie etwas so Reales, Fassbares, dass der Thatbestand des Verbrechens für sie durch ihn ebenso unzweifelhaft festgestellt wird wie durch glaubwürdige lebendige Augenzeugen. Da aber sein Auftreten nur auf übernatürliche Weise, nur durch ein Wunder möglich ist, so haben wir einen Deus ex machina in optima forma vor uns. Gestützt aber auf unsere obigen Erwägungen, sagen wir: Nein, das kann Shakespeare unmöglich gewollt haben, jener Geist ist nichts Reales, Fassbares, ist kein glaubwürdiger Zeuge des Verbrechens, am allerwenigsten aber ist er es in den Augen des ruhig urtheilenden Hamlet; da nun aber jene Geisterscenen keinen realen Gehalt haben, so müssen sie, wie in allen übrigen Scenen, in denen Shakespeare Gestorbene wieder erscheinen lässt, einen symbolischen Gehalt haben. Jede andere Auffassung derselben muss aber von vornherein das richtige Verständniss des Ganzen unmöglich machen und die Beurtheiler des Stückes die verschiedensten Wege wandern lassen.

So unzweifelhaft logisch auch meine Schlussfolgerung ist, so bin ich mir doch bewusst, dass, hätte ich keine anderen Beweise für meine besondere Auffassung dieser Scenen, man dieselben durch anderweitige Einwendungen zu entkräften suchen würde. Wie leicht könnte man mir hier nicht entgegenhalten: Aber hat nicht selbst der gute Homer zuweilen geschlafen? Darauf wäre ich nun freilich um eine Antwort nicht verlegen: Ja, auch der gute Shakespeare hat zuweilen geschlafen. Doch, irrt er auch öfter in nebensächlichen Dingen, so verstösst er doch nirgends gegen einen Fundamentalsatz seiner Kunst.

Zum guten Glück aber habe ich noch Beweise in Hülle und Fülle, ich sage zum guten Glück, denn bei der bekannten Streitlust deutscher Gelehrten, die einer einmal verfochtenen These gewöhnlich bis zum letzten Athemzuge treu bleiben,

Digitized by Google

würde ich mich bald in end- und ziellose Fehden verwicket sehen.

Doch gehen wir zur Geschichte unseres Dramas über. Wie Sie wissen werden, besitzen wir von unserm Stück aus ältester Zeit zwei sehr verschiedene Ausgaben: die Quartoausgabe aus dem Jahre 1603 und eine andere, um die Hälfte umfangreichere, aus dem Jahre 1604. Ueber das Verhältniss beider zu einander ist vielfach hin und her gestritten worden, doch ist es für mich unzweifelhaft, dass Diejenigen Recht haben, die erstere für eine Jugendarbeit Sh's halten, die schon viele Jahre vorher geschrieben und aufgeführt wurde, bis Sh. dann in reiferen Jahren eine Umarbeitung oder, besser gesagt, eine Ausarbeitung vornahm, denn die Ausgabe von 1604 unterscheidet sich von der früheren, abgesehen von dem Fehlen der unzähligen Druckfehler, hauptsächlich durch ihre verschwenderische Detailmalerei.

Meine Gründe für diese meine Ansicht hier anzuführen, würde uns zu weit führen und ausserdem von keinem Belang für unsere Aufgabe sein. Ich habe hier auch nur vor allem deshalb dieser früheren Auflage Erwähnung gethan, weil ich späterhin wegen einer scheinbar nur unwesentlichen Abweichung des Textes in den Geisterscenen des ersten Actes auf dieselbe zurückzukommen gedenke. Als Quelle, aus der Sh. die Fabel des Hamlet geschöpft, gilt jetzt ziemlich allgemein die in das Englische übersetzte Erzählung des Franzosen Belleforest, der seinerseits wieder sie dem alten dänischen Chronisten Saxo Grammatikus entlehnt hat; da es für unsere Aufgabe von höchster Wichtigkeit ist, die Veränderungen, die Sh. an der überkommenen Fabel vorgenommen hat, zu constatiren, so muss ich Ihnen jene in allgemeinen Zügen vorführen.

In Jütland lebt ein Statthalter, Namens Horwendil. Der Ruf seiner Tapferkeit veranlasst einen König von Norwegen, sich mit ihm im Zweikampf zu messen. Bedingung dieses Kampfes war, dass der Sieger die gesammte Habe des Besiegten besitzen und den Ueberwundenen ehrenvoll bestatten solle. Horwendil trägt den Sieg und die grosse Beute davon. Der König von Dänemark, Namens Rorich, vermält dem reichen und mächtigen Manne seine Tochter Gertruthe. Nachdem er mit

Digitized by Google

derselben lange gelebt und einen Sohn Namens Hamlet erzeugt hatte, wird er von seinem Bruder Fengo umgebracht. Dieser bemäntelt sein Verbrechen mit dem Vorgeben, dass Horwendil seiner Gemalin nach dem Leben getrachtet habe. Fengo nimmt Gertruthe zur Gemalin und behauptet sich in der Statthalterschaft Jütland. Hamlet nimmt aus Sorge für sein Leben die Rolle eines Wahnsinnigen an, bei dieser Gelegenheit wird seine grosse Klugheit und sein durchdringender Verstand gerühmt. Es wird dann erzählt, wie Hamlet, am Feuer sitzend, abgespitzte Hölzer schnitzte, die er mit gekrümmten Haken versah und am Feuer härtete. Als man ihn fragte, was er damit bezwecke, gab er zur Antwort, sie sollten ihm dazu dienen, den Tod seines Vaters zu rächen. Nun folgt die Erzählung von der List des gegen den Wahnsinn des Prinzen misstrauischen Fengo, ihn durch die Reize eines schönen Mädchens zum Verrath seiner Verstellung zu bringen. Dieser Versuch schlägt fehl. Darauf wird seine Mutter angestellt, ihn während der angeblichen Abwesenheit ihres Gemals in ihrem Schlafzimmer genauer auszuforschen. Bei dieser Unterredung soll aber ein Vertrauter Fengo's den verborgenen Lauscher abgeben. Er wird aber von dem Prinzen entdeckt und ermordet. Dann hält er seiner Mutter eine ergreifende Rede, entdeckt ihr seine Verstellung, rührt ihr Gewissen und gewinnt sie für seinen Plan, den Mord seines Vaters an Fengo zu rächen. Zu diesem Behuf giebt er ihr auch jene zugeschnitzten Hölzer. Fengo beschliesst nun, den gefährlichen Prinzen mit zwei Begleitern nach England zu senden, um ihn dort Kraft eines Briefes in Runenschrift tödten zu lassen. Unterwegs bemächtigt sich Hamlet der Holztafel, auf der die Runenschrift eingegraben, verwischt das Original und setzt an dessen Stelle die Aufforderung an den König von England, seine Begleiter hinrichten zu lassen, ihm selbst aber die Königstochter zur Gemalin zu geben. In England selbst legt Hamlet Proben seines durchdringenden Verstandes ab, die an das Wunderbare streifen. Nachdem er daselbst seinen Zweck erreicht, kehrt er nach Jütland zurück gerade an dem Tage, an dem seine Leichenfeier stattfindet. Seine Mutter, mit ihm im Einverständniss, hatte den Saal, in dem sich die geladenen Gäste befanden, mit einem

Digitized by Google

Netze überspannen lassen, wozu auch die von Hamlet verfertigten Häkchen verwandt werden. Durch dieses Netz werden nachher, als Hamlet die Halle anzündet, die Gäste festgehalten und kommen so in den Flammen um, während Fengo, der sich früher entfernt hat, von Hamlet in seinem Schlafgemach erschlagen wird. Hamlet beruft am nächsten Morgen das Volk und rechtfertigt vor ihm seine That und wird dann als König anerkannt. Hiermit endet die Geschichte noch nicht, doch hat Sh. sie nicht weiter benutzt. Sie sehen, äusserlich ähneln sich die Novelle und das Drama sehr. Als Sh's Erfindung ergiebt sich nur die Art und Weise der Ermordung des alten Hamlet, das tiefe Geheimniss, das diese That deckt, die Erscheinung des Geistes, die Schauspielerscenen, der Wahnsinn der Ophelia, und der ganze Ausgang und sonst nur noch Unwesentliches, und doch, stellen wir einen Vergleich des Inhalts an, so erweisen sich Novelle und Drama als grundverschieden; denn die Erzählung des Belleforest ist eigentlich nichts anderes als eine Variation der Brutus-Sage, mit der das Sh.'sche Drama nichts mehr gemein hat.

Die erste Umwandelung, die Sh. mit seinem ungefügen Stoff, der auf den ersten Blick sich kaum zu einem Drama zu eignen scheint, vornahm, ich meine die Verhüllung des Verbrechens, war eine tief bedeutungsvolle, war die eigentliche dramatische Schöpfungsthat; denn sie rief alle anderen ganz nothwendig hervor. Die Aufgabe des feinfühligen, scharfsinnigen, die Blutthat witternden Hamlet ist nun zunächst nicht die, seinen Oheim über den Haufen zu stechen, wie das die Meisten seiner Kritiker mehr oder minder dringend verlangen, nicht die, welche sein neuester Kritiker Werder von ihm erheischt, seinen Ohm zu überführen und zum Geständniss zu bringen, denn das ist einfach bei der Natur des Verbrechers, der sein Geheimniss auch wirklich mit ins Grab nimmt, unmöglich, nein, sondern die, sich selbst zunächst, so wie die Dinge liegen, eine moralische und womöglich factische Gewissheit über das Geschehene zu verschaffen, und dann, da das frühere Verbrechen nun einmal mit dem Opfer eingesargt und den Blicken der Menschen entzogen ist, den Verbrecher, von dem er weiss, dass er auch ihm nachstellt, im Vertrauen auf

Digitized by Google

seinen Scharfsinn, im Vertrauen auf seine gerechte Sache, sich in seinen eigenen Schlingen fangen zu lassen.

Hierzu bedarf Sh. der Geisterscenen mit ihrem symbolischen Inhalt; einerseits um uns die dunkeln Gerüchte zu illustriren, die bei dem so plötzlichen, unerwarteten Tode des Königs auftauchen mussten, und die auch heutzutage noch im Stande sind, Geister wieder aus der Gruft heraufzubannen, und andererseits, um uns einen tiefen Blick in die Seelenstimmung seines Helden thun zu lassen; hierzu bedarf er der Schauspielerscenen, denn diese bringen erst die so sehnlichst erstrebte moralische, ja factische Ueberzeugung. Hierdurch erklärt sich ferner das vielfach bekrittelte schnelle Eingehen Hamlet's auf die englische Reise, auf das Duell mit Laertes, in denen er mit Recht neue Schliche des Königs vermuthet; er geht darauf ein, weil er weiss, wie er uns selbst sagt, und wie wir es auch bestätigt sehen, dass seine Contreminen immer einige Fuss tiefer liegen als die seiner Gegner. Darum verliert er sein Leben, weil er es freudig einsetzt um den hohen Preis, den Mörder in flagranti auf einer neuen Unthat zu entlarven, hat er doch so die süsse Genugthuung, mit seiner Rache auch die seines Vaters vollziehen zu können.

Bei Saxo sowohl als bei Belleforest ist die That ganz offenkundig. Der König rechtfertigt sie nur durch die Erdichtung, dass sein Bruder seiner Gemalin nach dem Leben getrachtet habe. Nimmt man nun mit der ungeheuern Mehrheit der Kritiker an, dass der Geist ein vollgültiger Zeuge des geschehenen Verbrechens sei, so wird durch sein Erscheinen der Sachverhalt der Novelle wieder hergestellt; und fragt man dann billigerweise, warum hat denn Sh. jene Aenderung bezüglich der Mordthat vorgenommen, so bekommt man von seinen Kritikern, wenn überhaupt eine, gewöhnlich folgende Antwort: Nun, damit er die Geisterscenen, von denen er sich grossen Effect versprach, anbringen konnte; oder auch wohl folgende ganz ernst gemeinte, die ich vereinzelt bei Rümelin gefunden: Nun, damit er die Schauspielscene einfügen konnte, denn sein Hauptzweck dabei war, jene Anspielungen auf die damaligen Londoner Theaterwirren und die eigenen Gedanken und Erfahrungen über das Bühnenwesen vorzubringen.

Digitized by Google

Hochgeehrte Versammlung! Solchen Erklärern gegenüber steht mir immer noch der Engländer Johnson ganz unbeschreiblich hoch, der freilich die falsche Voraussetzung über die Geisterscenen mit jenen Herren theilt, aber doch einsichtig, consequent und aufrichtig genug ist, zu bekennen, dass Sh. ganz ohne Noth den Geist des alten Hamlet auf die Oberwelt heraufbeschworen. Doch ist eine solche Annahme, und noch in höherem Maasse sind es die eben mitgetheilten, dem Genius eines Shakespeare, besonders wie er sich in seinem Lieblingswerke offenbaren muss, ganz unwürdig, und schon diese Erwägung allein hätte die Veranlassung sein müssen, den Vordersatz, auf der sie beruht, zu beargwöhnen oder wenigstens ihn schärfer ins Auge zu fassen.

Gehen wir aber nun der Sache einmal näher auf den Leib und betrachten wir die Frage über die Geisterscenen vom culturhistorischen Gesichtspunkt aus. Ich räume gern ein, dass Diejenigen vollständig Recht haben, die da behaupten, dass die Scenen, in denen der Geist auftritt, so drastisch packend auf uns einwirken, dass wir, nachdem der Geist einmal den Hergang seines Todes erzählt hat, keinen Augenblick zweifeln, dass sich die Sache wirklich so verhalten hat. Auf uns, sagte ich, ob aber auch auf die Zuschauer zu Sh's Zeit, das ist eben die Frage; und diese muss ich auf das Entschiedenste verneinen. Dass sie vor allem auf Hamlet keinen solchen Eindruck machen, werde ich Ihnen noch besonders aus dem Drama selbst beweisen.

Wie Ihnen bekannt sein wird, gab es im Mittelalter viel mehr Gespenster und Geistererscheinungen als heutzutage. Ich will nicht geradezu behaupten, dass sie gänzlich ausgestorben seien, aber ein paar preussische Pickelhauben, ein paar richtig postirte Gensdarmen lassen sie sofort verschwinden. Schlagen Sie eine beliebige Städtechronik aus dem 14. und 15. Jahrhundert und aus noch späterer Zeit auf, Sie werden fast auf jeder Seite die detaillirtesten Berichte von solchen wunderlichen Vorfällen lesen können. Für England speciell haben wir unzählige Belege, dass noch zu Sh's Zeiten Gespenstererscheinungen ganz etwas Gewöhnliches waren. So berichtet beispielsweise Addison, von der Sh.'schen Zeit redend: „Es gab damals in Eng-

Digitized by Google

land kaum ein Dorf, in dem sich nicht ein Geist befand; die Kirchhöfe wimmelten von ihnen, jede Commune hatte einen Kreis von Elfen und Feen für sich. Man traf wohl kaum einen Schäfer, der nicht einen Geist gesehen hatte.“ Ja, aus andern Quellen wissen wir, dass nicht nur jede Stadt und jedes Dorf besondere Geister hatte, ein jedes Gehölz, jeder Weiher, ja sogar einzelne Häuser, die fern von der Heerstrasse in öder Gegend lagen, waren mit ihnen besonders gehörigen Geistern beglückt oder, besser gesagt, heimgesucht; ja noch war auf dem Lande die alte gute Sitte nicht ganz geschwunden, wonach man die Zimmer, in denen jemand verstorben war, zumauerte. Man liess sich dabei wohl von der Vorstellung leiten, dass der Verstorbene nun auf den einzelnen Raum beschränkt blieb und die Lebenden nicht weiter erschrecken könne. Wenn also hiernach die Geister- und Gespenstererscheinungen zu Sh. Zeit gegen früher nur wenig abgenommen haben konnten, so hatten sich, wenn auch nicht der Glaube an ihre Erscheinung, so doch die Vorstellungen, die man mit ihnen verband, ich möchte sagen, der Glaube, das Vertrauen, das man in sie setzte, wesentlich modificirt. Nathan Drake in seinem umfangreichen Werk über Sh. und seine Zeit berichtet über diesen Punkt wie folgt: „Ein fester Glaube an Besuche von Geistern der Abgeschiedenen war ein so entschiedener Zug der Sh.'schen Zeit und wurde durch eine solche Anhäufung von Zeugnissen unterstützt, dass er die Bemühungen einiger wenigen Individuen, deren Geist einen philosophischen Zuschnitt hatte, hervorrief, das, was sie nicht zu verneinen wagten, wenigstens vernünftig auszulegen. Lavater und Andere auf dem Continent und Scott und Meede in unserem eigenen Lande versuchten zu beweisen, dass diese Erscheinungen nicht durch die Rückkehr von Todten, sondern durch erlaubtes persönliches Eingreifen guter oder böser Engel vor sich gehe, die, wie auch in der Schrift steht, die Gestalt eines Verstorbenen annehmen konnten.“ Ich bitte Sie, daneben zu beachten, dass Hamlet an einer Stelle des Dramas sich ganz in diesem Sinne über die Geistererscheinung auslässt, und vor Allem beachten Sie, dass Sh. in seiner Quelle Belleforest die Aeusserung fand, dass der Norden damals noch unter Satans Botmässigkeit gestanden und von Zaubern ge-

Digitized by Google

wimmelt habe, dass kein Mann aus gutem Hause fremd in diesen Dingen gewesen sei, dass auch Hamlet zu Lebzeiten seines Vaters in dieser Wissenschaft unterrichtet worden, wodurch der böse Geist die Menschen täusche und den Prinzen über Vergangenes belehrt habe.

Wir ersehen hieraus aber zunächst zweierlei: erstens, dass Sh. vollständig berechtigt war, den Aberglauben seiner Zeit für seine Zwecke zu benutzen, und zweitens, dass, wenn auch der Glaube an die Erscheinung von Geistern selbst noch keineswegs, so doch der Glaube an ihre Ehrlichkeit, das Vertrauen zu ihrer inneren Glaubwürdigkeit erschüttert war. Wir gehen überdies wohl kaum fehl in der Annahme, dass die eben mitgetheilte Stelle aus Belleforest in Sh. den ersten Gedanken an seinen Hamlet hat aufdämmern lassen. Er verhüllte das Verbrechen mit einem undurchdringlichen Schleier, nicht um diesen gleich in der ersten Scene wieder zu zerreisen, sondern er brachte die Erscheinung, um dem kraft eigener Beobachtung, kraft seiner Feinfühligkeit bereits argwöhnischen und von einer dunkeln Ahnung ergriffenen Hamlet eine ganz ungewisse Kunde zukommen zu lassen. Er hätte das freilich auch durch dunkele Gerüchte geschehen lassen können, wie sie ja nach dem so plötzlichen Tode des Königs und nach der so schnellen Verheirathung der Königin mit des Königs Bruder selbstverständig auftauchen mussten, und ein heutiger Dramatiker würde wohl besser thun, diesen Weg einzuschlagen. Dass aber Sh. durch den Aberglauben seiner Zeit vollständig berechtigt war, diesen selben Aberglauben in diesem Stück, in dem alles sonst so menschlich natürlich zugeht, poetisch zu verwerthen, ist vorher schon hervorgehoben; er war dies aber umsomehr, da er nicht zu befürchten hatte, von seinen Zeitgenossen in Bezug auf seine Intentionen missverstanden zu werden. Dass aber, als nach einer langen Unterbrechung Hamlet zuerst wieder allgemeiner bekannt wurde, der Sachverhalt verkannt wurde, liegt nicht an Sh. und auch nicht eigentlich an dem spätgeborenen Publicum, sondern an den gänzlich veränderten Zeitverhältnissen und den durch diese bestimmten Anschauungen des Lesers oder Zuschauers. Sh. und Hamlet kamen aber wieder zu Ehren gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, also zur Zeit der Auf-

Digitized by Google

klärung, als die Menschen wenigstens ebenso frei über Gespenster dachten als heutzutage.

Wie aber, sollte man nicht vermuthen, dass der moderne Mensch, der nicht an Gespenster glaubt, sich dem Geist des alten Hamlet gegenüber erst recht skeptisch verhalten müsste? Wir glauben nicht. Nein, weil der moderne Leser oder Zuschauer keine Vorstellung mehr hat von der Alltäglichkeit solcher Erscheinungen zu Sh.'s Zeiten, weil ihm die Ideencombinationen, die man damals mit ihnen verband, abhanden gekommen sind, so nimmt er den vor seinen Augen mehreren Personen zu verschiedenen Zeiten erscheinenden, den deutlich vernehmbaren, menschlich verständig redenden Geist für etwas viel zu Reales, Fassbares, mit einem Wort für einen vollgültigen, wenn nicht für den untrüglichsten Zeugen des geschehenen Verbrechens, was aber Sh. aus all den verschiedenen Gründen unmöglich gewollt haben kann.

Aus dieser Anschauung erklären sich denn aber zur Genüge die grundverschiedenen Auffassungen des Charakters des Hamlet. Sie brauchen nur noch das verschiedene Temperament der einzelnen Recensenten hinzuzufügen und Sie haben sofort den Schlüssel zu jenem Räthsel. Denken Sie sich beispielsweise einen Choleriker, also etwa einen Gervinus oder Kreissig, ich halte diese Herren ihrer Kritik wegen dafür, Sie werden es ganz erklärlich finden, dass ein solcher die Zeit nicht abwarten kann, bis Hamlet den Racheact vollführt, dass jede Maassregel, die nicht unzweifelhaft auf dies eine Ziel zusteuert, in seinen Augen als eine verfehlte gilt, dass er alle Gewissensskrupel, die Hamlet vorbringt, für leere Ausflüchte hält, dass er die scheinbare Unthätigkeit ihm als Unentschlossenheit, ja als Feigheit auslegen muss. Und nehmen Sie dagegen einen Melancholiker, einen weicher, einen poetisch gestimmten Recensenten; des Beispiels wegen nenne ich von Friesen. Auch ein solcher wird die rächende That dringend fordern, er wird aber nicht taub sein für die in Hamlet's Gemüth sich widerstreitenden Empfindungen, er wird das Schreckliche seiner Lage ihm nachempfinden, er wird ihm selbst Zeit gönnen bis nach der bekannten Schauspielscene; aber dass er dann noch die günstige Gelegenheit, seinen Ohm niederzumachen, verpasst,

Digitized by Google

ist und bleibt auch in den Augen solcher Kritiker eine unverzeihliche, unbegreifliche Schwäche. Und halten Sie nun, um das Bild zu vervollständigen, einen der wenigen daneben, die, freilich ohne ihre entgegenstehende Ansicht genügend begründet zu haben, die Bedeutung der Geisterscenen in der von mir entwickelten und begründeten Auffassung finden und daher auch eine andere Ansicht von der Aufgabe des Prinzen Hamlet haben, und sofort werden Sie einsehen, dass diese im Hamlet den edelsten, tiefsinnigsten, sympathischsten aller tragischen Helden sehen müssen.

Ehe ich aber zur Beleuchtung der bisherigen Hamlet-Erklärer übergehe, um an ihnen die Richtigkeit der gewonnenen Anschauungen zu erproben, muss ich Sie bitten, noch einen Augenblick bei dieser Geistererscheinung zu verharren. Sh. hat sich bekanntermaassen den Aberglauben seiner Zeitgenossen mehrfach zu Nutze gemacht, um die in der Seele seiner Charaktere vorgehenden fieberhaften Erregungen in höchst drastisch packender Weise dem Publicum zu vermitteln. Wenn in Richard III. in der Nacht vor der Entscheidungsschlacht die Geister der von ihm Ermordeten einzeln an seinem Lager vorüberziehen und für den Sieg seines Feindes beten, wenn einem Brutus unter ähnlichen äussern Verhältnissen im einsamen Zelt der Geist des geopferten Cäsar erscheint, wenn der Geist des Banko selbst an offener Tafel dem Macbeth gegenüber, von allen Andern ungesehen, Platz nimmt, so herrscht wohl bei allen Einsichtigen über die Intentionen des Dichters keinerlei Zweifel, darüber also nicht, dass wir es hier mit Vorgängen, die im Hirne der exaltirten Personen liegen, mit reinen Phantasiegebilden zu thun haben. Wie aber verhält es sich mit den Geistererscheinungen im Hamlet? Sind diese nicht von jenen grundsätzlich verschieden? Grundsätzlich nicht, wenn auch eine äusserliche Verschiedenheit zugegeben werden muss. Während nämlich in den eben erwähnten Stücken der Geist oder die Geister immer nur einer Person erscheinen, oder, wenn mehrere Personen vorhanden sind, doch nur einer Person sichtbar werden, erscheint der Geist von Hamlet's Vater mehreren Personen zugleich. Wir glauben aber, auf die Einheit oder Mehrheit der schauenden Person kommt es hier weniger an,

Digitized by Google

als darauf, dass der Geist nur von solchen Personen gesehen wird, die innerlich darauf vorbereitet sind. So verhält es sich aber im Hamlet auch; denn als der Geist im Schlafgemach der Königin erscheint, sieht ihn nur Hamlet, die Königin aber nicht.

Dass sich ein Horatio viel in Gedanken mit dem alten Hamlet beschäftigt haben muss, steht ausser allem Zweifel; dasselbe dürfen wir auch bei einem Bernardo und Marcellus als selbstverständlich voraussetzen. Hamlet aber, der seit dem Tode des Vaters das Bild desselben nicht los werden kann, so dass er, wie er selber sagt, ihn am hellen Tage im Geiste vor sich sieht, ist auch der einzige, der seine Worte vernimmt.

Während nun an und für sich nichts dagegen einzuwenden ist, dass ein Dichter mehrere Personen zugleich, die von demselben Ideenkreise, wenn auch in verschiedenem Grade, beherrscht werden, in eine solche Extase versetzt, dass sie das Bild, von dem ihr Inneres voll ist, lebendig vor Augen zu sehen wähnen, so möchte dies doch, falls es wie im Hamlet, auch dem Publicum sichtbar dargestellt werden soll, seine ganz besonderen Schwierigkeiten haben. Es ist nämlich ganz unwahrscheinlich, dass, wie im Hamlet, drei verschiedene Personen genau dasselbe Phantom an eben derselben Stelle erblicken sollten, wenn auch allenfalls die ungefähre Gleichzeitigkeit des Eintritts der Erscheinung zugegeben werden kann, die ja durch irgend einen äussern Umstand, wie beispielsweise durch das Schlagen einer Uhr, die die Geisterstunde anzeigt, herbeigeführt werden kann. Es müssten also nothwendiger Weise auf der Bühne genau so viel Phantome oder Geister sichtbar werden, wie es schauende Personen auf derselben giebt. Wie dies auf dem Shakespeare'schen Theater gehandhabt ist, darüber wissen wir leider nichts Näheres, doch können wir wohl als sicher annehmen, dass man derartige Erwägungen nicht gemacht hat. Nichtsdestoweniger finde ich in der vorhin erwähnten ersten Ausgabe des Hamlet eine Bühnenanweisung, die von der späteren Ausgabe abweicht, und die, wenn sie nicht auf einem Druckfehler beruht, uns einen Anhalt dafür liefert, dass man auf der damaligen Bühne den Versuch machte, das Schattenhafte der Erscheinung des Geistes auch dem Zuschauer bemerklich zu machen. Nachdem nämlich der Geist

Digitized by Google

zum zweiten Mal sichtbar geworden ist, richtet Horatio eine längere Anrede an ihn und ruft dann dem Marcellus, der also wohl nach Ansicht des Horatio dem Phantom am nächsten stehen muss, zu, den Geist aufzuhalten. Dann heisst es: der Geist geht hinaus. Und dann erst, nachdem also nichts mehr sichtbar ist, ruft Bernardo: Hier ist es! und darauf Horatio: Es ist hier! und dann erst sagt Marcellus, an den die Aufforderung ergangen und der sich also wohl einige Schritte fortbewegt hat: Es ist fort. Aehnlich verhält es sich beim ersten Auftreten des Geistes. In der späteren Ausgabe steht das exit erst nach dem zweiten: Es ist hier. Beruht also die Bühnenanweisung der ersten Ausgabe nicht auf einem Druckfehler und entspricht sie demgemäss den frühesten Aufführungen des Hamlet, so musste der Umstand, dass die Personen auf der Bühne noch den Geist zu sehen wähnten, während er dem Auge des Zuschauers schon verschwunden war, letzterem es plausibeler machen, dass er es hier mit einem Hirngespinnst zu thun hatte. So wenig haltbar diese Hypothese auch ist, denn jene erste Ausgabe wimmelt eben von Druck- und Flüchtigkeitsfehlern, und so unzweifelhaft es ist, dass noch zu Sh.'s Lebzeiten die andere Bühnenanweisung eingeführt ist, so möchte ich doch befürworten, mit Rücksicht auf das moderne Publicum die Inscenirung nach jener ersten Bühnenweisung vorzunehmen.

Bei dem Sh.'schen Publicum lag eine Missdeutung jener Scenen ganz aus dem Bereich der Möglichkeit. Unter fast gänzlichem Ausschluss des eigentlichen Mittelstandes, des spiessbürgerlichen, aber soliden Londoner Bürgerthums, welches sich aus religiösem Vorurtheil dem Theater fern hielt, bestand das damalige Publicum in Bezug auf Verständniss aus zwei scharf gesonderten Kategorien: einestheils aus der Hefe des Volkes, andererseits aus demjenigen Theil der aristokratischen Jugend, der sich über die Vorurtheile der Zeit hinwegsetzte, und aus den Berufs- und Kunstgenossen des Schauspielers und Dichters Shakespeare. Unter der ersten Kategorie befanden sich zweifelsohne eine grosse Anzahl, die selbst schon mit Gespenstern in Berührung gekommen waren und deren geringe Zuverlässigkeit erfahren hatte, der andere kleinere, aber ausgewählte Theil dachte über solche Dinge der Hauptsache nach

Digitized by Google

wohl ebenso vorurtheilsfrei wie der Dichter selbst und hatte wohl nur zu oft Gelegenheit, über die Leichtgläubigkeit Anderer zu lächeln oder auch gegen aus solchen Gesichten gezogene Consequenzen zu Felde zu ziehen. Dass Sh. aber in ihnen wirklich nichts anderes als Phantasiegebilde sieht, sagt er uns an vielen Stellen seiner Werke und auch obendrein im Hamlet ganz unzweideutig. So finden wir in seinem epischen Gedicht Lucretia folgenden Ausspruch: Das schwache Hirn heckt solche Schatten aus. Und Hamlet's Mutter nennt sie: Die echte Prägung des Gehirns, und fügt zur weitern Erklärung noch hinzu: In solchen körperlosen Schöpfungen ist die Extase sehr geschickt.

Digitized by Google

Molière
in seinem
Verhältniss zur spanischen Komödie.

Bei der grossen Vertrautheit Molière's mit der dramatischen Literatur der romanischen Völker, bei seinem Geschicke, entlehnte Scenen und Charakterzüge in den Organismus der eignen Dichtungen kunstgerecht einzufügen, ist es an sich höchst wahrscheinlich, dass er auch die damals tonangebende spanische Literatur auszunutzen suchte. Wenn aber nicht mit gleicher Gewissheit, nicht im gleichem Umfange sich Entlehnungen aus spanischen Komödien nachweisen lassen, wie es bei seinen römischen und italischen Vorbildern möglich ist, so wird a priori die Folgerung statthaft sein, dass Molière dem spanischen Drama gegenüber grössere Freiheit und Selbständigkeit bewahrt, dass er aus ihm nur vereinzelte Scenen, untergeordnete Motive, unbedeutende Charakterzüge, nicht die Grundgedanken und Grundzüge seiner dramatischen Schöpfungen entnommen habe.

Anders urtheilen freilich bedeutende Kenner der spanischen Literatur, und gewiss würde ihr Urtheil schwer in die Wagschale fallen, wenn sie immer ihre Meinungen durch Sachgründe und Beweise unterstützten. Aber von Schlegel abgesehen, behauptet auch v. Schack (G. d. span. Lit. II, 685; III, 448), dass L'école des maris, l'amour médécin, médécin malgré lui, Femmes savantes „Copien“ spanischer Originale von „unermesslicher Inferiorität“ seien. Kein Wunder, dass ihm gegenüber französische Kritiker von relativer Unparteilichkeit in das entgegengesetzte Extrem verfallen und offenkundige Ent-

Digitized by Google

lehnungen aus spanischen Stücken nicht eingestehen wollen. Selbst der vorurtheilsfreieste der französischen Kritiker, Moland, sucht in den Einleitungen seiner gelehrten Molière-Ausgabe jede Beziehung des Festin de Pierre zum Burlador de Sevilla oder des Femmes savantes zu Lope's Melindres de Beliza in Abrede zu stellen, und übergeht das Verhältniss des l'amour médécin zu Lope's Acero de Madrid. Die rechte Mitte zwischen beiden Extremen scheint Humbert in seinem verdienstvollen Buche: Molière, Shakespeare und die deutsche Kritik, zu treffen, wo er S. 12 das Verhältniss Molière's zur spanischen Komödie mit dem Shakespeare's zu den italienischen Novellen vergleicht. Es verlohnt wohl, der Sache ohne Voreingenommenheit näher auf den Grund zu gehen.

Wenn Molière nach dem mit genialer Offenheit ausgesprochenen Grundsatze: „Je prends mon bien, où je le trouve“ den Gegensatz der Zeiten und Nationen unbeachtet liess, so entschied doch die Rücksicht auf den herrschenden Zeitgeschmack und das eigene Dichterbewusstsein über die Wahl der Vorbilder und über die Art und Weise der Nachahmung. Am unselbständigsten steht der jugendliche Dichter den italienischen Modestücken gegenüber, und doch zeigt er sich schon hier überlegen in der ebenso anmuthvollen, wie lebenswahren Schilderung der Liebe und Eifersucht im „Depit amoureux“. Mit grösserer Freiheit ahmt er den Terenz und Plautus nach. Die knappere Kürze, die meisterhafte Dialogisirung, die witzigen Pointen geben den entlehnten Scenen eine weit grössere dramatische Wirkung, die Charakterzeichnung wird individueller, reichhaltiger, tiefer und lebenswahrer. Ein bestimmter Grundgedanke, eine scharf hervortretende Tendenz giebt den vagen Allgemeinheiten des Plautus und Terenz ein reicheres Leben, nationalere Färbung. Endlich die ihm voraufgehenden französischen Dramatiker, soweit er sie zu nutzen sucht, sind im Verhältniss zu ihm nur Handlanger, die einzelne Bausteine zu den kunstvollen Schöpfungen Molière'scher Dichtung herbeitragen. Nicht in gleichem Masse überlegen, und doch nicht so abhängig, wie von den Römern und Italienern, zeigt sich Molière gegenüber den spanischen Dramatikern des XVII. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Keinem unter ihnen verdankt Molière so viel, wie dem Begründer des spanischen Nationaldrama, Lope de Vega. Wohl mag dies bei der Verschiedenheit ihrer Charaktere und ihrer Dichtungen auffallend sein. Aber Lope's Dichtungen beherrschten damals das Theater, auch ausserhalb Spaniens, und Molière's Muse gehorcht dem Grundsatze: Usus est tirannus. Die grosse Zahl der Lope'schen Dichtungen, die Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes, die unverkennbare dramatische Begabung und technische Routine des Dichters waren für Molière's universelles Streben unwiderstehliche Anregungen zur Nachahmung. Wenn nun doch kein einziges Stück des spanischen Dichters die Grundlage eines Molière'schen geworden, so hat dies in der verschiedenen literarischen Stellung beider Dichter seine Erklärung. Lope's Dichtungen gehören einer Epoche an, die Molière für Frankreich wenigstens auf immer beseitigt hatte. Sie sind Intriguenstücke mit allen Vorzügen und Fehlern. Die Charakterentwicklung wird in der breit ausgesponnenen Intrigue erstickt, die Personen werden zu Marionettenbildern, welche die Phantasie des Dichters plan- und ziellos bewegt. Die Stücke reissen mehr ab, als dass sie abschliessen, eine organische Entwicklung, die von der ersten Scene ab einem bewussten Ziele zutreibt, eine leitende Idee würde man in ihnen oft vergebens suchen. Ein sittlicher Indifferentismus, der in den possenhaften Stücken bis zu frivolem Leichtsinn sich steigert, zieht sich durch Lope's Dichtungen, während Molière's Komödien, wie auch immer die Moral des Dichters sein möchte, einen sittlich ernsten Grundgedanken haben. Verschieden wie die Dichtungen, waren die Dichter. Der fanatische Priester und heissblütige Patriot, der die Dragontea und Corona tragica geschaffen, und der aufgeklärte Denker und ruhig prüfende Weltmann, welche Gegensätze! Gemeinsam war beiden Dichtern nur ein unstätes, abenteuerliches Jugendleben, reiche Lebenserfahrung und Menschenkenntniss, und der angeborene Sinn für dramatischen Effect.

Ein mehr äusserlicher Grund machte eine volle Ausnutzung der Lope'schen Stücke für Molière unmöglich. Hier lagen tragische und komische Elemente in buntem Gemisch durcheinandèr, und Molière, der schärfer als einer seiner Vorgänger

Digitized by Google

das Komische vom Tragischen sonderte, konnte nur aus den ersteren das für seine Komödie Geeignete wählen.

Moland (a. a. O. II, 226) hat meines Wissens zuerst auf die Uebereinstimmungen der Intrigue der „Ecole des maris“ und Lope's „La discreta enamorada“ näher hingewiesen. In beiden Stücken muss ein verliebter Greis den Liebesboten in einer gegen ihn gerichteten Liebesaffaire machen. In dem Lope'schen Stücke ist dieser aus einer Bocaccio'schen Novelle entlehnte Gedanke breit ausgesponnen, während er bei Molière nur ein untergeordnetes Mittel wird, die Intrigue zu beleben, ihre komische Wirkung zu erhöhen. Das Nähere, namentlich das Verhältniss Lope's zu dem italienischen Novellisten, möge man bei Moland a. a. O. nachlesen.

Der Einfluss der spanischen Komödie und Lope's insbesondere beschränkt sich hier nicht auf die Intrigue. Die Figuren des Ergaste und der Lisette, so unverkennbar auch ihr französischer Typus, zeigen doch eine gewisse Verwandtschaft mit jenen raffinirten Bedienten, denen bei Liebesaffairen die Hauptrolle zufällt, und jenen verschmitzten Kammerzofen, wie sie in Lope's Stücken nicht gerade selten auftreten.

Bewunderungswürdig ist die Kunst, mit der Molière den römischen Demea und den verliebten alten Narren der spanischen Komödie in eine Person zu verschmelzen weiss. Indem die rigoristische Charakterfestigkeit des römischen Plebejers hier zu eigensinniger Grille wird, und verliebte Narrheit wie eitle Selbstverblendung noch hinzutritt, erschafft Molière die unvergleichlich komische Figur des Sganarelle.

Nach der Ansicht des Herrn v. Schack enthält die Ecole des maris Reminiscenzen und Anklänge an eine verwickelte Liebes- und Intriguenkomödie Moreto's „No puede ser“ (a. a. O. III, 448). Leider hat es der genannte Kritiker vergessen, den Nachweis seiner Behauptung zu führen, und das Stück selbst giebt kein Mittel an die Hand, diesen ergänzend hinzuzufügen. Freilich auch in dem spanischen Stücke geht eine Dame unter fremdem Namen ihren Liebeshändeln nach, doch dieser Zug konnte von Molière eben so gut aus einer italienischen Novelle wie aus einer spanischen Komödie entlehnt werden. Die da-

Digitized by Google

selbst auftretenden Bedienten und Kammerzofen haben mit Lisette und Ergaste keine besondere Aehnlichkeit.

Nachdem wir Jahre lang in Molière's Stücken keine Spur einer Nachahmung Lope's finden, verräth die kleine, zur Ergötzung des französischen Königs schnell hingeworfene, Posse „L'amour médécin“ das Vorbild des „Acero de Madrid“. Beide Stücke haben den gemeinsamen Grundgedanken, dass eine Liebeskranke durch die Vereinigung mit dem Geliebten geheilt wird. Die Durchführung dieses Gedankens ist aber eine grundverschiedene. Bei Lope tritt der Liebhaber allzusehr hinter seinem raffinirten Bedienten zurück, der sich als fingirter Arzt zu der Liebeskranken begiebt und ihr eine Stahlbrunnencur anräth, welche dann erwünschte Gelegenheit zur Verführung der Dame giebt. Vor Allem zeigt sich Molière's dramatische Ueberlegenheit in der knappen Kürze der Charakteristik, dem Fernhalten aller zwecklosen Scenen und Personen, der consequenten Durchführung einer bestimmten Idee: Verspottung der unpraktischen Kathederweisheit, des komödiantenhaften Auftretens der Aerzte.

Lope's Stück ist ein buntes Durcheinander von Personen und Scenen, die nur theilweise für die Handlung etwas beitragen. Der Grundgedanke des Stückes wird durch das überwuchernde Detail erstickt, in dem eine planvolle Ordnung sich schwer erkennen lässt. Ganz zwecklos von den Personen des spanischen Stückes sind z. B. die unsaubere Marcela, der einfältige Landtölpel Octavio, Gerardo wie Florencio, auch die Tante mit ihrer ekelhaften Verliebtheit und zudringlichen Coquetterie trägt zur Entwicklung wenig bei. Der Abschluss des Ganzen ist in beiden Stücken gleich undramatisch. Der zärtliche Vater im L'amour médécin, der sich sonst von seiner Tochter nicht trennen kann, giebt urplötzlich seine Einwilligung zur Heirath, ebenso wie im „Acero“ der gestrenge Alte sich recht schnell mit dem Gedanken befreundet, seine entführte und verführte Tochter ihrem Buhlen zu überlassen.

Die literarische Bedeutung des L'amour médécin liegt bekanntlich darin, dass Molière mit ihr den Kampf gegen die Unwissenheit und Prahlerei der damaligen Heilkünstler beginnt. Wenngleich auch Lope die lateinischen Brocken und den ge-

Digitized by Google

lehrten Nonsens dieser Herren verspottet, so ist von der unvergleichlichen Komik des Molière'schen Stückes wenig bei ihm zu finden. Auch die possenhaften Einschiebsel des L'amour médécin, die musikalischen und artistischen Intermezzos am Schlusse der Acte sind grossentheils der Erfindungsgabe Molière's zuzuschreiben, wenngleich sie in einer Scene des Acero (A. II, Sc. 7) angedeutet waren.

Am Schlusse seiner Dichterlaufbahn hat Molière noch einmal ein Lope'sches Stück benutzt. Der Charakter Bélisés in den Femmes savantes ist in seinen Grundzügen auf die „Melindres de Beliza" des Lope zurückzuführen. Nur hat hier der Dichter, wie wir es auch bei seinem Sganarelle beobachteten, zwei Personen verschiedener Stücke in Eins zu verschmelzen gesucht. Bélise ist affectirt und prüde in Liebessachen, wie Beliza, und weiss dabei ihre ungezügelte Sinnlichkeit ebenso schlecht zu verhehlen. Dann aber ist sie auch eine gelehrte, in gesuchtem Kauderwelsch redende Dame, wie Beatrix in Calderon's: No hay burlas con el amor. Ebenso wird man in jener komischen Scene der Femmes savantes, die uns das vergebliche Streben Armande's zeigt, ihre einfach natürliche Schwester davon zurückzuhalten, den Regungen ihres Herzens zu folgen, an eine ähnliche Scene in dem Calderon'schen Stücke erinnert. Hier entreisst Beatrix ihrer verliebten Schwester ein Billet doux, und vereitelt so ein projectirtes Rendez-vous. Man darf daher behaupten, dass die Gestalt der Beatrix zum Modell der Armande wie der Bélise gedient hat.

Der Ausgang der Femmes savantes ist dem beider spanischen Stücke verwandt. Armande wie Bélise, die prüden Zieraffen des französischen Stückes, gelangen ebenso wenig zu dem Ziel ihrer Wünsche, wie Beatrix und Beliza.

Eine nähere Vergleichung der Melindres de Beliza mit den Femmes savantes zeigt uns, wie Molière einzelne unästhetische Züge der spanischen Beliza unterdrückt, ihren Charakter mehr auf das Niveau des alltäglichen Lebens gestellt, und vor Allem an Stelle der lose verbundenen, zum Theil recht frivolen, Scenen des Lope'schen Stückes eine planvollere Einheit gesetzt hat. Beliza ist nicht nur psychisch leidend, wie Bélise, sondern auch physisch krank. In krankhafter Anwandlung verzehrt sie ge-

Digitized by Google

legentlich Gyps und Lehm. Dabei übersteigt ihre affectirte Prüderie alle Begriffe der Wirklichkeit. Beim Anblick eines Oelverkäufers will sie z. B. Oelflecken in ihrem Kleide bemerken, ebenso erregt ein grünes Sitzpolster ihr Magenbeschwerden. Ihr Liebeswahnsinn geht noch weit über die Grenze hinaus, an der das Erhabene vom Lächerlichen sich scheidet.

Der Gegensatz zwischen der philosophirenden, unnatürlichen Armande, ihrem verzerrten Abbilde Bélise und dem Naturkinde Henriette war in dem Calderon'schen Stücke, wo Beatrix und Leonore in ähnlicher Weise sich unterscheiden, bereits angedeutet, und man braucht ihn nicht auf Zarate's: La presumida y la hermosa zurückzuführen. Wie sehr auch hier Molière entlehnte Züge verschönert und vertieft hat, wird Jeder, der Molière's Femmes savantes aufmerksam gelesen hat, zugeben müssen.

Die Tendenz der Femmes savantes hat mit den spanischen Stücken ebenso wenig gemein, wie sie ausschliesslich eine Wiederholung und Fortführung der in den Précieuses ridicules ausgesprochenen Idee ist. Diese Komödie zeigt uns, wohin das unweibliche Streben nach Gelehrsamkeit, nach hochklingenden Phrasen, nach geziertem Wesen führt. Alle Begriffe der Pflicht, der socialen Stellung, der naturgemässen Bestimmung erscheinen in den Charakteren der Philaminte, Bélise, Armande völlig aufgelöst. Die Verspottung des gesuchten, höfischen Tones, der gezierten Sprachmodelei, mit der es die Précieuses zu thun haben, tritt dort hinter einer tieferen und allgemeineren Tendenz zurück. Die Précieuses verhalten sich zu den Femmes savantes wie unschuldige Landmädchen, die eben aus einer modischen Stadtpension zurückkehren zu jenen berüchtigten Vorkämpferinnen der nunmehr entschlafenen „Frauenemancipation", die der Natur gebieten wollten, das Weib ebenso wie den Mann zu erschaffen.

Wenn Molière vor Allem durch den herrschenden Zeitgeschmack zur Nachahmung Lope's geführt wurde, so wurde er durch innere Verwandtschaft, durch eine gleiche Stellung innerhalb der dramatischen Literatur zu zwei anderen spanischen Dichtern, Gabriel Tellez und Augustin Moreto, gezogen. Dem

Digitized by Google

ersteren verdankt er die erste Anregung und die Grundzüge seines Festin de Pierre.

Es ist bekannt, dass der Burlador de Sevilla gleich nach seinem Erscheinen epochemachend wirkte, dass er in die französische und italienische Literatur überging und dass namentlich Dorimond und Giliberti komisch-possenhafte Elemente in das tragische Sujet hineintrugen. Das spanische Stück hat seine Bedeutung zunächst in der genialen Wahl eines im hohen Grade dramatischen Stoffes, dann in dem Versuche, aus dem Schema der Lope'schen Intriguenkomödie herauszugehen und die Charakterkomödie anzubahnen. In dieser Hinsicht trifft der Burlador mit den Komödien Molière's zusammen, der auch sonst durch das anmuthige Formtalent, das Geschick im Versbau, die Meisterschaft in der Zeichnung weiblicher Charaktere sich mit dem Spanier berührt.

Gleichwohl ist die Verschiedenheit der spanischen Dichtung und der französischen so gross, dass Moland und nach ihm Laun jede Beziehung beider Stücke in Abrede gestellt haben. Indessen, wenn es auch bei der Selbständigkeit und Originalität Molière's zweifelhaft bleiben wird, wie weit er Einzelnes dem spanischen oder italischen Vorbilde entnommen oder frei erfunden hat, so sind die Grundzüge eines Charakters, der in frivolem Uebermuth sich über Sittlichkeit und Standesehre hinwegsetzt, der seine Verführungskünste nicht nur an hochgestellten Damen erprobt, sondern auch unschuldige Landmädchen ins Verderben stürzt, der mit dem Himmel sich abzufinden weiss, der die väterliche Ermahnung wie die Scheu vor Gräbern unbeachtet lässt, auf den Burlador zurückzuführen. Namentlich enthält die Scene des spanischen Stückes, in welcher der tiefgebeugte Vater seinen verlorenen Sohn vom Abgrunde zu ziehen sucht, Anklänge an Molière's Stück (A. 4, 5, Sc. 6, 1). Das spanische Stück hat neben unleugbaren Vorzügen auch grosse Schwächen, und schon desshalb halte ich die Meinung Laun's, dass Molière bei Kenntniss des Burlador den Wetteifer mit Tirso de Molina gescheut hätte, für wenig zutreffend. Der leitende Gedanke ist in dem spanischen Stücke zu breit ausgesponnen, Wiederholungen desselben Motives finden sich nicht selten. Die Liebesaffaire mit Donna Anna ist nur

Digitized by Google

ein Conterfei der Scene mit Isabella, Tisbea's Gestalt kehrt in minder lyrischer Anmuth und zauberhafter Form in Aminta wieder. Die Monologe und Dialoge der Betrogenen und Verführten, wie unzweifelhaft ihr poetischer Werth, sind doch der Entwicklung des Stückes eher hinderlich als förderlich. Der Meister dramatischer Routine hat diese Fehler vermieden und überdies den tragischen Ernst des Stoffes durch Einmischung komischer Scenen, wie im Avare, gemildert. In dieser Hinsicht war ihm die italienische und französische Bearbeitung des Burlador gewiss von förderndem Nutzen. Giliberti sowohl wie Dourimond lassen die komischen Elemente des spanischen Stückes breiter und wirkungsvoller hervortreten, ziehen die Gestalt des Catalinon mehr ins Possenhafte und die Figuren der Tisbea und Aminta aus der hochpoetischen Sphäre des Burlador in die Anschauungen des alltäglichen Lebens. Durch diese Aenderungen wurde der mehr tragische als komische Stoff erst für die komische Wirkung geeignet.

Originell und von hoher Bedeutung für die dramatische Wirkung ist die sittlich-sociale Idee des Festin de Pierre. Der Don Juan des Tellez steht innerhalb der Anschauungen der katholischen Kirche; er glaubt an die Allmacht Gottes, dessen Rache er nur ferner denkt als sie ist, wie an die Strafen der Hölle. Leichtsinn und Frivolität, nicht bewusste Immoralität und Atheismus sind hier die Grundzüge seines Charakters. Diese kirchlich gläubige Seite tritt in den späteren Bearbeitungen des Stoffes zurück, doch ist von einem bewussten Gegensatz zu den herrschenden kirchlichen Anschauungen durchaus nicht die Rede. Erst Molière weiss aus Don Juan ein Gegenstück des Tartuffe zu machen. Wie der Letztere aus scheinheiliger Berechnung den Satzungen der römischen Kirche huldigt, so lehnt sich Don Juan in kühner Frivolität gegen sie auf. Wie Molière im Tartuffe die Scheinfrömmigkeit der höfischen Kreise geschildert, so deckt er hier ihren Unglauben und sittliche Corruption auf, welche äussere Frömmigkeit verhüllen soll. Diese Idee hindert das Stück, in eine Reihe lyrischer und dramatischer Scenen auseinanderzufallen, ein Fehler, der die Hauptschwäche des Burlador ist.

Was Tellez in seinem Burlador versucht hat, aus der In-

Digitized by Google

triguenkomödie in die Charakterkomödie einzulenken, das ist dem Augustin Moreto in seinem Desden con el Desden vollkommen gelungen. Darin liegt offenbar die Hauptbedeutung des Dichters, dessen psychologischer Scharfsinn und feine Charakterzeichnung zwar von den Kennern gerühmt, der aber zugleich der grössten Unselbständigkeit und der schamlosesten Plagiate beschuldigt wird, und eben darin kommt Moreto dem Molière nahe.

Das Stück, in dem Molière seinem spanischen Vorbilde mit grösserer Abhängigkeit als jemals nachfolgt, Princesse d'Elide, ist auf Befehl des französischen Autokraten in so kurzer Zeit hingeworfen, dass man nur bewundern muss, wie es noch so gut geworden. An originelle Erfindung, an Verbesserung oder Verschönerung des dem spanischen Stück Entlehnten war dabei nicht zu denken, und selbst die komische Figur des Moron, die Moland für den französischen Dichter in Anspruch nimmt, stimmt im Wesentlichen mit Polila überein (Oeuvres III, 219).

Als ein Vorzug der Princesse d'Elide mag es immerhin gelten, dass die weit ausgedehnte Handlung des Moreto'schen Stückes auf einen engeren Raum zusammengedrängt wird (cf. Moland a. a. O., S. 219), ein Fehler ist es dagegen, dass das Stück aus der modernen Gesellschaft in die antike Welt verlegt wird. Diese Concession an den alles Antike bewundernden Zeitgeschmack war eine höchst unglückliche. Sie zwang Molière, die poetischen Anklänge an das spanische Ritterthum, wie sie Moreto's Komödie zeigt, zu unterdrücken, und bei der modern-französischen Färbung antiker Charaktere fühlt der Freund des hellenischen Alterthums ein inneres Unbehagen. Näher auf die beiden Stücke einzugehen, halte ich nach Moland's vergleichender Analyse und bei der grossen Verbreitung, die Moreto's Stück in West's Bearbeitung gefunden, für unnöthig.

Dass Molière dem bedeutendsten der spanischen Dramatiker, Calderon, so Weniges entlehnt hat, erklärt sich wohl aus der geistigen Verschiedenheit beider Dichter. Von einer Nachahmung des „No hay burlas con el amor“ in den Femmes

Digitized by Google

savantes kann wohl nicht die Rede sein, das Stück lieferte nur einen vereinzelten Zug zweier Charaktere (s. o.).

Dass übrigens die spanische Literatur trotz ihrer tonangebenden Stellung nur von secundärem Einfluss auf die Komödien Molière's war, wie sie auf Racine ganz ohne Einfluss blieb, wird durch den nationalen Gegensatz der französischen und spanischen Nation, der durch die Kriege zweier Jahrhunderte genährt war, und durch das erstarkte Selbstbewusstsein des französischen Volkes erklärlich. War auf politischem und militärischem Gebiet der Einfluss dieser einst weltbeherrschenden Macht gebrochen, wie hätte sich der literarische Geschmack der französischen Nation wieder von Spanien unterjochen lassen sollen? Auch die spanische Heirath, die dem französischen Hofe eine Zeit lang die Formen spanischer Etikette aufzwängte, vermochte dies nicht. Wohl brachte Molière, dieser Rücksicht nachgebend, in dem „Garcie de Navarre" einen spanisch-nationalen Stoff auf die französische Bühne, aber auch hier lehnt er sich an ein italisches Vorbild. Vor Allem aber wandte er sich den vielbewunderten Schöpfungen der römischen Poesie und den modischen Dichtungen Italiens zu und suchte durch das Zurückgehen auf die mittelalterlichen Fabliaux und die Komödien der Gegenwart das Gefühl des nationalen Zusammenhanges zu beleben.

Halle a/S. Dr. Mahrenholtz.

Digitized by Google

Das Verhältniss des Ortnit zum Huon de Bordeaux.

Die Aehnlichkeit, welche zwischen dem deutschen Heldengedichte „Ortnit“ und der französischen chanson de geste „Huon de Bordeaux“ unverkennbar besteht, hat nicht verfehlt, die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Forschung zu erregen, und man hat auf verschiedene Weise versucht, diese gegenseitigen Beziehungen zu bestimmen und zu erklären. —

Zuerst hat der Engländer Keightley*) die Behauptung aufgestellt, der Huon de Bordeaux sei eine Nachahmung des Ortnit. Der Grund, den er dafür anführt, „weil die Wahrscheinlichkeit viel grösser ist, dass ein französischer Schriftsteller einen Zwerg von einem deutschen Dichter entnommen hat, als dass das Umgekehrte stattgefunden haben sollte“, ist an sich sehr hinfällig und nur eine subjective, durch Nichts gestützte Ansicht; der Fall aber, dass ein französischer Dichter des 12. oder 13. Jahrhunderts das Werk eines Deutschen nachgeahmt oder bearbeitet haben sollte, wäre gänzlich dem dichterischen Gebrauch damaliger Zeit entgegen und durch kein anderes Beispiel belegt, so dass er schon desshalb eines ganz besonders genauen Nachweises bedürfte. Jene Behauptung kann aber gar nicht mehr aufrecht erhalten werden, seitdem neuere französische Gelehrte die Entstehungszeit des Huon de Bordeaux, wenn auch nicht unwiderleglich festgestellt, so doch sehr wahrscheinlich gemacht haben**). Danach würde die Abfassung des Huon de Bor-

*) Keightley, the fairy mythology 1850, p. 88, 213.

**) So besonders Guessard in seiner Ausgabe des H. de B. Vorrede p. 2—8. — G. Paris, histoire poétique de Charlemagne p. 323. — L. Gautier, les épopées françaises II, 552, Anm.

Digitized by Google

deaux um mehrere Jahrzehnte früher fallen, als die seines angeblichen deutschen Vorbildes.

Wahrscheinlich angeregt durch die Betrachtung der bekannten Erscheinung, dass die deutschen Dichter des Mittelalters sehr häufig französische Vorlagen bearbeiteten, ist nun in neuerer Zeit eine Ansicht ausgesprochen worden, die der Keightley's gerade entgegengesetzt ist; dass nämlich der Ortnit eine Nachbildung und Bearbeitung des Huon de Bordeaux sei. Diese Annahme wird aufgestellt und vertreten durch eine Dissertation von F. Lindner: „Ueber die Beziehungen des Ortnit zum Huon de Bordeaux. Rostock 1872.“ — Die angeführte Behauptung stützt sich auf drei Punkte, die Lindner in seiner Abhandlung festzustellen sucht: 1) Nachweis der genauen Uebereinstimmung des Inhalts beider Gedichte; 2) Nachweis, dass Huon de Bordeaux gegen 50 Jahre früher als unser Ortnit verfasst ist; 3) Angabe des Weges, auf welchem die Deutschen mit jenem ersteren Gedichte bekannt wurden. — Der Nachweis des ersten Punktes ist sehr oberflächlich geführt, da nur die Aehnlichkeiten beider Gedichte berührt sind, die oft störenden Unterschiede aber einfach mit Stillschweigen übergangen werden; ausserdem erweisen sich auch viele der aufgeführten Aehnlichkeiten bei näherer Prüfung als unrichtig. Der zweite Punkt stützt sich auf die Zeitbestimmung der beiden Gedichte beziehungsweise durch Guessard und Müllenhoff (Amelung). Danach wäre der Huon de Bordeaux „am Ende des 12. Jahrhunderts, zwischen 1180 und 1200, zehn Jahre früher oder später, wenn man will“ *), verfasst worden. Da nun der Ortnit nach Müllenhoff's und Amelung's Nachweisen **) um 1225/26 gedichtet worden ist, so stände einer Annahme der Abhängigkeit Ortnit's von Huon de Bordeaux hiernach zeitlich Nichts im Wege. Der Guessard'sche Nachweis ist aber durchaus nicht sicher und über allen Zweifel erhaben; denn wenn es wahr ist, was Fallot (recherches sur les formes grammaticales de la langue française p. 37, 38) behauptet und was Diez (Grammatik der romanischen Sprachen II³, 46, Anm.) wiederholt, dass die Maskulinformen

*) Guessard, a. a. O., p. 8.

**) Deutsches Heldenbuch III: Ortnit und die Wolfdietriche, ed. Amelung und Jänicke, Einleitung p. XVII ff.

Digitized by Google

du, dou, au, ou des burgundischen Dialects erst um 1230 im picardischen Dialect, der ursprünglich keine getrennten Formen für die beiden Geschlechter besass, gebräuchlich zu werden beginnen, so muss man die Abfassung des Huon nach jenem Zeitpunkte ansetzen*). Aus jener zweifelhaften Zeitbestimmung Guessard's und der anderen oben citirten Franzosen lässt sich also etwas Sicheres über eine etwaige Abhängigkeit des Ortnit von Huon nicht schliessen, um so weniger, da von Gervinus innere, aus dem Wesen des Ortnit selbst sich ergebende Gründe gegen die Annahme einer solchen Abhängigkeit geltend gemacht worden sind**). — Die Ausführung des dritten Hauptpunktes der Lindner'schen Abhandlung endlich besteht aus lauter Vermuthungen, die an und für sich schon keine Beweiskraft haben, aber auch ausserdem nach Lage der Dinge sehr unwahrscheinlich sind. Ueberhaupt ist die ganze Abhandlung sehr nachlässig geschrieben und lässt so sehr philologische Genauigkeit und logische Schärfe vermissen, dass durch dieselbe gar Nichts als festgestellt erachtet werden kann und die Frage vollständig von Neuem zu behandeln ist. Dies soll im Folgenden versucht werden. —

Um eine klare Vorstellung von dem Inhalte und dem gegenseitigen Verhältniss der beiden Gedichte zu einander zu gewinnen, wird es nöthig sein, einen wenn auch kurzen und gedrängten, so doch alles Wesentliche umfassenden Auszug aus jedem derselben zu geben.

Der Inhalt des Huon de Bordeaux ist folgender: Karl der Grosse hat seine Vasallen an sein Hoflager nach Paris berufen, damit sie seinen Sohn Karlot zu seinem Nachfolger erwählen sollen, denn er selbst fühlt sich alt und schwach. Einer seiner Edlen, Namens Amaury, spottet, dass er seinem Sohne ein Reich übergeben wolle, worin er selbst nicht einmal von allen seinen Vasallen anerkannt sei. Auf Karl's erstaunte Frage bezeichnet er Huon von Bordeaux und dessen Bruder Gérard, die Söhne des verstorbenen Herzogs Séguin von Bordeaux, als diejenigen, die sich gegen des Kaisers Oberhoheit auflehnen.

---

*) Graf, I complementi della Chanson d'Huon de Bordeaux. Testi francesi inediti etc. avvertenza p. 4.

**) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung II⁵, 282.

Digitized by Google

Um Gewissheit zu erlangen, sendet Karl der Grosse Boten an die beiden Brüder und lässt sie auffordern, nach Paris zu kommen und ihm den Huldigungseid zu leisten.

Amaury jedoch hat dies Alles nur erlogen; er strebt selbst nach der Krone Karl's und sinnt daher auf Mittel, dessen Sohn Karlot aus dem Wege zu räumen. Er überredet ihn durch falsche Erzählungen, den von Bordeaux nach Paris ziehenden Brüdern in einem Gehölze nahe bei Paris aufzulauern und sie meuchlerisch zu überfallen. Dies thut Karlot auch; er verwundet Huon's Bruder Gérard schwer, wird aber selbst von ersterem, der ihn nicht kennt, erschlagen, worüber der Verräther Amaury laut frohlockt. Huon zieht mit seinem schwer verwundeten Bruder nach Paris und beschwert sich bitter bei Karl dem Grossen über den schnöden Bruch des ihm versprochenen freien Geleites; Karl verspricht ihm Genugthuung. Da kommt Amaury mit der Leiche Karlot's in den Saal und bezéichnet Huon als den Mörder; dieser habe einen Streit hervorgerufen und den Jüngling erschlagen, trotzdem er gewusst habe, wer er sei. Karl wird bei der Nachricht so von Schmerz und Zorn übermannt, dass er Huon sogleich eigenhändig tödten will. Auf Huon's Vertheidigung beschliesst er, die Wahrheit durch ein Gottesgericht, einen Zweikampf zwischen Huon und Amaury, ans Licht zu bringen. Er stellt aber noch die Bedingung, dass der Sieger dem Gegner das Geständniss seiner Lüge entreissen muss, widrigenfalls er verbannt werden und sein Lehen verlieren soll. Huon siegt zwar, tödtet aber im Eifer des Kampfes Amaury so schnell, dass dieser seine Lüge nicht mehr eingestehen kann; Karl will ihn in Folge dessen verbannen und sein Lehen einziehen. Nur durch die Drohung seiner Barone, ihn gänzlich verlassen zu wollen, wird er gezwungen, die Strafe dahin umzuändern: Huon wird vorläufig seines Lehens entsetzt; er soll es aber wieder erhalten, wenn er einen Zug nach Babylon zum Admiral Gaudisse unternimmt, diesem den Bart und vier Backenzähne ausreisst und ausserdem seiner Tochter Esclarmonde drei Küsse giebt. Er soll aber nach beendigter Fahrt nicht eher nach Bordeaux zurückkehren, bevor er nicht diese Trophäen nach Paris zum Kaiser gebracht hat. — Huon entschliesst sich, die gefährliche Fahrt

Digitized by Google

zu unternehmen. Er geht zunächst nach Rom und holt sich den Segen des Papstes: von dort geht er nach Brindes zu Garin de St. Omer, an den er vom Papste empfohlen ist. Garin hilft ihm mit Rath und That zur Ueberfahrt nach dem Orient; sie besuchen zusammen das heilige Grab und ziehen von da nach dem rothen Meere. Auf dem Wege dahin finden sie in einem Walde Jérôme, einen alten Einsiedler, der, von Geburt selbst Franzose, Huon und seine Familie genau kennt; derselbe schliesst sich ihnen an. Beim Durchzug durch ein grosses Gehölz stösst Huon zum ersten Male auf den Feenkönig Oberon, der dieses Gehölz bewohnt, und der im späteren Verlauf der Abenteuer Huon's eine so entscheidende Rolle spielt. Zuerst will sich Huon, durch Jérôme gewarnt, nicht mit Oberon einlassen; aber endlich giebt er seinem wiederholten Andrängen nach und beginnt ein Gespräch mit ihm. Hierüber ist der Feenkönig sehr erfreut; er erzählt Huon seine Abkunft und bietet ihm seine Freundschaft und seine Hülfe bei allen Abenteuern an. Zum Beweise seines Wohlwollens schenkt er ihm einen sich selbst füllenden Becher und ein mit mancherlei magischen Kräften begabtes Elfenbeinhorn. Huon zieht nun seines Weges nach Babylon weiter. Vorher aber besucht er noch, trotz Oberon's ausdrücklichem Verbot, aus blosser Lust nach Abenteuern, zuerst seinen zum Islam abgefallenen Onkel Macaire in Tormont, den er mit Oberon's Hülfe besiegt und tödtet, dann den Riesen Orgueilleux in Dunostre, den er ebenfalls besiegt und tödtet und dabei einen geheimnissvollen, mit magischen Kräften ausgestatteten Harnisch erbeutet. Endlich gelangt er zum eigentlichen Ziel seiner Fahrt, nach Babylon zum Admiral Gaudisse. Er dringt in das Schloss des Admirals, während dieser bei Tafel sitzt, erschlägt einen in seiner Nähe sitzenden Sarazenen und küsst seine Tochter Esclarmonde. In dem darauf folgenden Kampfe wird er aber überwältigt und ins Gefängniss geworfen. Dort wird er von Esclarmonde, die sich in ihn verliebt hat, gepflegt, während man dem Admiral die Nachricht bringt, der Gefangene sei Hungers gestorben. — Die auf dem Schlosse Dunostre zurückgebliebenen dreizehn Gefährten Huon's machen sich unter Jérôme's Führung auf, ihn zu suchen, und finden ihn im Gefängniss. Bei Gelegenheit eines Einfalles des Riesen

Digitized by Google

Agrapart in Babylon wird Huon dem Admiral wieder als lebend vorgeführt, er bekämpft und besiegt den feindlichen Riesen und erwirbt sich dadurch seine Freiheit wieder. Als sich nun aber Gaudisse nicht bekehren will, lässt ihn Huon von den durch Oberon's Horn herbeigerufenen Mannen des Feenkönigs tödten und nimmt ihm Barthaar und Backenzähne als Trophäen. Diese verbirgt Oberon zu grösserer Sicherheit einstweilen in Jérôme's Hüfte. Nun will Huon mit Esclarmonde nach Frankreich zurückkehren. Oberon verbietet ihm, die schöne Heidin zum Weibe zu nehmen, bevor sie als Christin getauft sei. Huon verspricht es auch, handelt aber später doch gegen das Verbot und muss dafür noch durch eine Reihe von Abenteuern im Orient büssen, bei denen ihm Oberon seine Hülfe gänzlich entzieht, und die desshalb auch nicht immer glücklich ablaufen. Endlich kehrt er nach Frankreich zurück, wird aber von seinem treulosen Bruder ins Gefängniss geworfen und seiner Trophäen beraubt, bevor er dieselben dem Kaiser überbringen kann. Er soll daraufhin von dem immer noch nicht versöhnten Karl mit dem Tode bestraft werden: da erscheint im letzten Augenblicke Oberon noch einmal auf dem Schauplatz, bringt die Wahrheit ans Licht, zwingt den Kaiser halb gegen seinen Willen, seinem Lehnsmann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, bestraft die Verräther und verschwindet, nachdem er noch vorher Huon zu seinem Nachfolger im Feenreiche ernannt hat. —

Der Inhalt des Ortnit ist folgender: Ortnit, König der Lombardei, wird von seinen Mannen aufgefordert, ein Weib zu nehmen. Da er in seinem eigenen Lande keine Würdige finden kann, so erzählt ihm sein Oheim Yljas von einer schönen Königstochter im Morgenlande, die aber Niemand erwerben könne, weil ihr Vater jedem Freier das Haupt abschlagen lasse. Durch diese Schwierigkeit erst recht gereizt, beschliesst Ortnit, die heidnische Jungfrau zu erwerben. Er fordert seine Dienstmannen auf, ihn dabei mit Heeresmacht und sonstiger Kriegsrüstung zu unterstützen, und entlässt sie auf ein Jahr, um ihre Vorbereitungen zu treffen. Während dieser Zeit wird er durch einen Traum bewogen, auf Abenteuer auszureiten. Seine Mutter giebt ihm dazu einen Ring und bezeichnet ihm die Stelle, wo er Abenteuer finden werde. Ortnit reitet dorthin und findet

Digitized by Google

unter einer Linde den Zwerg Alberich schlafend. Da derselbe von kleiner Gestalt ist, so will ihn Ortnit wie ein Kind auf sein Ross tragen und mit sich führen. Alberich wehrt sich aber heftig, so dass ihn Ortnit kaum bewältigen kann, trotzdem er die Stärke von 12 Männern besitzt. Als er ihn endlich bezwungen, will er ihm das Haupt abschlagen, und Alberich kann ihn nur mit Mühe bereden, ihm gegen Ueberlieferung kostbarer Geschenke das Leben zu schenken. Der Elfenkönig erzählt ihm jedoch vorher noch, dass er, Alberich, Ortnit's Vater sei; dann giebt er ihm die Geschenke: einen goldenen Panzer nebst Helm und Schild und das Schwert Rose; endlich verspricht er dem Lombardenkönig noch seinen Beistand, wenn er in Noth sei. — Ortnit kehrt auf seine Burg zurück, und nach Verlauf des Jahres fährt er mit einem grossen Heere von Messina aus über das Meer, zunächst nach der feindlichen Hafenstadt Suders. Kurz vor der Ankunft im Hafen erscheint Alberich auf dem Schiffe und leistet von nun an bis zur Beendigung des Zuges seinem Schützling den thatkräftigsten Beistand. Mit seiner Hülfe erobert Ortnit zunächst die feindliche Hafenstadt Suders, zieht dann vor Montabûr, die Residenz des heidnischen Königs, und besiegt diesen. Alberich führt ihm die Königstochter zu, und nachdem der Heidenkönig noch einen vergeblichen Versuch gemacht, dem Lombarden die Jungfrau in blutigem Kampfe wieder abzugewinnen, muss er ihn mit derselben ziehen lassen. Doch er sinnt auf blutige Rache. Unter dem Scheine der Freundschaft und Versöhnung schickt er seinem Schwiegersohne kostbare Geschenke ins Land. Unter diesen befinden sich aber auch zwei Dracheneier, die angeblich, wenn sie ausgebrütet sind, herrliche Dinge hervorbringen sollen: das eine eine Kröte mit einem kostbaren Stein, das andere einen schönen Elephanten. Der hinterlistige Ueberbringer lässt die Eier mit Ortnit's Zustimmung in einer Felsschlucht von der Sonne ausbrüten. Als nun die Drachen gross geworden sind, verwüsten sie das ganze Land bis unter die Mauern von Ortnit's Residenzschloss Garda. Da die Ungeheuer Jeden vernichten, der mit ihnen zu kämpfen wagt, so entschliesst sich endlich Ortnit selbst, den Kampf zu unternehmen. Er zieht ohne Vorwissen seiner Mannen ganz allein aus die Drachen aufzusuchen;

Digitized by Google

lässt sich aber von dem einen derselben im Schlafe überraschen und wird von diesem in seine Höhle getragen, wo ihn die jungen Drachen durch die Ringe des goldenen Panzers hindurch aussaugen. Der letzte Gesang schildert den Jammer der Königin und der Mannen Ortnit's um den Tod des edlen Helden; er verbindet ferner das ganze Gedicht mit dem Sagenkreise Dietrich's von Bern. Es soll nämlich Niemand die verwittwete Königin zur Gemahlin erwerben, der nicht vorher den Drachen erschlagen und Ortnit's Tod gerächt hat; und das wird Dietrich von Bern thun. — Damit schliesst das Gedicht. —

Jedes der beiden Gedichte zerfällt naturgemäss in drei Theile: die Veranlassung der Fahrt und die Vorbereitungen dazu, die Fahrt selbst und die auf derselben bestandenen Abenteuer, die Heimkehr und die Zeit nach derselben bis zum Abschluss des Gedichtes. In beiden Erzählungen, und zwar in dem mittleren Theile einer jeden, ist ein im Allgemeinen gleicher Kern enthalten: ein Held unternimmt einen Zug ins Morgenland, gewinnt dort mit Hülfe des Elfenkönigs Alberich oder Oberon eine heidnische Jungfrau zur Braut und kehrt darauf in sein Vaterland zurück. In diesen mittleren Theilen liegen daher neben manchen Verschiedenheiten im Einzelnen die beiden Hauptzüge, die in beiden Gedichten gleich sind: die Brautwerbung eines christlichen Helden im Morgenlande und seine Unterstützung durch die im Allgemeinen ähnlich gezeichnete Figur des Zwergenkönigs Alberich oder Oberon.

Selbst wenn man eine irgendwie beschaffene Abhängigkeit des Ortnit vom Huon annimmt, so ist es doch bei einigem Eingehen in das Gedicht zweifellos, dass der Ortnit sich in vielen Punkten auf die deutsche Heldensage bezieht und sich mit derselben berührt. Das Gedicht stellt sich ja zum Schluss selbst als einen Theil derselben dar, und in Dietrich's Flucht Vers 2093—2294 ist dieselbe Geschichte kurz erzählt und mit dem Dietrichs-Sagenkreise verknüpft. Es wird daher am zweckmässigsten sein, die Aehnlichkeiten und Unterschiede, welche die beiden Gedichte Huon und Ortnit darbieten, genauer zu betrachten und zu untersuchen, in wie weit sie sich auf eine ältere Gestaltung der Sage zurückführen lassen.

Die Idee, welche in beiden Gedichten durchgeführt wird,

Digitized by Google

ist dieselbe: ein Held zieht aus dem christlichen Abendlande ins heidnische Morgenland, um sich daselbst eine schöne Königstochter als Braut zu erwerben. Dies ist ein altes Sagenmotiv, welches besonders häufig behandelt wurde, seit die Kreuzzüge dem Abendlande die Wunder des farbenprächtigen Orients theilweise erschlossen hatten. Es gestattete eine um so grössere Freiheit der Erfindung und Ausführung, je mehr die noch in den meisten Punkten dunkle und mangelhafte Kenntniss des Morgenlandes der Phantasie des Dichters den freiesten Spielraum zu ihrer Entfaltung gewährte. Dieses Motiv konnte aber natürlich sowohl ein deutscher als ein französischer Dichter benutzen, ohne dass desshalb der Eine vom Anderen abhängig zu sein brauchte.

Auf der Fahrt selbst und bei der Ausführung ihres Planes werden beide Helden von einem mit übernatürlichen Kräften begabten Elfenkönig Alberich oder Oberon unterstützt. Dass die Namen dieser beiden Elfenkönige sprachlich dieselben sind, ist zuerst von Grimm*) aufgestellt und seitdem so allgemein anerkannt, dass dieser Nachweis hier nicht wiederholt zu werden braucht. Die Figuren haben auch in beiden Gedichten eine grosse Aehnlichkeit. Beide sind von kleiner Gestalt; Oberon wird als ein Zwerg dargestellt:

Huon v. 26: ..... Auberon, le noble chevalier
Ens son estant n'ot de grant que .III. piés.
v. 3424: Cis petis enfes ki vous a salué
Que vous avés enfanchon apelé.
v. 3502: Que jou seroie petis nains bocerés, u. ö.

Auch Alberich im Ortnit wird als Zwerg dargestellt und hat Kindsgestalt:

Ortn. str. 92: dô luogte er under d'este: er sach ein kleinez kint.
str. 96: Du bist in kindes mâze des vierden jâres alt.
str. 238: dô sprach der Lamparte 'jâ ist ez ein getwerc.' u. ö.

Der Elfenkönig Alberich ist eine alte Figur der deutschen Mythologie; der ihm hier beigelegte Zug, dass er in Zwergengestalt auftritt, stimmt vollkommen mit seiner Figur in der

*) Brüder Grimm, Irische Elfenmärchen, Einleitung p. 59.

Digitized by Google

deutschen Sage überein. Das Nibelungenlied nennt Alberich ebenfalls als einen Zwerg im Dienste der Könige Schilbung und Niblung, dem Siegfried die Tarnkappe abgewinnt. Nib. 98 (Lachmann):

Don kund im niht gestriten daz starke getwerc.

Alle Elben, also auch der König derselben, werden klein und winzig gedacht; der Alb steht eben so weit unter der menschlichen Grösse, wie der Riese über derselben*). Ihre Grösse selbst wird verschieden bestimmt; bald erreichen sie das Wachsthum eines vierjährigen Kindes, bald erscheinen sie weit kleiner, nach Spannen oder Daumen gemessen. Die Wasserelfen, von den Dänen Nokkes genannt, lassen sich oft in Gestalt kleiner Kinder mit langem goldenen Haar sehen. Der Zwerg Laurin in einer Legende der Dietrichs-Sage wird von Dietrich und seinen Gefährten für den Engel Gabriel gehalten; wobei Grimm erinnert, dass es im Mittelalter, wie jetzt noch immer, stehender Gebrauch ist, die Engel unter der Gestalt kleiner Kinder vorzustellen**).

Ferner besitzen in unseren Gedichten Alberich sowohl wie Oberon eine wunderbare Schönheit. Oberon ist „schöner als die Sonne im Sommer“:

Huon v. 3219: Aussi biaus fu con solaus en esté.
v. 3412: Ainc ne vi homme de si grande biauté.
Dix! comme est biaus, qui l'a bien regardé!
Dix ne fist homme de si grande biauté.
v. 10,188: Sainte Marie, com il a grant biauté! u. ö.

Auch Alberich besitzt eine grosse „Kindesschönheit“:

Ortn. str. 95: durch dîn kindes schoene tar ich dir niht getuon.
str. 97: in dûhte harte schoene daz kint und ouch sîn dach.
str. 98: er sprach 'dîn groziu schoene und dîn wât ist alsô guot.

Diese Schönheit der Elfenkönige weist darauf hin, dass wir uns unter denselben Lichtelbe vorzustellen haben. Die deutsche Mythologie unterscheidet Lichtelbe, Dunkelelbe und

*) Dies und alles übrige Mythologische nach Grimm, deutsche Mythologie I³, 408 ff. — J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie II, 228 ff. — Brüder Grimm, Irische Elfenmärchen (Einleitung). — Wilh. Müller, Geschichte und System der altd. Religion, p. 315 ff.

**) Graf, a. a. O., prefazione, p. XIX.

Digitized by Google

Schwarzelbe. Die Lichtelbe sind leuchtend wie die Sonne, sie sind wohlgebildet und ebenmässig, strahlen von zierlicher Schönheit und tragen leuchtendes Gewand. Die liosâlfar in der Edda werden als sehr schön und glänzender wie die Sonne dargestellt; das ags. älfsciene, schön wie Elbe, leuchtend wie Engel, drückt den Gipfel weiblicher Schönheit aus. Dazu stimmt auch, dass die Elfenkönige in unseren beiden Gedichten prächtig gekleidet erscheinen, in seidene Kleider mit Gold und Edelsteinen reich verziert, z. B.:

Huon v. 3220: Et fu vestus d'un paile gironné
A .XXX. bendes de fin or esmeré;
A fiex de soie ot laciés les costés.
Ortn. str. 93: ez truoc an sînen lîbe die allerbesten wât.
str. 94: mit edelem gesteine was gezieret sîn gewant.
str. 97: von golde und ouch von sîden was sîn gewaete gar.

Also auch dieser beiden Gedichten gemeinsame Zug geht auf eine alte mythologische Grundlage zurück.

Die oben erwähnten Dunkelelbe sind identisch mit den Zwergen, und der spätere Volksglaube veränderte und verwirrte diese Begriffe. So wird schon in unseren Gedichten der Elfenkönig nicht anders als „getwerc“ und „nain“ genannt. Diese Dunkelelbe oder Zwerge waren von schwarzer Farbe, hatten einen übelgebauten Leib und einen Höcker und waren mit grober Tracht angethan. Aus einer solchen Vermischung von Zügen, die ursprünglich verschiedenen Wesen angehörten, erklärt sich auch vielleicht ein sehr auffälliger Zug in der Charakteristik Oberon's im Huon de Bordeaux. Derselbe ist seiner ganzen Erscheinung nach, wie oben dargethan, ein Lichtelbe, trotzdem erscheint er aber buckelig:

Huon v. 3502: Que jou seroie petis nains bocerés.
v. 3254: Et dist Geriaumes: „C'est li nains boceré.
v. 3258: Atant es vous le petit boceré.

Diese Erscheinung ist wohl nicht anders zu erklären, als dass die Lichtelbe im späteren Volksglauben wegen ihrer kleinen Gestalt mit den Zwergen identificirt wurden und dass dabei Züge der letzteren auf die ersteren übergingen*).

*) Vgl. Br. Grimm, Irische Elfenm., Einleitung, p. 70.

Digitized by Google

Trotz ihrer kleinen Gestalt und ihres jugendlichen Aussehens haben beide Elfenkönige ein sehr hohes Alter. Oberon wurde eher geboren als Christus; er ist der Sohn Julius Caesar's und einer Fee Morgue, also über tausend Jahre alt.

Huon v. 3424: Cis petis enfes . . . . .
. . . .
Nasqui ançois que Jhesu Cris fust nés.
v. 3492: Jules Cesar me nori bien soué;
Morgue li fée, qui tant ot de biauté,
Que fu ma mere . . . .

Alberich sagt selbst, dass er auf seinem Halse mehr denn 500 Jahre habe.

Ortn. str. 241: swie kleine ich dich dunke, du geloube mir für wâr,
ich hân ûf mînem halse mêr dan fünf hundert jâr.

Dieser Zug scheint nun mit der deutschen mythologischen Ueberlieferung in Widerspruch zu stehen, denn danach waren die Zwerge im dritten Jahre ihres Lebens ausgewachsen, im siebenten waren sie alt und starben. Aber Grimm unterlässt nicht, ausdrücklich anzumerken, dass ihm dieser Zug nicht recht deutsch scheine; denn je mehr die Zwerge elbisch gedacht sind, desto mehr wird ihnen, gleich den griechischen Oreaden, ein halbgöttliches hohes Alter beigelegt. Der schon erwähnte Zwerg Laurin in der Dietrichs-Sage ist über 400 Jahre alt. — Wie wir dies im Folgenden noch öfter sehen werden, hat sich auch hier der deutsche Dichter des Ortnit an die alte Ueberlieferung gehalten, indem er seinem Alberich ein hohes Alter „von mehr als 500 Jahren" zuschrieb; er unterlässt es aber, dies noch durch Schöpfungen eigener Phantasie willkürlich auszuführen. Nicht so der französische Dichter. Er lässt vielmehr, wie wir im Verlauf der Untersuchung noch öfter sehen werden, seiner Einbildungskraft die Zügel schiessen und malt die überlieferte Sage weiter aus, entweder aus reiner Lust am Fabuliren, wenigstens ohne ersichtlichen Grund, oder um in einzelnen Fällen damit ganz bestimmte Zwecke zu erreichen, wovon weiter unten die Rede sein wird. So ist auch sein Oberon nicht nur über tausend Jahre alt, sondern das Sterben ist überhaupt in sein Belieben gestellt. Wenn es ihm nicht mehr

Digitized by Google

gefällt, in seinem Feenreiche zu bleiben, so geht er ins Paradies und setzt sich zur Rechten Gottes, wie es ihm bestimmt ist.

Huon v. 10,453: Je ne veul plus au siecle demorer,
Là sus m'en veul em paradis aler,
Car nostre Sires le m'a certes mandé,
Et je ferai la soie volenté.
Mes sieges est à son destre costé;
En faerie ne veul plus arester. —

Ferner findet sich hier, bei der Altersangabe des Elfenkönigs, noch eine charakteristische Verschiedenheit zwischen dem deutschen und dem französischen Gedichte. Im Ortnit ist die Geburt und Herkunft Alberich's gar nicht berührt. Die Herkunft der Zwerge ist schon in der alten mythologischen Ueberlieferung unsicher; einer Nachricht zufolge sollen sie in des Urriesen Fleisch als Gewürm entsprungen und dann von den Göttern mit Verstand und menschlicher Gestalt begabt worden sein; doch die ältere Meldung lässt sie aus eines anderen Riesen Brîmir Fleisch und Knochen erschaffen werden. Alles dies gilt nur von den schwarzen Elben und ist nicht auf die lichten Elben auszudehnen, über deren Ursprung also Nichts erhellt. — Diese ursprünglichen, schon zu Anfang unsicheren Vorstellungen über die Entstehung der Elben und Zwerge waren zu des Dichters Zeit nicht mehr in der Volksüberlieferung lebendig; die Herkunft jener übermenschlichen Wesen war in ein geheimnissvolles Dunkel gehüllt, und der Verfasser des Ortnit hütete sich wohl, in die Lücken der ächten Ueberlieferung willkürliche Erfindungen seiner eigenen Phantasie einzuschieben. Der französische Dichter gestattete sich auch hier freieren Spielraum, und zwar im vorliegenden Falle mit bestimmter Absicht. Er macht den Oberon zum Sohne Caesar's und der Morgana, der Schwester des Artus, und macht ihn dadurch zum Verbindungsglied zwischen dem carolingischen und dem bretonischen Cyclus; ferner macht er ihn zum Verbindungsglied zwischen diesen beiden Cyclen und dem des Alterthums, dessen Hauptfigur Julius Caesar ist. So ist der kleine Oberon gewissermassen der Angelpunkt der drei grossen Strömungen der epischen Poesie im Mittelalter; aus ihm entspringen und in ihm verschmelzen sich die trois materes de France, de Bretagne et

Digitized by Google

de Rome la grant*). Diese Geschichte der Abstammung Oberon's wurde auch von anderen Dichtern je nach Laune oder Bedürfniss willkürlich umgestaltet. In den Prosaromanen von Ogier le Danois ist Oberon Bruder der Morgana und trägt mit seinen magischen Künsten dazu bei, Ogier und Artus im verzauberten Schlosse zu Avallon zu unterhalten.

(Vgl. Grässe, Die grossen Sagenkreise des Mittelalters, p. 435. — Dunlop, History of fiction I, 287 [1842]. In der Uebersetzung von F. Liebrecht [1851] p. 141.)

In einigen der aus dem Huon de Bordeaux abgeleiteten Prosaromane ist Oberon der Sohn der Herrin der Insel Nascosta oder der Insel Cephalonia, welche Dame, eine Fee wie Morgana, den Caesar eines Tages, wie Calypso den Ulysses, bei sich empfangen hatte, zu der Zeit als Caesar nach Thessalien ging, um den Pompejus zu bekämpfen**).

Die Fee Morgue, Oberon's Mutter, lässt sich in der deutschen und romanischen Sage nicht nur ihrem Wesen nach, sondern sogar bis auf den Namen nachweisen. Die Fata Morgana ist, wie schon erwähnt, eine Schwester des Königs Artus. Sie war den Vorstellungen des Mittelalters überhaupt geläufig und kommt auch anderwärts vor. Bei Olger's Geburt erscheinen sechs weise Frauen und begaben; die letzte heisst Morgue***). Diese eine Fee Morgue ist in dem Gedicht von Huon de Bordeaux nur ausführlicher aus den allgemeinen Vorstellungen von den Feen herausgehoben, und diese letzteren selbst fehlen keineswegs. Bei Oberon's Geburt erscheinen vier Feen, die ihm die wunderbaren Gaben verleihen, die er besitzt†). Gleich die erste davon, die über irgend etwas erzürnt ist (une en i ot qui n'ot mie son gré), giebt ihm aber auch eine schlimme Gabe: die Gestalt eines buckligen Zwerges. Als sie ihn aber so zugerichtet hat, thut es ihr leid, und sie giebt ihm als Entschädigung, dass er der schönste aller Menschen sein soll, schöner „wie die Sonne im Sommer". Die zweite Fee verleiht ihm die Fähigkeit, die geheimsten Gedanken der Menschen zu erkennen und zu durchschauen. Die dritte beschenkt ihn mit wunder-

*) Graf, a. a. O., prefazione, p. X.
**) ibid. p. XII.
***) Grimm, Mythol. II³, 1215.
†) Huon v. 3499—3562.

Digitized by Google

barer Schnelligkeit; er kann sich in einem Augenblick in die entferntesten Länder versetzen und kann ausserdem durch seinen blossen Wunsch Alles hervorzaubern: herrliche Paläste und köstliche Speisen und Getränke. Die vierte Fee endlich verleiht ihm noch wunderbarere Gaben: er kann selbst die wildesten Thiere zahm und sich unterthänig machen; er weiss alle Geheimnisse des Paradieses und hört die Engel im Himmel singen; er wird niemals altern und endlich seinen Platz im Himmel an der Seite Gottes einnehmen. — So sehr diese Züge auch im Geschmacke der damaligen Zeit ins Willkürlich-Phantastische ausgemalt und mit christlichen Anschauungen durchsetzt sind, so beruhen sie doch in ihrem Grunde auf alter mythologischer Ueberlieferung. Die romanischen Sagen von den Feen stimmen zum grossen Theil mit den deutschen überein. Sie erscheinen gewöhnlich zu drei oder zu sieben, auch zu dreizehn, und begaben die Kinder bei ihrer Geburt. In der romanischen Sage bittet man auch die Feen zu Pathen und bereitet ihnen Ehrensitze am Tisch; als schon sechs Platz genommen haben, stellt es sich heraus, dass die siebente vergessen worden ist; diese erscheint nun, und während jene günstig begaben, murmelt sie ihre Verwünschungen. Auch im deutschen Dornröschen sind es zwölf weise Frauen, die das Kind mit glückbringenden Geschenken begaben; die dreizehnte hatte man übersehen, und diese prophezeit und bringt denn auch später das Unglück. Auch in dem berühmten Walde Brezeliande, an der fontaine de Berenton, zeigen sich weissgekleidete dames faées und begaben ein Kind; eine aber ist neidisch und schenkt ihm Unheil*). — Im Ortnit finden sich zwar keine Feen erwähnt; sie sind jedoch in ihren Grundzügen auch der deutschen Mythologie nicht fremd. Sie erscheinen daselbst als weise Frauen und gehen auf die alten Gestalten der Schicksalsschwestern oder Nornen zurück.

Eine fernere Aehnlichkeit der Figuren Alberich's und Oberon's bietet der Zug, dass sie beide als Christen dargestellt werden. Beide sprechen oft von Gott und Jesus, sie schwören bei Gott, sie suchen die Ungläubigen zum Christenthum zu be-

*) Grimm, Mythol. I[3], 383.

Digitized by Google

kehren und lassen nur diejenigen erschlagen, die sich nicht bekehren lassen wollen.

Huon v. 3346: Encor vous vien de par Dieu conjurer.
v. 3434: Encor vous vien ge de Jhesu saluer.
v. 4515: Mais Auberons a fait .I. ban crier,
Qui Dieu veut croire qu'il i ara nul mel.
Ortn. str. 396: Dô sprach diu juncfrouwe 'daz enweiz ich wer der ist,
der mich hât beschaffen'. er sprach 'der heizet Krist.
erst gewaltic über die erde und über daz himelrich
und über alle geschefte' sô sprach Alberîch.
str. 336: die gerne kristen wurden, die toufte der künic rîch,
und half in des vil vaste der lützel Alberîch.

Dieser beiden Gedichten gemeinsame Zug ist auch mythologisch, wenn auch jüngeren Datums. Ursprünglich waren die Elben, und besonders die Schwarzelben oder Zwerge, allem christlichen Wesen feind. Glockengeläute vertrieb sie, denn die Christen waren Feinde der alten Götter, und Donar's Wetter- und Blitzkeil blieb machtlos bei dem Ton der Glocken. Auch vor dem Kreuze fliehen sie, und wenn man ihnen solche in den Weg legt, kann man sie vertreiben. Um so eigenthümlicher ist es, dass die jüngere Anschauung gerade den Zwergen christlichen Charakter beigelegt hat. Sie kommen in die Kirche und heben Kinder aus der Taufe, auch nennen sie, wie in unseren Gedichten, den Namen Gottes. Das Volk hatte seine Zwerge trotz aller ihrer Neckereien lieb und rettete so ihre Sagen durch das leichte christliche Gewand*). — In der Gestalt Oberon's im Huon de Bordeaux finden sich übrigens noch sehr deutliche Spuren der Anschauung, dass die Elfen ursprünglich allem christlichen Wesen feind waren. Bei der ersten Begegnung Oberon's mit Huon warnt der alte Kriegsmann Jérôme, Huon's Begleiter, diesen letzteren, sich ja nicht mit dem Zwerge einzulassen; er werde zwar von Gott und Christus reden, aber wer ihm antworte, der sei ihm verfallen und könne nie wieder von ihm loskommen**). Als dann Oberon erscheint, grüsst er Huon zu wiederholten Malen im Namen Gottes und alles dessen, was Gott erschaffen hat. Huon hält ihn für den

*) Wolf, a. a. O., p. 327 ff.
**) Huon, v. 3151 ff.

Teufel; aber Oberon erklärt entrüstet „bei dem, der am Kreuze gepeinigt worden ist", dass er niemals ein Teufel gewesen sei und seine Macht von Jesus erhalten habe.

Huon v. 3339: „Dix! dist li enfes, revés ci le malfé."
Auberons l'ot, fierement a parlé:
„Vasal, dist il, tu ne dis mie asés,
Car, par celui qui en crois fu penés,
Je ne fui onqes anemis ne maufés" ....
v. 3349: Et del pooir que Jhesus m'a donné . . .

Aber dennoch gelingt es ihm noch nicht, Huon zu überzeugen. Diese Hartnäckigkeit des Helden, und der immer wieder erneuerte Versuch Oberon's, ihm seine christliche Gesinnung glaubhaft zu machen, beweisen, dass die Vorstellung, die Elfen seien Gott und dem Christenthum feindlich gesinnte Wesen, sehr tief gewurzelt sein musste. Die ursprünglich nur den Schwarzelben zukommenden Eigenschaften hatten sich in späteren Zeiten auf alle Elbe übertragen und mit christlichen Anschauungen vermischt. Man hielt sie für eine Art Geister der Finsterniss und glaubte, dass sie nicht selig werden könnten*).

Es ist hier wieder zu beachten, wie der deutsche Dichter des Ortnit sich streng an das Einfache und Ueberlieferte hält; bei ihm ist Alberich Christ, weitere Ausschmückungen werden nicht hinzugethan. Der französische Dichter lässt aber sogleich wieder seiner Neigung zum Willkürlichen und Phantastischen freien Lauf: bei ihm ist Oberon nicht nur Christ, sondern er weiss auch alle Geheimnisse des Paradieses und hört die Engel im Himmel singen.

Huon v. 3558: De paradis sai jou tous les secrés,
Et oi les angles là sus u ciel canter.

Vielleicht aber haben wir auch in dieser scheinbar ganz willkürlichen Ausschmückung eine Reminiscenz an die alte mythologische Vorstellung vor uns, nach der die Lichtelbe im Himmel wohnten.

Alberich sowohl wie Oberon werden als Könige dargestellt. Dass dies ein ganz mythologischer Zug ist, braucht kaum

*) Graf a. a. O., pref., p. XX.

Digitized by Google

besonders erwähnt zu werden; Grimm führt p. 421 zahlreiche Belegstellen dafür an, dass dem Volke der Elbe oder Zwerge ein König vorsteht. Beide Zwergenkönige besitzen eine grosse und zum Theil übernatürliche Macht. Auch in diesen Zügen hält sich die Gestalt des deutschen Alberîch innerhalb der überlieferten mythologischen Vorstellungen vom Wesen der Elbe. Er hat Gewalt über viele Lande, über manches Thal und manchen Berg; besonders aber hat er, seiner elbischen Natur gemäss, Gewalt unter der Erde und über die daselbst aufgespeicherten Schätze.

Ortn. str. 118: mir dienet in Lamparten manec tal unde berc.
str. 128: swie vil du hâst der lande, ich hân mêre dan dîn dri.
str. 129: Du hâst ob der erde gewaltes harte vil,
sô hân ich dar under alles des ich wil.
ich gibe wol swem mich lustet silber unde golt.

Alberich besitzt auch die übernatürliche Kraft, sich unsichtbar zu machen, und nur derjenige kann ihn sehen, der einen Zauberring am Finger hat; für alle anderen bleibt er unsichtbar. Als Ortnit den Ring weggiebt, verschwindet ihm der Zwerg sofort aus den Augen, und später kann ihn Ortnit's Oheim Yljas nur sehen, als ihm Ortnit den Ring giebt.

Ortn. str. 141: als er im ab der hende daz vingerlîn gebrach,
zehant verswant der kleine, daz er sîn niht ensach.
str. 240: 'wil duz nu gerne schouwen, sô nim daz vingerlîn
und stôz ez an den vinger, sô wirt ez dir bekant.'
der Riuze lûte erlachte dô er den kleinen vant.

Diese Züge sind ganz mythologisch, denn alle Ueberlieferungen stimmen darin überein, dass die Zwerge in den Schluchten und Höhlen des Gebirges wohnen; daselbst treiben sie ihr Wesen, sammeln Schätze und bauen sich prächtige Gemächer aus; wir brauchen nur an die reichen Schätze der Könige Schilbung und Niblung im Nibelungenliede zu erinnern, woselbst Alberîch als Dienstmann dieser beiden Könige auftritt. — Auch der magische Ring Alberich's im Ortnit ist mythologisch. Die Schwarzelbe hatten ebenso wie die Lichtelbe die Fähigkeit, zu verschwinden oder sich unsichtbar zu machen. Gewöhnlich wird die Unsichtbarkeit der Zwerge in ein bestimmtes Stück ihrer Kleidung, einen Hut oder einen Mantel gesetzt; wir

Digitized by Google

brauchen uns nur an die unsichtbar machende Tarnkappe zu erinnern, die Siegfried dem Alberich abgenommen hatte. In ähnlicher Weise macht in unserem Gedicht zwar nicht der Ring selbst unsichtbar, aber es knüpft sich an denselben die Fähigkeit für Andere, den Alberich zu erblicken. Gleich bei der ersten Begegnung wird ausdrücklich erwähnt, dass Ortnit den Alberich nur sehen konnte, weil er den Ring, den er vorher von seiner Mutter erhalten hatte, am Finger trug.

Ortn. str. 97: ez kom von einem steine daz er in ligen sach,
In einem vingerlîne, daz fuorte er an der hant.

Eine solche unsichtbar machende Tarnkappe, auch Nebelkappe oder Helkappe genannt, giebt auch höhere Leibeskraft, wie Biterolf 7838 lehrt, wo es von Siegfried heisst:

er twanc ouch Alberîchen, den vil lobelîchen,
mit sterk und ouch mit meisterschaft. der (haet) wol zweinzic manne kraft;
von grôzem ellen im daz kam, ein tarnkappen er dem nam.

Im Nibelungenliede verleiht die Tarnkappe die Kraft von zwölf Männern:

Nib. str. 336: Alsô der starke Sîfrit die tarnkappe truoc,
sô het er dar inne krefte genuoc,
zwelf manne sterke zuo sîn selbes lîp.

Ganz ebenso hat auch in unserem Gedichte Ortnit mit dem Ringe am Finger die Stärke von zwölf Männern.

Ortn. str. 106: Zwelf manne sterke het der ungefüege man.

Auch Oberon im Huon de Bordeaux besitzt, wie schon erwähnt, grosse und zum Theil übernatürliche Macht; aber dieser altmythologische Zug wird sofort wieder willkürlich weiter ausgeschmückt. Ihm stehen nicht nur 100,000 Mann zu Gebote, die er durch seine Zauberkraft in jedem Augenblick an jeden beliebigen Ort herbeischaffen kann, z. B.

Huon v. 4495: „Or me souhaide ù li cors a sonné,
En me compaigne .Cm. hommes armé;
Se mestiers est, plus en veul demander."
Tantost i fu comme il l'ot devisé. u. ö.

sondern auch die wilden Thiere und sogar die Elemente sind ihm unterthan.

Digitized by Google

Huon v. 3553: Il n'est oisiax ne beste ne sengler,
Tant soit hautains ne de grant cruauté,
Se jou le veul de ma main acener,
C'à moi ne viene volentiers et de gré.
v. 3267: Li petis hom . . . .
D'un de se dois a sour le cor hurté.
Une tempeste commence et uns orés;
Qui dont véist et plovoir et venter,
Arbres froisier et moult fort esclicer.

Dagegen fehlt in der Charakterzeichnung des Oberon im französischen Gedicht gänzlich die Eigenschaft, dass er sich unsichtbar machen kann oder irgend einen Gegenstand besitzt, mit dem diese Kraft verbunden ist.

Ferner ist noch ein wesentlicher Zug, der in beiden Gedichten gleich ist, dass sowohl Oberon wie Alberich dem Helden verbietet, die eroberte heidnische Jungfrau eher als seine Gemahlin zu betrachten, bevor sie durch die Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen sei.

Ortn. str. 439: Du solt ab niht ze wîbe gewinnen daz magedîn,
upz daz si wirt getoufet: si ist ein heidenîn.
Huon v. 6693: Jou te desfenc, sor les menbres coper,
Et si très chier con tu as m'amisté,
Que tu n'i gises ne n'aies abité
Desc'à cele eure que l'aras espousé,
Tout droit à Romme, la mirable cité.

In dieser auffallenden Uebereinstimmung haben wir möglicher Weise auch wieder einen Anklang an alte mythologische Vorstellungen vor uns. Graf sagt (a. a. O. pref., p. XXII): „Ich weiss nicht, ob in einer der nordischen Mythologien keusche Elfen erwähnt werden, aber an einigen Orten glaubte man, dass sie die guten Sitten schützten. So sagte man von den Nokkes, dass sie über die Sitten der Frauen wachten und dass sie ungetreue Gattinnen streng bestraften.“ Ich weiss nicht, auf welcher Autorität diese Angabe beruht; Graf hat leider keine Quelle angegeben, und ich habe nicht finden können, woher er sie entnommen hat.

Die Zwerge waren mit den geheimen Kräften der Natur vertraut; es wohnte ihnen mancherlei Kenntniss verborgener Kräfte der Pflanzen und Steine bei. So besitzt auch Alberîch

Digitized by Google

in dem deutschen Gedicht einen Stein, vermittelst dessen man alle Sprachen verstehen kann.

Ortn. str. 245: Wil du mirs immer danken, ich gibe dir einen stein,
der dich die sprâche lêre. der zungen ist dehein,
swenn dîn zunge besliuzet den stein in den munt,
swaz iemen wider dich sprichet daz ist dir allez kunt.

Auch sonst besitzt Alberich nach Art der vielwissenden Elbe noch allerhand verborgene Kunde. So hat er z. B. gewusst, dass Ortnit's Mutter mit ihrem Gemahl keine Kinder bekommen haben würde:

Ortn. str. 170: Swie liep si einander wâren, doch wil ich rehte sagen,
die frouwe von dem manne moht kindes niht bejagen.

Aber auch hier ist der deutsche Dichter nicht aus der Ueberlieferung herausgegangen und hat den Alberich nicht als allwissend dargestellt, was die Elbe nicht waren. Wohl aber hat es sich der französische Dichter wieder nicht versagen können, hier seiner ausschmückenden Phantasie freien Spielraum zu lassen. Oberon ist in dem französischen Gedichte allwissend; er kennt Huon und die Veranlassung zu dessen Fahrt nach dem Orient, ehe derselbe noch mit ihm gesprochen hat (v. 3446 bis 3454); er kennt die Gedanken der Menschen und ihre Vergangenheit:

Huon v. 3513: Jou sai de l'omme le cuer et le pensé,
Et si sai dire comment il a ouvré,
Et en après son peciet creminel.

er weiss sogar, wie oben bereits einmal erwähnt worden ist, alle Geheimnisse des Paradieses. —

Im Vorstehenden sind diejenigen Züge aufgeführt, die den Figuren des Alberich und Oberon in den beiden Gedichten gemeinsam sind, abgesehen von der verschiedenen Ausführung derselben in Einzelnheiten. Man ersieht daraus, dass die beiden Elfenkönige, deren Namen sprachlich dieselben sind, auch ihrem Wesen nach in den Hauptzügen als gleich dargestellt werden; und dadurch könnte man vielleicht zunächst auf den Gedanken kommen, dass die beiden Gedichte von einander abhängig wären. Man muss aber auch die Unterschiede berücksichtigen, die in beiden Gedichten sowohl hinsichtlich ihrer allgemeinen

Digitized by Google

Gestaltung, als auch hinsichtlich einzelner Züge, ja sogar in der Behandlung der im Allgemeinen gleichen Figuren des Oberon und Alberich hervortreten. Diese Unterschiede sind ziemlich zahlreich, und wir werden bei der Untersuchung derselben wieder sehen, wie der deutsche Dichter sich an die damals bekannte und beliebte Behandlungsart und die Stoffe derartiger abenteuerlicher Erzählungen, die alle auf sagenhafter Grundlage beruhen, eng anschliesst, während der französische Dichter frei und willkürlich erfindet.

Zunächst ist die Einleitung in beiden Gedichten ganz verschieden. Der Dichter des Ortnit giebt an, seine Erzählung stamme aus einem Buche, das die Heiden in der Stadt Suders vergraben gehabt hätten; das sei wieder aufgefunden, und daraus theile er die Geschichte zur Unterhaltung mit.

Ortn. str. 1: Ez wart ein buoch funden ze Suders in der stat,
daz het geschrift wunder, dar an lac manic blat.
die heiden durch ir erge die heten daz begraben.
nu sul wir von dem buoche guote kurzwîle haben.

Das ist ganz die Art, wie die Dichter damaliger Zeit eine Erzählung einzuleiten pflegten; sie beriefen sich entweder auf mündliche Ueberlieferung oder auf eine geschriebene Quelle, z. B. Hartmann von Aue:

arme Heinrich v. 16: nû beginnet er iu diuten
en rede, dier geschrieben vant.
Iwein v. 21: ein rîter, der gelêret was
unde ez an den buochen las,
. . . .
der tihte ditz maere.

Der Dichter des Huon führt uns vor eine Versammlung von edlen Herren, denen er eine der beliebten chansons von Karl dem Grossen, Huon und Oberon vortragen will.

Huon v. 1: Segnour, oiiés, ke Jhesus bien vous fache
Li glorieus ki nous fist à s'ymage!
Boine canchon estraite de lignaige,
De Charlemaine à l'aduré coraige,
Et de Huon, ki tant ot vaselaige,
Et d'Auberon, le petit roi sauvaige.

Der französische Dichter schliesst sich also ebenfalls den Vorstellungen und dem Gebrauch seiner Heimath an, wo die

Digitized by Google

trouvères von Schloss zu Schloss zogen und vor den wissbegierigen Zuhörern ihre Erzählungen vortrugen.

Nach der Einleitung giebt uns der Dichter des Ortnit eine kurze Charakteristik seines Helden und führt uns dann gleich zur Veranlassung der Fahrt desselben: Die Edlen seines Reiches rathen ihm, ein Weib zu nehmen; da er nun in seinem eigenen Reiche keine Würdige findet, so erzählt ihm sein Oheim Yljas von einer heidnischen Jungfrau, die man aber nicht gewinnen könne, da ihr Vater jedem Freier das Haupt abschlagen lasse. Durch diese Schwierigkeit wird Ortnit's Unternehmungslust gereizt und er beschliesst, sich die Jungfrau zu erwerben. Sein Entschluss ist also ein ganz freiwilliger. — Diese Veranlassung zu der Fahrt ist, wie schon weiter oben erwähnt, ein altes Sagenmotiv, das sich auch sonst in ähnlicher Weise verwendet wiederfindet.

Ueberhaupt beruht die ganze Geschichte des Ortnit auf uralter mythologischer Grundlage, nämlich, wie Müllenhoff nachgewiesen hat, auf dem Mythus von den nahanarvalischen Brüdern, die die Römer dem Castor und Pollux verglichen. „Dieser Mythus ist in den Ueberlieferungen des 13. Jahrhunderts als Sage von den Hartungen, d. i. Hazdingen bei den Slaven localisirt.... Der Mythus oder die Sage von den Haddingen war im Norden sehr früh bekannt. In der uralten nordischen Sage von den Arngrimssöhnen heissen die beiden jüngsten der zwölf Brüder die tveir Haddingjar. — Die Vergleichung mit dem Bericht der Thidrekssaga über Hertnit's von Vilcinaland Kampf mit Isung und seinen Söhnen lehrt leicht, auf wie uraltem Grunde diese Ueberlieferung ruht. Da uns aber die Thidrekssaga den zweiten Theil der Geschichte Hertnit's vorenthält, und auch im Norden der zweite Theil der Haddingensage früh vergessen oder überhaupt unbekannt geblieben ist, so würden wir höchstens aus dem Brüderpaar, von denen der eine jüngere in der Sage noch unthätig bleibt, auf einen Dioskurenmythus schliessen können. Dass wir ihn vollständig kennen, verdanken wir allein der süddeutschen Sage, die den fränkischen Wolfdietrich auf seinen Irrfahrten im Osten nach Nogarden in Hartnid's Reich gelangen liess und hier an die Stelle des jüngeren Hartung, des Hirdir, Herder oder Hardhere brachte. Der Be-

Digitized by Google

richt der Thidrekssaga, c. 417—422, setzt missverständlich Dietrich von Bern für Wolfdietrich. Ich lege kein Gewicht darauf, dass die Papierhandschriften hier den Ortnit Hertnid nennen. Der Ortnit von Garten des hochdeutschen Gedichts, der angebliche Neffe des Königs Ilias von Riuzen ist augenscheinlich Hartnid von Nogarden, des Jarl Ilias von Griechen Sohn. Nur ein Missverständniss oder ein besonderer localhistorischer Umstand konnte die Ursache sein, den Sitz des mächtigen Kaisers Ortnit nach dem kleinen Garda am Gardasee zu verlegen. Wir sehen jetzt, dass die Sage Nogarden, Novgorod mit dem im südöstlichen Deutschland bekannteren Ort verwechselte, und dass Ortnit nur in Folge dieses Missverständnisses aus Russland nach Lamparten und Italien gekommen und zum Kaiser von Rom geworden ist. Die abgerissene Notiz der Thidrekssaga, c. 167, dass Mime „die besten aller Waffen" für Hertnid von Holmgard geschmiedet habe, liefert einen zweiten Beweis für die Identität Hertnid's und Ortnit's, der die kostbarste Rüstung besitzt, die die Heldensage überhaupt kennt, angeblich als ein Geschenk des Zwerges Alberich, der sogar zum Vater des Helden gemacht wird. Die spätere Sage verräth mehrfach auch bei Dietrich (nr. XXI, 7) und bei Hagen die Neigung, Helden eine dämonische und elbische Abkunft zu geben, und Alberich's Einmischung wird hier um so mehr von sehr jungem Datum sein, weil nicht nur die tirolische Dichtung, der aller Wahrscheinlichkeit nach das hochdeutsche Gedicht von Ortnit nebst dem Wolfdietrich A (Wolfdietrich und Saben) angehört, mit Vorliebe die Zwergensage cultivirte, sondern zumal, weil noch der König Ilias von Riuzen, der neben Ortnit von Lamparten und seinen italiänischen Helden sich wunderlich genug ausnimmt, unvergessen ist. Alberich's Einmischung war die Ursache, ihn vom Vater zum Oheim herabzusetzen. Tritt er wieder an seine alte Stelle, wie in der norddeutschen Sage, so kann der Wechsel der Namen Hartnît und Ortnît weiter kein Bedenken machen.

Jetzt ist der Dioskurenmythus in der Sage nicht zu verkennen, wenn auch an einzelnen Stellen der Zusammenhang der Ergänzung aus analogen älteren Sagen bedarf. Der ältere vornehmere Hartung, von dem jüngeren als Hartnît unterschieden,

Digitized by Google

erstreitet gegen ein riesisches, winterliches Geschlecht, die zwölf Isunge (in der Hrômundarsaga geschieht der Kampf auf dem Eise), ein schönes, göttliches Weib, das wohl demselben Geschlecht angehörte, aber dem Geliebten im Kampf gegen die Ihrigen beisteht. Mit seiner goldglänzenden Rüstung angethan verfällt er später einem Drachen, der ihn verschlingt. Der jüngere Hartung, als Harthere von dem älteren unterschieden, im mhd. Epos durch Wolfdietrich vertreten, erschlägt dann den Drachen, legt die Rüstung und Waffen Hartnit's an, bändigt und besteigt sein Ross (Thidrekssaga, c. 419, Snor. 180) und wird darauf von der trauernden Wittwe an des Bruders Statt als Gemahl angenommen. Der Mythus von den jugendlichen lichtspendenden, rossebändigenden, streitbaren Götterbrüdern gehört zu den allerältesten, da mit den griechischen Dioskuren die arischen Açvinâu (die beiden Reiter) und Divonapâtas übereinkommen und nun noch unser deutscher Mythus hinzutritt".*)

Die Veranlassung zu Huon's Meerfahrt ist eine ganz andere als die des Ortnit. Der Dichter holt sehr weit aus, um sie zu motiviren; dies braucht hier nur kurz wiedergegeben zu werden. — Karl der Grosse lässt Huon an seinen Hof kommen; dieser erschlägt auf dem Wege dahin unwissentlich Karl's Sohn Karlot und muss zur Sühne dafür die Fahrt nach dem Morgenlande unternehmen, da er den Verräther Amaury zwar besiegt und getödtet, ihm aber nicht das Bekenntniss seiner Lüge abgezwungen hat. Die Veranlassung zu der abenteuerlichen Fahrt ist demnach eine ganz unfreiwillige, und Huon unterzieht sich derselben nur, um der noch viel schlimmeren Strafe, dem Verluste seines Lehens und seiner Verbannung, zu entgehen. — Dass der Dichter des Huon gerade diese Veranlassung zum Zuge seines Helden nach dem Morgenlande erfand, erklärt sich aus dem Zwecke, den er damit erreichen wollte: er wollte die alte Erzählung von Huon von Bordeaux mit dem Karlssagenkreise verbinden. Es gab nämlich schon vor unserem Gedicht eine Sage von Huon de Bordeaux, in der sich auch noch keine Spur von der Gestalt Oberon's findet, die auch erst später hin-

*) Müllenhoff in Haupt's Zeitschr. f. deutsches Alterth. XII, 344—354 (1865).

Digitized by Google

zugekommen ist. Dies beweist eine Art Vorgesang zu der histoire des Loherains, der sich in derselben Turiner Handschrift befindet, die auch den Huon de Bordeaux enthält, und wo es heisst:

v. 222: Em Bourdeloit ot I franc duc Seuwin
Qui eut I fil qui fu preus et hardis,
Hues ot non, si com dist li escris,
S'ocist un conte en la salle a Paris.
Por ce fu Hues bannis hors du pais,
Do douce France et de l'empire ausi,
En Lonbardie s'en ala por seruir
Quens Guinemer, le fil a S. Bertin
Qui les foires cria et establi,
Chelle de Troies, de Bar et de Lagni.
Une pucelle ot ou palais uotis,
Hues l'ama et la pucelle li,
Em bascelage i engenra I fil.
Quant ot batesme, si ot a nom Henris.
Hues moru par force de uenin . . . . . *)

Dass aber diese Sage schon frühzeitig (wenigstens seit dem 12. Jahrhundert) in Frankreich verbreitet, mit dem karolingischen Kreise verbunden und in selbständiger, halb volks-, halb kunstmässiger Dichtungsform, in chansons de geste, ausgebildet gewesen sei, dafür haben wir Zeugnisse und Denkmäler. So finden wir bei dem für die Sagengeschichte so wichtigen Alberich von Trois-Fontaines folgendes Zeugniss dafür (ad an. 810, in Leibnitz, Access. hist. Tom. II, P. I, pag. 154): „Mortuus est etiam hoc anno Sevvinus Dux Burdegalensis, cui fratres fuerunt Alelmus et Ancherus, hujus Sewini filii Gerardus et Hugo, qui Karolum (Charlot) filium Karoli casu interfecit, Almaricum (Amaury) proditorem in duello vicit, exul de patria ad mandatum Regis fugit, Alberonem (Auberon) virum mirabilem et fortunatum reperit, et caetera sive fabulosa sive historica connexa.“ — Und in einer sehr merkwürdigen Stelle der chanson de geste de Gaufrey, Duc de Dane-

*) Stengel, Mittheilungen aus frz. Hdschr. der Turiner Universitätsbibliothek. In der Festschrift zur Rectorats-Investitur der Universität Marburg, 1873, p. 26. — Die obige Stelle ist auch abgedruckt bei Graf a. a. O. pref. p. 10.

Digitized by Google

Marche (aus dem 13. Jahrhundert, nach einer Handschrift zu Montpellier, Nr. 247 H., mitgetheilt von J. Barrois in seinen Éléments Carlovingiens linguistiques et littéraires. Paris 1846, in 4⁰, pag. 296, 297), welche die Genealogie des Geschlechts des Doon de Mayence enthält, wird der Vater Huon's von Bordeaux und er selbst als zu diesem Geschlechte gehörig aufgeführt und dessen Verhältniss zum Feenkönig Oberon auch schon bezeichnet: Fol. 46[b], col. 2. (Dénombrement de la famille de Doon de Mayence.) [Hier werden in 22 Versen die sieben ersten Barone des Geschlechts aufgezählt und mit einigen Zusätzen charakterisirt, dann folgt:]

„Enséum de Bordele fu l'uitisme baron
Pere fu Huelin a la clere fachon,
A qui fist tant de bien le bon roi Oberon."

[Folgt die Aufzählung der übrigen Barone des Geschlechts.]*) Man sieht, dass in den beiden letzteren, jüngeren Relationen die Person Oberon's schon in die Sage von Huon von Bordeaux eingeführt und diese letztere schon vollständig mit dem Karlssagenkreis verknüpft ist. Der Dichter des Huon erfand also nicht selbständig die Veranlassung zur Meerfahrt Huon's behufs Anknüpfung an den Karlssagenkreis, sondern er fand dieselbe in der volksthümlichen Gestaltung der Sage bereits vor.

Nachdem so die in beiden Gedichten verschiedene Veranlassung zu der Fahrt der Helden erzählt ist, treten dieselben mit dem Elfenkönige in Verbindung; aber die Zeit, wann, und die Art, wie dies geschieht, ist gänzlich verschieden. Huon trifft den Oberon erst nach seiner Ankunft im Morgenlande, und zwar ganz zufällig; er zieht, um Zeit zu ersparen, durch den Wald, den Oberon bewohnt; sonst würde er ihn vielleicht nie getroffen haben (Huon v. 3150 ff.). Das Zusammentreffen wird vom Dichter ganz willkürlich, ohne innere Nothwendigkeit, zu Stande gebracht. — Die Begegnung Ortnit's mit Alberich ist dagegen sorgfältig eingeleitet. Ortnit will, durch einen Traum veranlasst, auf Abenteuer ausreiten. Seine Mutter giebt ihm einen Ring und giebt ihm zugleich einen Ort an, wo er Abenteuer

*) F. Wolf in: Denkschriften d. kais. Acad. d. Wissensch. zu Wien, phil.-hist. Classe, VIII, 193 (1857).

Digitized by Google

finden werde; dorthin reitet Ortnit und findet den Alberich (Ortn. str. 70 ff.). Die nun folgenden Begegnungen des Helden mit dem Elfenkönige sind auch ganz verschieden von einander. Ortnit findet Alberich in Kindesgestalt unter der Linde schlafen und will ihn auf sein Ross tragen. Alberich wehrt sich aber und es entsteht ein harter Kampf, worin Ortnit, trotzdem er die Stärke von zwölf Männern besitzt, den Alberich nur mit Mühe überwindet*). Dieser versucht nun, sich seine Freiheit damit zu erkaufen, dass er dem Ortnit herrliche Geschenke als Lösegeld anbietet. Aber dies genügt Ortnit noch nicht; er giebt ihm die Freiheit nur unter der Bedingung wieder, dass er ihm ein schönes Weib erwerben helfe.

Ortn. str. 120: ich slah dir under der linden abe daz houbet dîn,
du helfest mir erwerben ein schoenez magedîn.

Die Begegnung Oberon's mit Huon ist ganz anders. Huon will von dem Feenkönig zunächst gar nichts wissen; trotz der verlockendsten Anerbietungen des letzteren flieht er ihn immer wieder. Aber Oberon ist hartnäckig, er drängt sich ihm mit Gewalt auf, bis Huon endlich, um noch grösseren Unannehmlichkeiten zu entgehen, den Entschluss fasst, sich mit ihm einzulassen (Huon v. 3217 ff.). Darauf giebt ihm Oberon ganz freiwillig seine Wundergaben als Geschenk, während sie Alberich dem Ortnit als Lösegeld für sein Leben geben muss.

Diese Geschenke sind auch selbst ganz verschieden. Alberich giebt Ortnit einen Brustharnisch mit Beinschienen von arabischem Golde, dazu einen undurchdringlichen Helm und Schild und das wunderbare Schwert Rose, kurz eine vollständige Ritterrüstung. Ausserdem giebt er ihm noch ein charakteristisches Geschenk, nämlich den schon erwähnten wunder-

---

*) Hierin ist auch die Figur Alberich's von der Oberon's verschieden; von einer aussergewöhnlichen Körperstärke des letzteren wird nichts erwähnt, wenn man nicht etwa die Stelle hierherziehen will, wo erzählt wird, dass Oberon Karl den Grossen so heftig mit der Schulter anstiess, dass diesem die Krone vom Haupte flog.

Huon v. 10,178: Delés le roi pasa par tel fierté,
Que il l'a si de l'espaulle hurté
Que de son cief fait le capel voler.

Dies beweist aber noch nichts für eine übermässige Körperstärke Oberon's.

Digitized by Google

baren Stein, mit dessen Hülfe man alle Sprachen verstehen kann (Ortn. str. 176 ff.).

Man sieht leicht, auch ohne besonderen Hinweis bei jedem einzelnen Punkte, dass sich alle die angeführten Züge in den Vorstellungskreisen der deutschen Heldensage bewegen; besonders hervortretend ist dies bei dem letzten Punkte, den Geschenken, welche an die Rüstung, an das Schwert Balmung und an die Tarnkappe des gehörnten Siegfried erinnern.

Auch das Geschenk des wunderbaren Steines ist ganz dem Wesen der Elfen gemäss, denn sie theilen übernatürliche Kenntnisse und Kräfte mit. Die Elfinnen versprechen einem Jüngling, sie wollen ihn Runen schneiden, schreiben und lesen lehren. Der Zwerg Hütchen schenkt einen Ring, der die grösste Gelehrsamkeit verleiht. In dem Gedichte von Dieterich und Hildebrand, str. 54, giebt der Zwerg einen Ring, wobei man weder Hunger noch Durst empfindet. Einen anderen, der Reichthum zusichert, erhält der Scherfenberger bei Ottokar von Horneck (cap. 573)*).

Die Geschenke, welche Huon vom Oberon erhält, sind ganz anderer Art. Zunächst erhält er einen mit übernatürlichen Kräften ausgestatteten Becher. Wenn man drei Mal einen Kreis um denselben beschreibt und dann ein Kreuz darüber schlägt, so füllt er sich mit klarem Weine, der nie zu Ende geht; und wenn auch alle Menschen kämen, und wenn selbst alle Todten auferständen und sich versammelten, so würde er doch für alle Wein genug geben.

Huon v. 3660: Et s'est encore de si grant disnité
Que, se tout chil qui sont de mere né
Et tot le mort fusent resusité,
Si fusent chi venu et asanblé,
Si renderoit chis hanas vin asés.

Mitten unter diesen willkürlichen Ausschmückungen findet sich aber ein Zug, der an einen ganz ähnlichen eines französischen Sagenkreises sich anschliesst. Es kann nämlich nicht Jedermann aus dem wunderbaren Becher trinken, sondern nur derjenige, der vor Gott ein Ehrenmann ist, und rein und ohne

*) Br. Grimm, Ir. Elfenm., Vorr., p. 87.

Digitized by Google

Sünde. Sobald ein Schlechter seine Hand an diesen Becher legt, so hat dieser seine Kraft verloren.

Huon v. 3668: Nus n'i puet boire s'il n'est preudom par Dé,
Et nes et purs et sans pecié mortel.
Lues ke mauvais i veut sa main jeter,
A il perdu du hanap le bonté.

Daher kann kein Heide daraus trinken; und selbst, als Karl der Grosse dies versucht, verschwindet der Wein, weil der alte Kaiser noch eine schwere Sünde auf dem Gewissen hat, die er noch keinem Priester gebeichtet hat (Huon v. 10,214 ff.).

Diese Eigenschaft des Bechers erinnert offenbar an den heiligen Graal, der ja den Inhalt eines ganzen Sagenkreises jener Zeit bildete und zu dem auch nur Ritter, die durchaus rein und ohne Sünde waren, gelangen konnten*). Dieser Zug war offenbar dem Dichter aus den Sagen seines Zeitalters geläufig, und er nahm ihn in sein Gedicht auf.

Ferner erhält Huon von Oberon ein Elfenbeinhorn, dessen Ton verschiedene übernatürliche Kräfte hat. Oberon vernimmt diesen Ton, auch wenn er noch so weit von ihm erklingt, auf seinem Schlosse Monmur und kommt dem Blasenden mit 100,000 Mann zu Hülfe.

Huon v. 3713: Tu ne seras en tant lointain rené
Que se tu cornes ce cor d'ivoire cler
Que jou ne l'oie à Monmur ma cité;
Et si te jur, desour ma loianté,
Que jou mes cors i serai aprestés,
En me compaigne .C^{m}. hommes armés.

Viel wichtiger aber ist eine andere Eigenschaft des Hornes: es verbreitet Freude und Lustigkeit, wenn es geblasen wird, und bei seinem Klange fangen die Menschen an zu singen und zu tanzen.

Huon v. 3822: Il prent le cor, se tenti et sonna:
Si vieus Geriaumes au son del cor canta,
Et tout li autre, cascuns joie mena.
v. 4486: Au son del cor commencent à canter,
Cil du palais commencent à baler.

*) Vgl. Lang, Die Sage vom heiligen Grab, bes. p. 287, 305.

Digitized by Google

Zu dem ersten der angeführten Züge, dass durch den Ton des Horns Oberon mit 100,000 Mann herbeigerufen wird, findet sich in der deutschen Heldensage ein Analogon in dem Horne des Zwerges Laurin, durch dessen Ton derselbe in die Schlacht gegen Dietrich vier Riesen und 12,000 Zwerge zur Hülfe herbeiruft. In der zweiten Eigenschaft des Elfenbeinhornes aber, dass es Alle, die seinen Ton vernehmen, zum Singen und Tanzen zwingt, haben wir ganz unverkennbar eine alte mythologische Vorstellung vor uns. Alle Elben haben einen unwiderstehlichen Hang zu Musik und Tanz. Sie bringen ganze Nächte im Mondenschein mit Tanzen zu, und am andern Morgen erkennt man an den ins thauige Gras getretenen Kreisen die Spuren ihrer Reigen. Verbunden mit der Liebe zum Tanz ist die Liebe zur Musik. Wo die Elfen ein Fest feiern, da bringen sie auch die Musik mit. Ihre Gesänge und Tänze übten eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Zuhörer und Zuschauer aus; dieselben wurden wider ihren Willen in den Reigen hineingezogen und mussten mittanzen, bis sie todt hinfielen.

Huon macht die Bekanntschaft Oberon's am Anfange seiner Fahrt, die er nicht wieder unterbricht; Ortnit jedoch kommt mit Alberich lange vor Beginn seines Unternehmens zusammen, kehrt nach der Begegnung wieder nach seinem Schlosse Garda zurück und bleibt daselbst „bis das Jahr um war“ (str. 214), ehe er seine Fahrt unternimmt.

Alberich steht in einem nahen Verwandtschaftsverhältnisse zu Ortnit, denn er ist sein Vater.

Ortn. str. 164: swie grôz ab ir iuch dunket, sô sît ir doch mîn kint.

Diese Beziehung Alberich's zu Ortnit ist jüngeren Datums. Wie Müllenhoff an der oben angeführten Stelle ausführt, zeigt die spätere Sage mehrfach die Neigung, den Helden eine elbische Abkunft zu geben. Vielleicht ist die Geschichte der Zeugung Ortnit's, wie Gervinus (Gesch. d. deutsch. Dicht. II[4], 79) vermuthet, der Sage von Alexander und dem Zauberer Nectanebus (sowie auch im Hugdietrich die Geschichte des Achill und der Deidamia) nachgeahmt. Einige Aehnlichkeit mit derselben zeigt die fränkische Sage von der Entstehung des Merovingergeschlechts. „Als Clodio, Faramund's Sohn, mit der Königin

Digitized by Google

am Gestade sass, um sich von der Sommerschwüle zu kühlen, stieg ein Ungeheuer aus den Wogen, ergriff und überwältigte die badende Königin. Sie gebar darauf einen Sohn, seltsamen Ansehens, wesshalb er Merovig, und seine Nachkommen Merovinger hiessen." *) Dass die Elfen sich mit den Menschen verbinden, ist übrigens ein alter Zug in ihrem Wesen und nicht nur in nordischen, sondern auch in deutschen Sagen erhalten; so theilt Signild mit dem Zwerg Laurin den Thron in dem unterirdischen Reich**). — Von einer verwandtschaftlichen Beziehung Oberon's zu Huon findet sich keine Spur, denn die manchmal von ersterem gegen letzteren gebrauchte Anrede: biaus frère! kann nicht als Verwandtschaftsbezeichnung aufgefasst werden, sondern ist lediglich der Ausdruck freundlicher Gesinnung.

Das persönliche Verhältniss Alberich's zu Ortnit ist von dem Oberon's zu Huon ganz verschieden; Ortnit ist viel abhängiger von Alberich als Huon von Oberon. In jedem einzelnen Fall zieht er ihn zu Rathe und handelt dann auch genau nach demselben; Huon dagegen handelt sehr häufig gegen Oberon's ausdrücklichen Willen. Er wird zwar manchmal eingeschüchtert und verspricht dann zu gehorchen, z. B.

Huon v. 4542: Dites, biau sire, çou qui vous vient à gré,
Et je ferai toute vo volenté,

aber bald darauf kündigt er ihm wieder offenen Ungehorsam an. Er geht gegen Oberon's ausdrücklichen Befehl nach Tormont zu Macaire und nach Schloss Dunostre zum Riesen Orgueilleux. Oberon hat ihm verboten zu lügen, aber dennoch thut er es; theils ohne jeden ersichtlichen Grund (v. 5427—30), theils aus kindischem Trotz gegen Oberon wegen dessen Ungnade, die er sich selbst zugezogen hat (v. 7206—10). — Oberon hat ihm aufs Strengste verboten, die Esclarmonde als sein Weib zu betrachten, bevor sie getauft sei; er hat es auch versprochen, aber trotzdem bricht er sein Versprechen aus reiner Willkür und ohne auf die Abmahnungen und Bitten des treuen alten Jérôme zu hören (v. 6776—85). — Ortnit's Verhältniss zu Alberich ist viel pietätvoller; er befolgt immer dessen Rath-

*) Grimm, Myth. I, 364.
**) Br. Grimm, Ir. Elfenm., Vorr., p. 97.

Digitized by Google

schläge und hält gewissenhaft sein gegebenes Versprechen. Alberich hat ihm ebenfalls befohlen, die heidnische Jungfrau nicht eher zum Weibe zu nehmen, als bis sie getauft sei; er kommt auch dem Befehl nach und lässt die Jungfrau vorher durch seinen Oheim Yljas und Alberich selbst taufen.

Ortn. str. 481: Albrîch und der Riuze touften im die künigîn.

Beide Helden werden von dem Elfenkönige bei ihren Unternehmungen unterstützt; aber die Art dieser Unterstützung ist eine grundverschiedene. Die Hülfe, die Oberon seinem Schützling Huon leistet, macht er sich im Allgemeinen ziemlich bequem. Er lässt Huon ausziehen, die Abenteuer aufzusuchen; wenn dann die oft leichtsinnig heraufbeschworene Gefahr am grössten und keine andere Hülfe mehr möglich ist, bläst Huon das magische Horn, sofort erscheint Oberon an der Spitze der bekannten 100,000 Mann, lässt Alles niedermachen, was sich dem Huon widersetzt, und geht dann wieder ab, nicht ohne seinem Schützling noch einige gute Lehren gegeben zu haben, die dieser gewöhnlich nicht befolgt. Auf dieselbe übernatürliche Weise wird am Schlusse des Gedichts der Knoten nicht sowohl gelöst als durchhauen.

Die Hülfe, welche Alberich seinem Sohne Ortnit leistet, hält sich zunächst, wenn sie auch dem elbischen Charakter Alberich's gemäss nicht ohne Beimischung von etwas Wunderbarem und Uebernatürlichem ist, doch mehr in natürlichen Grenzen; sie zeigt sich aber vor Allem viel ununterbrochener und beharrlicher. Als Ortnit's Schiffe in Sicht der feindlichen Hafenstadt Suders kommen, beginnt die Thätigkeit Alberich's und hört bis zum Schluss der Fahrt nicht wieder auf. Er räth ihm die Lüge, auf die hin sie in den feindlichen Hafen eingelassen werden:

Ortn. str. 243: swer dich der maere frâge wanne die kiele gân,
sô sprich, du gerst geleites, du sîst ein koufman.

er geht als Herold Ortnit's nach Muntabûr, um dem heidnischen König Fehde anzusagen (str. 264—282); er entführt den Heiden die Barken, auf denen Ortnit's Leute ans Land gelangen (str. 289—294). Bei den nun folgenden Kämpfen verhält er sich im Gegensatz zu Oberon ganz passiv; höchstens dass er die

Digitized by Google

Ermordung der wehrlosen Frauen verhindert (str. 330—340). Sobald es aber einen listigen Streich auszuführen giebt, wozu einige übernatürliche Kräfte gehören, so ist er seiner elbischen Natur gemäss sofort wieder am Platze. Er führt Ortnit's Heer von Suders nach Muntabûr (str. 354—361); er steigt auf die Mauern von Montabûr und zerstört die Vertheidigungsmittel der Heiden (str. 367—369); er wirbt bei der heidnischen Königstochter für Ortnit und gewinnt ihre Zusage unter der Bedingung, dass ihres Vaters Leben geschont werde (str. 389—413). Ja noch mehr: er entführt sogar selbst das Mädchen und bringt sie dem Ortnit, der, von den Anstrengungen des Kampfes ermüdet, eingeschlafen ist (str. 423—439); und als der alte Heidenkönig mit Heeresmacht Ortnit verfolgt, um ihm seine Tochter wieder abzujagen, und Ortnit, der allein dem ganzen Haufen widerstehen muss, schon vor Ermattung fast bezwungen ist, da holt ihm Alberich seine Freunde zu Hülfe, die ihn vom sicheren Tode erretten (str. 456, 462 ff.). Er beschliesst seine Thätigkeit damit, dass er zusammen mit Ortnit's Oheim Yljas die heidnische Jungfrau tauft, damit Ortnit sie zum Weibe nehmen kann (str. 481). — Damit schliesst Alberich's Thätigkeit ab; er tritt allerdings noch einmal auf, aber nur, um Ortnit vom Kampfe mit dem Drachen abzurathen (str. 555 ff.); er hilft ihm auch dabei nicht, sondern lässt ihn in den Tod gehen.

In wie weit die Figuren Alberich's und Oberon's an sich, abgesehen von den Beziehungen zu ihren Schützlingen, verschieden gezeichnet sind, ist schon oben, bei der genaueren Betrachtung und Vergleichung der beiden Gestalten, ausführlich dargelegt und der Grund der Verschiedenheiten nachgewiesen worden.

Hier mögen noch einige Züge ihren Platz finden, die dem deutschen Alberich allein beigelegt sind, während sie dem Oberon des französischen Gedichtes nicht zukommen, und welche beweisen, dass der Elfenkönig des deutschen Gedichtes in viel engerer Beziehung zu der alten sagenmässigen Figur Alberich's steht, als der Oberon des französischen Gedichtes. — Die Elfen necken gerne, höhnen und verspotten die Menschen, ohne ihnen eigentlichen Schaden damit thun zu wollen, und eine gewisse Gutmüthigkeit bricht neben dieser Neigung hervor. Der Haus-

Digitized by Google

geist in der deutschen Sage hatte seine grösste Freude daran, die Leute an einander zu hetzen, trug aber vorher alle tödtlichen Waffen fort, damit sie sich kein Leid anthun konnten. Dieselbe Natur zeigt Alberich im Ortnit. Er lockt dem Ortnit den wunderbaren Ring ab, wird dann unsichtbar für ihn und verhöhnt ihn eine Zeit lang, giebt ihm aber endlich den Ring gutwillig wieder (Ortn. str. 132—157). Später äfft er die Heiden, indem er sich hinter eins ihrer Götzenbilder steckt und ihnen unsichtbar zuruft, sie sollten ihn anbeten.

Ortn. str. 440: die heiden wolte er irren, Alberîch der was kluoc:
der apgote er einen in die burc getruoc.
str. 441: Daz tet er durch die heiden, er machete einen spot.
si wânden daz ez spraeche Mahmet ir got.
dô rief er bî dem sarke, dannoch in niemen sach,
die heiden wolte er effen: in lûter stimme er sprach.

So neckt auch der Zwerg Laurin durch plötzliche Dunkelheit diejenigen, welche mit ihm in den Berg gegangen sind.

Aber die Elfen sind auch treu und fordern Vertrauen von den Menschen. „Niemand soll feste Gelübde brechen!“ sagt der eddische Zwerg Alvîs (Alvîsmâl III.). Alberich ist im Nibelungenliede dem Siegfried von dem Augenblicke an treu und aufrichtig ergeben, wo er ihm Treue gelobt hat. Ebenso verspricht Alberich dem Ornit, ihm die Treue, d. h. sein gegebenes Versprechen zu halten.

Ortn. str. 124: „Wil du mich noch lâzen“ sprach der vil kleine man,
„sô wil ich dir leisten daz ich dir gelobet hân.“
str. 127: „lâ mich ûf mîn triuwe, dir mac guot von mir geschehen.“
str. 128: „lâ mich ûf mîn triuwe, sô gêt dir freuden zuo.“

Und er hält ihm auch wirklich Wort und bringt ihm die versprochene herrliche Rüstung.

str. 175: „Nu sitze, künec, ein wîle und behalt dîn vingerlîn,
sô wil ich dir leisten daz gelübde mîn.
ich wil dir ûf mîn triuwe niht gelogener worte sagen:
ich wil dir her die ringe ûf dînem schilte tragen.“
str. 176: Als schiere und im der kleine entweich dâ in den berc,
dô truoc er von der esse daz wunneclîche werc.

Digitized by Google

Dass die Elfen listig und verschlagen sind, ist ein ganz bekannter Zug ihres Charakters; auch Alberich „was kluoc“ (str. 440); er weiss dem Ortnit durch listige Reden den wunderbaren Ring abzuschwatzen (st. 132—141), später entwendet er den Heiden die Barken, um Ortnit's Mannen ans Land zu setzen (str. 290—293), und noch später entführt er dem Heidenkönig die Tochter, um sie dem Ortnit zu bringen, nachdem er ihr vorher eine Ausrede gesagt, durch die sie die Erlaubniss erhält, sich aus der Burg zu entfernen (str. 431—435).

Diese Lust der Elfen an listigen Streichen und allerhand Neckereien hat sich nun aber in der Volkssage auch dazu ausgebildet, ihnen einen ihrem ursprünglichen Wesen gerade entgegengesetzten Charakter beizulegen, so dass sie eine durchaus feindliche Stellung gegen die Menschen einnehmen. Unter mehreren anderen derartigen Zügen ist auch derjenige, dass ihre blosse Berührung schädlich oder gar tödtlich wirkt. Anklänge hieran sind auch in der Figur unseres Alberich enthalten. Als ihn Ortnit auf sein Ross tragen will, schlägt er ihn heftig mit der Faust.

Ortn. str. 101: Er wolde in zuo dem rosse in kindes wîse tragen.
des wart im zuo der brüste ein grôzer slac geslagen:
der kleine dô den grôzen mit der viuste sluoc.

Später giebt er dem Heidenkönige einen Schlag ins Gesicht, der so laut schallt, dass es alle Leute hören, und der alte Heide vor Wuth ganz unsinnig wird:

str. 285: „sît ich dir der brieve hie niht geleisten mac,
dâ bî solt dus gedenken“ und sluoc im einen mûlslac.
str. 286: Diu liute ez alle hôrten, sô lûte erhal sîn hant.
der heiden wart unsinnic; durch wüeten man in bant.

Von diesen zuletzt angeführten Zügen findet sich, wie schon erwähnt, in der Person des Oberon im französischen Gedichte keine Spur vor, so dass dieser auch hierin der ursprünglichen, sagenmässigen Gestalt des Elfenkönigs nicht mehr so nahe steht, wie Alberich.

Auch in der Charakterzeichnung der Hauptbelden beider Gedichte sind mancherlei Abweichungen, und es finden sich mehrere, theils aus den christlichen, theils aus den ritterlichen An-

Digitized by Google

schauungen der damaligen Zeit hervorgehende Züge im Huon, die diesen vom Ortnit wesentlich unterscheiden, der sich viel enger an die alte deutsche Heldensage anschliesst.

Nachdem Ortnit in Sicilien von seinem Lehensmann die Schiffe in Empfang genommen, geht er ohne Umwege zur Ausführung seines Unternehmens und fährt direct nach Suders, wo er landen will (str. 215, 217). Huon unternimmt aber erst noch Verschiedenes, was mit seinem eigentlichen Zweck in gar keinem Zusammenhange steht: er geht zum Papste nach Rom, um sich dessen Segen zu holen (Huon v. 2473—2605); dann besucht er Jerusalem und das heilige Grab und bittet daselbst Gott um das Gelingen seines Unternehmens (v. 2836—69); beides Züge, die der damals, zur Zeit der Kreuzzüge, bestehenden christlichen Sitte entsprechen. Die Abenteuer zu Tormont und Dunostre sind auch zur Ausführung des Huon gewordenen Auftrags nicht nöthig, und er hätte sie sehr wohl vermeiden können; er sucht sie aber geradezu auf, selbst gegen Oberon's Verbot; denn dazu, sagt er selbst, sei er aus Frankreich gekommen, um Abenteuer zu suchen;

Huon v. 4593: Car por çou vin ge de France le rené,
Por aventures et enquerre et trover.

offenbar ein den damaligen ritterlichen Anschauungen entlehnter Zug. — Dass Ortnit viel abhängiger von Alberich ist, als Huon von Oberon, ist schon oben ausgeführt worden.

Huon ist das Muster eines Ritters ohne Furcht und Tadel ganz nach den damaligen Begriffen: muthig, ja übermüthig bis zur Tollkühnheit, geht er keinem Abenteuer aus dem Wege und handelt in allen Lagen nach den Vorschriften der Ritterehre, wie sie damals festgestellt waren. Ortnit ist nicht immer das Muster eines vollkommenen Ritters. Er besitzt nicht unter allen Umständen Huon's tollkühnen Uebermuth, sondern ist manchmal recht verzagt (str. 222—226). Er handelt auch nicht immer streng nach den Gesetzen der ritterlichen Ehre; er will den Heidenkönig überfallen, ohne ihm nach Rittersitte vorher Fehde angesagt zu haben (str. 261—263), und Alberich kann ihn nur dadurch davon abbringen, dass er sich erbietet, selbst als Herold dem Heiden abzusagen (str. 264—265). Einen

Digitized by Google

solchen groben Verstoss gegen die Gesetze der ritterlichen Ehre würde sich Huon gewiss niemals haben zu Schulden kommen lassen; was sollte aber wohl den deutschen Dichter bewogen haben, seinem Helden diesen doch gewiss nicht vortheilhaften Zug beizulegen, wenn er nach seiner französischen Vorlage arbeitete?

Die ganze lange Reihe von Abenteuern Huon's nach der Erwerbung Esclarmondes, die dadurch veranlasst werden, dass Huon Oberon's Gebot übertritt, die heidnische Jungfrau vor ihrer Taufe zum Weibe zu nehmen, fehlt naturgemäss im Ortnit, da dieser dem von Alberich gegebenen Verbote nicht zuwider handelt. Wenn nun der deutsche Dichter nach der französischen Vorlage arbeitete, so ist gar kein Grund einzusehen, warum er durch Veränderung dieses einen Zuges sich die Gelegenheit hätte entgehen lassen sollen, in der Darstellung so mannigfaltiger und spannender Abenteuer seine dichterische Kunst zu bewähren.

Es finden sich ausserdem noch mehrere kleine Verschiedenheiten in Erzählung, Namen und Zeichnung beider Gedichte, die aber hier als unwesentlich übergangen werden können; wir kommen zu den Ausgängen beider Gedichte, die wieder eine sehr wesentliche Abweichung von einander zeigen.

Nachdem Huon alle Abenteuer glücklich bestanden, kehrt er nach Frankreich zurück, wird hier von seinem treulosen Bruder aller seiner Siegestrophäen beraubt und ins Gefängniss geworfen. Da nun aber von dem Vorhandensein derselben Huon's Leben und Wiedereinsetzung in sein Lehen abhängt, soll er eben von Karl dem Grossen zum Tode verurtheilt werden. Da erscheint Oberon, bringt durch seine übernatürlichen Kräfte die Wahrheit ans Licht, bestraft die Verräther, zwingt Karl, seinem Lehensmann Huon Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und ernennt schliesslich Huon zu seinem Nachfolger im Feenreiche, wenn er selbst sich zu Gott an seinen vorherbestimmten Platz begeben werde. Die Erzählung schliesst also sehr erwünscht: die Verräther werden bestraft, die Tapferen belohnt und Alles endigt in allgemeiner Harmonie. — Man sieht leicht, wie dieser Schluss des Gedichtes das Mittel- und Hauptstück desselben in ähnlicher Weise wieder mit dem Karls-Sagenkreis

Digitized by Google

verknüpfen soll, wie dies auch die Einleitung gethan. Wie viel der Dichter hiervon in der von ihm bearbeiteten Ueberlieferung schon vorfand und wie viel er selbst hinzusetzte, lässt sich jetzt nicht mehr entscheiden, da uns die ältere Sage von Huon de Bordeaux nur in einzelnen, abgerissenen, unvollständigen Andeutungen vorliegt.

Das Ende des deutschen Liedes verläuft ganz anders als das des französischen. Der Heidenkönig Machorel hat den tapferen Ortnit und dessen Mannen im Kampfe nicht überwinden können; er muss sich zurückziehen und Ortnit mit seiner Tochter als Gemahlin nach der Lombardei ziehen lassen. Aber er sinnt auf grausame Rache. Er stellt sich freundlich und versöhnt und schickt seinem Schwiegersohne viele kostbare Geschenke, darunter auch zwei Dracheneier. Diese lässt der hinterlistige Ueberbringer in einer Felsenspalte von der Sonne ausbrüten, unter dem Vorwande, das eine Ei werde eine Kröte mit einem überaus kostbaren Stein, das andere einen schönen Elephanten hervorbringen. Ortnit glaubt ihm dies und giebt den Befehl, ihm sein Geschäft der Bewahrung und Behütung der Eier während des Ausbrütens möglichst zu erleichtern. Als aber die jungen Drachen ausgekrochen und herangewachsen sind, verwüsten sie das ganze Land bis unter die Mauern von Garda, der Residenz Ortnit's. Da kein Ritter die Ungeheuer besiegen kann und sie Jeden vernichten, der sich ihnen nähert, so beschliesst Ortnit, selbst den Kampf zu bestehen. Er reitet in den Wald, wo die Drachen hausen, lässt sich jedoch von dem einen im Schlafe überraschen; dieser trägt ihn im Rachen nach seiner Höhle, wo ihn die jungen Drachen durch die Ringe des goldenen Panzers hindurch aussaugen. Im letzten Gesange wird der grosse Jammer der Gemahlin Ortnit's, seiner Mutter und seiner Mannen um den Tod des edlen Recken geschildert; so schliesst das Lied in echt germanischer Weise mit einem düsteren, klagenden Accorde.

In den letzten Strophen des Gedichtes wird dann angeführt, dass einst ein tapferer Held durch die Besiegung des Drachen Ortnit's Tod rächen und seine Wittwe zur Gemahlin gewinnen wird.

Digitized by Google

Ortn. str. 596: dem dô diu küniginne von Lamparten wart gegeben,
und der den wurm tôte von dem Ortnît wart verlorn,
des müezet lange bîten, wan er ist noch ungeborn.
str. 597: Er muoz in sorgen wahsen von dem der wurm wirt erslagen.
ich wil iu sîn geslehte und sînen vater sagen.
seht, daz was von Berne Dietrîches alter an.
dietz liet daz hoeret gerne: alrérst hebt ez sich an.

Mit diesem Schluss wird das Gedicht in den Sagenkreis Dietrich's von Bern eingefügt. — Die Sage von einem Drachentödter war in der deutschen Heldensage mehrfach überliefert und lebendig und nicht nur in Deutschland verbreitet; der Held Siegfried hatte einen Drachen getödtet und sich in dessen Blute gebadet, und in den Gedichten von Tristan, Iwein und Wigalois sind ähnliche Drachentödter-Sagen erhalten. Ausserdem zeigt sie sich in Deutschland nicht nur in mehreren Märchen (wofür W. Müller Belegstellen anführt), sondern sie hat sich ausserdem in unseren Nationalepen an Dietrich von Bern, an Wolfdietrich und Ortnit geheftet. (Auch der Held Heime in der Vilkinasaga c. 17 ist ein Drachentödter.) Und wie Siegfried unter einer Linde den Drachen tödtet und unter einer Linde erschlagen wird (Siegfriedslied str. 6, Nib. 913, 918 Lachm.), so fällt auch Ortnit unter einer Linde dem Drachen zum Opfer. — Diese Sage geht auf einen Naturmythus zurück und drückt die Idee aus, dass der milde Naturgott, wenn die rauhe Jahreszeit eintritt, sterben muss*).

Wenn man die angeführten mannigfachen und tiefgehenden Verschiedenheiten noch einmal im Zusammenhange überblickt, so erscheint die Annahme unmöglich, dass das deutsche Gedicht weiter nichts sei als eine Bearbeitung des französischen. Manche Abweichungen wird man zwar mit der Annahme erklären können, die Lindner aufstellt, dass der deutsche Dichter seine französische Quelle absichtlich verleugnet habe, dass er als Original habe gelten und sein Gedicht in möglichst nahen Zusammenhang mit der deutschen Heldensage habe bringen wollen. Der letztere Theil der Annahme ist allerdings richtig, aber der

---

*) W. Müller a. a. O., p. 307.

Digitized by Google

Dichter handelte dabei nicht absichtlich und bewusst, sondern bewegte sich unwillkürlich und aus innerer Nothwendigkeit heraus in den altüberlieferten Vorstellungen und Anschauungen der deutschen Heldensage; mit der ersteren Hälftc obiger Annahme lassen sich aber die meisten und schwerwiegendsten Verschiedenheiten beider Gedichte nicht aufklären und dadurch wegschaffen. Auch widersprechen innere Gründe schon von vornherein einer solchen Annahme. Es ist befremdlich, dass der Dichter des Ortnit in Bezug auf seine Quelle absichtlich die Unwahrheit gesagt haben sollte. Das Uebersetzen und Bearbeiten aus fremden, besonders französischen Quellen war nicht nur nicht eine Thätigkeit, deren sich ein Dichter zu schämen oder die er zu verbergen gehabt hätte, sondern mehrere der grössten Dichter jener Zeit haben sich ja ihren Ruhm hauptsächlich dadurch erworben. — Wenn man ferner, absehend von anderen Erwägungen, die beiden Gedichte lediglich auf ihre poetische Technik und künstlerische Vollendung hin vergleicht, so sollte man vielmehr meinen, das Verhältniss sei umgekehrt und Huon de Bordeaux eine Bearbeitung des Ortnit. Das letztere Gedicht ist in vielen Beziehungen ein wahres Meisterwerk gegenüber seinem angeblichen französischen Vorbilde. Der Stil des Ortnit ist viel knapper und präciser als der des Huon; eine Menge ganz überflüssiger Wiederholungen und Weitschweifigkeiten des Huon sind im Ortnit nicht zu finden. Die Charakterzeichnung des Helden ist im Ortnit viel sorgfältiger und seine Handlungen stets richtig psychologisch motivirt, während Huon sehr häufig ganz willkürlich und manchmal sogar ganz unbegreiflich tollkühn und unüberlegt verfährt, wofür sich gar kein vernünftiger Grund auffinden lässt. Wenn der Dichter des Ortnit nach seiner französischen Vorlage arbeitete und dabei nicht nur alles Unwesentliche überging und mit richtigem Tact nur das Wesentliche in klarer, knapper und präciser Form herausnahm; wenn er ferner gegenüber den blossen Willkürlichkeiten des Originals den unberechenbaren Charakter des Helden so bedeutend psychologisch vertiefte und seine Handlungen immer so sorgfältig motivirte, so musste er ein dichterischer Genius ersten Ranges sein, die bekanntlich immer und besonders zu damaliger Zeit sehr selten gewesen sind; und dann

würde uns wohl zugleich mit anderen, bedeutenden Werken seines Schaffens auch sein Name überliefert worden sein. Viel leichter denkbar wäre es, dass der Dichter des Huon de Bordeaux seine Vorlage, den Ortnit, im Geschmacke der damaligen französischen Ritterpoesie weitschweifig ausgeführt und mit wenig Witz und viel Behagen durch die phantastischen Erzeugnisse seiner eigenen Einbildungskraft bereichert hätte. — Dazu kommen noch einige andere Gründe, die sämmtlich gegen die Nachahmung einer französischen Quelle von Seiten des deutschen Dichters sprechen. Die Fabel des Gedichts ist nur eine Aufwärmung der altbeliebten kriegerischen Brautwerbungen, wie wir sie aus Ruother, aus Oswald und Orendel kennen*). Das Gedicht gehört einem germanischen Sagenkreise an, von dem kein einziger Zweig dem Französischen nachgeahmt ist, und diese seine Einfügung in eine Reihe durchaus deutscher Gedichte beweist für das Vorhandensein einer nationalen Ueberlieferung. Die unmittelbare und nothwendige Fortsetzung des Ortnit bildet der Wolfdietrich, wo Alberich wieder erscheint; und auf der anderen Seite schliesst sich Wolfdietrich an Hugdietrich und an den ganzen Sagenkreis Dietrich's von Bern an**).

Wenn man nun aber, durch die mannigfach hervortretende Aehnlichkeit beider Gedichte bewogen, eine irgendwie gestaltete Beziehung derselben zu einander anzunehmen nicht umhin kann, so muss man offenbar folgendermassen schliessen. Wenn A (Huon) und B (Ortnit) wesentlich hervortretende Aehnlichkeiten zeigen, so sind zunächst zwei Möglichkeiten vorhanden: entweder A beruht auf B, oder B beruht auf A. Der erstere Fall ist aber ausgeschlossen, denn abgesehen von der noch nicht fest bestimmten Abfassungszeit des Huon, wonach derselbe möglichenfalls mehrere Jahrzehnte früher als sein anzunehmendes deutsches Vorbild entstanden sein könnte, so wäre dies auch das e i n z i g e Beispiel damaliger französischer Bearbeitung eines deutschen Gedichtes, das also, als ganz allein dastehend, durch einen ganz besonders eingehenden und genauen Nachweis sicher zu stellen wäre; dieser Nachweis ist aber noch nicht erbracht

*) Gervinus a. a. O. II[5], 232.
**) Revue germanique ed. Nefftzer et Dollfus, XVI, 378 (1861).

und auch gar nicht zu erbringen. Auch gegen die zweite Möglichkeit, diejenige der Abhängigkeit Ortnit's von Huon, erheben sich, wie in der vorliegenden Untersuchung ausführlich dargelegt worden ist, so zahlreiche und schwerwiegende innere und äussere Gründe, dass auch diese Annahme unmöglich aufrecht erhalten werden kann. Ausserdem sprechen in beiden Fällen die tiefgehenden Verschiedenheiten zwischen beiden Gedichten überhaupt gegen die Annahme einer directen Abhängigkeit des einen vom anderen. Dadurch werden wir nothwendigerweise auf eine dritte, die einzige noch übrige Möglichkeit geführt, nämlich dass Huon sowohl wie Ortnit auf einer im Wesentlichen gemeinsamen Grundlage beruhen, aus der sie sich nach verschiedenen Seiten hin selbständig herausentwickelt haben. Dieser Fall liegt hier in der That vor. Die Uebereinstimmung der beiden Gedichte beruht in zwei Punkten: erstens in dem abenteuerlichen Zuge der Helden ins Morgenland, um sich eine heidnische Jungfrau zur Braut zu erwerben; dieses Motiv fand jeder der beiden Dichter in den Ueberlieferungen seines Landes vor, wie oben ausführlich dargelegt worden ist; zweitens beruht die Uebereinstimmung in der Person des Alberich oder Oberon, der dem Helden zur Erreichung seines Zieles behülflich ist; das ist die bekannte Figur der alten, ursprünglich deutschen Alberich-Sage, die mit den Franken nach Frankreich hinübergekommen und dort weiter ausgebildet worden ist*).

---

*) Diese Ansicht ist als Vermuthung schon früher ausgesprochen worden. Schon 1857 schrieb F. Wolf in der schon angeführten Untersuchung (Denkschriften etc. VIII, 193): „Dass diese Sage (von Huon de Bordeaux) vielleicht aus einem germanischen Mythus, aus einer Elbenmythe, hervorgegangen sei, könnte ihre Berührung in einigen Grundzügen mit der deutschen Heldensage von Ortnit und Elberich (Auberon) vermuthen lassen." — Dann hat G. Paris 1861 die Ansicht ausgesprochen (Revue germanique XVI, 378), dass die beiden Gedichte Huon und Ortnit unabhängig von einander, aber die Bearbeitung derselben Tradition seien; aber er hat seine Ansicht nur auf einigen wenigen Seiten dargestellt und nicht ausführlicher begründet. — Dieselbe Annahme stellt endlich A. Graf in der kürzlich publicirten und öfter an dieser Stelle angeführten Schrift (I complementi etc. pref., p. XIX) auf, aber nur ganz kurz und ebenfalls ohne Begründung. — Ich kann nicht unterlassen, hier zu erklären, dass ich unabhängig von diesen Gelehrten zu den Resultaten meiner Untersuchung gelangt bin. Durch die Dissertation Lindner's angeregt, war meine Arbeit schon Ende Sommer 1874 in ihren Grundzügen und Resultaten fertig gestellt, als ich durch das Octoberheft 1874 der Romania auf die Abhandlung von G. Paris in der Revue germanique verwiesen wurde. Auch die Abhandlung von F. Wolf bekam ich erst

Digitized by Google

Zum Beweis dieser letzteren Behauptung dient der Umstand, dass der Name und die Figur Alberich's in ihren wesentlichen Zügen bei den Franken schon in alten Traditionen vorkommen, die auf den Anfang des Merovingergeschlechts Bezug haben*). „Albéric, sagt Hugues de Toul, der jüngste der Söhne Clodion's, besass ebenso viel Geschicklichkeit und Verschlagenheit, wie Kühnheit und Tapferkeit.... Er hielt sich die meiste Zeit in den Wäldern auf, opferte den Göttern und Göttinnen und erneuerte sogar die Secte der Heiden, in der Hoffnung, dass die Götter ihm die Herrschaft wieder verschaffen würden..... Dieser Albéric stellte den Altar der Minerva wieder her auf einem Berge, den die Christen jetzt Sanct Adelbert's Berg nennen und der damals Alberichsberg hiess. Er gründete einen anderen Altar auf einem benachbarten Berge, den die Christen jetzt auf französisch ‚la Houppe d'Albermont‘ nennen.... Dieser Alberich wurde von den Anhängern Merovig's boshafter Weise ‚der Zauberer‘ genannt; er hielt sich immer in den Wäldern auf.... Er ist an einem Orte begraben, wohin man grosse Bäume verpflanzt hat: die Einwohner des Landes nannten ihn ehemals den Schopf oder die Haube Alberich's.... Er verheirathete den ältesten seiner Söhne, Waubert, mit der Tochter des Kaisers von Constantinopel.“ (Annales du Hainaut, l. IX, ch. 6, 9.) Hugo von Toul ist nur durch die Auszüge bekannt, welche Jacques de Guyse und Vincent de Beauvais aus ihm gemacht haben; es wird als erwiesen angenommen, dass er, wie Albéric des Trois-Fontaines und Philippe Mousket, seine Geschichte aus chansons de geste und volksmässigen Ueberlieferungen compilirt hat. Alles lässt also glauben, dass die Geschichte des Zauberers Alberich nur eine Legende von den Ufern des Rheins ist, die er wie viele andere aufgenommen hat. Es ist zu beachten, dass sich die erste Erwähnung Alberich's in den deutschen Gedichten

später zu Gesicht. — Im Winter 1874/75 hatte ich die Arbeit in theilweise anderer Gestalt, als sie hier vorliegt, ausgeführt, aber äussere Verhältnisse hinderten mich bis jetzt an nochmaliger genauerer Durcharbeitung und Veröffentlichung. Die kürzlich erschienene Abhandlung A. Graf's konnte daher auch auf den Gang meiner Untersuchung nicht mehr einwirken, wenn ich auch mit Freuden bemerkt habe, dass er in der hier behandelten Frage ganz meiner Ansicht ist.

*) Revue germanique XVI, 381 ff.

Digitized by Google

ebenfalls an die Ufer des Rheins knüpft. — G. Paris bringt mehrere Zeugnisse dafür bei, dass auch in der Zeit nach Abfassung des Huon de Bordeaux der Name und die Figur Auberon's in Frankreich fortgelebt haben. Besonders herauszuheben ist davon François de Rosières in seinem Buche über den Ursprung des Hauses von Lothringen, um 1580, weil er noch einige neue Züge hinzubringt und andere Autoritäten als Hugo von Toul vor Augen gehabt zu haben scheint. „Auberon“, sagt er unter Anderem, „den man auch Alberich nennt, folgte seinem Vater nicht, obgleich er den Titel eines Königs der Ostfranken hatte. Er bewohnte den Wald Charbonnière und opferte den falschen Göttern. Er ist im Lande der Nervier begraben, an einem Orte, den man die Haube Auberon's nennt ..... Einige erzählen, dass er die Merovinger bei Mirval schlug, und dass er seinen Sieg dem Blendwerk der bösen Geister verdankte.“

Interessant ist hierbei, dass im 12. Jahrhundert, zu welcher Zeit Hugo von Toul lebte, eine volksmässige Ueberlieferung, die vielleicht bis zu den merovingischen Zeiten hinaufreicht und die sich lange nachher erhalten hat, die Erinnerung an Auberon den Zauberer, den König der Wälder, den Siegreichen, bewahrt hatte. Diese Ueberlieferung hat der Dichter des Huon wiedergegeben. Alberich in den Nibelungen, Auberon im Huon von Bordeaux, Alberîch im Ortnit sind dieselbe Person. Eine Ueberlieferung, wahrscheinlich sehr alt, weil sie sich bei zwei frühzeitig getrennten Nationen erhalten hat; sehr volksthümlich, weil die Namen mehrerer Orte an sie erinnern, verknüpft jene Persönlichkeit mit den ältesten Ueberlieferungen der Franken und lässt vermuthen, dass sie schon einen Theil ihrer nationalen Ueberlieferungen bildete, als sie in Gallien eindrangen. In dieser Ueberlieferung findet sich schon die hauptsächlichsten Züge, welche Auberon in den späteren Gedichten charakterisiren: er er ist ein junger König mit langen blonden Haaren, der in den Wäldern lebt, der eine stets siegreiche Armee besitzt und mit übermenschlichen Kräften begabt ist.

Soweit G. Paris in der angeführten Abhandlung. Ich kann mir nicht versagen, auch noch die äusserst anschauliche Schilderung anzuführen, die er von der Art und Weise giebt, wie der Dichter des Huon den vorgefundenen Stoff bearbeitet haben

Digitized by Google

mag*). „Mir ist, als sähe ich den Trouvère, den Verfasser dieses reizenden Werkes, wie er einen Stoff für seine Verse sucht. Wenn er im Gedächtniss die unzähligen Legenden durchging, welche die früheren Jahrhunderte ihm über die Gefährten Karl's des Grossen überliefert hatten, so bemerkte er ohne Zweifel, dass weder Seguin, Herzog von Bordeaux, den der Kaiser bei seiner Rückkehr von dem Zuge nach Spanien dort zurückgelassen hatte, noch seine Nachkommenschaft den Stoff zu irgend einem Gedichte geliefert hatte. Er erinnerte sich, dass sein Sohn Hugo nach der Ueberlieferung den Sohn Karl's getödtet hatte, und dass eine lange Verbannung die Strafe dieses unfreiwilligen Vergehens gewesen war. Er vergass nicht, dass er durch seinen Bruder verrathen worden war, dass er aber durch den Urtheilsspruch der Pairs über die feindliche Gesinnung des Kaisers triumphirt und in Frieden von seinem Herzogthum wieder Besitz ergriffen hatte. Wie Byron mehrere Jahrhunderte später, brauchte er einen Helden (I want a hero, an uncommon want etc., Don Juan I, 1); er glaubte ihn gefunden zu haben und gerade diesen sehr wohl brauchen zu können. Um aber die Geschichte von Huon von Bordeaux aus dem gewöhnlichen Geleise aller der Gedichte heraustreten zu lassen, die derartige, von der Hauptfluth der Ueberlieferung ebenfalls übergangene Helden feierten, musste er ein neues Element in dieselbe hineinbringen. Der Trouvère entschloss sich, jene Verbannung, die mehrere Lebensjahre des jungen Herzogs aufgezehrt hatte, mit wunderbaren Ereignissen auszufüllen. Um sich freien Spielraum zu verschaffen, verlegte er zunächst den Schauplatz derselben in den Orient, das Vaterland der Wunder. Um ferner in die Geschichte Huon's das Wunderbare hineinzubringen, was seinen Zuhörern am meisten gefallen musste, bediente er sich der phantastischen Person Auberon's, des Feenkönigs . . . . ."

Mit der oben aufgestellten Annahme der selbständigen Entwickelung beider Gedichte aus einer gemeinsamen Grundlage lassen sich sowohl die Uebereinstimmungen als auch die Abweichungen derselben vollständig aufklären. Was sich besonders

*) A. a. O., p. 351.

Digitized by Google

in der Zeichnung der Figuren Alberich's und Oberon's Abweichendes findet, erklärt sich leicht aus dem treueren Festhalten des deutschen Dichters an der Sage und dem Mythologischen auf der einen Seite, und aus dem freieren Schalten des französischen Dichters auf der anderen Seite, dem übrigens auch wahrscheinlich die Ueberlieferung nicht mehr so ungetrübt vorlag. Im deutschen Liede ist der alte mythologische Charakter Alberich's noch viel reiner erhalten, trotzdem auch hier schon einzelne christliche Züge vorkommen; im französischen Epos ist die Figur des Oberon einestheils ganz ins phantastische Feenmärchen ausgebildet, anderntheils haben eine grosse Anzahl christlicher Züge Eingang gefunden, die den alten Charakter der Sage kaum noch erkennen lassen. — Die tiefgehenden Verschiedenheiten in den übrigen Theilen der Gedichte erklären sich bei der oben aufgestellten Annahme ebenfalls vollständig. Die Sage von Ortnit war, wie oben ausgeführt worden ist, eine uralte deutsche Ueberlieferung*); ihre Ausbildung entstand unter dem Eindruck der Kreuzzüge, und ihre Gestaltung dankt der Spielmannspoesie ihren Charakter. Diese Art von Erfindungen gewährte jedem neuen Bearbeiter freien Spielraum, und so malte auch der Dichter des Ortnit den nur dürftig überlieferten Stoff mit der schöpferischen Kraft seiner eigenen Phantasie weiter aus, um ihn zu einem selbständigen Gedichte zu gestalten. Am fruchtbarsten aber bereicherte er die Ueberlieferung dadurch, dass er die Alberich-Sage hineinzog und diese Verbindung zweier ursprünglich selbständigen Sagen, der Hartungen-Sage und der Alberich-Sage, geschickt und vorsichtig durchzuführen wusste. — Die Veranlassung zu dem Versuch, die alte Fabel von Ortnit's Brautfahrt neu zu bearbeiten, war vielleicht die Vermählung Kaiser Friedrich's II. mit Jolantha, der Erbtochter des Titularkönigs von Jerusalem, Johann von Brienne, welche am 9. November 1225 zu Brundusium stattfand.

Aehnlich ist, wie auch oben schon weiter ausgeführt wurde, die Entstehung des Huon de Bordeaux vor sich gegangen. Der Dichter desselben hatte zunächst nicht die Absicht, die Oberon-

*) Vgl. auch: Mone, Ausgabe d. Ortnit (Berlin 1821), Einleitung p. 30 ff. und: Amelung, Ausg. d. Ortn., Einl., p. XIX ff.

Digitized by Google

sage zu bearbeiten und dazu die Geschichte Huon's als Rahmen zu nehmen; sondern es existirte, wie oben nachgewiesen, schon eine selbständige ältere Fassung der Geschichte von Huon de Bordeaux, und ein neuer Bearbeiter verwebte mit geschicktem Griffe die ebenfalls selbständige Oberon-Sage mit den Abenteuern seines Helden, um diese dadurch mannigfaltiger und anziehender zu machen. — Wenn man diese Art der Entstehung beider Gedichte ins Auge fasst, so wird die Annahme einer Abhängigkeit derselben von einander ganz von selbst hinfällig, denn es fehlt all und jeder Grund, eine solche Annahme aufzustellen und den Nachweis ihrer Richtigkeit zu versuchen.

Wenn man nun den Gang der vorliegenden Untersuchung noch einmal überblickt und deren einzelne Ergebnisse zusammenfasst, so stellt sich als Endresultat Folgendes heraus:

Das deutsche Heldengedicht „Ortnit“ und die französische chanson de geste „Huon de Bordeaux“ sind vollständig selbständig und unabhängig von einander entstanden. Ihre Aehnlichkeit im Kern der Erzählung beruht einestheils auf der Gemeinsamkeit der Brautwerbung eines christlichen Helden im Morgenlande, welches Motiv beide Dichter in den Ueberlieferungen ihres Landes vorfanden; anderntheils aber und hauptsächlich auf der Gemeinsamkeit der ursprünglich deutschen und mit den Franken nach Frankreich hinübergekommenen Alberich- oder Oberon-Sage, die jeder der beiden Dichter selbständig und in eigener Art in den Stoff der von ihm bearbeiteten, ebenfalls ganz selbständigen Ueberlieferung verwebt hat.

Weimar. Franz Hummel.

Digitized by Google

Zu den Eiden vom Jahre 842.

Die Eide, welche Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle sowie deren Völker im Jahre 842 in Strassburg einander leisteten, fast um dieselbe Zeit, nämlich bis 843 von Nithart, Karls des Grossen Enkel (hist. III, 5), auf Befehl Karls des Kahlen romanisch und deutsch aufgezeichnet, uns erhalten in einer Handschrift wol aus dem Ende des 10. Jahrhunderts, ziehen mit Recht die Aufmerksamkeit der romanischen Sprachforschung auf sich. Den lichtvollen Anmerkungen, welche Diez zu denselben gab (Altrom. Sprachdenkmale 1846), welche aber, wie es nicht anders sein kann, noch mehrere Bedenken übrig lassen, hat man in neuerer Zeit eine darin stark abweichende Betrachtungsweise entgegengestellt, dass man ein grosses Mistrauen in die Ueberlieferung setzte und den Text mehrfach sich neu machte. Doch das neuerdings wider gegebene Facsimile der betreffenden Stelle der Hs. (leider fehlt in demselben die deutsche Fassung der zweiten Formel) kann meines Erachtens ein solches Verfahren wenig rechtfertigen. Die erhobenen Bedenken aber, dass sich manches Lautliche dieses Denkmales nicht vertragen will mit nächstjüngeren französischen Erscheinungen, dürften schwinden, wenn man sich noch auf mehrere Warten der Beobachtung stellt. Denn dass die klassisch lateinischen Formen sich so und so veränderten, um zuletzt romanisch so und so zu lauten, ist zu einem Teile dahin zu berichtigen, dass wir Neben-, nicht Nacheinanderstehendes erkennen. Neben der Betrachtung des Denkmales vom Altfranzösischen aus dürfte also eine Betrachtung nicht von vornherein abzuweisen sein vom Standpunkte des Forschers auf dem Gebiete des Lateins, der altitalischen Mundarten und der neueren italieni-

Digitized by Google

schen Mundarten, welchen Gebieten der Boden nicht fern und unähnlich sein dürfte, auf welchem unser Denkmal sich erhebt.

Zu pro bemerkt Diez: 'einziges Beispiel dieser Form, wofür das Lied von St. Amand bereits por bietet. Das Wort ist, wie oben bemerkt, unprovenzalisch.' Dieses 'bereits' dürfte mit Vorsicht aufzunehmen sein, da por nicht jünger als pro zu sein braucht. Die ältesten Formen nämlich sind pi und pe. Letzteres haben die Umbrer und beides die heutigen Italiener. Beiden Völkern ist auch per, zugleich als 'durch' und 'für' verwendet, eigen. Aus jenem pi, pe konnte und musste durch Ansatz von *o* und *r* po und por werden: letzteres ist mir allerdings aus dem Altertume nicht bekannt, doch sieht man seine Stellung vor pro, welches auf piro, pero zurückgeht. Ein solches p(e)r = 'zum besten' dürften wir auch hier zu erkennen haben, indem pro in ein pr-*o* 'für das' aufzulösen ist. Ich finde nämlich in dem mittelalterlich lateinischen pro reverentia, pro ignorantia, pro hac causa bei Diez a. g. O. keinen Beweis gegen ein hier anzuerkennendes per 'um willen, zum besten'. Gegen eine Anlehnung an dieses Latein spricht vielmehr das ebenfalls von Diez angeführte 'ad nostram communem salutem et honorem et ad populi christiani nobis commissi salvamentum' aus dem Vertrage von Coblenz. Dazu sehe ich in den Beispielen des durch Flexion nicht kenntlichen vorgestellten Genetivs li deo inimi, lo deo menestier, la dieu grace, la dieu aie, la dieu amie bei demselben bestätigt, was ital. la dio mercè auch wünschenswert macht, nämlich dass der Genetiv zwischen Artikel und Nomen stehe. Will man entgegensetzen, dass beide Eide sonst nichts von einem Artikel zeigen, so erinnere ich, dass den Gebrauch desselben zu beschränken nicht nur durch absichtliche Wortkargheit bedingt sein kann, wie im Italienischen bei Dante und im Sprichworte, sondern dass auch wirklich in diesem Zusammenhange sehr wenig Gelegenheit ihn zu setzen war. Ich sehe in dem ersten Eide ausser an unserer Stelle nur bei om 'Mann, man' eine Möglichkeit, aber auch die Entbehrlichkeit des Artikels. Im zweiten zu Anfang konnte den Eid, sagrament, ähnlich wie Kirche als etwas Heiliges, fast Persönliches besser oder üblich sein, ohne Artikel zu nennen. Unmöglich wäre es freilich nicht, dass pro (napolitanisch findet man es bei Casetti und Imbriani c. pop. delle pr. mer. II, p. 408, Pigliatello pro vita toia, wenn nicht etwa prita zu bessern ist — siehe d'Ambra Voc. nap. — die Zeilen sind von un-

Digitized by Google

gleicher Länge) als einheitliche Präposition so verteidigt würde, dass man einer solchen eine ähnliche Kraft zuschriebe als der Artikelform, nämlich deutlich über den Genetiv hinwegzuweisen. Da aber alle sonstigen Bedenken gegen dieses p(e)r-*o* schwinden, wenn man nur in derselben Eidesformel ansieht per dreit = per d(e)reit, und da man schon den vollständigen Mangel des Artikels — ich vermisse ihn nur hier — in diesem Denkmale entschuldigen zu müssen geglaubt hat durch Annahme von Uebersetzung aus dem Lateinischen (Diez, g. O. S. 4, vgl. G. Lücking Aelteste Mundarten 157, 'pro ist ein Latinismus'), so muss man, glaube ich, das *o* jenes pro als mehr selbständig gelten lassen. Wegen der Zusammensetzung ist it. però und Eulalias poro zu vergleichen: was ist aber das *o* in diesen Formen? Diez g. O., S. 25, erklärt es als lat. hoc nach der 'derberen Form porsuec bei Späteren' und nach picardischem ho = *o* nach Ampere Form. d. l. l. fr. 367. Aber von einem abgefallenen *c* kann keine Rede sein, weil dies vielmehr ein jüngerer, und wir müssen denken, nicht allgemein üblicher Ansatz war und weil es *u* und *o* als Pronomen in it. Mundarten noch mehrfach giebt. Allein stehend als Neutrum mit folgendem Relativ ist es in prov. Denkmälern zu finden. Auch in unserer zweiten Formel liest man es mit Diez ebenso: doch sind wir Ino, welches in der Hs. ganz entschieden ein Wort für sich ist, wenn man doch poro im Eulalia-Liede nicht antastet, zu teilen schwerlich berechtigt, und es stellt sich gut zu unserem pro. Wegen der Kürzung pr statt per kann man noch prov. el = en lo vergleichen.

Deo wäre nach klassischer lateinischer Grammatik Dativ oder Ablativ und viel eher könnte man es sich als Accusativ oder auch als Nominativ gefallen lassen als gerade als Genetiv. Für diesen Fall ist in allen Declinationen der Laut *i* als entscheidendes Merkmal angesetzt: doch war man nicht immer so zurückhaltend dem *u* oder *o* gegenüber, wie die Genetive cuius senatus (neben senatuis), senatuos, senatuo, collegiu, Venerus, Caesarus, Caesaru zeigen. Der gewöhnlichen Auffassung, dass die Casus zuerst äusserlich und innerlich fertig da waren, nachher ein und dieselbe Form allmählich mit unterscheidenden Verhältniswörtern jene alle vertrat, muss meine, dass eine Form ursprünglich für alles galt, nachher bald durch zufällige Nebenformen, bald durch Ansätze, bald durch besondere Verhältniswörter nachgeholfen wurde, versuchsweise auch hier entgegengehalten werden. Das Italienische hat in abito color di rosa,

Digitized by Google

'Gewand von der Farbe der Rose' u. ä. (vgl. Arch. LIV, 201) noch viele Spuren eines solchen Nebeneinandersetzens der Worte, wobei es dem Hörer überlassen bleibt, eine besondere äusserlich unsichtbare Kraft der Verbindung anzunehmen. Das *o* an de zu fügen war das Ueblichste, da ein *i* zu leicht mit dem vorherigen *i* oder *e* zusammengeflossen wäre. Das blosse de = 'Gott' dürfen wir noch in it. de oder deh = 'ach, bitte, o Gott' erkennen. Di, 'Tag', wird eins mit ihm sein, vgl. lat. Diespiter. Wenn deu, wie Diez zu dieser Stelle bemerkt, 'in den ältesten frz. Gedichten zur Assonanz *e* gehört', so ist dies ein sicherer Beweis, dass auch die französische Sprache in der Zeit ihrer ältesten Gedichte die Form de = 'Gott' kennt, indem deu nur die dem Sinne nach deutlichere Form der Schrift ist. Aehnliches kommt öfter vor, wie dias im Boeci mit is gereimt mir verbürgt, dass auch prov. dis neben dias gesprochen wurde und genauer dort geschrieben würde. Hier nun in den Eiden auf einsilbiges déo hieraus zu schliessen, wie Diez will, ist etwas viel, weil dies d͡eo (nicht de) überhaupt mehr eine eilige oder künstliche, dem Verse gefällige Aussprache ist. Dass freilich *e* besser als *o* betont wurde, ist wahrscheinlich.

Amur hat *e* (ursprünglich *i*) zu Ende eingebüsst, wie überhaupt diese Sprache solchen Ausgängen mehrsilbiger Wörter nicht wol will. Wir haben nur fradre (Karlo), Accus., fradre Karle, Dat., fradre (Karlo), Dativ, in welchen Formen der vorhergehende Doppelconsonant das *e* halten konnte. Wie hier haben wir noch in dunat, returnar, nun auffällige Abweichung von lat. donat, tornare, tornus (*τόρνος* 'Drechseleisen'), non in der Verdunkelung des Vocales. Der umgekehrte Fall liegt vor in meon, Accusativ (meon vol absolut), son, Acc., meos, Nominativ. Eine Regel, auch wenn man die nicht auffälligen Beispiele von beiderlei Art betrachtet, scheint schwer hier aufzustellen. Neben nun hat die zweite Formel an ersterer Stelle non, was ich hiernach und nach sonstigen kleinen mundartlichen Unsicherheiten in diesem Denkmale für richtig halte und nicht mit Lücking a. g. O. 157 der Ueberlieferung zuschreibe.

Christian poblo (thes christianes folches) bietet für den Genetiv dieselben Erscheinungen als im vorherigen Genetiv und (doch wol) Accusativ, so wie in den nachfolgenden Accusativen. Das *o* von diesem zweiten pro würde zu dem abschliessenden salvament zu ziehen sein. Salvament hat übrigens nicht um verloren, sondern

Digitized by Google

salvamen war ursprünglich das Wort, welches durch Anhang von t(i) und später von um weiter gebildet wurde. Ebenso haben weitere Schluss-*t* ein *i* oder *e*, aber keinen *u*-Laut verloren: et, ist, avant, quant.

D'ist mag nach dem de suo part, ne io ne neuls, que (aber quid), de ist sein sollen, doch wäre di nach si, li, qui nicht ganz undenkbar.

En ist jünger als in, aber doch auch schon als ganz alt bezeugt. Dass es wegen des folgenden in und weil es in der Hs. (senkrecht) durchstrichen, zu in zu besseren, ist möglich, aber nicht wahrscheinlich, da es der Doppelformen hier mehrere giebt.

Avant, die schon lateinisch auf einer Inschrift bezeugte Form (abante) gilt als ein Compositum von ante: ab-ante. Anti, dem Italienischen und auch dem Latein bekannt (vgl. Ritschl, op. II), ist ursprünglicher oder älter als ante. Es ist dem einfachen ab ein ti angehängt und in unserer Form einem doppelten ab: nur das zweite hat sein *b* zu *m* danach in n übergehen lassen, offenbar um des folgenden *t* willen. Ab nämlich, müssen wir annehmen, voller abi afi (vgl. lat. af Capua) ist von Hause aus, sowie de, nur ein hinweisendes Fürwort, und nur der Gebrauch gab ihm den Sinn des 'davon her': vgl. 'ede: usque eo, in tantum' s. Priscae lat. or. p. 112. Das b(i) von diesem ab konnte wie auch sonst allgemein sich verflüchtigen und so steht lateinisch *a* = ab 'von', italienisch und romanisch aber *a* = 'zu'; vgl. auch das dem de ganz nahe verwandte da = 'von' und = 'zu' im Italienischen. So haben wir prov. und hier, auch catal. ab = 'an' oder 'mit', welches kein verstümmeltes apud ist, wie man bisher meinte (s. Diez, Et. Wb. appo), sondern apud, alt auch apo, ist durch Ansätze aus ab(i) mit Verhärtung des *b* weiter gebildet: vgl. lat. illi illud, sard. daba neben dae dai d. i. dabi dabe (sard. dave in den St. von Sassari), como neben cumi cume, wovon nachher. Sehr bemerkenswert ist im Leodegar ob statt ab = 'mit'. *A* und *o* nämlich, die ihrem Sinne und Gebrauche nach ganz ähnlichen Laute oder Fürwörter, traten schon im ältesten Latein wechselnd auf: vgl. abire statt obire, s. Festus. Und so ist z. B. nap. accasione statt occasione nicht neuere Verderbnis. Daher denn auch *o* statt dieses ab altfr. auftritt und od dem lat. und ital. ad entsprechend mit einem Ansatze von d(i). Am ist nichts als ab: so altprov. und altit. (s. Diez' Wb.); auch die neueren Italiener dürften

Digitized by Google

es aber kennen, wenn doch an tortu bei Lizio Bruno Canti delle isole eolie n. 34 sich findet. Amb, welches Diez noch als prov. anführt, ist nur durch Bequemlichkeit der Aussprache verbreitertes am, wald. au aber dürfte wol aw sein oder der Vocal *u* ist ähnlich wie in apo apu-d angetreten. Schwer erklärlich ist *e* in neupr. emb (s. Diez). Bearn. dap aber, welches Diez noch anführt, gehört vielmehr zu de, da, daue, daba osk. da und dat, chw. dad. Aber auch dieses dap macht wieder deutlich, dass di, de, da ... und ab, ob beide synonym sind und ursprünglich nur 'da, dort' bedeuten, dann auch tauglich sind sowol Nähe und Annäherung als Entfernung und Herkunft zu bezeichnen.

Deus: zu dieser Form stellen sich aus der zweiten Formel Lodhuvigs, Karlus, meos, neuls, welche zeigen, dass dieser Sprache *s* ein Zeichen des Nennfalles ist. Dass dies ein Rest aus dem Lateinischen wäre, brauchen wir nicht als unbedingt notwendig zu preisen, sondern diese Mundart hat es mit dem klassischen Latein gemeinsam: noch kein *s* zu setzen ist anderen und in diesem Punkte wenigstens ursprünglicheren Mundarten eigen. Dass die Regel so fest und durchgehends beobachtet werde, macht sendra, wenn ihm auch lateinisches senior zur Seite steht, etwas zweifelhaft.

Savir: dass ir aus lat. ĕre entstanden sei, ist abzuweisen, denn in *i*, ire ist die älteste Coniugationsart, von welcher *e*, ēre, ĕre nur leichte Abweichungen sind, während *a* are eine jüngere durch Ansatz des *a* entstandene Klasse bildet. Daher die vielen ire statt ēre, ĕre, are altlateinisch wie altitalienisch. Und daher scheint es nicht geraten, um des klassischen Lateins willen in dem weiteren ar dieses Denkmales sowie im Provenzalen, Italienischen u. s. w. etwas älteres gegenüber 'späterem' er und in diesem dem ir näheren eine Verplattung zu erblicken.

Podir hat zur Seite einige Spuren ähnlicher Coniugation im Altertume: potisset, Pl. mil. III, 3, 11 (884), vgl. Neue lat. Formenl. II², 603. Italienisch giebt es potia und überhaupt muss Diezens Bemerkung, dass 'alle romanischen Sprachen diese Infinitive (savir podir) nach der zweiten bilden', zurückgewiesen werden, wie ein Blick in Nannuccis Analisi lehren kann: bei Bacciarone da Pisa podire reimend mit sentire, sapire häufig bei Jacopone da Todi.

Me 'mir' ist aus mi, dieses aus mihi, dieses aus mibi oder mifi entstanden: mir und mich sind italisch ursprünglich eins. Beide

Digitized by Google

Formen beliebig neben einander zu gebrauchen, wie hier unten mi als Dativ folgt, war man vollständig berechtigt. Das ursprünglichere *i* als Endung hielten, wie man sieht, einsilbige Wörtchen eher als mehrsilbige. Vielleicht unterschied man leicht betontes oder verbundenes me von schwer betontem unverbundenen mi.

Si, 'so', führt wie bei älteren Italienern den Nachsatz ein, ist lateinisch sic, hat aber diesem voraus, dass es das c(i) oder c(e) noch nicht hat. Mit si, 'wenn', ist es ganz einerlei, da auch dieses nur 'so' bedeutet, indem Demonstratives und Relatives früher sich noch nicht schieden. Anderes nahe Verwandtes habe ich a. g. O. bemerklich gemacht.

Salvarai ist eine romanische Futurform, wie sie auch in Italien zu finden sind. Ai ist abi mit Verflüchtigung des *b*; das *i* ist alt und ursprünglicher als *e* in habeo: in Pompeii ist noch abiat = habeat erhalten. Das *o* war ein jüngerer Ansatz und wol nicht erst spät aufgegeben.

Eo und io sind auch dem Italiener eigene Formen für lat. ego. Möglicher Weise ist *g* erweicht und geschwunden, zumal auch eio eiu ital. mundartlich vorhanden sind, möglicher Weise aber sind es alte gleichberechtigte Nebenformen. Das lateinische nämlich heisst alt eco (s. Phil. XXXVII, p. 175) und ist also das Pronomen co, welches ursprünglich auch als ci auftrat, und diesem ist ein *e* vorgeschlagen, wie in enos, equidem, griech. *ἐμοί*, neukretisch *ἐαύ*, und es wäre also eco mit dem ecce d. i. ece, ital. ecco, lat. eccum eccos, osk. eka, ekak, ekass = lat. haec, hac, has zusammengehörig. Man vgl. noch iu als Artikel in Palena in den Abruzzen iu muar 'das Meer', iu ciel 'der Himmel'; s. Casetti und Imbr. C. p. delle pr. mer. II, p. 185. Dass nun das Pronomen co auch durch blosses *o* ersetzt werden kann, sieht man, und wir hätten eo statt eco, ego; und dass *i* noch ursprünglicher ist als *e*, desgleichen, wie in umbr. isek = lat. sic, lat. iste neben ste, lat. Ispenem statt Spem, ital. istare neben stare, und wir hätten io. Die Verwandten zu diesen beiden und zu jener Artikelform wären dann im Lateinischen unter is ea id zu suchen und jene eio eiu 'ich' ständen neben eius, über dessen Entstehung aus ei man sehe Priscae lat. or. p. 175. Diese Zurückführung des 'ich' auf ein 'der' würde an die Sprache der griechischen Tragiker, welche *οὗτος* für 'ich' setzt, erinnern.

Cist und ist sind nebeneinander stehende Bildungen wie lat.

Digitized by Google

cis (inschriftlich statt quis) und is, ital. questo, sard. custu, altfr. cestui, it. quello, sard. cuddu neben it. esto sto, span. este und it. ello lo. Dass im Lateinischen cis, quis von is in der Verwendung und Bedeutung geschieden worden ist, tut nichts zur Sache.

Meon ist durch *n* statt *m* wie son auffällig, doch ist dieser Wandel etwas sehr Gewöhnliches; nur giebt es sonst hier mehrere Schluss-*m*. Wegen son schlägt Diez die Betonung meòn vor, was annehmbar, aber doch unsicher ist, auch das *o*, nicht *u*, reicht dafür nicht aus; vgl. auch suo weiter unten, welches nicht die Betonung des *o* zu begünstigen scheint.

Fradre ist hier Accusativ, zu Anfang des zweiten Eides Dativ; nachher haben wir in son fradra salvar den Accusativ in *a* statt in *e*, wozu sich noch der Nominativ sendra stellt. Hiernach dürfen wir fradre und fradra für nebeneinander stehende Formen, welche für jeden Casus verwendbar waren, halten. Das ursprüngliche mag *e* (*i*) gewesen sein. Diez vergleicht sehr passend prov. sira, welches öfter statt sire geschrieben steht, und erklärt das ganze aus der 'allgemeinen Unbestimmtheit der Endungen'. Dies darf nun freilich nicht gelten, da hier sonst alle Endungen, wenn es auch Doppelgänger giebt, wol erklärlich sind. Darf man vielleicht dem *r* die Vorliebe zu *a* nachsagen, wären z. B. Karla, Lodhuviga unmöglich, Ludhera aber möglich gewesen? Sehr wahrscheinlich, doch aber nicht so weit, dass um dieser allein willen *e* in *a* verwandelt wäre. Ich denke, es ist *a* wie das ihm so ähnliche *o* anzusehen; es wurde zuweilen wie dieses angesetzt und verdrängte dann meist das ursprüngliche *i* oder *e* und die heutige sog. Aussprache von *i* wie *a* im Französischen mag auf dasselbe sich gegründet haben. Man kann noch vergleichen sic. und unteritalisches mia, tia, 'ich, du', römisch noa (Vita di Rienzo) — der bekannten florentinischen Plurale in *a* hier nicht zu gedenken — aus der Marca bello mia, fijolo mia (occhi mia) 'l fijo sua. Uebrigens dürfte dieser unserer Mundart die Form in *e* die verbundene in ihrer Endung leicht verklingende, jene in *a* die allein stehende, voller klingende sein: si salvarai eo cist meon fradre Karlo, aber son fradra salvar dist; cist meon fradre Karle in damno sit, aber Karlus meos sendra de suo part: an *e* hängt sich noch etwas, an *a* nicht.

Karlo hier Accusativ, unten Dativ, sowie auch Karle Dativ.

Digitized by Google

Wie fradre konnte gewiss auch Karle Accusativ sein, und sind diese Formen, an auslautendes *i* erinnernd, wol ursprünglicher als jene mit *o*, und eben diesen in *e* schliessen sich näher an die consonantisch auslautenden Ludher Lodhuwig, wol Accusative bei ab und contra. Die Sprache, welche noch *o* als selbständiges Wort oder als selbstwichtigen Anhang kennt, kennt dasselbe auch, müssen wir annehmen, als berechtigte, aber nicht notwendige Nebenendung des ursprünglichen, aber schwächeren, leicht schwindenden *i* und *e*.

Adiudha erscheint unten als aiudha, einer berechtigten, selbst ursprünglicheren Nebenform, wie *a* neben ad. Das dh sowie in dem gleich folgenden hat Diez richtig als aus dem Deutschen, Fränkischen hergekommen und also als bedeutungslos erkannt.

Cadhuna d. i. caduna, will Diez auf ein (us)q(ue) ad unum zurückführen oder auf (quis)q(ue) ad unum, indem er an ad unum omnes erinnert. Aber dass vorne ein quis oder us abgefallen wäre, ist trotz des churw. scadin schwer glaublich. Hierzu kommt, dass cata der napoletanischen Mundart als Vorderhälfte anderer Zusammensetzungen bekannt ist, wie es scheint, in der Bedeutung 'wider' ('wider' und 'wieder' nach unserer früheren Rechtschreibung, d. i. iterum und contra, vgl. über *πάλιν* Lehrs. de Ar. st. Hom.). Ich finde in d'Ambras nap. Wb. Cata vie, vieppiu. Guaje e cataguaje, guai e vieppiù guai. 2 accr.: piezzo e catapiezzo, birbaccione, ribaldaccio. 3 contro, verso: pede catapede, piede contro piede, passo contro passo, seguir dappresso, di passo in passo. Hiernach erkenne ich in dem cata oder cada ein dem Zahlworte uno vorgesetztes adverbiales ad. Ad oder at — beide Formen sind gleich alt, gut und bezeugt — als Pronomen trat auf wie ci neben *i*, co neben *o*, als ein cat(i), cad(i) und wurde weiter gebildet durch noch ein *a*: vgl. cómo neben come und cumi, sard. daba neben sard. dave. Das unwandelbare Schluss-*a* bezeichnet die Form als einen adverbialen Zusatz: 'wider, weiter'. So werden wir erinnert, wie viele einzeln durchgezählt werden, und das 'wider einer, weiter einer' ergiebt 'jeder einzelne'. Haben wir altsp. (s. Diez' Wb.) quiscadauno und altpg. quiscadaun, so will ich nicht ausgemacht haben, ob das erste ein quis oder ein quisque war (für ersteres vgl. it. distrib. chi chi), ob es 'weiter einer' oder 'jeder weiter einer' sei; aber dass diese Form nicht ausreicht, jenen Abfall von quis vor cadauno oder caduno zu erweisen, spricht Diez selbst aus. Das vorschlagende *s*

Digitized by Google

in der churw. Form (in statt un giebt es auch im Monferrinischen und ist es zu lat. oino, unum, minificentia — s. Loewes Prodr. gloss. — munificentia u. s. w. zu stellen und so Diez Anm. R. Gr. II³ 142 zu Ende zu berichtigen) ist hier neu und nicht in den übrigen Formen verloren. Eine bekanntlich sehr häufige Erscheinung wie in it. sguardo. Das it. ciascuno, ciascheduno ist wol mit Diez aus dem quisque unus herzuleiten und mag das *a* in diesen Formen (altsp. und prov. cascun bei Diez neben pr. altfr. chascun) aus einer Anähnelung an unsere eben besprochene Form entsprungen sein. Dies mag besonders von gen. cascaun (s. Diez) gelten, während altfr. chescun dem quisque unus noch nahe steht. Das *s* der ersten Silbe blieb in frz. Formen als ein entbehrlicher Schlusslaut, d. h. nach Analogie, weg.

Cum geht auf cumi oder cume zurück, vgl. den lat. Accusativ progeniemi statt progeniem, s. Priscae lat. or. p. 117. Cume schon im carmen saliare giebt es altfr. und corsisch, cumi monferrinisch, cummi mehrfach in Unteritalien wie in Latronico in der Basilicata, s. Cas. Imbr. II, p. 160. Das lat. cum (quom quum) wundert man sich neuerdings mehr vergleichend als zeitlich verwendet zu sehen: aber im Latein hatte man, um Reichtum zu benutzen, die dieser ganz nahe stehende Nebenform quam für die Vergleichung bestimmt. Cum (wie com), von Diez als altsp., altpg., pr., altfr. bezeichnet, giebt es auch in Italien mehrfach, wie z. B. bei Pietro Barsegapè. Bekanntlich fehlt die lateinische Art der Verwendung in unserer Zeit nicht etwa, sie tritt nur zurück. Selbst das 'cum der Identität' scheint ein Gesang von Lecce und Caballino bei Cas. Imbr. II, p. 214 zu haben, 'die Mutter hat Recht, wenn' . . . Hae ragione la mamma cu te uanta, Ca de le beddhe sinti la maggiore. Cum, con, co, 'mit' ist ganz dasselbe Wort, daher beides von Provenzalen und älteren Italienern in Zusammenziehungen wie col 'mit dem' und 'wie der', worauf Nannucci aufmerksam machte, gleich behandelt wurde. Meine früher gegebene Entschuldigung durch Vergilisches mecum 'mit mir, sowie ich' mag zu fern liegen oder auf denselben Zusammenhang hinauslaufen. Ueber como s. oben. Wegen des con und cu (sic.) und co bedarf es keines Wortes. Die Verwandtschaft des 'wie, als' mit dem 'mit' verbindet diese Form auch wiederum mit dem Relativum und der Coniunction che, so dass chen und che = 'mit' (und 'als') steht — s. Giannandrea C. pop. march. p. 59,

Digitized by Google

75 — wie nen = non, vgl. unser ne ni in der Zusammensetzung. So steht cu auch für che in Arnesano in Unteritalien, vgl. ca alt- und süditalienisch. Cas. Imbr. II, p. 130: Tant' anni beddha cu dormu cu tia. Diesen Erwägungen gegenüber, hoffe ich, kann ein lomb. comód, welches Diez, die Erklärung von come aus quomodo zu stützen, nach Biondelli anführt, wenig bedeuten. Und così ist vollends so wenig ein quo modo sic als colui u. a. der Art mit dem modus etwas zu schaffen haben.

Om ist Accusativ 'den Mann, für den Menschen'. Die von P. Meyer, Rom. III, 373, gemachte Erinnerung, es sei Nominativ, um die einzig mögliche und richtige Erklärung Stroms, dist sei lat. decet, zu beseitigen, zerfällt leicht, wenn man bedenkt, dass dies om zum Fürworte 'man' gesunken einem *o* 'es, er' ähnlich zu schwach erscheinen konnte, um unterscheidende Endungsstücke wie *e* oder ne zu tragen. Man vgl. den prov. Accusativ sing. hom bei Guillem Anelier von Toulouse (s. Gisi), dessen eines Beispiel sicher scheint: quar volon tant argen Qu' hom peccaire fan cast e mon.

Dreit erkläre ich als d(e)re(g)it, also in dem *i* lateinischem rectus gegenüber als noch vollständiger. Wie bedenklich die Lehre von in i übergegangenem c unmittelbar vor einem harten Consonanten sei, habe ich im Archiv LIV, 193 schon bemerkt. Ebenso unten plaid statt placid.

Dist ist decet, welches in disdice disdicevole desdecir dem Italiener und dem Spanier bekannt ist. Das *i* ist älter als das *e* in der lat. Form; dass ein deist entstehen musste, wie Lücking, Aelteste frz. Mundarten, S. 84, will, sehe ich nicht. Das zweite *i* oder *e* hinter dem zu *s* gewordenen *c* ist wie in der Regel geschwunden. So steht altfr. plaist = lat. placet, indem der reine Stamm wol vollständiger plai, nicht pla, hiess, wie in pr. paire 'Vater' dieselbe Erscheinung vorliegt. Diez möchte das *s* in unserer Form als überzählig darstellen und vergleicht altfr. list = legit; aber auch hier vertritt es *c* oder *g* und in rist = ridet mag eine Anlehnung an das Perfect vorliegen. Sonst würde ich dieses Diezische dist dem dift von Cornu, Burguy, Lücking und dem diit von Gröber vorziehen: s. Lücking a. g. O.

Quid statt quod ist plautinisch, s. Priscae lat. or. p. 172: ursprünglicher noch sind die unten folgenden qui und que, weil sie

Digitized by Google

noch kein *d* haben; dieses und das zweite haben den Vorzug des *i*. Vielleicht schied man qui Nominativ, que Accusativ.

Altresi 'anders so, zweitens so, auch so': beide Formen altre und si Locative auf *i* wie noch im it. altrimenti, altrimente.

Fazet ist mit lat. Coni. velit, edit, duit zusammenzustellen, *e* ist aus *i* entstanden. Face = faciam u. a. der Art auch sonst altfr. gewöhnlich. Daher sind auch die mundartlichen und alten Coniunctive auf *i* in it. Wörtern in ere altberechtigt.

Nul hat ein *i* oder *e* am Schlusse eingebüsst, wie schon das älteste Latein und die ältesten italischen Mundarten *l* als Auslaut lieben: obgleich es sich unseren Blicken entzieht, mögen nul, il uralt sein. Ueber das Nominativzeichen in neuls s. oben. Neuls aber, in welchem *e* statt *i* steht (vgl. Eulalia), ist ursprünglicher und voller als lat. nullus und dieses nul: vgl. lat. neutiquam mit kurzer erster Silbe gemessen, d. i. n(e)ŭtiquam. Ul (lat. ullus, ollus) aber liegt in altertümlicherer Form im altfr. oil vor, vgl. jenes lat. oino (s. oben) und it. il 'der' (lat. illi ille) ist sein Verwandter wie jenes in zu un, unus. So stellt sich einfaches altfr. oil 'jenes, das' schöner neben einfaches prov. oc 'dieses' (beide = 'ja') als ein zusammengesetztes *o* il 'dies jenes, das' (s. Diez' Wb. oui).

Prindrai hat ein ursprüngliches *i* in der Stammsilbe, d. i. hier die Praeposition pri (vgl. lat. pridem, princeps, primus): das he ist wie auch schon in lat. prendo, nachdem *h* verstummt war, geschwunden.

Meon vol zeigt durch das aus *m* entstandene *n*, dass der Ablativ, oder Casus absolutus so zu sagen, mit dem Accusativ und Dativ (s. das folgende) eins ist, sowie es die altlateinischen Ablative auf *m* zeigen. In vol aber erscheint wider jene Vorliebe für Schluss-*l*. Wie ludo Verbum und Nomen eins ist, so mag es vol Verbum und Nomen gewesen sein.

In damno zeigt das romanische und lateinische in = 'als', wie bei Vergil in magno munere, 'als ein grosses Geschenk', bei Caesar in mandatis 'als Auftrag'. Das mn statt nn, bemerkt Lücking g. O. 85 treffend, ist dem Altfranzösischen nicht fremd: *o* aber am Schlusse

Digitized by Google

halte ich für jünger als *i* oder *e*. Sit stellt sich schön zu fazet, von Latinismus braucht nicht die Rede zu sein.

Jurát, da es Perfect, will Diez mit Recht betont wissen. Aehnliche Perfecta zeigen mittelalterliche lateinische Verse, aber auch im Altertume wie bei Lucrez und inschriftlich scheint die Tatsache nicht zu leugnen, s. Neue II², S. 534. Auch das it. (nap., vgl. das oskische) Perfect auf ate atte (ated atted) ist sehr verwandt und würden wir vielleicht hier lesen, wenn diese Mundart nicht überhaupt dem Auslaute *e* und namentlich te mehr fremd wäre.

Suo part braucht kein Schreibfehler zu sein, wie Diez meinte, da part mehr als ein partum, erworbenes, masculin gefasst werden konnte: wenn auch sonst nichts Aehnliches vorzuliegen scheint. Ueber suo und son s. Phil. XXXVII, 323.

Non lostanit ist die deutliche Lesung der Handschrift. Lücking's Erklärung, das *s* müsse ein *f* sein wollen, da sonst hier st stets verschlungen seien, ist nicht stichhaltig, weil der Schreiber in Zweifel, wie er das Wort teilen sollte, lo oder los, von seiner Gewohnheit abweichen konnte. Ich lese daher non lo stanit, 'nicht auf ihm besteht', und vergleiche it. stare in parola, lat. promissis stare: 'wenn Ludwig den Eid, welchen er seinem Bruder Karl geschworen hat, hält, und Karl, mein Herr, von seinem Teile bei ihm, dem Beschworenen — von ihm, von beiden Beschworenen — nicht besteht, nicht verbleibt'. Mit dem lo für 'in ihm' vergleiche man wegen des Mangels einer Praeposition meon vol und wegen des *o*, da doch unten li folgt, die Dative Karle und Karlo. Stanit ist lat. stat: der Stamm nämlich durch bi (mi, ni) erweitert, wie er von da geben in altlat. danunt statt dant vorliegt, vgl. Priscae lat. or. p. 219. Wenn Diez los als 'ihn sich' fasste, so erkenne ich Lücking's Grund, dass dieser gemütliche Dativ hier nicht passe, nicht an; man könnte auch 'an ihn sich nicht hält' verstehen: aber das *a* in tanit statt lat. tenet ist, wenn nicht unmöglich, sehr unwahrscheinlich. Die versuchten Angriffe auf die Richtigkeit der Schreibung und die Aenderungen halte ich meiner Erklärung gegenüber für unstatthaft. In der eben angegebenen Weise erklären sich auch die noch von keinem erklärten sog. paragogischen ve ne am Schlusse von Zeitwörtern und sonst im Italienischen, wie, um bei stare stehen zu bleiben, in stane

Digitized by Google

= sta. Haben wir staire, so geht dies auf ein stavire zurück, desgleichen staieva auf ein stavieva, und römisches stavea zeigt noch vollständig jenes *v*, indem lieber, um nicht diesen Laut zu oft zu haben, das Imperfect-*v* wie sehr gewöhnlich schwinden musste. Man sehe diese Formen in Nannuccis Analisi, wo übrigens schon die Möglichkeit, dass it. dane 'er giebt' mit altlat. danunt zusammengehöre, ausgesprochen ist, obgleich der Grund der ganzen Erscheinung noch unbekannt war. Italienisches stane und unsere Form sind die allernächsten Verwandten. Lateinisches stabit, 'er wird stehen', ferner ist von unserer Form wesentlich so wenig verschieden (*b*-*m*-*n*) als lat. dabunt von dem altertümlichen danunt. Der Notbehelf des klassischen Lateins, diese Nebenform des Praesens mit dem b(i) ein für alle mal als Futur zu verwenden, müssen wir anerkennen, war keineswegs überall auf dem weiten Gebiete der italischen Sprache zu vollständiger Geltung gekommen, und diese Verlegenheit führte dahin, dass man sich in jüngerer Zeit mit Hülfe der Satzlehre ein wahres Futur zu schaffen wusste, während das lateinische auf bo nur ein Praesens war, gerade wie ero nur eine Nebenform zu esum oder sum ist.

Int d. i. int(i), int(e), ist eine berechtigte Nebenform zu lat. inde, wie ähnlich altlateinisch *t* und *d* wechseln. Bemerkenswert ist, dass die Albanier das Genetivzeichen te entsprechend romanischem di und de haben.

Pois, 'ich kann' und it. pone, poe, poli, puoli, puole, 'er kann', drängen darauf, dass der ursprüngliche Kern dieses Wortes nicht pot, sondern po, mit bi, pobi, poni, poi war, welchem dann zur Weiterbildung die Fürwörter si (lat. posse, possum, unser pois[i]) und ti (pote, lat. und it. = 'er kann') li (poli it. 'er kann') angefügt wurden.

Ne io ne neuls: dieses ne hat kein *c* oder que verloren, sondern neque ist jüngere Weiterbildung von ne, in älterer Form ni, wie lat. nē alt und inschriftlich nei und ni heisst.

Cui, Accusativ, ist lateinisch Dativ und Genetiv, ital. und altfr. und prov. für jeden Casus ausser Nominativ, bei alten Italienern und auf Sicilien auch Nominativ. Es liegt hier offenbar nur eine gelinde abgeänderte Aussprache von der von qui vor, beide sind eigentlich

Digitized by Google

eins. Dass es auf einer Stufe steht mit it. altrui, lui, costui, altlat. populoi Romanoi, osk. Abellanùi, sagte ich schon im Arch. LIV, 193. Genau genommen ist es mit oben erklärtem cum cume cumi ganz eins. In dem einen Falle ist *b* zu *h* geworden und geschwunden, in dem anderen zu *m* und als solches erhalten. Das Streben nach Deutlichkeit unterschied hier, sowie auch darin, dass cui nicht Nominativ sein sollte, wogegen an sich kein Grund ist: vgl. lat. qui, 'auf welche Art, wodurch, welcher'.

Li unterschied möglicher Weise diese Sprache als Dativ vom Accusativ lo, vielleicht auch gebrauchte sie beides unterschiedslos.

Nunli iuer das ist nun li iver, wie Diez schon sah. Derselbe sah auch, dass 'ich werde sein' dem deutschen wirdhu entsprechend in dem letzten steckt. Dass ein iu 'ich' mit J. Grimm abzuzweigen das *u* widerrät, hat er recht; nicht aber, dass noch ein 'ich' hier stören würde. Wol aber stört ein iv = lat. ibi. Man lasse vielmehr iv = ibi und er = ero als ein Wort zusammen und verstehe iver = altfr. ier = lat. ero. Was ist nämlich das i von altfr. ier? Nur ein pronominales *i* ohne sein bi oder vi, welches hier vollständiger als iv erscheint. Oder richtiger, das *e* von lat. esse und ero ist hier voll als ivi oder ive und daran ein *s* oder *r* gefügt: vgl. meine Erklärung von es = *e* und s(e). Das in nulla aiudha ist wider ähnlich wie in damno zu verstehen: 'ich werde ihm nicht als eine Hülfe sein'. In dem ive statt des *e* von esse und ero aber haben wir einen ganz ähnlichen Fall als in jenem stanit. Ich füge noch ein paar italienische Formen zur Erläuterung an. Bei Barsegapè findet sich der Imperativ stahi = state. Nämlich wie das Venezianische heute, so liebte es seine Sprache, sich ohne *t* im Particip und auch in der zweiten Pluralis zu behelfen, ao und ai sind beliebte Endungen. Wer wollte glauben, *t* sei zu *h* geworden? Wir haben es vielmehr anzuerkennen, dass an den Stamm sich einst unser bi fügte und ti, te gar nicht zur Verwendung kam. Daher haben wir auch ebendort Al re Herodes no tornahi, Per altra via ve n'andai. Und damit man es sehe, das *h* habe seinen Grund und zwar den von mir gezeigten, so hat Bon Vexino da Riva neben Participien auf ao auch eins auf avo: Quando el fisse apellavo (fosse apellato). Man s. für beide Biondelli, Studi ling. p. 145, 193. Aus den vielen vergleichenswerten Formen von esse hebe ich hervor mail. vess = esse, dasselbe heisst in Piacenza iess (s. Biond. Dial. galloit) und

Digitized by Google

neben evi = est auf Sicilien (s. Pitrè im Anhange zu s. Fiabe), eve in Toscana bei Dante da Maiano und (nach Biond.) auch am Langen See zu finden, eni auf Sicilien und Corsica (a. g. O. und Tomm. p. 234), ene toscanisch alt und neu (nach Nann. zu Guido Cav., Lett. del I sec.), eie napoletanisch (s. Wentrup), ei in Piemont (s. Bi.) stellt sich in Casteltermini auf Sicilien (Pitrè g. O.) ie und es in Piemont wie in frz. Mundarten. Das Imperfect zu demselben Worte iera giebt es in Rimini und Bologna. Er allein, wie Diez wollte, wäre an sich auch richtig gewesen; unser iver unterscheidet sich nur mundartlich von ihm, wie etwa in der chanson de Rol. (Th. Müller 1878) 835 die Vers. Hs. bietet ert deserte tote France und die Ven. Hs. VII iert desertée France.

Schliesslich noch einige Bemerkungen zu der Ueberlieferung. Der Schreiber, welcher uns diese Eide aufgezeichnet hat, war offenbar dieser romanischen Sprache viel besser kundig als der fränkisch-deutschen. So wunderliche Teilungen und Zusammenziehungen wie thi utha zer statt thiu thaz er, ferner ces cadhen statt ce scadhen, um der Fälle nicht zu erwähnen, in welchen Zeilenschluss und Anfang entschuldigen kann, ähnelt in unseren Texten kein einziger. Die schlimmsten dürften sein cad huna statt cadh una oder cadhuna und ioreturnar. Alle anderen Fälle haben Entschuldigung und mehrere Berechtigung in der Zeit und dem Sprachbewusstsein. Das *p* ist nur zufällig und nicht vollständig an xp̄ian gerückt; sisalvaraieo ist durch das kräftige Eintreten des Nachsatzes erklärlich; meossendra ist durch die häufige Verbindung in Titel und Anrede begreiflich; lostanit wie medunat bewirkt die proklitische Art der Verwendung leichter Pronomina, selbst mit Apostrophirung, in den romanischen Sprachen, so dass vielleicht besser nicht geteilt wird; daher auch dist und lint wie allgemein damals ohne Apostroph, und nunli hat ebenfalls solche Analoga, dass es damals übliche Schreibung sein konnte, und auch abludher, inquant gehört hierher, vielleicht selbst etwas jenes ioreturnar. Neio neneuls veranlasste die Satzverbindung; so gut nämlich als neuls und nul (Eul. ni ule) konnte neio zusammenziehbar erscheinen und dann war neneuls notwendig. Für deus giebt Diez d'ſ an; mir scheint es dcˇ, was auf dasselbe hinaus kommen mag: vgl. ebendort im lateinischen Texte ludhuuicˇ d. i. Ludhuvicus. Die Teilung ad iudha hat offenbar Vernunft und kommt Aehnliches in den besten alten Hs. und Inschriften vor. Die

Digitized by Google

Zusammenziehung sicum hat it. siccome zur Seite und würde vielleicht beizubehalten gut sein.

Die Texte lauten:

I.

Pro dō amur & *p* xp̄ian poblo & n'rō cōmun | ſalvament dist di *en* auant inquant dc̆ | ſauir & podir medunat ſiſalvaraieo | cist meon fradre Karlo. & in ad iudha | & in cad huna coſa ſicū om *p* dreit ſon | fradra ſalvar dist. Ino quid il mi altre | ſi faz&. Et abludher nul plaid nūquā | prindrai qui meon vol ciſt meon fradre | Karle in damno ſit.

Das heisst:

Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, d'ist di en avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo et in adiud(h)a et in cad(h)una cosa, sicum om per dreit son fradra salvar dist, ino quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

Dasselbe deutsch:

Ingodeſ minna indinthef xpaneſ folcheſ | ind unſer bedherogealtniſſi fonthese | moda ge frammordeſſo framſo mirgot geuuizci indimadh furgibit ſohaldih teſ | an minan bruodher ſoſo manmit rehtu | ſinan bruher ſcal inthi utha zer mig ſoſa | maduo indimit ludhereninnohe in*i*ut | hing nege gangu theminan willon imo | ceſ cadhen uuerhen.

Das heisst:

In godes minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes, so fram so mir got gewizci indi mahd furgibit, so haldih tesan minan bruodher, soso man mit rehtu sinan bruodher scal, in thiu thaz er mig so sama duo, indi mit Ludher in noheinin thing ne gegangu, the minan willon imo ce scadhen werdhen.

II.

Silodhu | uigſ ſagrament que ſon fradre Karlo | iurat conſervat. Et Karluſ meoſſendra deſuo part n̄ loſtanit. ſi ioreturnar non | lint poiſ. neio neneulſ cui eo returnar int poiſ. in nulla aiudha contra Lodhu | uuig nunli iner.

Das heisst:

Si Lodhuvigs sagrament, que son fradre Karlo iurat, conservat, et Karlus meos sendra de suo part non lo stanit, si io returnar non

Digitized by Google

l'int pois, ne io ne neuls, cui eo returnar int pois, in nulla aiud(h)a contra Lodhuwig nun li iver.

Deutsche Fassung:

Oba Karl then eid, then er sinemo bruodher Lodhuwige gesuor, geleistit, indi Ludhuwig min herro, then er imo gesuor, forbrihchit, ob ih inan es irwenden ne mag, noh ih noh thero nohhein, then ih es irwenden mag, widhar Karle imo ce follusti ne wirdhu.

Berlin. Hermann Buchholtz.

Digitized by Google

Beiträge zur englischen Lexicographie.

A. B. auch s. (bei Lucas abled bodied Druckfehler): of the European sailors, by far the most reliable were five stalwart A. B.s. Chambers's Journal, No. 627.

aborigines s. scherzhaft für constituents: I am going to entertain my —; it is now more than two years since I paid my constituents any attention. Misunderstood p. 27.

actinic adj. strahlend: another great advantage which the use of electricity secures, is its — qualities. Ch. J. 721.

all-potent adj. = omnipotent: change of scene is — in such cases. ibid.

all-rounder s. der Cylinderhut, im Gegensatz zum wide-awake (Hoppe hat nur „Stehkragen"): to present himself in an all-rounder hat and coat of formal cut on Sunday. Ch. J. 586.

alumed part. mit Alaun verfälscht: inferior joints and — bread. Ch. J. 625.

angel-comforter s. Trostengel. ib. 719.

Apollyon s. = the angel of the bottomless pit. Rev. IX. 11. His contest with Pilgrim, in Bunyan's allgegory has made his name familiar: the governor who had —'s own luck. Ch. J. 736.

assist v. a. bei Tisch bedienen: I assisted Mrs. N. to lamb, vegetables, eggs. Lloyd's Weekly 23./7. 76.

astretch adj. ausgestreckt: they lie—along the cavern floor. Ch. J. 622.

auditors of the Chest s. Universitätsrechnungsrevisoren. Cambr. Univ. Cal. 1878.

Digitized by Google

avowedly adv. auch „absichtlich“: the players must not come into personal contest; the assailant may accidentally strike his adversary, but not —. Ch. J. 654.

Back-numbers s. die bereits erschienenen Nummern einer Zeitschrift: all — in stock. Lloyd's Weekly 23./7. 76.

Balmórals s. Schuhe von Segeltuch, wie sie z. B. die cricketers tragen.

bandbox s. as though turned out of a —: nagelneu, wie aus der Lade genommen. Ch. J. 627.

bannock s. a thick round cake of bread made of oatmeal. Wright Provinc. Dict.; oaten cakes or bannacks as in North Britaine, nor bisket as Englismen eate. Taylor's Works 1630; aber auch: a pease — which his mother had baked on the girdle, Ch. J. 688. s. auch: Bamford, the dialect of South-Lancashire.

Banshee s., also Benshee or Benshie, from ben = woman, and sighe = fairy. Each Highland family has a domestic spirit, called —, who intimates approaching disaster by shrieks and wailings: „Happy midnight-dreams to harass, Wakes no —'s wail.“ Ch. J. 746.

baronetage s. das Baronetverzeichniss (Adelskalender) a — bound in pink and gold. ib. 741.

baste s. (Lucas hat nur das v.): a leg of mutton roasted before a fire without any one to give it a —. ib. 658.

beds s. pl. a game, also called Scotch hob or tray-trip, and played by hopping and kicking a bit of tile from bed to bed of a diagram of this fashion |X|||||: by hopping on one leg in their game called the —. Ch. J. 688.

Bee s. An American term for an assemblage of acquaintances to execute some piece of work, such as sewing articles for a newly married couple, or for some social amusement, in which the quality of amusement or mutual instruction is concerned. Spelling-Bees signifies a competition in spelling words, the best spellers being rewarded with suitable prices. Ch. J. 631.

bells s. ungenau und unrichtig bei Hoppe: Auf Kriegsschiffen etc.: at eight — the grog-tub made its appearance, Ch. J. 671. On board ship each halfhour of a watch is marked by the ringing of a bell, There being 7 watches in a day (24 hours), five long ones

Digitized by Google

and two short or dog-watches (4—6 and 6—8 o'clock), eight — means the beginning of the eighth halfhour of the watch.

berry s. = spawn: the cooks insist upon being supplied by the fishmonger with hen-lobsters having a plentiful show of the —, which they use to colour their sauces. ib. 675.

Big Ben s. the large clock at Westminster: According to the report of the Astronomer Royal the time kept by — — shewed an error of less than a second on eighty three per cent. days in the year. The notion that this clock is „always behind" is therefore erroneous, Ch. J. 631. Hienach dürfte Brewer's Erklärung „a name given to the large bell, which weighs 13 tons 10 cwt., and is named after Sir Benjamin Hall, the chief commissioner of works when the bell was cast" zu modificiren sein.

billy s. Austral. = a tin can in which to make tea or coffee while camping. Ch. J. 675.

biretta s. das Barett, die viereckige Mütze der katholischen Geistlichkeit: the charges consisted of lighted candles, vestments, the —, the mixed chalice etc. Lloyd's Weekly 23./7. 76.

birth s. adde zu L. to give a wide — to s. th. fern liegen lassen: in my numerous excursions into the interior of Japan I gave Fusiyama — — —. Ch. J. 721.

blackwash s. L. hat nur „Wascharznei": a skilful counsel uses as much whitewash as he can for the accused, applying plentiful — to the witnesses for the prosecution. ib. 696.

blue-ribbon s. the Queen's prize at Wimbledon, which can only be shot at by Volunteers. ib. 753.

board s. to have one's name on the — Mitglied von etwas sein; daher auf der Universität: to be on the —s = immatrikulirt sein.

Bob Acres-like: I felt — — — as if it was all oozing out at my finger-ends, Ch. J. 755. Bob Acres is the name of a coward in Sheridan's Rivals. His courage always oozed out at his finger-ends. He is a distant descendant of Sir Andrew Aguecheek in Shakespeare's Twelfth Night.

booby-trap s. „A favourite amusement of boys at school. It consists in placing a pitcher of water on the top of a door set ajar for the purpose; the person who passes through the door, receives the pitcher and its contents on his unlucky head. Books are sometimes used." Sl. D. Dass auch andere Gegenstände genommen wurden, zeigt

Digitized by Google

die folgende Stelle: books were closed, — —s scattered, sofa-pillows restored to their legitimate resting-places with such celerity, that not a trace was left of the racket. Ch. J. 676.

bools s. = marbles. North.

bow v. a. add. zu L.: to — permission. Ch. J. 680.

bracket v. a. zu H.: —ed with you in the same office. ib. 655.

brackets s. to settle the ⊥ durch ein zweites Examen entscheiden, wer von zwei oder mehr Examinanden der erste sein soll. University term.

brag s. Zu einem hochmüthigen Menschen sagt man: it's not only at cards that the game of — can be played. Ch. J. 734.

brand s. die „Marke": the most renowned —s of Champagne such as Roederer. Ch. J. 719.

breadth of feeling s. Weitherzigkeit, im Gegensatz zur narrow-mindedness. ib. 627.

breadwinner s. Der Ernährer: nothing is more refreshing to the — of a family etc. Ch. J. 696.

Breeches Bible s. Dieselbe erschien 1560 in Genf bei Rowland Hall (nicht wie L. angiebt 1598, oder Brewer 1579).

brick s. A — is deep-red, so a deep-read man is a —. To read like a — is to read till you are deep-read. A deep-read man is in university phrase „a good man", a good man is a „jolly fellow" with non-reading man; ergo a jolly fellow is a —. Brewer, Dict. of Phrase and Fable.

brown-bess s. (L. cant. eines Soldaten Gewehr) Gewehr älterer Construction: such may have been the case in the days of — —, but a spinning conical ball from the Martiny-Henry will pierce the largest crocodile, ib. 720. Ob brown „braungestrichen" (zum Schutze gegen den Rost) oder „braun von Rost" bedeutet, oder ob es der Name des Verfertigers ist?? bess ist das niederdeutsche büss, hochdeutsch „Büchse".

bursary s. (L. giebt s. pl.?): with the presentation of a — he was entered the college. Ch. J. 681.

busy-idle adj. the — — man assures that he has not a moment in the day to himself. ib. 699.

buttonhole v. a. the idlers who — you in the street = am Knopfloch festhalten, ib. 655. (H. hat nur buttonhold.)

Caddis-worm (L. verweist bei caseworm auf caddis, hier steht

Digitized by Google

aber nur „geköpertes Band") = the larve of certain insects, das Spinninsekt: the — common in all our fresh waters constructs for itself a circular window-grating. ib. 736.

cadge (L. ungenau: betteln) v. n. = to beg in an artful wheedling way with an eye of pilfering when an opportunity occurs. Slang. Dict. und Ch. J. 734.

caloric adj. — firelighters Zündsteine zum Feueranmachen aus Sägespähnen und Harz: a parcel of — — sold for a penny. Ch. J. 580.

Cambridgeshire-nightingales = frogs. ib. 581.

Cam-wood s. a tropical wood used in dyeing: a great trade in teak and —. ib. 735.

canistered = tinned z. B. — provisions. ib. 695.

care-taker s. kommt auch sonst als „Haushälterin" vor: Mrs. Faithful's — answered them, ib. 696. (H. „sonst kaum üblich".)

carrier s. Spediteur: he became a great railway —. ib. 635.

carrying-van s. Frachtwagen. ib.

cast off pp. = left off z. B. — — clothes oft.

cellarette s. (L. cellaret „Flaschenkeller", H. cellaret ohne Uebersetzung) he used to drink about a bottle a day, but if any was left at night, it was placed in the — in the dining room, and was used the next day. The — was under lock and key. Lloyd's Weekly 23./7. 1876.

chalk s. zu Hoppe: I beat him by long —s refers to the ancient custom of scoring merit-marks in —. Ch. J. 737.

cheek s. to his own — nicht „nur vom Essen und Trinken" (H.): to return with ever a larger sum — — — —, I mean, at his private account at his banker's. ib. 583.

chucks s. a game; throwing up small shells to be caught on the back of the hand. ib. 688.

clearance s. das Aufräumen: a woman was busy making a — of such articles as she could stuff away in corners and behind chairs. ib. 734.

cock s. the revolver is at full or half —. ib. 735.

cock s. (H. hat nur to cock one's eye): he gave his glass a most aggressive — in his eye, stared at the newcomer. ib. 660.

coke v. a. = to convert into coke: the large deposits of inferior coal can be utilised by —ing; daher —ing oven. ib. 722.

combination-room s. das an die hall stossende „Conferenz-

Digitized by Google

zimmer" in einem College, in welches sich die fellows nach dem dinner oder supper zurückziehen: smoking was allowed in the Trinity — — after supper in the twelve days after Christmas. Autobiogr. Recoll. of George Pryme p. 51.

come-at-able adj.: there was no doctor — —. Ch. J. 719.

corpuscule s. Blutkörperchen: the colour of blood is due to innumerable red bodies called —s. ib. 734.

corvine adj. auf Krähen bezüglich — anecdotes. ib. 656.

cover v. a. zu H.; as I was —ing the leader of the birds, and was going to fire. ib. 658.

crack on v. n. S. A. = alle Segel beisetzen: a fruitful cause of accidents at sea is —ing —. ib. 632.

la crosse s. ein Ballspiel, ursprünglich aus Canada: — — resembles polo or in a still greater degree hockey (schott. shinty). ib. 654.

Ds. = Dominus, vor mehreren Namen (bracketed) Di. vor den Namen der Studenten in den Listen.

daltonian s. Farbenblinder.

daltonism s. Farbenblindheit.

Daylight Route s.: it strongly resembles the Metropolitan District Railway which is dignified by the name of — —, because it is not always underground. Ch. J. 695. Im gewöhnlichen Leben hört man nur von „the Underground" sprechen.

delf s. (L. hat nur delft-ware) Steingut: if the sound of broken — rise in the kitchen ib. 719. dishes of coarse blue and white —. ib. 722.

dependable (nach L. n. g.); women are thought more — divers. ib. 655.

Dibdin, adde zu Hoppe: the book has no touch of — about it. ib. 632.

differentiate v. a. = to divide into segments; the limbs of a frog are —d. ib. 581.

dinghey (H. dingy). ib. 657.

dipsomaniac s. Säufer. ib. 612.

disillusionise v. a. enttäuschen; I must be —d. ib. 691.

divinity-calf s. Einband von grauschwarzem Leder besonders für Bücher theologischen Inhalts.

Dogberry s. a foolish constable in Much Ado. (cf. III. 3); our modern system does not encourage rural —ies to meddle with „vagrom" men. Ch. J. 732.

Digitized by Google

doldrums s. pl. S. A. die Kalmenregion. ib. 631.

Don, abbr. für Donald. ib. 740.

double-quick s. auch übertragen: a supper ordered in the — —. ib. 613.

down: to live — ohne it = eingeschränkt leben: and hoped by —ing — to bring his affairs etc. ib. 671.

downcome s. (L. vulg. das Fallen der Preise) a sad — to his hopes ein schwerer Schlag für —. ib. 681.

dresser s. Küchentisch, Anrichtetisch: the kittens were kept in a compartment of an old kitchen table or —. ib. 742.

dressing-station s. die Feldambulanz: the next help is provided by the field-ambulances or as they are appropriately called in our service —s. ib. 734.

duck s. the game of pitching a heavy stone at a mark. (North.) ib. 688.

Dundreary s. a good-natured empty-headed swell, the chief character in Tom Taylor's „Our American Friend": the petition reads somewhat as though Lord — had composed it. ib. 742; — whiskers, ib. 740, cf. Archiv 59, p. 397: der betreffende Schauspieler war Mr. Sothern.

Eerie adj. = frightened (North.): I awoke from an — and weary sleep-journey. Ch. J. 632.

elastic s. Gummischnur: began to disentangle his — from his hair, to take his hat off. Misunderstood p. 85.

elvers s. = eel-fare, die junge Aalbrut: the fry of eels, called —, soon migrate upstream. Ch. J. 662.

emotional adj. (L. hat nur „die Bewegung betreffend") = leicht gerührt; un — = indifferent; das Gegentheil: he was a cold — person in the every day routine of life. ib. 735.

end s.: I lost no — of money = eine Menge. ib. 632.

enders s. Wellen: great curling — swept her out of reach. ib. 580.

engaged p. p. reservirt, belegt: an — smoking carriage; und to stick an — board over the window of the compartment. ib. 575.

engineers s. pl. das Ingenieurfach: so he had to tharow up the —. ib. 676.

English add. zu Hoppe; can't you make out Her Majesty's —? Verstehen Sie kein Deutsch? ib. 734.

entire s. originally a liquor, compounded of ale, beer, and twopenny (popular beverages till 1730).

Digitized by Google

Fangled. Neben new —, old — auch high —: he entertained no — — notions about dining late. Ch. J. 693.

fetch v. a. to — a lady = to make a conquest of her. ib. 576.

five-fingers s. Zool. der Seestern. ib. 630.

fiver s. Nebenform zu five = Fünfpfundnote. ib. 734 u. ö.

fix v. refl. sich fertig machen: we'll finish our pipes, it will be about time to — ourselves. ib. 615.

fix s. to be in a — „in Verlegenheit sein" ist nicht nur vulg. Am. wie L. meint. Ch. J. 671 u. ö.

fleck s. (L. hat nur das v.): —s and flashes of light. ib. 633.

flip-flap s. zu Hoppe: she turns figurative — — son every bar (the primadonna). ib. 783.

float v. a. gründen (eine Aktiengesellschaft) daher

floater s. — of shake concerns „Gründer". ib. 635 u. ö.

floatability s. schwimmender Körper: there were a store of —ies. ib. 611.

fluke upon v. „durch Zufall in den Besitz kommen"; many who —d by a lucky chance upon a great fortune. ib. 736.

funny-bone s. = Condylus internus humeri, in Berlin: der Musikantenknochen: I got a knock on the — of my elbow. ib. 630.

Gamp s. = a big pawky umbrella, so called from Mrs. Sarah Gamp (vgl. Hoppe) who was famous for her gouty umbrella (französ. un Robinson); Robinson Crusoe was the only individual who could deposit his huge — in his vestibule with the happy assurance that he would not find an inferior one in its place on the morrow. ib. 676.

garnish s. L. das Einstandsgeld, welches jeder neu eingebrachte Gefangene den andern zum Besten geben muss, so auch Brewer: entrance-money to be spent in drink, demanded by jail-birds of newcomers; dagegen erklärt das Sl. Dict.: the douceur or fee which, before the time of Howard the philanthropist, was openly exacted by the keepers of gaols from their unfortunate prisoners for extra comforts. Im weiteren Sinne ist es überall das Eintrittsgeld der Neulinge: Franklin when a young man refused to give — or pay his footing on being placed in a room of compositors. ib. 736.

general-servant, Mädchen für Alles: wanted a —, täglich in den Zeitungen.

get up v. a. aufführen: several musical charades we got up at Malta. I wish we could — — something of the sort here. Ch. J. 721.

Digitized by Google

Glengarry s. = the highland bonnet which rises to a point in front: a bonnet of the — shape was cocked rather fiercely on his head. ib. 742.

globe-lamp s. Kuppellampe. ib. 676.

go-to-meeting-clothes s. etwa Ausgeherock (evening dress). ib. 591.

goatee s. = imperial, Ziegenbart: a — extending the extremity of his chin. ib. 612.

good adj. for — ausgebildet: to return, as the girls call it, — — from a boarding-school. ib. 736.

goods-carrying concern s. Speditionsgeschäft.

gradient (L. s. pl.?): one foot in eighty may be taken as an available —. Ch. J. 683.

gray-back s. das graue Wasserhuhn, sonst knot genannt. ib. 687.

Grecian bend vgl. Archiv 54, p. 85. your own advocacy for the — — and the Alexandra limp — both positive and practical imitations of physical affliction. ib. 629.

grindstone s. if a man does not know how to save, his nose will always be kept to the — (Sam. Smiles, Thrift.) er bringt es zu nichts.

Handy-man s. Handlanger, Tagelöhner: — — ready for odd jobs of any kind. Ch. J. 655.

hank s. ind. = beat (Jagdspr.): —s being so often badly planned. ib. 733.

head s. to have a — upon one's shoulders, den Kopf auf der rechten Stelle haben. ib. 627.

hobbledehoy s. = hobbadehoy, a youth between a boy and a man. ib. 736.

hockey s. (schott. shinty) ein Ballspiel: — is played with a club which is curved at the bottom; it seems to be the same with hawkey described by Holloway. Wb. Die Beschreibung des Spiels s. Ch. J. 657.

home v. a. an die Heimat gewöhnen: the pigeon was —d when a few weeks old to a building in Cannon Street; the pigeon was of the best breed of —ing pigeons. ib. 721.

hop, skip, and jump adj. business must not be done in such a — — — way „übereilt". ib. 734.

hopper-barge s. Baggerkahn: depositing the dregs in what is called —s. ib. 671.

Digitized by Google

horse v. a.: these vehicles are —d through the streets to a railway depot. ib. 695.

If conj. vgl. Hoppe s. v. 2. adding, if a man, ib. 655 u. ö. „und setzt gewiss hinzu“, also nicht blos als Zusatz zu Zahlenangaben.

induction-coil s. Inductionsrolle (-draht). ib. 630.

Jerry s. abbr. für Gerald.

Joan, Pope — Nicht „der beste Bauer (Bube)“, wie L. meint, sondern das sogen. „Pochspiel“. Beim „besten Buben“ wird weder ein board gebraucht, noch kommt matrimony (unser „Melden“ mariage) dabei vor. Dickens, Pickw. I, 74.

Jonathan s. millers do not scruple to mix up their grain with a cheap substance known among them by the mysterious name of —. Ch. J. 696.

journey-proud adj. wagenkrank: she was — and could eat no breakfast. ib. 575.

Jubilee-singers s. Eine Gesellschaft emancipirter Sklaven, welche seit 1871 die Welt durchziehen und zum Besten einer in Nashville (Tenessee) gegründeten Neger-Universität Concerte geben: they assumed the name of — — significant of their emancipation in 1862, as the year of negro jubilee. ib. 733.

Kettle-drum s. = a large social party: dress plays a considerable part in a a — — or stolen gossip, ib. 629. (On Tweedside, „kettle“ signifies a „social party“, met together to take tea from the same kettle, hence any social party; „drum“ applies to the close packing, as a drum of figs. Brewer.)

killick s. = a heavy stone with a line attached. In Cornwall als Anker gebraucht. ib. 666.

kipper v. a. einsalzen von allen Fischen; —ed herring. ib. 630.

Kleptomaniac s. Diebssüchtiger.

L. S. D. = £. s. d. (libra, solidus, denarius): he was engaged in no business, though fully appreciative of the — side of the question „die pekuniäre Seite“. Ch. J. 693.

lady-bird, s. das Weibchen: which, when laid by the hen, he sits on for days, while the — — goes to sea. ib. 657.

larrikins s. Austr. = a class of untameable youths, who go about in gangs of 20 or 30, break street-lamps, maltreat policemen and at night commit assaults and robbery. ib. 675.

Digitized by Google

last v. a. dauernd versehen: powder enough to — a Chief Justice's wig for six months. ib. 611.

leathers s. a pair of polished —, Lackstiefel. ib. 586.

Leather-lane-market; hier haben die Street dealers ihren Hauptstand. ib. 607.

Legree s. A slave-dealer in Uncle Tom's Cabin by Mrs. Stowe: the slave-owners were not all —s. ib. 733.

leister s. = a prong used in spearing salmon: a gentleman on board speared it with a salmon —. ib. 722.

Lenny abbr. für Leonard.

life s. Auch die „Dauer, Nutzbarkeit" the — of a wheel is from 3 to 5 years. ib. 683.

liner. Auch sing. (L. s. pl.): the — has her berths always full. ib. 632.

link s. Manschettenknopf: his linen was fastened at the wrist by gold —s. ib. 767.

links s. Gemeindegrundstück (schott.): golf, a game played over extensive commons or „links", as they are called, ib. 724; the verdict of the —. ib. 671.

link-extinguisher s. = large extinguishers attached to the railings of houses, formerly used by the linkmen for extinguishing their links: the entrance with its — — on either side. ib. 680.

list v. n. auf der Seite liegen. S. A.: some small smacks —ing on the mud. ib. 658.

living-rooms s. pl. Wohnräume, im Gegensatz zu bedrooms etc. ib. 682.

long-whist s.; „at nine we don't reckon honours" (they played — — in those limes, we should of course say „at four" nowadays) ib. 680.

lock v. a. to — encyclopedias at —. Pickw. I, 346, zu Hoppe.

loppety adj. = loitering: he ran „clean" without that — notion, of which even professional runners are seldom free. ib. 589.

lounge s. (H. lounging chair): she sat upon a —; und: sitting composedly in a —. ib. 660.

Magnum (L. magnum — bonum) s. die grosse Flasche: dusty —s of old port. ib. 739.

majolica s. Mit Schmelzfarben bemaltes irdenes Geschirr.

making-pretend s. (Berlin: „man so du'n") little girls play at — —,

Digitized by Google

often assuming such form as this: I'll be a lady and you shall be my servant, oder: the — — of respect (in letters: Yours respectfully) is a small courtesy which lessens the probability of giving offence. Ch. J. 696.

march-past s. der Vorbeimarsch: to salute the colours during a —. ib.

marker s. das Lesezeichen: he was engaged in finding the places in his prayer book; there, he exclaimed, as he put in the last —. Misunderstood p. 32.

maudlin-drunk adj. to be — — „das bes . . . Elend haben". The expression is derived from Mary Magdalen (pron. maudlin) generally painted with eyes swollen with weeping.

meet v. a. bezahlen (zu Hoppe): those rapidly increasing bills which he must — at the end of the quarter. Ch. J. 695.

memo. abbr. für memorandum: his fingers were copying a General —. ib. 720.

Micawber s. a projector of bubble schemes sure to lead to fortune but always ending in grief. Notwithstanding his ill success he never despairs but feels certain that something will turn up to make his fortune (Dickens, Copperfield), daher: such people acquire a — habit of depending on chances. Ch. J. 749.

middle s. Medium (Gramm.).

midge s. Boot (Devonsh.): little —s conveying pleasure-parties. ib. 615.

mods. abbr. für moderations: to be in for — vor dem zweiten Examen stehen. ib. 665.

moire s. frz. = mohair: dressed in one of her lustrous —s. ib. 719.

moue s. frz. das Mäulchen: the girl made a pretty little —. ib. 658. 683.

mouth s. to the — innerlich: he had been in the habit of taking laudanum — — —. Lloyd's Weekly 23./7. 76.

muff s. (H. & L. Dummkopf) besonders „Duckmäuser": boys must amuse themselves; at H.'s age it is natural they should do extraordinary things. I don't want to make him a —. Misunderstood p. 176.

mugger s. = the common crocodile known throughout Bengal by this Hindustani title: the — often grows to an enormous size. Ch. J. 720.

national-school s. ist eigentlich nicht unsere „Armenschule" (H.)

Digitized by Google

sondern „Elementarschule“ (primary-school ist nicht mehr üblich), die freilich von Kindern wohlhabender Leute in der Regel nicht besucht wird. Letztere empfangen den ersten Unterricht im Hause und werden dann in die Junior School geschickt.

Nature s. arrayed in —'s garb = im Adamskostüm. Ch. J. 737.

nine-day fits, irisch für tetanus. ib. 698.

nobble v. a. (H. nicht genau) Im Turf Slang = to get at, lame, or poison a horse: when it was a question of —ing the „Black Prince“. ib. 734.

non-ascripti s. = non-collegiate students, die keinem College angehörenden Studenten, Wilde.

non-executive adj. nicht strafend: the lady (superintendent of the Home) was enthusiastic and — —; the other applicant, previously matron of a prison, possessed testimonials as to her special fitness for the executive department. ib. 698.

nonsuit v. a. abweisen: the widow was —ed = sie bekam einen Korb. ib. 675.

Oilers s. der ölgetränkte Matrosenanzug: over all of which to draw a suit of —. ib. 666.

Old Maid s. p. ein Kartenspiel, unser „Schwarzer Peter“. Wer die Pique-Dame zuletzt behält, hat verloren; daher der Name; — — a game of which the boys were particularly fond, no lady of a certain age could have shown more eagerness to get rid of the fatal Queen. Misunderstood p. 190.

ordinary s. und adj. The — (degree) = der B. A. Grad ohne honours (rite promotus im Gegensatz zu dem cum laude promotus).

outgo v. n. the —ing Mayor, der abgehende M. ib. 669.

outmanoeuvre v. a. überlisten. ib. 688.

outofsortishness s. üble Laune. ib. 634.

overdone 1) adj. = crowded: Boulogne is almost as—as Liverpool, ib. 633. 2) = überladen, übertrieben: a dinner which would have made our footman pronounce the affair —, plebeian, bourgeois. ib. 634.

Parole s. he considered himself to be on — an sein Wort gebunden. ib. 586.

parrakeet s. = a small species of parrot. Wb.: flocks of many hundreds of —s. ib. 673.

pass v. a. to — the chair, die Würde des Lordmayor bekleiden. ib. 669.

Digitized by Google

pass s. oder common pass = the ordinary (degree) without honours: the three examinations should be passed within 3 years, if only a — be sought, within 4 years, if honours be aimed at. ib. 770.

passage-at-arms s. der Waffengang: standers-by will delight in the —. ib. 719.

pattern-gun s. Kanonenmodell. ib. 720.

Peep of Day s. p. eine Sonntagszeitung für Kinder: turning over the leaves of the — and gleaning his ideas of sacred characters from the illustrations in that well-known work. Misunderst. p. 46.

peerie s. North. = pegtop. Ch. J. 688.

pewter s. = a pot for which rowing men contend: he carried off the — at the university flat — race. ib. 589.

physique s. Aeussere, Leibesbeschaffenheit: he is about 5 feet 10 inches high, has a superb —. ib.

pianette s. das Pianino, kleine aufrecht stehende Klavier: he dealt chiefly in —s; the doors and stairs being so narrow that pianos had to be taken in and out of the windows. ib. 676.

piecework s. as we gather the fruit by — (in Akkordarbeit), ib. 720. Gegensatz: by daywork, in Tagelohn.

pig s. to drive one's —s to market = to snore: what was I doing this morning whilst you were — — —? ib. 611.

pillowy adj. sanft; a soft — woman. ib. 719.

pinion s. = cogged wheel Zahnrad, ib. 695. Bei L. nur in der Verbindung rack and —.

pipe s. in full — aus voller Kehle; the birds sung — — — as if rivalling. ib. 739.

Pisgah. s. p. Auch ein Stadttheil in London W., westlich von Westburnia; Mount — is the region of struggling gentility, as Saffron Hill is of organ grinders, as Brixton is of merchants, as Westburnia is of Hebrews and Anglo-Asiatics, as Brookstreet is of doctors, and Islington of City clerks, ib. 695, daher the

Pisgans, die Bewohner dieses Stadttheils: such birds of passage as the — all are; military — are admirably suited for this rôle; the Pisgan ladies will rise to the occasion; mammas and daughters of — households. ib.

plater s. zu H.: winning paltry stakes by the aid of wretched —s. ib. 733.

Plummer s. p. the toymaker in Dickens' Cricket on the Hearth,

Digitized by Google

daher: there remains but a pittance to be gained by the Caleb —, and Jenny Wrens. ib. 720.

pocket-borough s. zu Hoppe: Marlborough borough is a pocket one, in the possession of Lord Ailesbury, and the free and independent voters have to take the candidate, with whom the noble Marquis supplies them. The Eagle 1877, p. 227.

pouncet s. Streusand (L. hat nur — box): the — sprinkled upon the wet writing. ib. 654.

previous examination = Maturitätsexamen; dasselbe muss spätestens vor Ablauf des ersten Universitätsjahres gemacht werden.

prior to: — — leaving me, my friend said. Ch. J. 630, ehe er mich verliess.

promise s. of — hoffnungsvoll, vielversprechend, ib. 724 (auch ohne great oder good).

protoplasm s. = the physical basis of life: all work implies waste, and the work of life results directly or indirectly in the waste of —. ib. 698.

pucker s. Falte, Runzel: you saw the — in my brow. ib. 671.

puzzle out v. a. entwirren; to — a pattern geschickt nachmachen, ib. 719 (puzzle s. = something to try ingenuity, Wb.).

Resole s. Fricandelle, Boulette; häufig auf Speisekarten.

responsibility s. she has two visible —ies at home in the shape of two little sons. Ch. J. 719.

rising-ground, auch adj. und adv.: the fly turned into a highroad, — the whole way = bergan. ib. 682.

rocketer s. auffliegendes Federwild: those occasional —s that have presented themselves during the day. ib. 732.

Roland s. p. (bei L. Rowland); to give a — for an Oliver. ib. 695.

rough s. in the —: ohne Zurüstung; come and take potluck with us all — — —, just as you find us — not quite true, for preparations have been made. ib. 696.

run v. a. to — the gambling-table = to be the banker of it. Calif. Sl.

running s. (H. to make good one's running, sich im Rennen tüchtig zeigen): she was making the — with the owner of W. very fast, sich einschmeicheln (vgl. the — die Waareneinschwärzung). Ch. J. 585.

rung, auch sing. die Leitersprosse: seeing a ladder I tied my left arm to the last —. ib. 656.

Digitized by Google

rustle over v. a. — the leaves of a book, durchblättern. ib. 734.

Sacred adj. in Briefen: of course this is sacred „es bleibt unter uns".

Sally s. p. the log came round with a sweep, which all but made an Aunt — of the innocent spectator. Ch. J. 745, = ihn beinahe zerschmettert hätte (vgl. Hoppe s. v. Aunt S.); aunt ist jedes alte Weib, cf. Shakespeare, Midsummern. 2, 1, 51, the wisest aunt; Sally wegen des Wortspiels zwischen Sally abbr. von Sarah und to sally = to dart, to shoot at something.

save-all s. In Papierfabriken Maschinen, welche jede noch in dem Spülicht enthaltene Faser zurückhalten. ib. 580.

scale s. Kesselstein, der Ansatz im Dampfkessel: not a handfull of — could be got, when the boiler was washed out. ib. 683.

Scarlet-days, Universitätsfeiertage, so genannt wegen der an ihnen getragenen Amtskleidung.

Scholarship s. zu H. Man unterscheidet von dieser die Minor Scholarship, welche freshmen verliehen wird, und die Exhibition, ein geringeres Stipendium auf ein, höchstens zwei Jahre. Zeigt der Inhaber einer Minor Scholarship sich würdig, so erhält er eine Scholarship (auf 2 bis 7 Jahre).

scribbling-paper s. Conceptpapier.

seed s. boot running to — durchlöchert. Pickw. I, p. 36, vgl. seedy schäbig.

self-communing s. = soliloquy: if his outspoken —s had come to an end. Ch. J. 732.

sell s. und v. Jemanden anführen: a —, nearly related to a hoax, differs from it in being more innocent in its inception and less mischievous in its consequences. Ch. J. 745.

sensationalism s. das Verlangen nach Sensationsnachrichten. ib. 627.

service s. = train; Cheap Night Services to Paris. Times und andere Zeitungen.

Sex Viri s. ein Disciplinargericht für die Magistri Artium; dasselbe was die Decans der Colleges und die Proctors der Universität für die Undergraduates sind. Cambr. Univ. Cal. 1878.

shakings s. pl. die Krumen, die Speisereste: the — of the tablecloth. Ch. J. 656.

shallows s. pl. das ruhige Fahrwasser; there was an awkward silence, until Mrs. N. steered us into the — again, making talk about

Digitized by Google

nothing in easy society fashion, until we all recovered our equilibrium. ib. 696.

shave v. a. to — the train, auf die letzte Minute kommen, den Zug noch soeben erreichen. Ch. J. 575.

shinty s. he ran at — on the school green, ib. 688 vid. hockey.

shop s. the Big Shop = the Royal Academy (Painters Slang): that work must not go to the Gallery, or any of those places, you must have a shy with it at — — —. ib. 578 u. ö.

Sidney ducks s. Sträflinge: they are — — who have seen service in the chaingangs of Australia. ib. 619.

silkstone s. eine bessere Sorte Steinkohlen.

sitz-bath s. Sitzbad.

sleeve s. persons who wear their hearts on their — offenherzig. Ch. J. 735.

small-arms s. (L. kleine [Schuss-]Waffen) Handschusswaffen im Gegensatz zu grobem Geschütz: the introduction of breech-loading — — has worked a perfect revolution. ib. 734.

smash adj. unächt (cant.): nickel silver or imitative spoon is called a — feeder. ib. 628.

snatch s. to talk in —es, abgerissen sprechen: the patient dozed or talked in —es. ib. 740.

sniff v. a. (nicht arch.): —ing the savoury fumes that arose from a frying-pan. ib. 734.

somethingean scherzh. gebild. adj. Pickw. I, 218.

song-bird s. (nicht blos pl.): the trees, each one a citadel to squirrel or —. ib. 734.

span s. = team (Capland), daher when the waggons are outspanned. Ch. J. 736.

Spelicans = Spillekins (Hoppe): eagerly waiting for his game of —. Misunderstood p. 190.

spill s. die leichte Verletzung: mishaps now and then occur — happy if only a —. Ch. J. 657.

spoilt pp. a — joke, ein abgedroschener Witz. ib. 655.

spoon v. a.: that little Creole whom you were —ing. ib. 674.

sport s. Spieler von Profession (Am.). ib. 612.

sprat s. to throw out a — to catch a herring, mit der Wurst nach dem Schinken werfen. ib. 627.

sprawling adj. the manuscript indited in a large — hand. ib. 734.

Digitized by Google

squarely and fairly, offen und ehrlich. ib. 673.

stager s. auch von Fischen: the heavy splash of some old — that lay in his favourite pool. ib. 670.

stand out v. n. (L. feilschen) thun als ob einem an dem Verkauf einer Sache nichts gelegen wäre: we are never in a hurry to part with anything in the City if we can help it. That's what we call —ing —. ib. 580.

standard adj. hochstämmig — roses. ib. 634.

steady v. a. zum gesetzten Manne machen: his marriage does not appear to have —ied him. ib. 695.

stiffish adj. — fare, hoher Lohn (Matr. Slang.). ib. 615.

subway s. unterirdischer Gang: the dirt in the streets is washed away through side-openings into —s. ib. 682.

summarise v. a. eine Uebersicht von etwas geben, resumiren. ib. 627.

sundowner s. one species of tramp is the —, so called from his habit of appearing at a squatting station about sunset and asking food and shelter for the night. ib. 675.

swab s. = lubber, Landratte: when Jack Tar called every landsman a —. ib. 632.

swag s. (Austr.) A strapped-up bundle of sleeping blankets slung over the shoulder; the luggage carried by diggers, daher

swag v. n. now and then you see sailors —ging it through the Bush, runaways from some lately landed vessel und

swagman s. = tramp. ib. 675.

sweat s. the surface of a coin. ib. 628.

swing v. n. = to be hanged, baumeln.

swing-doors s. = folding doors: between the kitchen and the front part of the house is a pair of — —. Ch. J. 630.

syndicate s. when a number of contractors are concerned in the business (floating a loan), they are called a —. ib. 628.

Take on v. a. einnehmen S. A. having charged freight and —n — passengers. ib. 656.

tea s. there was little — eaten that evening = es wurde wenig zum „Thee" gegessen. Misunderstood p. 58.

team s. auch von Personen = a party of competitors, comprising a definite number of colleagues: a — of cricketers went out of America, a — of riflemen came over from the continent, a — of oarsmen

crossed the Atlantic to chalenge a — in the American rivers. ib. 654.

telephone s. Fernsprecher.

tester s. Ein Order of Council addressed to the Corporation of Wells 1559 zeigt, dass es twopenny und fourpenny testers gab. Der Werth derselben war verschieden und schwankte zwischen 2 und 12d.

texas s. the cabin on the upper deck appropriated to the pilots. Ch. J. 656.

Thug s. the name of a religious fraternity in India. They live by plunder to obtain which they do not halt even at murder. They catch their victim with a lasso, plunder and strangle him, daher: as eager a garrotter as our English — could have been. ib. 734.

tink-a-tanky adj. einen harten, klirrenden Ton habend: an ancient instrument with sonorous base, but — — upper notes. ib. 676.

tin s. Blechdose zur Conservirung von Fleisch, Gemüse etc., the —s were exposed to a temperature of 230 degrees, u. ö.; daher

tinned p. p. in Blechdosen eingemacht, z. B. — meat, salmon etc. ib. 695.

torturation s. a person falling short of expectations, der Plagegeist, besonders der missrathene Sohn: every man who has worked his way on in the world, is almost certain to be embarrassed by a number of persons who, whether from mental incapacity, waywardness, or other causes never cease begging or borrowing from him, or relying somehow on his good offices, and giving him an incalculable degree of trouble, which meets with no appearance of gratitude, and is all taken as a matter of course. In short he finds himself assailed by what we call —s, ib. 662. —s, exiled from England, ib. 675 u. ö.

Underscoring s.: the words having — to them, die unterstrichenen Worte. Lloyd's Weekly 13./8. 1876.

understandings s. scherzhaft für Füsse: she's got the tiniest —. Ch. J. 618.

unthrift
unthriftness } die Verschwendung. Wb. und L. haben nur unthriftiness: the cause of many evils consists in unthrift, ib. 719, the following instances of the —ness. ib.

Vagrandise v. n. umherstreichen: —ing in quest of animals. ib. 683.

Digitized by Google

Varnishing-day s. der Tag, an welchem die Royal Academy über die Aufnahme eines Bildes entscheidet?? Wednesday is — — and therefore your „Supplication“ has been accepted, ib. 578; a young men, on — —, so dissatisfied with the position of his picture, that he cut it out of its frame; but still so long as it is not hung with its face to the wall, all that have eyes can see it. He that has painted it, if he be worthy, has got his foot set on the first round of the ladder of Fame. ib. 579.

Walton, Isaac, geb. den 9. August 1593, gest. 1683, heisst „the father of angling“; sein Buch „the Compleat Angler“ erschien 1653; daher Norway is particularly attractive to the lovers of — —'s gentle art (gewöhnlich craft) = angling. ib. 719.

weather-eye s. zu H.: with one's — — closed, schlafend. ib. 656.

wedding-outfit s. Aussteuer.

welled p. p. mit einem Fischbehälter versehen: — boats. ib. 607.

whaler s. eine Mövenart, sonst ivory gull. ib. 657.

whiff s. zweiruderiges Boot? here come whiffs and pairs, and even an adventurous four — oar. ib. 665.

wined p. p. bezecht: the gentlemen already well — —. ib. 613.

wither v. a.: —ing the company with a look, einen vernichtenden Blick zuwerfen. Pickw. I, 47.

Wren, Jenny: a doll-dresser and a cripple in Dickens' Our Mutual Friend, s. unter Plummer.

Marne. Prof. Dr. Seitz.

The Nore. Hoppe: Der Theil der Themse am North-Foreland, wo sie ins Meer übergeht. The Nore ist aber zunächst eine Sandbank in der Themse-Mündung, etwa eine Meile nordöstlich von Sheerness, mit einem Leuchtschiff; dann bezeichnet es das Wasser in der Nähe dieser Sandbank.

An Astley-Cooperish Joe Miller. Dickens' Sketches, p. 387. Der erste Theil ist bei Hoppe falsch, der zweite nicht ganz richtig erklärt. — Joe Miller ist nicht der „Verfasser einer Sammlung von Witzen und Schwänken“, wie sich schon aus dem voll-

Digitized by Google

ständigen Titel des Buches ergiebt, welcher lautet: Joe Miller's Jests, or the Wit's Vademecum; being a Collection of the most Brilliant Jests, the Politest Repartees, the most Elegant Bons-mots, and most Pleasant Short Stories in the English Language. First carefully collected in the Company, and many of them transcribed from the Mouth, of the Facetious Gentleman whose name they bear; and now set forth and published by his Lamentable Friend and Former Companion, Elijah Jenkins, Esq.; most humbly inscribed to those Choice Spirits of the Age, Captain Bodens, Mr. Alexander Pope, Mr. Professor Lacy, Mr. Orator Henley, and Job Baker, the Kettle-drummer. London, T. Read, Dogwell Court, Whitefriars, Fleet Street, 1739. — Joe Miller war ein berühmter Komiker, der Liebling des Publikums nicht nur auf der Bühne, sondern auch im persönlichen Verkehr, geb. wahrscheinlich 1684, gest. 1738. Der im Titel Elijah Jenkins genannte Sammler der theilweise recht derben Witze und Schwänke aber ist ein unbedeutender Schriftsteller John Mottley, 1692—1750. — Astley-Cooper erklärt Hoppe als die Namen der beiden Besitzer des grossen Circus; der Name Cooper dürfte aber schwer nachzuweisen sein, und die Erklärung giebt auch keinen rechten Sinn. Astley-Cooper ist vielmehr ein berühmter Professor der Anatomie, der 1768 in Brooke in Norfolk geboren, im Jahre 1792 zum Professor befördert, 1820 in den Ritterstand erhoben, allgemein geehrt im Jahre 1841 starb; in der Paulskirche wurde ihm eine kolossale Statue errichtet. — Demnach wäre also Mr. Hardy ein witziger, trotz seiner 40 Jahre immer noch angehender Mediziner, ein wenigstens angeblicher Jünger Sir Astley-Coopers. So wird klar, warum Dickens von ihm erzählt, dass er „told stories to the married ladies, at which they laughed very much in their pocket-handkerchiefs, and hit him on the knuckles with their fans, declaring him to be „a naughty man — a shocking creature" — and so forth; — und dass er „immensely popular with married ladies" gewesen sei.

Jewel. „Those persons who have seen the Lord Mayor of London not merely in his most festive garb, but in semi-state, will not have failed to notice that the chief magistrate wears at such times a large oval ornament hung around his neek by a piece of Garter blue ribbon. This ornament is composed of large diamonds. It is of great value, and has a history extending over something like

Digitized by Google

eight hundred years — the age of the corporation. Shortly after Lord Mayor Cotton came into office, one of the enormous brilliants of the „jewel“ — for that is its proper appellation — was missed.“ Ch. J. 758.

associations. Erinnerungen. Dick. Sk. p. 51: .. the apprentice thinking of the old red brick house „down in the country“ ... and the green pond he was caned for presuming to fall into, and other schoolboy associations. Forster, Life of Dickens, I, 85 marg.: Associations of servitude.

Güstrow. Erzgraeber.

Digitized by Google

Ewerharzifche Zitter.

Harzifche Gedichte mit Grammatik und Wörterbuch

von

Georg Schulze.

Mitgetheilt von Heinrich Pröhle.

Georg Schulze wurde geboren zu Clausthal am 30. Dec. 1807. Er studirte zu Göttingen von 1829—1834 Theologie und war dort mit Jakob Grimm näher bekannt. Alsdann wurde er Hauslehrer in Brunshausen bei Stade beim Oberstlieutenant von Schlüter, danach Collaborator zu Achelriede bei Osnabrück. Von 1842—1863 war er Prediger in der Bergstadt Altenau auf dem Oberharze, seit 1863 in Scharzfeld bei Lauterberg am Harz, wo er am 2. Sept. 1866 starb. Er wurde seinem Wunsche gemäss in Altenau beerdigt. Schon während seiner Candidatenzeit gab er heraus: „Harzgedichte", eine Auswahl aus den Gedichten verschiedener Oberharzer in harzfränkischer Mundart, die er bereits mit einem kürzeren Wörterbuche versah. Seitdem galt er als der wissenschaftliche Vertreter der oberharzischen Mundart in der deutschen Literatur. Eine ausführlichere Arbeit über diese Mundart verband er mit einer Sammlung seiner eigenen Gedichte, die er ungedruckt hinterliess. Ich gebe daraus zunächst das Grammatische und Lexikalische nebst 6 Gedichten. Erregt diese Mittheilung das Interesse der Freunde deutscher Dialektstudien, so sollen später auch die meisten der anderen Gedichte Schulze's in oberharzischer Mundart mitgetheilt werden. Der Druck ist von dem des oberharzischen Dialektes genau kundigen Sohne des Ver-

Digitized by Google

storbenen, Schichtmeister Wilhelm Schulze in Wettin an der Saale, geleitet worden. Eigentliche Veränderungen im Manuscript konnten wir unmöglich, wie gern wir es auch an einigen Stellen gethan hätten, vornehmen, da nur der Verstorbene dazu berechtigt gewesen wäre.

Pröhle.

Vorbemerkung.

Oberharzifche gedichte, ihrem wortlaute nach, zu verftehen, bedarfs für den Oberharzer eines lexikalifchen gloffars nicht, wohl aber würde ihm ein grammatifches zu einer tiefern einsicht in den organismus feiner fprache und zu einer wohlbegründeten achtung vor derfelben und vor feiner in diefer fprache wurzelnden ftammeseigentümlichkeit verhelfen; fomit möchte der grammatifche teil des gloffars auch für ihn nichts überflüßiges fein.

Für den gebildeten nichtharzer hat diefer teil auch ein wißenfchaftliches intereffe; hoffentlich giebt das meinige anregung zu eingehenderen unterfuchungen. Dies intereffe aber ganz zu befriedigen wird ein gloffar nie im ftande fein, ift auch die aufgabe des gloffars gar nicht; das ist fache einer vollftändigen grammatik, in welcher man fich für die Oberharzifchen laute der gemeinen deutfchen fchrift entfchlagen muß; für die mehr populære darftellung ift leider die fogenannte lateinifche zu ungewœhnlich.

Manche aufftellungen werden noch lange beftritten werden können; denn lebende dialekte find noch mehr als lebende fchriftfprachen in fteter wandelung begriffen und das fubjektive fprachgefühl ift oft maßgebend für die flexion. Ortfchaftenweife wird verfchieden flectiert, daher die menge formenreicher wörter wie fie § 115 aufgeführt find. Clausthal und Zellerfeld bilden örtlich faft eine einzige ftadt und doch hat der verfaßer dialektifche unterfchiede bemerkt; fie halten fich indes alle in den gränzen des Oberharzifchen idioms und feiner urfprünglichen ftetigen lautverhältniffe. Es kann etwas Oberharzifch fein, wenn es auch nicht fpeciell Clausthalifch oder Wildemännifch oder Altenauifch ift. Der zweig des Oberharzifchen, in welchem die gedichte des textes gefchrieben find und für welche das gloffar fpeciell gilt, ift der nordweftlich vom Bruchberg gefprochene, mit ausfchluß des Lautenthalifchen, welches hinfichtlich des vokalismus etwas, jedoch nicht fehr be-

Digitized by Google

deutend, abweicht; das Andreasbergische næhert sich dem Clausthalischen noch mehr als jenes.

Der Oberharz wird durch den Bruchberg in zwei hälften geteilt. Südlich vom Bruchberge (jenseit des B.berges, denn derselbe zieht sich so, daß ich nicht anders zu reden weiß, wenn ich den kompass ansehe) liegt St. Andreasberg, nördlich (diesseits des B.berges) Altenau, Schulenberg, Zellerfeld, Clausthal, Buntenbock, Lerbach; Wildemann, Lautenthal, Grund. Kleinere ortschaften jenseits des Bberges sind: Elend, Rotehütte, Kœnigshof, Braunlage; noch diesseits, am fuße des Bberges, Camschlacken und Riefensbeck. Schon Otto der erste hatte, zur ausbeutung des Rammelsberges, Franken nach Goslar gezogen. Viele derselben wandten sich von da nach dem Oberharze, um die mitte des 11. jahrhunderts, gründeten Zellerfeld, sandten kolonien ins Innersthal, wodurch Wildemann in aufnahme kam und Lautenthal. Andere giengen über den Bruchberg und siedelten sich da an, wo jetzt St. Andreasberg steht. Honemanns altertümer (Clausthal, Schweiger) reden davon im ersten teil. Unzufriedenheit mit der verwaltung, pest und andere kalamitæten vertrieben spæter einen großen teil der Franken, doch kamen andere ansiedler wieder, hauptsächlich aus dem Mansfeldischen (doch auch aus dem Thüringischen) und andern gegenden Frankens. Zwischen ihnen erhielten sich aber auch Niederdeutsche (die ureinwohner), und so kommts, daß auf dem Oberharze beides zu finden ist: Oberdeutsches und Niederdeutsches idiom, ja in einigen ortschaften beides zusammen. Am konsequentesten durchgebildet ist das Oberdeutsche in Zellerfeld, Clausthal, Wildemann, Schulenberg und Altenau. Hier herrscht der dialekt, welcher, auf dem Mansfeldischen ruhend, aber selbständig fortgebildet, am strengsten gegen alle übrigen dialekte sich abgränzt, und daher der Oberharzische dialekt *κατ' ἐξοχήν* genannt werden mag, wobei aber merkwürdigerweise in Altenau auch rein Niederdeutsch geredet wird, was auch im untern Schulenberg der fall. In Buntenbock, Camschlacken, Riefensbeck, Lerbach und Grund wird nur Niederdeutsch geredet, auch in Braunlage, Elend, Rotehütte, Kœnigshof. In St. Andreasberg ist viel Thüringisches, namentlich Hohnsteinsches eingedrungen, obgleich das Fränkische überwiegt. In Lautenthal hat das Niederdeutsche auf den vokalismus eingewirkt, so daß z. b. dort fleesch (HD. fleisch) gesprochen wird, wo der Clausthaler „flæsch“ sagt. Indessen ist auch das nicht bedeutend, ja das ursprüngliche Mansfeldische ó ist hier geblieben, wærend der Clausthaler

Digitized by Google

daraus ein tiefes â gebildet hat. — Es wære ein wunder, wenn gerade das Mansfeldische unverändert geblieben wære, da doch mehrere Fränkische stämme sich mischten. es ist auch das Fränkische nicht unverändert geblieben. Das Harzfränkische ist also nicht Mansfeldisch, sondern ein eigentümlicher, besonderer dialekt. Am deutlichsten wird dies Jedem werden, wenn ich von den Mansfeldischen gedichten einiges ins Oberharzische, wie es diesseits des Bberges geredet wird, umsetze. Also denn sogleich Giebelhausen no. 11 Oberharzisch:

Vor vielen hunnert Jahren schuhnt
Do wuhnte ä Ritter mit seiner Fra
In äner grußen weiten A; (NB. so müßte's Oberharzisch lauten, wenn das wort noch vorhanden wære. s. Harzgedichte s. VI no. 6, b. — aber das wort ist oberdeutsch nicht mehr vorhanden, sondern nur, in Altenau, das Niederdeutsche awwe, d. h. awe, d. i. Oberdeutsch aue, Goth. aha, Span. agua, Lat. aqua. — der Harzer sagt dafür wîs, d. i. wiese!)
(Gott loße bäde in Frieden ruhe)
Zwarz (auch „zwärsch", und zwårt) waren bäde junges blut,
Doch vertruhngse sich gut.

Dan Mann hattenses ahngethan,
Har zug mit ins gelobte Land,
Wu viele waren all hingerennt,
Sich mit dn Terken rimzeschlahn.
Har ritt — fort off sän Rapp
Un hatte bei sieh viele Knappen
Die muchten wull ne Weile reiten,
Zu dan Mol — gohs noch kän Damp,
Ehrsche kame — mitten Terk in Kamp,
Un tapper mitten kunnten schtreiten.
Un wenn dr Terk de Ritter sohch,
Do flocher fort, wie Schnupptewack.

Do briewer vergäng denn ene Weile Zeit;
Balle hatte dr Terk Muth,
Balle fahlts dn Rittern an Brud,
Un immer länger wur dr Schtreit;
Korzim! s vergänge bei änziger — (hoore versteh ich nicht)
Wull binah ä halb Mannel Jahre
Dr Ritter, dar hatte nu derhäm än Bruder
Dan hatte har dan Auftrohk gegahn (auch bloß gahn),
Har sollte (der conjunct præs. v. hahn ist im Oberharzischen erloschen) hibsch nong Rachten sahn.
Dos war haltich oder ä schlacht Luder,
? Grußbrudet? (das Harzische hat dafür gar kein wort, vielleicht grûßtêtsch) un jammerlich schtols
Un falsch derbei, wie Gallingholz.

's ärschte Jahr, do muchtes giehn,
Do thater su, wie har verschprochen;
(Su machens alle falsche Knochen)

Digitized by Google

Denn funger **ahn**, sich (das ende des verses versteh' ich nicht; wörtlich übersetzt würde es lauten mit zu **breha**)*)
Un zankte sich mit seinen Schwegern
War wäß, **wos** diene **thet** verwägern.

De Schwegern huß (aber auch hieß) **Liesebett**,
Die **huhlne** **lank** es **Widerschpiel**;
Dos holfer oder gar **net viel**,
Un wenns **a wos** geholfen **hette**
Ihr Schwoger war ä **schlachter Karrel**
Un war ze **drehe**, wie ä Querrel. —

Su **waren** vergange ä **Jahre** dreie
Mit plohng, mit quelen, mit zanken
('s **hatte** jeder su seine Gedanken);
Do kam — **of** ä mol **dos** Geschricht (auch Geschrei, dies aber weniger bräuchlich),
's **hette** ä **Graf von** **dorthar** (sält ist verloren gegangen) geschriem:
Dr Ritter dar **wär** in — **Falb gebliem**.

Vergleicht man die von mir fett gedruckten stellen, so wird man finden, daß der vokalismus des Oberharzischen von dem des Mansfeldischen bedeutend abweicht. Ich mache zum überfluß auf einiges aufmerksam: HD. î, Mfld. ê, Hrz. î z. b. vîl (viel), vêl (veel), Hrz. vîl (viel). HD. ó, Mhd, ó, Mfd. ó, Hrz. â, z. b. Hd. wônen (wohnen), Mhd. wohnen (wônen), Mfd. wônen (wohnen), Hrz. wûna (wuhna); Mhd. ou, Hd. au, Mfd. aue, Hrz. â, z. b. Mhd. frouwe, Hd. frau, Mfd. fraue, Hrz. frâ (Fra). Mhd. ë̆, Hd. ë̆, Mfd. ë̆, Hrz. ă, z. b. Mhd. slëht, Hd. schlecht. Mfd. schlëcht (schlächt) Hrz. schlacht. — auch im konsonantismus ist abweichendes, z. b. Hd. nde, Mfd. nge, Hrz. nd., z. b. Hd. hände, Mfd. hänge, Hrz. händ; auch Hd. nter, Mfd. nger, Hrz. nter, z. b. Hd. herunter, Mfd. herunger, Hrz. runter. Hd. ben mit voraufgehender länge, Mfd. bben. Hrz. m, z. b. Hd. geblîben (geblieben), Mfd. geblebben, Hrz. geblîm (gebliem). Ein blick auf die ans licht gezogenen gesetze wird Jeden von der wahrheit der behauptung überzeugen, daß der Harzdialekt mit dem Mansfeldischen nur den wörterschatz und den Fränkischen charakter im allgemeinen teilt, übrigens aber mehr nach dem Hennebergischen hinweist.

Altenau 16. Oct. 1851. G. Schulze.

*) Wahrscheinlich ist das met ein druckfehler statt umme, oder um, und der sinn: dann begann er sich umzudrehen = umzuwenden = anders zu werden. —

Digitized by Google

Erfter teil. Grammatifches. Erfte abteilung. Erklærung der zeichen und abkürzungen.

§ 1. 1) ˘ bezeichnet kürze, ^ länge des darunter ftehenden oder weggelaßenen vokals; letzteres vertritt alfo die in gemeiner fchrift gebräuchlichen dehnungszeichen, z. b. lâm = lahm (gmd. lëben); mông = mohng (gmd. magen); ˘ng will fagen, daß vor dem ng ein kurzer, ^ng, daß vor dem ng ein langer vokal ausgelaßen ift; nur das lange å wird durch åå bezeichnet, z. b. Håårz, das gebirge Harz, wæhrend harz = herz ift. Im text wird die länge durch die im gmd. gebräuchlichen dehnungszeichen bezeichnet, z. b. lieng (jacere) = lîng.

§ 2. 2) Zwei punkte über einem e (ë) bezeichnen ein wie ä auszufprechendes e, wie es z. b. im gmd. nehmen, feder u. dgl. auszufprechen ist.

§ 3. 3) ein ring über einem a (å) bezeichnet dasselbe als ein tief klingendes, wie das Englifche oa auszufprechendes a, z. b. årm (brachium, pauper), lååm (claudus), dagegen lâm (vivere).

§ 4. 4) æ, Æ, ift ein langes ä.

§ 5. 5) agf. bedeutet angelfächfisch; afr. altfriefifch; ahd. althochdeutfch; af. altfächfifch; anr. altnordifch; dæn. dænifch; eng. englifch; frz. franzœfifch; gmd. gemeindeutfch (das fogenannte neuhochdeutfch, die jetzige allgemein verftändliche bücherfprache); gth. gothifch; gr. griechifch; it. italienifch; lat. lateinifch; mhd. mittelhochdeutfch; nl. niederländifch; nnd. neuniederdeutfch; nd. niederdeutfch; ohz. oberharzifch; fp. fpanifch; fchwd. fchwedifch; ft. ftark; fchw. fchwach; gem. gemifcht.

Bei vollwörtern bezeichnet die rœmifche ziffer die konjugation; die deutfche die klaffe, der lateinifche buchftab die gruppe*). Bei fubftantiven bezeichnet die rœm. ziffer die deklination, die deutfche die große, der lat. buchftab die kleinere gruppe**); n. nominativ; g. genitiv; d. dativ; a. akkufativ; s. singular; pl. plural; m. masculinum; f. femininum; n. neutrum; f. fiehe; u. und.

6) das zeichen = bedeutet ift gleich.

*) u. **) Wegen gruppirung der vollwörter vergl. §§ 62—74; wegen der der fubftantiva § 100.

Digitized by Google

Zweite abteilung. Anleitung zum lesen des Oberharzischen.

1) å, åå s. § 3. § 6.

2) e lautet nur vor m und n wie ĕ, ferner in herr, schmerz und den davon abstammenden wörtern, sodann in zessig (gmd. zeisig) und lessig (gmd. lessing, loxia coccothraustes). § 7.

3) g: das anlautende næhert sich dem k, ohne jedoch den leisen hauch zu bekommen, welcher das ohzische k begleitet. Der Oberharzer unterscheidet in der aussprache sehr genau zwischen gårten (hortus) und kårten (chartæ); gorrn (dürres steifes pferd) und korn (granum), ginner (fautor) und kinner (infantes). Nur vor n möchte sich k statt g rechtfertigen laßen, z. b. in verkning (voluptas). Ferner ist zu bemerken, daß das auslautende g, wenn ihm r vorhergeht, nicht media sondern aspirata, der laut aber vorn am gaumen, nicht hinten zu bilden ist, z. b. Gorg ist zu lesen wie Gorch, so jedoch, daß das ch nicht nach Schweizerart auszusprechen ist. § 8.

4) ngg (gmd. ngen). Das letzte g nur leise anzuschlagen, nicht völlig auszusprechen. Es eignet nur der schwachen adjectivdeklination der wörter auf nk (z. b. in suner langg zeit) und den substantiven auf ing im d. pl., z. b. schperlingg, d. pl. v. schperling. § 9.

5) k hat im anlaut einen leisen hauch, aber nur vor vokalen, z. b. in korn, kochen. Im inlaut (zusammensetzung ausgenommen) und auslaut, auch wenn es durch angehängte flexionsendung inlautend würde, ists reine tenuis, wie z. b. in klånk, klûk, klîker. § 10.

6) folgt g oder ch auf e, ä, æ, i, ei, so wird die aspirata (in diesen fällen ist nämlich das g eine solche) vorn am gaumen, gehen andere laute vorher, so wird sie hinten an demselben, nahe an der Kehle, gebildet. Das g in logt (jacebatis) lautet anders als in leigt (mentitur), das ch in dichte (spissus) anders als das in racht (recte) oder in gerochch (olfactus). Zwischen dem inlautenden und dem auslautenden g und dem ch ist kein unterschied; das g in heilig und heiliger lautet eben so wie das ch in herrlich und herrlicher. In der verbindung ng ist das g immer media, niemals tenuis oder gar aspirata, z. b. fång (capias) nie fånk zu lesen. § 11.

7) chs ist wie ks oder x auszusprechen (flåchs, linum, lautet wie § 12.

flåks oder flåx; sechse, lat. sex, wie sekse oder sexe), es sei denn, daß das s nur pronominalsuffix oder geschlechtszeichen wære, wie z. b. in sôchs (sah es), sechchs (solches). In diesem falle ist das ch wirkliche aspirata.

§ 13. 8) auslautendes dt oder tt stehen bloß um anzudeuten, daß zwischen den beiden ursprünglich ein e stand, werden aber einfach wie t gelesen.

§ 14. 9) ß ist ein scharfes s.

§ 15. 10) auslautende gemination findet in wirklichkeit im ohz. eben so wenig statt wie im gmd. Geschrieben bedeutet sie kürze des vorangehenden vokals.

§ 16. 11) kein konsonant duldet den hauch unmittelbar vor sich (zusammensetzung ausgenommen). Geschrieben (im texte) bedeutet er länge des voraufgehenden vokals. sahn lautet wie sân.

§ 17. 12) ein im inlaute zwischen zwei vokalen stehendes h hat die bestimmung die beiden vokale vor verschmelzung zu bewahren, hat aber in der wirklichkeit keinen laut: friher (prius) lautet wie frier. Ausnahme macht das ursprünglich anlautende h, z. b. in gehæm (furtim), wo zusammensetzung vorliegt. Wo die einschiebung eines h unstatthaft schien, hat man sich zum angegebenen zwecke des tremas bedient, z. b. schpiëln (ludis).

§ 18. 13) kein wort lautet in wirklichkeit auf den hauch aus; geschrieben bezeichnet er länge des vorangehenden vokals. ruh (quies) lautet wie rû.

§ 19. 14) th: bloß das t auszusprechen.

§ 20. 15) geminiertes ch bezeichnet kürze des vorangehenden vokals, z. b. bichcher (libri) pl. von bûch.

Dritte abteilung. Anweisung zur analysirung der wörter, welche im wörterverzeichnis sich nicht finden.

Zu diesem zwecke beachte man folgendes:

I. über den auslaut. Ist derselbe

§ 21. A. konsonantisch, so ist ers 𝔄) entweder auch im entsprechenden gemeindeutschen worte z. b. brûd (panis), oder 𝔅) es ist ein e abgeworfen, z. b. sin (gemeine schrift sihn), filii.

§ 22. B. vokalisch, so ist ers 𝔄) entweder auch im entspr. gmdschen worte, z. b. alte (vetusti), 𝔅) oder es ist ein n abgefallen:

Digitized by Google

nenne (nominare), oder ein b, wie in grû (fodina, grube), C) oder es ist e angehenkt: droffe (drauf); kommt jedoch selten vor.

II. über die laute der wörter, und zwar

A. die konsonanten.

A. die einfachen. Hat das wort § 23.

1) ein ch, so hat das entsprechende gmd. entweder a) h; z. b. hechcher (hœher, altior), geschôch (im text geschohch, gmd. geschah), rauch (raub); vîch (im text viech, vieh); sôch (im text sohch, sah). — b) oder ie, z. b. lillich (lilie), lînich (im text lienich, linie); lauter fremdlinge, ausgenommen tinnich, mhd. tinne (tempus capitis).

2) k (als auslaut; als inlaut wenn das k ursprünglich auslautend § 24. gewesen), so hat das gmd. entweder a) h, z. b. schûk (im text schuhk, gmd. schuh; mhd. scuoch); flûk (gemein fluhk, floh, mhd. floch, pulex), oder b) g, z. b. klûk (im text kluhk), gmd. klug; klîker (im text klieker), gmd. klüger; fårk (farg); bark (taubes gestein, dagegen wunderlich genug barg, gmd. berg); lånk (gmd. lang, mhd. lanc); gesånk (gmd. gesang, mhd. gesanc).

Anm.: g ist ausgefallen in allen formen des worts be- § 25. gæne (obviam fieri), in leist (liegst), leit (liegt); in allen formen des worts ræne (pluere); in ræn (pluvia); in schlåå (im text schlah, schlage), schlêst, schlêt, schlåån, geschlåån (im text schlehst, schleht, schlahn, geschlahn, gmd. schlægst, schlægt, schlagen, geschlagen); in tråå, trêst, trêt, tråån, trååt, getråån (im text trah, trehst, treht, trahn, traht, getrahn, gmd. trage, trægst, trægt, tragen, traget, getragen); in allen formen des wortes såån (im text såhn, gmd. sagen); in nåål (nagel); nâl (nægel); scheinbar in schteier (gmd. fälschlich steiger, præfectus metallicorum).

3) t vor der vorsilbe er (z. b. terlaum, d. h. erlauben), denke man § 26. sich hinweg.

4) hat ein fremdling anlautendes z, so hat das entsprechende gmd. § 27. ein s, z. b. zäldäät (soldat). — In zitterdes ist auch anlautendes deutsches s in z verwandelt (vgl. mhd. sider).

5) inlautendes w = inlautendem b; z. b. liwer (im text liewer = § 28. lieber), schtorwer = starb er.

§ 29. 6) b zwischen m und t ist kaum hœrbar und gmd. pf entsprechend; z. b. schtambt = stampft.

§ 30. Anm.: b ist abgefallen, beziehungsweise ausgefallen in grû (grube, fodina), schtû (stube), gâl (gelb, flavus), mir (mürbe), blei, bleist, bleit, blî, blîst, blît (bleibe, bleibst, bleibt, blieb, bliebst, bliebt); gâ, gist, gitt, gân, gatt, gó, góst, gê, gést, gén, gegân (gebe, giebst, giebt, geben, gabst, gæbe, gæbest, gæben, gegeben); hó (habe), hâân (haben), hott (habet), gehât (gehabt); tramt (trampt); schpinnewê (ahd. spinnaweppi, spinnenwebe).

§ 31. 7) *m* (auslautendes), so kann das aus ben entstanden sein, z. b. schîm (schieben), kolm (kolben), schwâlm (schwalben).

§ 32. 8) auslautendes ^n, so kann dasselbe entstanden sein a) aus ^ben z. b. gân aus geben; b) aus ^hen, z. b. sân aus sehen, oder c) aus ^gen, z. b. schlâân aus schlagen.

§ 33. Anm.: Abgefallen ist n in gester (gestern), schterr (stirn), mei, dei, sei (mein, dein, sein; suus). Ausgefallen ists in sist und sisten (sonst), fuffzen (funfzehn), fuffzig (funfzig). Ursprünglich schon nicht vorhanden in bärr (birne, ahd. pira, mhd. bir, nnl. përe). Anlautend kommt es vor als überbleibsel von hin, z. b. nein = hinein; nauf = hinauf; nunter = hinunter.

§ 34. 9) anlautendes r kann von *h*er (huc) übergeblieben sein; z. b. rob = herab; älteres nhd. rab.

B. deren verdoppelung.

Sie hat immer ˘ vor sich. Zwei fälle:

§ 35. 1) das gmdsch. wort hat den konsonant auch, aber einfach und nach ^. z. b. schprutteln (sprudeln), wätter (weiter), tiffer (tiefer).

§ 36. 2) oder es liegt zusammenziehung und angleichung vor, z. b. lett (läßt), lott (laßt), gitt (giebt), gammer (gieb mir, vgl. mhd. gim mir; s. Benecke zu Iwein 1597), wutte (willst du). Insbesondere merke man:

a. hat das wort im inlaut oder auslaut geminiertes p, so hat das entsprechende gmdsche wort pf: proppen = pfropf; eppel = apfel u. äpfel, kopp = kopf.

b. hat es ww, so hat das gmd. bb. krâwweln = krabbeln, auch mm in wiwweln = wimmeln.

Digitized by Google

c. hat es ll, so hat das gmd. entweder ld, z. b. gillen = gülden, hȧll = halde; oder lt, z. b. schuller = schulter.

d. hat es inlautend nn, so kann das zweite n ein angeglichenes d sein, z. b. hunne = hunde, hunnert = hundert. Einmal ists sogar angeglichenes s: unner = unser.

C. sonstige verbindungen:

Hat das ohz. § 37.

1) fl, so kann das gmd. pfl haben (im anlaut): flång = pflegen.

2) pr (anlautend) kann gmd. pfr sein: proppen = pfropf.

3) mp (auslautend) kann gmd. mpf entsprechen: schtrump = strumpf.

4) lw (im inlaut) = gmd. lb: silwer = silber.

5) ˆng = ˆgen oder ˆchen: mông (magen), lîng (liegen), schleing (schleichen), schtreing (streichen).

6) ˆngd und ˆngt = ˆgend: lîngd (im text liengd, liegend); têngt (taugend, nd. tügend, tœgend, d. h. tüchtig).

7) lm = lben: z. b. hȧlm = halben, kȧlm = kalben, sȧlm = salben.

8) ls = lz: hols = holz. 9) ln = len: hûln (im text huhln) = holen; wolln = wollen. 10) ns = nz: flȧns = pflanze. 11) nß = nz, frz. nce: prinß = prinz, frz. prince. 12) schp = sp: schpeia = speien. 13) scht = st: schteing = steigen. 14) rsch = rs: unnersch = unsers. 15) schpl, schpr, schtr = spl, spr, str: schplitzen = splitzen, schpritzen = spritzen, schtreing = streichen. 16) rscht = rst: berscht = bürste, dorscht = durst. 17) rw = rb: herwer = herberge, lorwer = lorbeer. 18) st. a) inlautend = gmd. mhd. st: gester, gmd. gestern, mhd. gëster b) auslautend = gmd. s, mhd. ʒ, in krawest, gmd. krebs, mhd. crëbeʒe.

B. über die vokale.

A. zurückführung auf die entsprechenden gemeindeutschen.

1) ȧ: gewœhnlich = a, z. b. schwȧrz = schwarz; hȧrt = hart; ausgenommen ȧngêng (entgegen), ȧȧr (æhre), blȧȧ (blau), hȧȧ = heu, wo das Andreasbergische richtig hæ hat (vgl. mhd. höu), wæhrend das ohzische nordwestlich vom Bruchberge hæ zur bezeichnung einer gegend gebraucht, deren waldung § 38.

Digitized by Google

niedergehauen ist und welche man gmd. hai, also haifisch, zu nennen beliebt. Hinzuzunehmen sind: sich aufklååren = sich aufklæren, klar, hell werden; sålb = selb, z. b. salbannert = selbandert; måån (papaver), måånt̄ich (montag), trååu = træne (lacryma); verschmåa = verschmæhen (mhd. freilich smâhen); ådlåwång (eau de lavende); klåtern (zerlumpte kleidungsstücke); wåren (wæhren); zåldååt (soldat). åå kann auch = gmd. a stehen, z. b. ååref̄iren = frz. arriver; drååu (dran), grååm (gram), Kåårel (Karl), gååren = garn; nåån = hinan, schlååm = schlamm; schtååtlich = stattlich; wååtscheln = watscheln; åån = an. Regel: das a ist ohz. å, wenn es einem gmd. a entspricht.

Anm.: dies å ist im texte nur dann beringelt, wenn es zur vermeidung misverständlicher homœographie notwendig war. Die länge des å ist im folgenden nur dann durch aa bezeichnet, wenn ihm nicht ein einfacher konsonant mit folgendem vokal folgt; dafür ist aber aa auch immer wie åå (gemeine schrift åh) zu lesen.

§ 39. 2) *a*:

a. = gmd. a. 1) in allen ausrufen und naturlauten. 2) in Andrés = Andreas, arpen (arbeiten), arbt (arbeit), arbter (arbeiter), dass (daß), Hannel (Hannchen), Hanning (Hannchen), hanschich (handschuh), hatte, haste, hatten (hatte, hattst, hatten); mantel (mantel); marteln (martern); martellei (d. i. quælerei); martler (märtyrer), schmant (d. i. gassenkoth); vatter (gevatter), zwansig (zwanzig), zormatschen (zu einer breiartigen masse machen). 3) in fremdlingen, z. b. adjê, frz. adieu.

b. = gmd. ä, z. b forwarts = vorwärts, schatzel = schätzlein; hannel (lites), pl. v. hånnel.

c. = gmd. ë: arwes = erbse, Wilhalm = Wilhelm (mhd. Willehalm), walt = welt (mhd. wërlt).

d. = gmd. e: dafter = desto, draschen = dreschen.

e. = tonlosem e: längara = längere. Ein solches a kann immer statt e im auslaut gebraucht werden und wird so gebraucht, wenn ein derartiges wort den satz schließt.

3) *â* (im texte a, aa, ah).

Digitized by Google

a. felten gmd. â, nämlich in dem namen des buchftaben a, ferner in âmteier = abenteuer (mhd. aventiure), korafche (frz. courage), knatern, wofür jedoch auch knætern (knattern). § 40.

b. = gmd. au, ahd. au, mhd. ou, nnd. ô oder û: bâm = baum; râch = rauch; frâ = frau; genâ = genau; grâ = grau. Nur hauf, haubt und lauf (letzteres jedoch nur als grundwort in zufammenfetzungen, z. b. lâmslauf) behalten ihr au.

Anm.: die bezeichnung der länge eines in offener filbe ftehenden vokals wird fortan in diefem teile des gloffars unterbleiben.

c. = gmd. æ: fâg = fæge (ferra); fchama = fchæmen (pudere).

d. = gmd. langem ë: âm = eben (modo), ârd = erde, wâng = wegen.

e. = gmd. ë: pâch (wofür jedoch auch pich) = pech, brât = brett.

f. = gmd. äu (wo man eig. æ, mhdfchem öu entfprechend, erwartet): bamer = bäume, lafer = läufer.

g. = gmd. ê (felten): fân = fehen.

h. agf., mhd. æ: râz d. h. gewaltige gliederkraft, agf. ræs, vgl. mhd. ræze, d. h. hitzig.

4) *e*: § 41.

a) = e: wecken. b) = ä: wefch (wäfche). c) = æ: fchleffrig (fchlæfrig). d) = ö: kepp (köpfe). e) = œ: hefflich (hœflich). f) = i und ü, nämlich vor r: kerch (kirche), ferfcht (fürft). g) = ë: lerch (lerche, alauda).

5) *ê* (im texte eh, ee). a) = ê: fêl = fele. b) = œ: êl (œl), fchrêtern (frequentativ von gmd. fchroten), drêna (drœhnen). c) = æ: fchwêgern = fchwægerin; fchtêk = ftæke, nêa = næhen. d) = i: fchêf = fchief, bêng = biegen. e) = nnd. ê, agf. â, gmd. ei: fchpêk, nnd. fpeke, agf. fpâca, gmd. fpeiche (des rades). § 42.

6) tonlofes e: § 43.

a. geblieben

a) zwifchen r und l: Karel = Karl; karrel = kerl (ahd. charal).

b) „ b „ s: krawest = krebs (mhd. crëbeze).

c) „ g „ ft: angeft = angft (ahd. ankuft).

Digitized by Google

d) zwifchen g und n: g e n a a d = gnade (mhd. genâde).
e) „ g „ l: g e l æ m = glauben (gläuben).
f) „ n „ f: f i n e f e = fünf (ahd. finevî), hannef (mhd. hanef) = hanf.
g) „ w „ n: f i w e n a (gth., ahd. fiban) = fieben.
h) „ b „ ft: o w e f t = obft (mhd. obeʒ).

b. verfetzt: 1) vor eln, ftatt len: h a u e l n = heulen, f i e l n = fühlen. 2) zwifchen r und n: g a r e n = gerne; g å r e n = garn.

§ 44. 7) *i:*

a) = ü: b i c h s = büchfe, f i c h s = füchfe. b) = gmd. u: g e d i l l i g = geduldig (früher gedüldig); f c h i l l i g = fchuldig; finkeln = funkeln; inter = unter-, z. b. i n t e r f c h t e i e r = unterfteiger.

§ 45. 8) *î* (im texte ih, ie): a) = lang ü: i w e l = übel, kliker = klüger. b) = i: f c h m î d = fchmidt (faber ferrarius), f c h l î t e n = fchlitten, z î n = zinn, r î t = ritt (equo vectus eft). c) = œ: im konj. præt. von h æ r e n (hœren), z. b. h î r i c h, hœrte ich; ferner in f c h î n = fchœn, h î n a = hœnen; in a u s f î n a, v e r f î n a = ausfœhnen, verfœhnen, vgl. gmd. fühnen; fodann als umlaut von û: r û t (gmd. roth), comparat. r î t e r; g û t, comp. g î t e r. d) = ê in g î n = gehen und f c h t î n = ftehen. e) = ei (felten): l î f a = leife; f c h t î z = fteiß.

§ 46. 9) tonlofes, verftohlenes i findet fich

a. zwifchen l und g, z. b. b a l l i g (balg).
b. „ l „ ch, z. b. m i l l i c h (milch).
c. „ n „ ch, z. b. m i n n i c h (mönch, lat. monachus), m a n n i c h (vgl. ahd. managei).

§ 47. 10) *o:*

a. = u vor r, welches weder i noch ü noch u vor fich leidet, z. b. w o r f c h t (wurft); feltener vor andern, z. b. f c h o s s (fchuß).
b. = û, z. b. f l o c h c h (flug).
c. = ô, z. b. k o l l (kohle).
d. = a, z. b. w o s (was), h o f t, h o t, g e w o c h f e n, k o l e n d e r, f c h o r m a n t (frz. charmant).
e. = î: l o f f (lief, præt. v. lafen, currere).

Digitized by Google

f. = au: geloffen (gelaufen).

11) *ô*: a) = â, z. b. fchôf (ovis), fchlôf, loden, fòch (videbat). b) = a: grôs (gramen), blôt (folium), rôd (rota currus), nôch (poft). § 48.

12) *u*: a) = u: unten. b) = û (mhd. uo): huften, ruffen, fuchchen (gmd. fuchen), bluttft (gmd. bluteft), blutt (blutet), blutte (blutete), geblutt (geblutet). c) = ü: huppen (hüpfen), gebrull, brullen d) = o (gth. u) vull, tull, quull. e) = ô: hunnig (mel), munden (luna). § 49.

13) û: a) = û: ûr (horologium). b) = ó: ûr (auris), ufen, bût (nuntius), flûk (pulex). c) = î im præt. urfprünglich reduplicierender vollwörter: blûs (blies), fûl u. dgl., woneben jedoch auch î. d) = o: trûk (trog). e) = u: betrûk (betrug). § 50.

14) *ä*: a) = ei (mhd. ei): ä (ein), ämmer (eimer). b) = œ: fchänner (fchœner). c) = ü: fchärz (fchürze). d) = eu: lächten (leuchten). e) = a: kännte, länkfen (langfam). f) = ö: kännte (könnte, lat. poffet). g) = e: känne (kennen). h) = é: ärfcht (erft), jänner (jener), fchwärrer (fchwerer). i) = i vor r: härt (hirte), feltener nach r: bränga (bringen). § 51.

15) æ: a) = ei (goth. ai, fehr häufig): æ (ovum), bæde (beide). b) = au (nnd. œ, mhd. öu, ou): kæfen (kaufen), tæf (taufe, mhd. töufì), tæfen (taufen, älter täufen). c) = eu, äu (mhd. öu): fræd (freude). d) = œ: hæren (hœren), gewæne (gewœhnen). e) = é: bær (beere), kæren (kehren). f) = lang ë: ræn (pluvia); fæng (fegen). g) = î: fchmæren (fchmieren). § 52.

16) ei = eu, äu (mhd. meift iu): eich, feier, meis (mures); fonft = ei mhd. î: eifen, mhd. îfen; fchpeis, mhd. fpîfe. § 53.

B. Umlautung. § 54.

1) å lautet um a) in a, z. b. kåften (cifta), pl. kaften; hånnel (lis), pl. hannel. b) in ä, z. b. fall (cafus), pl. fäll. c) in e, z. b. aft (ramus), pl. eft. d) einmal in ê, nämlich fchtadt (urbs), pl. fchtête.

2) aa lautet um a) in â, z. b. naal (clavus), pl. nâl. b) in æ, z. b. zaan (dens), pl. zæn.

3) *o* in e, z. b. bock, pl. beck.

4) *ô*, a) in â, z. b. grôm (foffa), pl. grâm. b) in é, z. b. foden (filum), pl. feden; fchlôk (ictus), pl. fchlêk.

Digitized by Google

5) *u*, a) in i, z. b. bruch (fractura), pl. brichch. b) in e, z. b. wulf (lupus), pl. welf.

6) *ú*, a) in î, z. b. brûch (d. i. moraſt), pl. brîcher. b) in i, z. b. tuch (pannus), pl. tichcher. c) in é, z. b. buden (= gmd. boden), pl. beden; flûk (gmd. floh), pl. flê.

7) au in ei, z. b. zaun (ſepes), pl. zein; maus (mus), pl. meis.

§ 55. III. über vorſilben.

1) ter = gmd. er, z. b. terlaum (erlauben). 2) dô u. doder = gmd. da, z. b. dofîr, doderfîr = dafür. 3) ver = gmd. er, z. b. verzéeln = erzælen.

§ 56. IV. über endungen:

1) ˆeln = gmd. ˆlen, z. b. ſchoeln = ſcholen = ſchôln = gmd. ſchalen; verweieln = verweiln = gmd. verweilen. Ueber die ausſprache ſ. § 90, c.

2) me, ne, nge = gmd. men, nen, ngen: namme = nehmen, nenne = gmd. nennen, ſchlinge = ſchlingen.

3) infinitiv u. 1ᵉ u. 3ᵉ pl. auf e mit voraufgehendem vokal = gmd. en mit voraufgehendem vokal: ſchreie = ſchreien.

4) ing = gmd. ung, igen u. ichen: z. b. mæning = meinung, ſæling = ſeligen, herrling = herrlichen. 5) ˆng = ˆgen, z. b. jûngd = jugend. 6) lling u. rring = gmd. lgen u. rgen: folling = folgen, morring = morgen. 7) nne, nnel, nner = gmd. nde, ndel, nder: ſchtunne = ſtunde, hanneln = handeln, wunner = wunder; einmal = nſer, nämlich unner = unſer.

V. konjugation.

A. infinitiv und perſonenkennzeichen.

§ 57. 𝔄. infinitiv. Die obziſchen lautgeſetze bringen es mit ſich, daß nicht jeder infinitiv, alſo auch nicht jede 1ᵉ u. 3ᵉ pl. præs. auf en ausgehen kann. Es verhält ſich vielmehr mit dieſen formen wie folgt: Hat das gmd. im infinitiv und in 1ʳ u. 3ʳ pl. præs.

1) ben, ſo wird daraus *m*: aus lieben wird lîm (im text liem), aus ſalben wird ſalm, aus ſterben wird ſchtarm, ausgenommen gân (geben) und haan (haben).

2) en mit voraufgehendem vokal, ſo fällt das n ab: aus ſæen wird ſea, ausgenommen hân aus hauen (ahd. houwan).

Digitized by Google

3) hen. a) ist das wort stark, so fällt das he aus: aus gehen wird gîn (im text gihn). b) ist es schwach, so fällt das n ab: aus ruhen wird rua (im text ruha).

4) ^gen oder ^chen, so hat das ohz. ^ng: aus liegen wird lîng, aus rauchen wird râng, aus brauchen wird braung. Ausnahmen: traan (tragen), saan (sagen), schlaan (schlagen).

5) lgen, so hat das ohz. lling. Aus folgen wird folling.

6) men oder nen, so verschmæht das ohz. wort den auslaut. Aus kommen wird kumma, aus nennen wird nenna.

7) ngen, so hat das ohz. nge. Aus verlangen wird verlanga.

8) rgen, so hat das ohz. rring. Aus sorgen wird sorring.

9) ^len, so entsteht die § 56, 1 beschriebene umstellung: Aus befehlen wird befâln oder befaeln, aus heulen wird haueln. vgl. mhdsche formen wie scheln, queln, wern, zern u. dgl.

B. personenkennzeichen.

1) für stark und schwach gemeinschaftlich:

a. die 1e sing. præs. endigt nie auf e, sondern zeigt den nackten stamm, z. b. inf. känna (kennen) 1e s. præs. känn (kenne); inf. erm (erben) 1e s. præs. erb; so lâm (leben), lab (lebe); lîng (liegen), lîg (liege); schtaung (stauchen), schtauch (stauche); rachna (rechnen), rachen; râng (rauchen) râch. § 58.

b. der imperativ hat in der wurzel immer den laut des infinitivs: schprachchen (sprechen), imper. schprachch (sprich). Von sân (sehen) giebts noch eine 2e s. auf e, nämlich vor guck: se guck! (ecce, ei sieh doch! siehe da! gth. saíhv; ahd. mhd. sê; Grimm gram. III, 247). § 59.

2) für jede art besonders.

a. für die schwache ist zu merken: § 60.

Hat das gmd.

1) im pr. dest oder test, det oder tet, so wird das e elidirt und die ganze silbe zu dst und respective tst und t zusammengezogen, z. b. schadst, schadest, rättst, reitest; schat (oder schadt), schadet, rätt, reitet. So geschah's schon im mhd. (Grimm gr. I, s. 958. 959).

2) test, in 2r s. præt., so hat das entsprechende ohz. ste. Aus sagtest wird sâste.

3) hat es in 2r pl. præs. und im part. præt. tet oder det, so wird

Digitized by Google

das e herausgeworfen und ftatt des aus tet entftehenden tt könnte füglich auch t gefchrieben werden, da wirklich nur ein t gehœrt wird. Aus haltet wird haltt oder halt; aus gefaltet wird gefaltt oder gefalt; aus gebetet wird gebatt oder gebat; fo gefchatt = gefchadet.

4) endigt die 2e plur. præt. auf tet, fo fällt der auslaut der endung weg. Aus fagtet wird fate (im text fahte).

5) hat das gmd. dete oder tete, fo wird dies in te zufammengezogen; der verftändlichkeit wegen nœtigen falls mit tte gefchrieben. Aus faltete wird faltte oder beßer falte.

6) deteft oder teteft wird zufammengezogen zu tfte: falteteft zu faltfte.

7) das part. præs. der wörter auf mme lautet mmet: flamma (flammen), part. præs. flammet.

8) das part. præs. derer auf nne lautet nnet: brenne oder brenna (brennen), part. præs. brennet.

§ 61. b. für die ftarke:

1) lautete der ftamm auf ein urfprünglich hœrbares h aus, fo hat das præt. ch; gefchân (gefchehen), præt. gefchóch (gefchah). Alfo ganz wie im mhd. (Grimm gram. I, 942).

2) das part. præt. endigt wie der infinitiv, z. b. terwarm (erwerben), part. præt. terworm (erworben).

3) die 1e u. 3e præt. conjunct. lautet nie auf e aus, alfo kaam (veniebam), conj. kæm (venirem, veniret), roch, præt. conj. rech (röche).

B. darftellung der konjugation.

Das Oberharzifche hat dreizehn konjugationen, nämlich (die urfprünglich reduplicierende hinzugerechnet) elf ftarke und zwei fchwache.

Digitized by Google

A. ſtarke konjugation.

No. der konjugationen.	allen gruppen gemeinſamer ablaut und deſsen umlaut. part. præt.	conj. præt.	præt.	No. der hauptgruppen.	lautverhältnis der haupt- und kleineren gruppen. part. præt.	conj. præt.	præt.	2. u. 3. s. præs.	præs. imp. inf.	belege und bemerkungen. das allen gruppen gemeinſame iſt mit deutſcher ſchrift angegeben um anzudeuten, daſs die laute ancipites ſind. die numerierung der kleinern gruppen unterbleibt; der augenſchein lehrt, daſs z. b. die erſte hauptgruppe der 1. konjug. in 2 kleinere zerfällt.	
I	i	i	i	1	i	i	i	æ	æ	verblæng (blæng iſt ſchw.).	§ 62.
								ei	ei	beißen.	
				2	i	î	î	ei	ei	weiſen.	
				3	î	î	î	ei	ei	bleim (pr. blei, bleiſt, bleit; bleim, bleit, bleim; imper. blei; præt. blî, blîſt, blî, blîm, blît, blîm; part. præt. geblîm). ſchreia (hat im præt. und deſſen part. das r bewahrt: ſchrîr, geſchrîren).	
								ä	ei	ſchneiden, reiten.	
II	u	ä	a	1	u	ä	â u	i	i	klinga. die wörter deren ſtamm auf ng oder nk ausgeht, haben die nebenform auf u, diejenigen, denen er auf nd oder n ausgeht, haben ſie bloß im plur. ginna entbehrt derſelben und hat auch ein ſchw. part. præt. geginnt; formiert auch den conj. præt. lieber ſchw., ginnta.	§ 63.
								ë	ë	ſchwemma (intrans., hat auch ein ſchwaches præt. und part. præt.: ſchwemmta, geſchwemmt).	
				2	u	æ	aa	i	a	namma (nehmen).	
									u	kumma (kann des augments entbehren, alſo kumma = gekumma).	
III	a	e	o	1	a	ê	ô	i	i	ſitzen (præt. ſôz; conj. ſêz).	§ 64.
									a	aſſen (kann im part. præt. des augments entbehren, alſo gaſſen = gegaſſen).	
				2	â	ê	ô	i	i	bitten (hat auch ein ſchw. part. præt.: gebitt).	
									â	gân (2. pl. præt. gatt. part. præt. gân neben gegân).	
								î	â	ſân (2. pl. præs. ind. ſatt).	
								â	â	genaſen.	
								ei	î	lîng (liegen, jaceo).	

Digitized by Google

	No. der konjugationen.	allen gruppen gemeinſamer umlaut und deſsen ablaut.			No. der hauptgruppen.	lautverhältnis der haupt- und kleinern gruppen.					belege und bemerkungen.
		part. præt.	conj. præt.	præt.		part. præt.	conj. præt.	præt.	2. u. 3. sing. præs.	præs. imp. infin.	
§ 65.	IV	o	e	o	1	o	e	o	ei	î	flîng, flîßen, ſchîßen.
									a	a	fachten.
									e	a	malken, ſchtarm.
									i	a	galten (t vor st ausgeſtoßen, alſo gilſt, nicht giltſt, gelſt, nicht geltſt).
									e	e	ſchmelßen (præt. jedoch häufiger ſchw. conj. faſt nur ſchw.).
									ei	au	ſaufen.
					2	o	ê	ô	i	a	ſchtachen.
§ 66.	V	u	e	o		û	ê	ô	î	â	ſchtaeln (gmd. ſtehlen), befaeln.
§ 67.	VI	o	i	u		o	î	û	e	a	draſchen (andere form dreſchen, daſchen und deſchen; dreſchen jedoch und daſchen ſind ſchw.).
										å	wachſen (hat im præt. ind. auch wuchs).
									ä	â	waren (gmd. werden).
§ 68.	VII	u	i	u		û	î	û	î	â	ſchwaren (gmd. ſchwæren).
									wie præs. imper. infin.	î	terkiſen, præt. und part. præt. terkûr, terkuren. conj. præt. lieber ſchw. terkîſte.
										æ	ſchwæren (gmd. ſchwœren).
										ê	hêm (gmd. heben).
										au	ſchraum (gmd. ſchrauben, conj. præt. lieber ſchw.).
§ 69.	VIII	u	e	u	1	û	ê	û	ei	î	lîng (mentiri).
									î	â	wâng (gmd. wægen), garen (gmd. gæren).
									au	au	ſaung.
					2	u	e	u	i	a	quallen (conj. præt. meiſt vermieden, ſo auch von ſchwallen).

Digitized by Google

No. der konjugationen.	allen gruppen gemeinſamer umlaut und deſſen ablaut.			No. der hauptgruppen.	lautverhältnis der haupt- und kleineren gruppen.					belege und bemerkungen.	
	part. præt.	conj. præt.	præt.		part. præt.	conj. præt.	præt.	2. u. 3. s. præs.	præs. imper. infin.	die wörter der 9., 10. u. 11. ſt. konjugation haben im part. und deſſen præt. den laut des infinitivs. was von dieſen wörtern nicht urſprünglich reduplicativ geweſen, iſt's, der jetzigen form nach, geworden. die nebenform auf u in der 11. konjugation nur ortſchaftenweiſe. fing häufiger gehœrt als fung, dagegen fung aan häufiger als fing aan. halten hat in 2. præs. helſt und wirſt im præt. überall das t ab, alſo hûl und hîl, hîlſt und hûlſt; hueln (oder hûln oder huheln, oder hulen) und hieln (oder hîln oder hilen) u. ſ. w.	§ 70.
IX	wie d. infinitiv.	î	î		wie infinitiv.	î	î	æ	æ	hæßen (part. præt. fehlerhaft gehîßen).	§ 71.
								â	â	hân (cædere, gmd. hauen).	
								e	ô o	loßen (præs. ind. loss, leſt, lett; loßen, lott, lôßen; imperat. loss, lott).	
									ô	roten.	
X	wie d. infinitiv.	î	û		wie infinitiv.	î	û	ê	ô	grôm (gmd. graben).	§ 72.
								ê	aa	ſchlaan (dies ſtellt im præt. das g wieder her; ſchlûg, ſchlîg, ſo auch traan).	
								e	å	backen.	
								æ	aa	faren.	
XI	wie d. infinit.	i	i u	1	wie infinitiv.	î	î û	e	å	fallen, halten.	§ 73.
								ê	ô	bloſen.	
				2	wie infin.	i	i u	å	å	fanga.	

𝔅. ſchwache konjugation:

1) die erſte: Charakteriſtiſch für dieſelbe iſt, daß der wurzelvokal in 2r und 3r s. und in 2r pl. præs. indic. und im ganzen præt. verkürzt und lautverändert wird. Die wurzel der hierher gehœrenden wörter lautet auf d oder t aus. Die wörter laßen ſich in ſechs gruppen ordnen, nämlich: § 74.

Digitized by Google

gruppe.	kürzung.	wurzel-vokal.	belege und bemerkungen.
1	ä	æ	klæden (kleiden).
		ei	leiten (gmd. läuten), bedeiten. ei kann eben nur durch umlautung in ä verkürzt werden.
2	u	û	schruten.
3	å	ô	schoden.
4	a	â	gaten (dies hat auch ein st part. præt., nämlich gegaten, welches aber wenig in gebrauch.
5	i	î	hiten.
6	e	ê	aanreden.

§ 75. 2) die zweite: Unterscheidet sich nicht von der gemeindeutschen schw. konjugation. Wie in dieser bleibt der wurzelvokal unverändert: z. b. baua: bau, baust, baut; baua, baut, baua; baute, bauste, bauta; bauten, baute, bauten; gebaut.

Anomalien.

§ 76. A. Mischformen: die entsprechenden gemeindeutschen sind im ohz. fast alle durchweg schwach geworden. Neben den in der tafel der starken konjugationen angegebenen sind zu bemerken: terschrecken, præt. terschrôk; conj. terschreckte; part. præt. terschreckt. (verschrecken ist durchweg schw.) schaffen. præt. schaffte; part. præt. geschafft und geschaffen (jenes so viel als erarbeitet, bewirkt). hæren. præt. hûr; conj. præt. hîr; part. præt. gehært; schtecken, præt. schtôk, conj. præt. schtêk, part. præt. geschteckt; frông und frêng (beide = gmd. fragen), præs. frôg, frôgst und frêgst, frôgt und frêgt; præt. frûg, frôgte und frêgta; conj. præt. frîg; part. præt. gefrôgt; imperat. frôg, frôgt. bêng (gmd. beugen, biegen), præt. bûg und bêgta; conj. præt. bêgte; part. præt. gebêgt und gebûng. verleschen, præt. verleschte; part. præt. verlescht und (weniger gebräuchlich) verloschen.

§ 77. B. regellos ab- und umlautend: krîng (accipere) 2[e] u. 3[e] s. præs. krichst, kricht; præt. krêch; part. præt. gekrêng

Digitized by Google

und kréng. lasen, præs. lâf, läfst, läst; præt. lîf und lof; conj. præt. leff; part. præt. geloffen. hänga, præt. hung und hing; conj. præt. hing; part. præt. gehånga, häufiger gehängt.

C. defective: von gebaren ist nur das part. præt. geburen in gebrauch; die übrigen formen werden lieber umschrieben von barschten (gmd. bersten), nur das part. præt. geborschten. § 78.

D. præterita mit præsensbedeutung. § 79.

1) messen (debere gmd. müssen). abweichend vom gmd. pl. præs. ind. messen, messt; conj. fehlt; conj. præt. meste.

2) derfen. præs. derf u. s. w.; præt. dorfte; conj. præt. derfte; part. præt. gedorft.

3) känna (gmd. können). s. præs. kann u. s. w.; pl. känne, kännt, känna; conj. ungebräuchlich; præt. kunnta u. s. w.; conj. præt. kännta u. s. w.; part. præt. gekunnt.

4) mêng. s. præs. mόg u. s. f.; pl. mêng, mêgt, mêng; conj. fehlt; præt. muchta; conj. mechta; part. præt. gemucht, auch wohl gemocht.

5) wissen. s. præs. wäss u. s. f.; pl. wissen; conj. fehlt; præt. wussta; part. præt. gewust.

6) sollen. 2e s. præs. ind. sost. 3e s. præs. ind. sell neben soll; sell ist aber schon veraltet.

7) wollen. 2e s. præs. witt und wutt.

E. andere wildlinge.

1) gîn (gmd. gehen) hat einen despectiven imperat. gê neben gî, und hat im præt. gung neben gäng; conj. præt. gäng; part. præt. gange neben geganga. § 80.

2) schtîn (gmd. stehen). præt. schtand und schtund; conj. præt. schtänd; part. præt. geschtanden.

3) bränga. præt. brochta; conj. præt. brechta; part. præt. gebrocht.

4) denken. præt. dachta; conj. præt. dechta; part. præt. gedacht.

5) tûn (gmd. thun). 2e u. 3e s. u. 2e pl. præs. ind. kürzen das u: tust, tut. præt. tόt und têt u. f. f.; conj. præt. têt u. s. f.

6) haan (gmd. haben). præs. hô, host, hot; haan, hot, haan; conj. hô, host, hό; haan, hot, haan; præt. 2e s. haste, 2e pl. hatte; conj. præt. hette u. s. f.; part. præt. gehat.

7) sein. 3e s. præs. ind. is; 1e u. 3e pl. præs. ind. sän und sein; part. præt. gewasen u. gewåst.

8) sân. imperat. se, seh neben sâ; præt. sόch; conj. præt. sêch;

Digitized by Google

2ᵉ pl. præs. ind. ſat. (Ueber jenes ſe vgl. Grimm gram. III, 247. 305.)

VI. deklination:

§ 81. Erſtlich: ſubſtantiva: das Ohz. hat 10 ſubſtantivdeklinationen: 6 ſtarke, 2 ſchwache, 2 gemiſchte.

A. ſtarke deklination.

§ 82. 1) ſingular. Für alle 6 deklinationen die nämlichen endungen, welcher jedoch nur die masculina und neutra genießen, indem die feminina im s. indeklinabel.

n. —
g. s, nach r beziſcht, ſch.
d. e.
a. —
v. —

Paradigmen.

n. ómd (gmd. abend).	ræf (circulus).	wâk (gmd. weg).	ſchteier.
g. ómds.	ræfs.	wâks (u. wágs).	ſchteierſch.
d. ômde.	ræf.	wák u. wâg.	ſchteier.
a. ómd.	ræf.	wâk u. wâg.	ſchteier.
v. ómd.	ræf.	wák	ſchteier.

§ 83. Nur leib, ómd, kind und die namen der wochentage auf tig haben die dativendung e behalten, und auch dies nur in beſtimmten fällen, nämlich leib nach in und von, ómd nach von und an dan: von ómde, an dan ómde (doch hœrt man auch von ômd und an dan ómd), die wochentagsnamen nach an: an freitige (doch wird auch hier das e oft verſchmæht) und kind in der verbindung: mit ſän kinna. Alle übrigen verſchmæhen die dativendung. Die wörter auf ˆk, mhd. ˘c, gmd. ˘g, können im g. d. und a. das k erweichen.

§ 84. 2) plural.

	erſte.	zweite	dritte	vierte.	fünfte.	sechste.
n.	e	er	umlaut	umlaut u. e	umlaut u. er	s (nach r beziſcht).
g.	e	er	umlaut	umlaut u. e	umlaut u. er	s (nach r beziſcht).
d.	en	ern	umlaut u. en	umlaut u. en	umlaut u. ern	s (nach r beziſcht), sen.
a.	e	er	umlaut	umlaut u. e	umlaut u. er	s (nach r beziſcht).
voc.	e	erſch	umlaut	umlaut u. e	umlaut u. er	s (nach r beziſcht).

Belege: zur erften: ræfe, ræfe, ræfen, ræfe, ræfe. zur zweiten: kind, n. g. a. pl. kinner, d. kinnern, v. kinnerfch (das einzige wort, welches eine befondere vocativendung annimmt. wenn der anlaut nicht widerfpræche, könnte man es für den v. pl. von ginner, gmd. gönner, halten, dann würde das wort der fechften zuzuweifen fein, und von einer befondern vocativendung überall nicht die rede fein können). zur dritten: bock, pl. n. g. a. v. beck, d. pl. becken. zur vierten: grund (als msc. ratio, als fem. vallicula) n. g. a. v. grinde, d. pl. grinden. zur fünften: horn, n. g. a. v. herner, d. pl. hernern. zur fechften: engel, n. g. d. a. v. engels; pidel, n. g. a. v. pl. pidels, d. pl. pidels und pidelfen; karrel, n. g. a. v. pl. karrels, d. pl. karrels und karrelfen. fchteier, pl. fchteierfch.

B. fchwache deklination. § 85.

erfte.		zweite.	
singular.	plural.	singular.	plural.
n. —	n.⎫	indekli-	n.⎫
g.⎫	g.	nabel.	g.
d.⎬ en	d.⎬ en		d.⎬ en
a.⎭	a.		a.
v. —	v.⎭		v.⎭

Belege und bemerkungen: menfch. hûs (bracca). doch werfen nur menfch, rîs (gmd. riefe) und hôs (gmd. hafe) die flexionsendung im s. niemals ab. herr kann im a. s. die endung entbehren. alle übrigen flectieren im s. nur den gen. — die feminina im s. indeklinabel.

C. gemifchte deklination. § 86.

erfte.		zweite.	
singular.	plural.	singular.	plural.
n. —	⎫	—	⎫
g. s		ens	
d. —	⎬ en	en	⎬ en
a. —		—	
v. —	⎭	—	⎭

Belege. zur erften: tuffel (gmd. pantoffel), g. s. tuffels, n. d. a. v. s. tuffel. pl. tuffeln. zur zweiten: harz (cor), g. s. harzens. d. s. harzen. n. a. v. harz, pl. harzen.

Digitized by Google

Modificationen.

A. der flexionsendungen:

§ 87. 𝔄. Endung e. Sie wird verschmæht

1) von flack (gmd. fleck), haar (fem. gmd. har, lat. crinis), kâs (caseus), leit (gmd. leute), bæn (bein), fisch (in der bedeutung fischspeise, z. b. gebrôtne fisch), pfeng (pfennig), schtæn, schwein, trâm.

2) von den masculinen auf rm, rn, m (gmd. ben), en, ^ng (gmd. ^gen), lich, z. b. årm, schtarn, karn (gmd. kern), kårrn (carrus), kolm (gmd. kolben), bånsen, dæng, dreilich (gmd. dreier, trinummus), pl. dreiling.

3) von den auf *e* auslautenden, z. b. bære (gmd. bohrer).

4) von den ableitungsfilben er und el (die verkleinernde ausgenommen), z. b. wunner, eppel.

§ 88. 𝔅. Endung en.

1) den anlaut derselben betreffend.

a. ihn verschmæhen.

α. die wörter, welche auf vokale auslauten, z. b. bålwire, d. pl. bålwiren; hé (collis), d. pl. hên; muschellei (fraus furtiva, vgl. frz. mouche, sp. mosca, moscon), d. pl. muschellein, bæra, d. pl. bæren.

β. die ableitungsfilben er und el (nicht jedoch die verkleinernde), ling, z. b. känner, d. pl. kännern; schtifel, schperling (d. pl. schperlingg).

γ. die wörter, deren wurzel auf *r* auslautet, z. b. herr, bärr, schterr, dorr (dorn fem. im ohz.).

§ 89. b. es können ihn entbehren: die wörter auf *l*, z. b. kol (carbo), pl. kollen und kolln, fûl (planta pedis), pl. fûln.

§ 90. c. es können denselben vor den stammauslaut setzen die wörter auf ^l, z. b. schtraal, pl. schtråeln, naal, d. pl. naeln; gaul, d. pl. geieln; mîl (gmd. mühle), pl. mieln. Und ist dabei zu bemerken, daß das *e* in diesem falle nur sehr leise gesprochen wird, ausgenommen, wenn ihm ein diphthong vorhergeht wie in geieln.

§ 91. 2) den auslaut derselben betreffend. Denselben verschmæhen

a. die wörter mit vokalischem auslaut, z. b. bau, d. pl. baue;

Digitized by Google

kû (gmd. kuh), d. pl. kiĕ oder kia, ausgenommen diejenigen, welche auf re endigen, z. b. bære, d. pl. bæren.

b. diejenigen, welche auf *m* und *n* auslauten und die, welche auf ne endigen, z. b. ſchtamm, d. pl. ſchtämme; traan (gmd. thræne), pl. traane; brunne, wofür auch brunnes.

c. diejenigen, welche auf ˇng endigen, z. b. ſchtang, d. pl. ſchtange; pfeng, d. pl. pfenge.

d. die auf nk, mhd. nc, gmd. ng, welche das *k* im pl. zu *g* erweichen (vgl. § 103), z. b. rink, d. pl. ringe; geſank, d. pl. geſänge.

e. die auf nd, deren auslaut dem n angeglichen wird, z. b. hund, d. pl. hunne; wind (flatus ventris), d. pl. winne, aber in der bedeutung von commotus aëris winden (vgl. § 107, a).

f. die diminutive auf el, wenn das *e* vor dem *l* elidiert worden, z. b. heiſel, d. pl. heisla. Doch hœrt man auch: mit vugelheiſeln.

3) die ganze endung verſchmæhen die wörter auf ˆm, gmd. ˆben (§ 31), z. b. grôm, d. pl. grâm, auf en, z. b. banſen, auf ˋng, gmd. ˆgen, und die auf nne, welches aus nde entſtanden iſt, z. b. ſchtunne. § 92.

4) die wörter auf ˆb laßen die endung mit dem ſtammauslaut zuſammenſchmelzen in ˆm, z. b. ſcheib (pl. ſcheim). § 93.

C. Endung *s*.

1) des ſingulars. Der genitiv der wörter, welche auf eine ſibilans auslauten, iſt dem Oberharzer unangenehm; er gebraucht dafür ſtets den periphraſtiſchen genit. (§ 135). Auch für den g. der wörter, welche auf den ziſcher auslauten, z. b. fiſch, wæhlt man lieber die umſchreibung. § 94.

2) des pluralis (der 6. ſtarken dekl.). § 95.

a. Nur haamel (vervex), junge (infans mas), karrel (ahd. charal, gmd. kerl), mædel und voter, ſo wie diejenigen perſonenwörter, mit welchen ein übler nebenbegriff verbunden wird, z. b. pidel (gmd. büttel), frångel (kräftiger aber roher menſch), ſchinder, bengel werden immer und durchweg ſo dekliniert.

b. engel, teifel und bengel können den d. pl. auch nach erſter ſtarker deklination nehmen (ſ. § 88, β).

Digitized by Google

§ 96. c. fæhig sind dieser deklination

α. die übrigen personenwörter auf el (diminutive ausgenommen), er und en, z. b. schteier, schlingel, bansen.

β. die auf *e*, nne, el, *m* (gmd. ben), en, er, rn endigenden wörter für werkzeuge und tiere, z. b. bære, brunne, sawel, kolm, schtunßen, schtamper, kårrn, schimmel (equus canus).

γ. die einsilbigen werkzeugsnamen auf ^ng, gmd. ^gen, z. b. dæng, wóng.

δ. die fremdlinge auf *m* (lat. men), re, îr, z. b. gårm (carmen), balwire, offezîr (frz. officier).

§ 97. d. gebraucht wird diese deklination für die § 96 aufgeführten wörter nur dann, wenn

α. die bezeichnung des pl. durchaus notwendig ist und auf andere weise nicht bewerkstelligt werden kann, und selbst dann sucht man sich, wenn der d. erforderlich ist, lieber dadurch zu helfen, daß man auf præpositionen, welche sonst den d. regieren, den a. folgen läßt, also z. b. sogar sagt: mit de schtunßen statt mit dn, oder mitten schtunßens.

β. wenn man sich verächtlich ausdrücken will; wo nicht, sind die wörter auf el, er, *n*, nne, *m* (gmd. ben) und ^ng (gmd. ^gen) ganz, von den übrigen die nicht auf îr endigenden im n. g. a. v. pl. indeklinabel, wærend die auf ir en annehmen. Man sagt also de balwires und de balwire, de bære und de bæres, de schtunßens und de schtunßen, de offezîrsch und de offezire, je nach subjectivem bedürfnis und vorliebe für das eine oder andere.

§ 98. e. soll mit den in den §§ 95, b; 96 angegebenen wörtern der üble nebenbegriff nicht verbunden werden, so kann man den d. pl. auch auf en mit den dieser endung zukommenden, bereits § 88, a, *α* beschriebenen und noch zu beschreibenden (§ 101. 108. 110. 112) modificationen bilden.

§ 99. 𝔇. Endung sen.

1) diese endung ist immer stark despectiv, z. b. wâr wollte sich mit seng bengelsen obgån! d. i. wer wollte sich mit solchen bengeln abgeben! — dos mensch treckt sich mit

Digitized by Google

ellen karrelſen rim, d. i. dies ſchlechte weibsbild pflegt lüderlichen umgangs mit allen ſchlechten kerlen.

2) nur junge (infans mas) und die wörter auf el, welche nicht diminutive ſind, ſind dieſer endung fæhig.

B. der ſtämme:

𝔄. innere, den wurzelvokal ergreifende, flexion.

§ 100. Nach der zahl der umlaute (§ 54) zerfallen die wörter der dritten, vierten und fünften ſtarken deklination (§ 84) in 7 große gruppen, nämlich å, aa, o, ô, u, û, au, und von dieſen die erſte (å) in 4, die zweite (aa) in 2, die vierte (ô) in 2, die fünfte (u) in 2, die ſechſte (û) in 3 kleinere gruppen.

𝔅. äußere, den ſtammauslaut in verbindung mit den flexionsendungen betreffend.

§ 101. 1) auslaut b: derſelbe wird vor *e* zu *w* erweicht, z. b. dîb (gmd. dieb) pl. diwe und verſchmilzt mit hinten antretendem en zu *m*, z. b. dîb, d. pl. dîm; ſcheib, pl. ſcheim, und dies ſelbſt dann, wenn das b im s. bereits apokopiert war, z. b. ſchtu(b), pl. ſchtûm; gru(b), pl. grûm.

§ 102. 2) auslaut ˆk, mhd. ˇc, gmd. ˇg, ˆg:

a. ſchmilzt mit der flexionsendung en nach erweichung des *k* in ˆng zuſammen, z. b. trûk (gmd. trog), d. pl. trêng; zûk (gmd. zug), d. pl. zîng; ſchlôk (gmd. ſchlag), d. pl. ſchlêng.

b. nur diejenigen wörter dieſer art, welche ſt. nach erſter gehen, erweichen den auslaut zu *g*; die wörter der dritten tun dies nur im d. pl. und die wörter der fünften nirgends. Nur ſchlôk, und zwar bloß in der verbindung ſchleg kring (vapulare) erweicht im n. g. a. v. pl. das k, nicht aber in der bedeutung ictus,

§ 103. 3) auslaut *nk*, mhd. nc, gmd. ng. die wörter dieſer art erweichen das *k* im pl. und verſchmæhen den auslaut der endung des d. pl., z. b. geſank, pl. geſäng. d. pl. geſänge; rink, pl. ringe, d. pl. ringe.

§ 104. 4) auslaut ˆch und ˆg. dieſe wörter laßen die flexionsendung en mit dem ſtammauslaut zu ˆng verſchmelzen, z. b. teich, d. pl. teing; lîg (mendacium), pl. lîng; ſchtræch, d. pl. ſchtræng.

§ 105. 5) auslaut lg, lch, rg: dieſe wörter verdoppeln vor der flexions-

Digitized by Google

endung en den vorauslaut und laßen zugleich das *g* mit der flexionsendung en zu ing zusammenschmelzen; z. b. folg, pl. folling; dolch, d. pl. dolling; zwarg, d. pl. zwarring; ſorg, pl. ſorring.

§ 106. 6) auslaut rk, mhd. rc, gmd. rg dritter deklination: verdoppeln gleichfalls im d. pl. den vorauslaut vor der endung en und laßen ihn mit derſelben zu ring zuſammenſchmelzen, z. b. ſark, d. pl. ſärring.

§ 107. 7) auslaut nd:

a. erſter und zweiter ſtarker deklination: das d wird vor den flexionsendungen *e* und er angeglichen, z. b. hund, pl. hunne; wind (flatus ventris), pl. winne; kind, d. s. kinne, pl. kinner. — Ausnahme: wind (commotus aëris) pl. winde; d. pl. winden. —

b. dritter und vierter ſtarker und zweiter ſchwacher deklination: bei dieſen unterbleibt die angleichung; z. b. wand, d. pl. wänden; grund, d. pl. grinden; wund, d. pl. wunden.

§ 108. 8) auslaut der ableitungsſilben ig und lich: verſchmilzt mit der flexionsendung en zu ing; z. b. ballig, d. pl. bälling; fittig, d. pl. fitting; hanneflich oder hanflich, d. pl. hannefling; ſo auch hanſchich, pl. hanſching.

§ 109. 9) endung ne mit vorausgehendem *n* hœrt man auch nach ſechſter deklination, z. b. brunne, pl. brunnes und brunne.

§ 110. 10) endung en, *n* mit aphæriertem *e*, ferner *m* (gmd. ben) und ˆng (gmd. ˆgen, ˆchen) ſind im pl. flexionslos, z. b. zappen, pl. zappen; ſchtolln, gleich ſchtollen, pl. ſchtolln und ſchtollen; kolm, pl. kolm. Doch können die auf ln, lm, ˆng und die gerætenamen und tiernamen auf rn auch ſt. nach ſechster deklination flectiert werden.

§ 111. 11) auslaut der ableitungsſilbe ˇng der msc. und ſem. die wörter dieſer art verſchmæhen die endung des n. g. a. v. pl. und den auslaut der dativendung des pl. z. b. faaring, n. g. a. v. pl. faring, d. pl. faaringg; ſchperling, n. g. a. v. pl. ſchperling, d. pl. ſchperlingg, doch wird ortſchaftenweiſe der d. pl. auf *e* gebildet, alſo z. b. dn ſchperlinge; anderorts wird der d. pl. gar nicht flectiert.

§ 112. 12) diminutivendung el; ſie bekommt im pl. die endung *e* nach

Digitized by Google

aphærierung des *e* vor dem ſtammauslaut, z. b. bichſel, pl. bichsla. Nur wo das gefühl der diminution geſchwunden iſt, kann ein ſolches wort etwa ſt. nach ſechster genommen werden, z. b. de ſchteierſch hatten elle îre hackels bei ſich, und in zuſammenſetzungen, wo das diminutivum grundwort iſt, kann der d. pl. auf eln genommen werden, z. b. har hannelt mit vugelheiſeln oder vugelheiſels oder vugelheisla. (Wegen a als auslaut vergl. § 39. 2. e.)

13) ſtammendungen er und es. verwandeln, wenn laut geſchrien, den anlaut in â und æ, z. b. Kaſper, ſchreivokativ Kaspâr! Tummes, ſchreivok. Tummæs! werden wörter auf e laut geſchrien, ſo wird das e in â verwandelt und aus el wird in ſolchem falle æl, z. b. Lotte, Lottâ! Jettel, Jettæl! § 113.

14) werden einſilbige wörter geſchrien, ſo wird zu dem wurzelvokal noch ein gleicher, aber verkürzt und betont, hinzugefügt, z. b. maan (gmd. mohn, papaver) maaán! ſûn (gmd. ſohn), ſûún! § 114.

Anomalien.

A. formenreiche wörter. § 115.

Als formenreiche kann man füglich diejenigen wörter betrachten, welche bereits § 89. 90. 96. 97. 98. 109. 110. 112 aufgeführt sind; dazu kommen, meiſt ortſchaftenweiſe: dingerich (gmd. dünkerich), pl. dingeriche u. dingering; dreilich, pl. dreiliche, dreiling u. dreilings; herr, a. ſ. herrn u. herr; ſchreck, g. s. ſchrecks u. ſchreckens, pl. ſchw., frîd, g. s. frîds u. fridens, d. s. friden, a. s. frîd u. friden; lâſt (onus), pl. lâſten, laſt (Ullrich, es Barbrich ſ. 11) und läſt; kaltſchôl, pl. kaltſchôln, kaltſchoëln und kaltſcholing; menſch, als msc. (ahd. menniſco), pl. menſchen, als fem. (ahd. menniſca, d. h. ſele, ſo daß ene ſchine menſch eigentl. eine ſchœne ſele bedeutet), entbehrt des pl., als neutr. (ahd. ſo viel als mancipium), pl. menſcher; barbrig, geflûdrig, tôwrig, towerig, pl. barbrige und barbring, geflûdrige u. geflûdring, tôwrige u. towerige, tôwring u. towering; ſchtick, pl. ſchticker, d. pl. ſchticken u. ſchtickern; dink, g. s. dinks, dings u. dinges, d. s. dink u. dinge, a. dink, pl. dinge u. dinger, d. pl. dinge u.

Digitized by Google

dingern; end, pl. ender, d. pl. endern u. enden; sunnefechtel, pl. sunnefechtels u. sunnefechtla; vortel, pl. vortæle u. vortels, d. pl. vortæeln, vortæln, vorteln und (stark despectiv) vortelsen; vugel, pl. vugel u. vugels; hanflich, pl. hanfliche u. hanfling; harig, pl. harige u. haring.

§ 116. B. den wurzelvokal verkürzen im plural:

1) durchweg: chôch (querliegende strebepfoste), pl. chechcher; blôt, pl. bletter; brât, pl. bratter.

2) im d. pl.: bæn, d. pl. bänne; fûß, fissen; schpaan, schpänna; schtæn, schtänna; zaan, zänna.

§ 117. C. Wildlinge:

angest, pl. ängst, d. pl. ängsten; bær (baoca), pl. flexionslos; flûk, pl. flê, d. pl. flea; flût, hat vom pl. bloß den d. flîten und nur als bestimmungswort in zusammensetzungen, z. b. in flîtenszeit, oder wære flîten etwa ein g. s. wie fraën in: meiner fraën schwaster? frâ, pl. fraëns; gelawa, g. s. gelâms, d. a. gelâm; grûschel (d. i. großmütterchen), pl. grûschels; haar (fem. im ohz.), n. g. a. v. pl. flexionslos, d. pl. haaren; kappetaal, pl. kapetaale u. kappetaaling; kummédcha, pl. kummeding; leit ist ein plurale geworden wie das entsprechende gmdeutsche leute; læd, pl. leiden; mast, pl. masser; ortel, pl. ortæle; pfârd, pl. pfara, welcher pl. auch schon rückwirkend einen s. pfâr erzeugt hat, der vor 20 jahren noch nicht gebräuchlich war; sellern, nur als grundwort in zusammensetzungen gehœrt, hat im pl. sellersch, z. b. klædersellern, pl. klædersellersch; schûk, pl. schû, d. pl. schûa; schup (schiebestoß) ein singulare tantum, dessen pl. durch den pl. von schups, welcher schupsa heißt, ersetzt wird. Selbst der sing. schup kommt nur als grundwort in zusammensetzungen, z. b. windschup, vor; schwafelschtock, pl. schwafelschticken; schwoger (gth. svaíhra) pl. schwegersch.

Zweitens: adjectivum.

§ 118. A. deklination.

1) für die starke ist zu bemerken

a. daß das neutrum im n. und a. der flexionsendung entraten kann, z. b. gutes wasser aber auch gût wasser.

Digitized by Google

b. daß das *e* der endung es des g. s. in gewissen fällen aphæriert werden darf, z. b. gûts mûts.

2) für die endung en, daß hier die für diese endung gelegentlich des substantivs gegebenen regeln in anwendung kommen.

B. steigerung. § 119.

1) der auslaut der männlichen komparativendung kann weggelaßen werden, z. b. ä hechchera torm.

2) merke: alt, elter, elst; gût (amans), giter, gitst; grûß, gresser, grest; hûch, hechcher, hechchst; kalt, kelter, keltst u. kelst; korz, kerzer, kerzt (aber nicht kërzer, kërzt); klæ, klänner, klänst; naant, nâcher, nâchst; rût, riter, ritst; schîn, schänner, schänst; schwær, schwärrer, schwärscht; tîf, tiffer, tiffst; vîl, mê, mêst; weit, wätter, wättst.

Drittens: zahlwörter.

1) æ (msc. u. neutr.), g. æs; d. msc. u. neutr. än; a. msc. än. § 120.

2) zæle: æn oder æns, zwæa (zwæ ist adjectivisch), dreia (drei ist adject.), vîra, finnefa (ahd. finevî), sechsa, siwena, achta, neina, zana, ellefa, zwelfa, dräzen, värzen (ortschaftenweise varzen), fuffzen, sachzen, simzen, achzen, nänsen, zwansig (ausgesprochen wie § 39 angegeben ist), dreißig, värzig, fuffzig, sachzig, simzig, achzig, neinzig, hunnert.

Viertens: fürwörter.

A. persœnliche.

I. freistehend. Das Ich nachdrücklich zu bezeichnen gebraucht § 121. man den n. s. ichcha (ahd. ihhâ, ihchá, d. i. egomet), besonders wenn man unwillig fragen will: wos? ichcha? der n. pl. erster person heißt mir: ër heißt ohz. hâr, eigentlich so viel als derselbe, vgl. wëlt ir daz ër (der fæhrmann) iuch füere, sô gëbet ir im den solt. Hër hüetet disses landes. da ist hër, ohz. hâr, augenscheinlich so viel als derselbe (Nib. nôt 1487, 3. 4). der d. zu hâr heißt în. Der d. und a. pl. des reflexivums heißt sich, z. b. merhaan sich ä schîn verknîng gemacht; merhaan sich lank net gesân.

II. suffigiert kommen sie vor an vollständig ausgesprochenen per- § 122. sonalfürwörtern (z. b. duder), konjunctionen, z. b. wennde, præpositionen, z. b. ofmer, und vollwörtern. für die pronominal-

Digitized by Google

suffixen an vollwörtern siehe Schulze harzgedichte, s. IX—XII und die

§ 123. a. pronominalsuffixentafel.

singularis.

	erste person.	zweite person.	dritte person.			man.
n.	ich: liwich d. h. lieb ich.	e: giste = giebst du.	er: gitter = giebt er.	se: hotse = hat sie.	s: gitts = giebt es.	mer: hotmer = hat man.
d.	mer: hotmer = hat mir.	der: ginnder = gönne dir.	ne: gittne = giebt ihm.	er: gitter = giebt ihr.	ne: gittne = giebt ihm	
a.		dich: hôdich = habe dich.	ne: hotne = hat ihn.	se: hotse = hat sie.	s: gitts = giebt es.	

pluralis.

	erste person.	zweite person.	dritte person.
n.	mer: sòngmer = sahen wir.	er: lîgter = liegt ihr.	se: lìngse = liegen sie.
g.			er: warener = waren ihrer.
d.		eich, ich: gitteich, gittich = giebt euch.	ne: gone = gab ihnen.
a.		ich: sâich = seh euch.	se: gose = gab sie.

§ 124. b. bemerkungen:

1) das genitivsuffix der 3. pl. kann nur zu annæhernden zahlangaben gebraucht werden, z. b. es warener onegefâr irer dreia.

2) der 3. pl. præs. kann ein otiierendes er suffigiert werden, z. b. schtiner = stehen, und dies er kann sogar umgestellt werden: schtinra (diese wortverbundenheit ist aber im aussterben begriffen).

3) endigt das dem suffix mer voraufgehende wort auf -n, so kann dies n dem m angeglichen werden: kammer = kann man, nur darf das vollwort nicht auf en endigen.

4) endigt das den suffixen mer u. se voraufgehende wort auf -len, so kann a) das e vor dem n ausgestoßen werden: wollnmer = wollen wir, wollnse = wollen sie. b) ja in wollen

Digitized by Google

kann fogar vor dem n. pl. die ganze filbe zu *m* verfchmelzen: wommer = wollen wir.

5) von auslautendem ^n vor fuff. mer kann das n abgeworfen werden: gâmer = geben wir. 6) endigt das dem fuff. *e* voraufgehende wort auf teft, fo entfteht tfte, z. b. faatfte = fagteft du, ja das t kann ganz wegfallen, z. b. kunfte = konnteft du. 7) geht dem fuffix der eine form auf t voran, welchem noch ein oder mehrere konfonanten voraufgehen, fo fällt das d weg: fchenkter = fchenkt dir; geht dem t unmittelbar eine kürze vorher, fo wird das *d* dem *t* angeglichen: gitter = giebt dir. 8) wird vor dem fuff. mer der imperativ von gân kurz ausgefprochen, fo wird das *m* verdoppelt, gâ = gieb, aber gieb mir heißt ohz. gammer. 9) geht dem fuffix er eine form auf *n*, oder t, oder *s* mit unmittelbar vorangehender kürze vorauf, fo werden diefe konfonanten verdoppelt, danner = den er, gitter = giebt ihr, giebt er; woffer = was er, was ihr. 10) endigt die dem fuffix er vorangehende verbalform auf ^, fo wird das fuffix umgeftellt, gare oder gara = geb er. 11) *r* vor fe und s wird bezifcht, fchrîrfche = fchrie fie, fchrîrfch = fchrie es. 12) geht dem fuff. *s* noch ˘s voran, fo wird das *e* vor dem *s* des fuff. wieder hergeftellt, daffes = daß es. 13) geht dem fuff. dich ein ft voran, fo wird das *d* abgeworfen, hoftich = haft dich.

14) einem fuffixe kann ein anderes fuffigiert werden; z. b. fîterne = fieht er ihn. dabei merke: a) folgt fe oder *s* auf mer oder er, fo wird das *s* bezifcht; hattenmerfche = hatten wir fie, hatten mir fie; hattenmerfch = hatten mir es, hatten wirs. b) folgt ne auf fe, fo kann jenes umgeftellt und zugleich das *e* des fuffixes abgeworfen werden, fânfene, fânfen = fehen fie ihn; gofene, gofen = gab fie ihm. c) folgt ne auf *s*, fo kann jenes umgeftellt werden, kimmtsne, kimmtfen = kommt's ihm. d) folgt ne auf nne, fo wird das *n* des fuff. abgeworfen, kanne = kann ihm, kann ihn. e) folgt das weibliche er auf das männliche er, fo wird das *r* des weiblichen abgeworfen und das übrig bleibende *e* gern in *a* verwandelt, gittera = giebt er ihr. f) folgt dem fuff. ne das neutrale einheitsartikelfuffix, fo verliert fich dies in das *e* des ne, machne = mach ihm ein. § 125.

Digitized by Google

§ 126. III. præfigiert. als præfixe können die pronominalsuffixe se u. mer gebraucht werden, z. b. sehot = sie hat, merhot = man hat, desgleichen das zu de verkürzte du, z. b. dehost = du hast.

B. possessive.

§ 127. Fürs glossar sind zu notieren: das msc. mei, g. meis, d. a. män; das neutr. mei, g. meis, d. män, a. mei; ferner dei u. sei, welche eben so dekliniert werden. Unser heißt ohz. unner, euer = eier.

C. demonstrative.

§ 128. 1) der næhe: disser, disse, dis. 2) der ferne: a) der næheren: dâr, dî, dos, g. des, dâr, des, d. dan, dâr, dan, a. dan, dî, dos; pl. n. a. dî, g. dâr, d. dan; verstärkt wird dies pronomen durch dô, z. b. dâr dô. b) der weiteren: jänner, jänne, jäns, g. jäns, jänner, jäns, d. jän, jänner, jän; a. jän, jänne, jäns; pl. n. a. jänne, g. jänner, d. jän.

§ 129. D. fragende:

wechcher, wechche, wechch, g. wechchs, wechcher, wechchs; d. weng, wechcher, weng; a. weng, wechche, weng; pl. n. a. wechche, g. wechcher, d. weng. — Wâr, d. a. wan. — Wos, g. wĕssen u. wĕs.

§ 130. E. demonstrativ relativ:

Wârde (d. i. derjenige welcher, wer), dârde = derjenige welcher, dîde = diejenige welche; dosde, wosde. Bei der deklination wird das suff. de (aus dô entstanden?) nicht, sondern bloß das eigentliche pronomen dekliniert. diese wörter werden jedoch nur selten in den obliquen casus gebraucht. Die erklærung des de findet man bei Ettmüller in Witzlaws sprüche, seite 94 und in dessen vorda vëalhst LIII, § 8 und bei Grimm gram. III, seite 20.

Fünftens: Artikel.

A. einheitsartikel (vgl. Harzged. IX).

§ 131. 1) freistehend: msc. æ, eilig ä, noch eiliger e. der g. wird durch den g. des zahlwortes æ ersetzt (§ 120), d. än, eilig en; fem. æne, eilig ĕnĕ, noch eiliger ne; g. ĕnĕr, einer, eilig ner, d. eben so; neutr. n. a. æ, ä, e; d. än, en.

§ 132. 2) suffigiert: a) msc. n. *e*, z. b. sûe = so ein, d. a. en, z. b. innen = in einem, in einen; mit apokope des artikelauslauts inne. b) fem.: ne, z. b. sûne = so eine; d. ner, z. b. sûner = so einer; ofner = auf einer. Nach an u. in

Digitized by Google

kann auch nener fuffigiert werden, alfo annener = an einer, innener = in einer. c) neutr. *e*, z. b. fue = fo ein.

𝔅. demonftrativer artikel (Harzged. IX).

1) freiftehend: In bedächtig langfamer rede hœrt man dâr, dî, dos, ganz wie das demonftrative pronomen dekliniert. In gewöhnlicher rede wird der vokal der konfonantifch auslautenden formen ausgeftoßen, di zu de verkürzt und ftatt dos und des wird es gebraucht, alfo dr, de, es; g. es, dr, es; d. dn, dr, dn; a. dn, de, es. pl. n. a. de, g. dr; d. dn. § 133.

2) fuffigiert. Als fuffix kommt er an konjunctionen und præpofitionen vor, dann wird die fynkope aufgehoben, aber an die ftelle des *a* tritt ein tonlofes *e*; z. b. anden = an den, an dem; iwerder = über der. Nach mit wird das *d* der fuffixe der u. den angeglichen, z. b. mitter = mit der, mitten = mit dem, mit den. Nach zu, wenn fchnell gefprochen, wird das *d* verdoppelt und verhärtet, z. b. zutter = zu der. Nach *f* kann das *d* wegfallen, aber dann wird das *f* verdoppelt, z. b. offen = auf dem, auf den. Nach aus fällt das *d* weg, z. b. aufen = aus dem, aus den. Nach den præpofitionen auf *n* kann das fuffix den in der præpofition verfchwinden, z. b. an = an dem, an den. Statt anden kann auch anne gefagt werden und ftatt nôchden fagt man nong, ftatt beiden (d. i. bei dem) bän. § 134.

VII. fyntaktifches.

A. periphraftifcher genitiv.

Der flectierende genitiv wird felten, und meift immer feinem nomen regens vorangehend gebraucht, z. b. es menfchen wille is fei himmelreich. Meiftens wird der g. umfchrieben und zwar in folgender weise: Statt des g. wird der d. gefetzt, diefem folgt ein pron. poffeff. und diefem das nomen regens, und zwar richtet fich jenes hinfichtlich der perfon nach der des im d. ftehenden fubftantivs, hinfichtlich des gefchlechts, numerus u. cafus nach dem nomen regens, z. b. dn mann feine frâ, dn mann feine kinner, dr frâ ir hût, dn fraëns iren kinnern. Æhnlich im anr. z. b. Sigurdr fucin hans har er brunt oc fagrt, wo nur der *n.* ftatt des *d.* des ohzifchen (Saga Didriks af Bern, utg. af Unger, c. 185). Oberharzifch etwa: dn junge Sigfrîd, oder Seifert, feine hâr fän braun un fchîn. § 135.

Digitized by Google

B. præpofitionen.

§ 136. Auch nach præpofitionen, welche im gmd. den a. regieren, ftehen die fem. und neutra im *d.*, z. b. dr fchtæn fellt in, oder inden Waffer; junges un mædels gín in dr fchûl; gî in dan haus nein. Ueber den a. bei præpofitionen, welche im gmd. den *d.* regieren, fiehe § 97, *α*.

VIII. von filben, quantitæt, ton, versfüßen (vgl. Harzged. XIII, nach dem folgenden zu ergänzen, teilweife zu modificieren).

A. von filben.

§ 137. 1) Wir teilen fie ein hinfichtlich ihrer function in 𝔄) wurzelfilben, z. b. vót. 𝔅) wortfilben. Sie dienen dazu, aus der wurzel ein wort zu bilden, z. b. die filbe er in voter. ℭ) bildungsfilben. Sie dienen dazu, aus einem worte, welches, wenn eine folche filbe hinzutritt, kurzweg ftamm genannt wird, ein neues wort zu bilden, z. b. das ver in verftand, das lich in herrlich, das fchaft in voterfchaft, das ig in verfchtännig, das un in unverfchtännig. 𝔇) formfilben. Sie dienen dazu, das wort, welches auch im verhältnis zu ihnen wieder ftamm genannt wird, umzugeftalten, z. b. das *e* in diwe, das es in diwes, oder nach elidierung des e, dîbs; das en in voterfchaften. 𝔈) fyntaktifche fuffixe und præfixe, z. b. die filben era in gittera.

§ 138. 2) verhalten diefer filben zu wurzel und ftamm. Vokalifch anlautende filben derart werden der wurzel und dem ftamme nicht etwa nur fo angeklebt, fondern wirklich eingepfropft (ausgenommen die præfigierten), fo daß fie im fprechen von ftamm und wurzel nicht getrennt werden können ohne befchædigung des ganzen durch folche anfügung entftandenen wortes. Es bleibt vielmehr bei der teilung deffelben immer der auslaut (der konfonantifche) der wurzel und des ftammes an der abzutrennenden filbe hangen. Man fagt nicht vót-er, fondern voter; nicht menfch-en, fondern menfchen; nicht gitter-a, fondern git-te-ra. Will man aber, behuf unterfuchung des wortes auf feine elemente, dasfelbe zerlegen, fo muß man es freilich zerftœren, auf die weife ungefæhr wie es der chemiker mit einem zu unterfuchenden körper macht. Man muß

Digitized by Google

die bildungs- und formensilben aus dem stamme herausziehen, ein verfahren, dessen auch wir im folgenden nicht immer werden umgang haben können.

B. Quantitæt:

Hinsichtlich derselben giebt es 1) lange, wie mong, åg; die bildungssilben ei, hæt und kæt, vgl. schpilerei, herrhæt, herrlichkæt. 2) kurze, wie bark, das lich in herrlich. 3) schwankende, welche sowohl lang als auch kurz gesprochen werden können. z. b. vokalisch auslautende partikeln, wie do u. zu, vgl. dŏ kâm ne frâ mit dôderzu; zŭ ĕllen fâter jaa mit dŏ kâmer ofmĕr zû; jŭ wĕnndĕ bĕssĕr wærscht, sŭ u. s. w. 4) flüchtige, nur paarweise vorkommend, als: der weibliche einheitsartikel ĕnĕ; die zweisilbigen wörter, welche durch zusammensetzung einsilbiger konsonantisch auslautender præpositionen mit dem demonstrativen artikel so entstanden sind, daß der anlaut des artikels dem auslaute der præposition angeglichen wurde (wie: ŏffĕn barg schtîn æng; mĭttĕn hût ŏffĕn kŏpp; ĕnĕ machtlĭchĕ hê); die pronominalen doppelsuffixe (§ 125) wie in hŏttĕrnĕ. § 139.

C. Ton:

𝔄. arten desselben. § 140.

Wir unterscheiden starken ton, schwachen ton, tonlosigkeit, schwankenden ton.

𝔅. stelle desselben. § 141.

1) stark betont sind alle wurzelsilben, z. b. haùs, vóter. 2) schwach betont sind alle bildungsnachsilben, in welchen kein ĭ oder ĕ vorkommt, z. b. vóterschàft, hérrlichkæ̀t. 3) schwankend sind a) die negierenden vorsilben mis und un. Sie sind α) betont vor einsilbigen betonten wörtern (z. b. únschin), vor zweisilbigen wörtern, deren erste silbe kurz und tonlos ist, z. b. únverschtànd, mísverschtànd. β) tonlos vor zweisilbigen auf erster silbe betonten wörtern, z. b. mislínga, unmîglich (doch giebt es ausnamen, z. b. únschicklich). b) die einsilbigen præpositionen, wenn sie einem einsilbigen betonten, oder einem mehrsilbigen in zweiter silbe betonten worte præfigiert werden, z. b. aúfschtîn, aúfsicht, aúferschtîn. 4) alle übrigen sind tonlos, z. b. hérrlich, mǽning.

ℭ. schwächung des tons kommt vor

1) in zusammensetzungen, und zwar a) wo wurzelsilbe mit wurzel- § 142.

Digitized by Google

silbe zusammenkommt, da wird der ton des grundwortes geschwächt, z. b. bárk und mánn, aber bárkmànn, so auch bárkmäster. b) in den unter § 141, 3, a, α, b angegebenen verbindungen, siehe die dort gegebenen beispiele.

§ 143. 2) im satze: wenn die einem in erster silbe betonten vollworte præfigierte betonte bildungssilbe oder præposition dem vollworte und seinem objekte nachgesetzt wird, so wird der ton des objekts geschwächt, z. b. in zúdrìcken ist die erste silbe stark, die zweite schwach betont, in de â'ng zùdrìcken ist âng stark, zu u. dricken sind schwach betont, aber in drìckt nét de ầng zú ist âng schwach, zu dagegen stark betont.

§ 144. D. verlegung des tons.

Im satze bekommt das sinnwichtigere wort, auch wenn es zu der in § 142 angegebenen art gehœrt, den starken, das andere den schwachen ton, z. b. púchjùnge, púchmædel; aber de pùchmǽdels kríng kæ examegald, dos kríng mant de pùchjúnges; seine âng waren net zùgedríckt, næ, gans zùgeklâbt.

D. von versfüßen.

Im versfuße unterscheiden wir silbenzahl und rhythmus.

§ 145. A. Es giebt einsilbige, zweisilbige u. dreisilbige versfüße; zwei zueinander gehœrige versfüße nennt man eine dipodie; aansicht ist ein zweisilbiger, verschtand ein zweisilbiger, hotterne ein dreisilbiger versfuß (einsilbige siehe § 150), unverschtännig eine dipodie.

§ 146. B. Was in gewœhnlicher rede betonung genannt wird, nennt man im versfuße hebung, der wechsel von hebung und senkung (in gewœhnlicher rede schwache betonung und tonlosigkeit) wird rhythmus genannt.

§ 147. 1) die hebung ist entweder schlechthinnige oder hochhebung, die senkung ist bloße nichthebung, jene schlechthinnige hebung nennen wir im folgenden schwache hebung.

In zweisilbigen nur auf einer silbe betonten wörtern ist eine silbe stets hoch gehoben, kommt aber noch eine betonte silbe hinzu, so wird eine der beiden betonten silben nur schwach gehoben. In mä'ster ist die erste silbe hoch gehoben, die zweite gesenkt, in bárkmä'ster ist die letzte silbe gesenkt, die vorletzte schwach gehoben, die erste hoch gehoben.

§ 148. 2) der rhythmus ist entweder steigend oder fallend, jenes wenn die

Digitized by Google

senkung, dies wenn die hebung vorangeht, z. b. **ver∫úchch**, steigender rhythm.; súchchen, fallender rhythmus. Es giebt also versfüße mit steigendem und andere mit fallendem rhythmus.

C. der versfuß in der rhythmischen reihe (dem verse).

1) Im gemeindeutschen sind dreisilbige versfüße mit steigendem rhythmus (anapästen) ein fremdes, dem ungelehrten unverständliches gewächs. Verse wie die Wolffchen § 149.

„Im gesundheitsglanz wird jeder vielmehr auf der kampfbahn blühend dich schauen,
Nicht schwätzer des markts nach dem heutigen brauch, der ein witzlos stachelgerede
Auf den gegner ersinnt u. s. w.

liest der ungelehrte, wenn er überhaupt etwas damit anzufangen weiß,

I'm gesúndhèitsglánz wird jéder viélméhr áuf der kámpfbàhn blűhend dich scháuen,
Ni'cht schwätzer des márkts nach (vielleicht gar nách) dem heútigen bráuch, dér ein wítzlòs stáchelgerède
Aúf den (vielleicht gar aúf dèn) gégnèr ersínnt u. s. w.

also richtig falsch.

Da es aber im ohz. zweisilbige wörter ohne allen ton giebt (§ 139, 4), so sind in ihm dreisilbige versfüße mit steigendem rhythmus sehr wohl mœglich, und verse wie

ĕnĕ frá tritt rein, ĕnĕ krún offen haupt, schpricht reden von tifer bedeiting

liest auch der ungelehrte Oberharzer ohne anstoß ganz richtig.

2) Im oberharzischen verse kann unter gewissen bedingungen die senkung weggelaßen werden, so daß dadurch dipodien entstehen, deren erster teil einsilbig ist und also hebung auf hebung folgt, und zwar kann entweder die silbe der ersten hälfte der dipodie, oder die darauf folgende erste silbe der zweiten hälfte hoch gehoben werden, je nach der grœßeren sinnwichtigkeit der einen oder der andern. § 150.

Beispiele:

erster art: un wie sichs regt in lá'msfrǽd. W. Lampe.
do muss vor ellen annern dr ewerbárkmästerr sein.

zweiter art: drickt net de 'áng zû'.

Die bedingungen sind: a) die zusammenkommenden silben müßen jede für sich den starken ton haben, wie bárk u. mäster. b) die silbe der ersten hälfte der dipodie muß entweder mehrfach geschloßen sein

Digitized by Google

(wie bark in barkmäſter, korn in kornſchreiwer), oder durch zuſammenziehung eines zweiſilbigen auf erſter ſilbe betonten wortes entſtanden, wie z. b. áng.

Derartige verſe haben einen würdevollen, faſt pathetiſchen gang, und die fæhigkeit, ſolche zu bilden, iſt ein großer vorzug des oberharziſchen vor dem gemeindeutſchen. Es ſind in neuerer zeit von gelehrten dichtern verſuche gemacht, ſolche verſe ins gemeindeutſche wieder einzuführen, aber dieſe ſind auch nur ſprachgelehrten und germaniſten von fach genießbar geweſen. Selbst das prächtige blücherlied von E. M. Arndt lieſt kein ungelehrter ſo wie es deſſen verfaßer geleſen haben will, nämlich:

Was bláſen die trompétèn? huſárèn heraús.

oder der antiken verskunſt analog:

Wăs blāſēn dīe trŏmpētēn? hŭſārēn hĕraūs.

Alle welt lieſt vielmehr:

Wăs blāſĕn dĭe trŏmpētĕn? hŭſārĕn hĕraūs.

Oder beſſere bezeichnung:

Was bláſen die trompéten? huſáren heraús.

Der Oberharzer aber, der jene gemeindeutſchen verſe auch nicht richtig leſen kann, lieſt harziſche verſe wie

un wie ſichs regt in lâmsfræd,

oder

drickt net de âng zu

oder

hots doch än reing mäſter ſugar än korb gegân.

ohne alle anweiſung ganz richtig.

Im mhd. und im gmd. älterer periode kommen ſolche verſe in menge vor, z. b. im mhd.: der júncfroùwen túgende (Nib. nôt, nach Lachmann, 3, 4), mit ſtólzlìchen êren (e. d. 9, 2).

Auch Luther wuſſte wohl, warum er ſchrieb

der ált bœ̀s féind,
mit érnſt èrs mei'nt.
gròß mácht und vièl lìſt
sein graúſam rü'ſtung íſt.

verſe, welche die verwäſſerer unſerer alten hymnen ohne zweifel mit großer ſelbſtgefälligkeit zu verbeſſern meinten, als ſie ſchrieben:

der alte boeſe feind
mit ernſte ers jetzt meint.
groß macht und viele liſt u. ſ. f.

Digitized by Google

Und das muß man ihnen laßen: sie haben alles ihnen mœgliche getan, Luthers prachtverse nach modernem geschmack zu verhunzen, sein mächtiges schlachtschwert zu einem eleganten courdegen umzuhämmern und seine wuchtigen keulenschlæge in die zarten klappse eines weichen patschhändchens mit ballglacéhandschuhen zu verwandeln. Aber leider wuchert das geschlecht noch immer fort, welches Luthers und der Nibelungen verse wie knittelverse nach art der Jobsiade liest und sie auch dafür hält. —

Zweiter teil. Wortregister. Vorbemerkungen.

1) Die aufzeichnung solcher wörter, welche der leser selbst aufs gmd. zurückführen kann, wenn er sie nach den im ersten teile gegebenen regeln analysirt, ist meist unterblieben.

2) In diesem wortregister bedient man sich auch für das ohz. einer der gmd. analogen schreibweise, wie im texte, nach welcher die länge in offener silbe unbezeichnet bleibt, sonst aber durch vokalgemination oder durch *e* (nach *i*), oder durch lautloses *h* bezeichnet wird. Doch wird für lang ä immer æ, für lang å immer aa verwandt.

3) Die ordnung betreffend ist zu merken, daß der einfache vokal dem diphthonge, der reine der trübung, die kürze der länge, das å dem a, das e dem ë vorangeht.

å.

achzen, schw. II. ahd. achizôn, ächzen.

adlawang, st. neutr. frz. eau de lavende, lavendelwasser.

after, ahd. aftar. Was nach aussonderung des metallhaltigen aus dem schliege (erzmehl) übrig bleibt (Kerl, Oberharz. 36. 37).

akkefiet, lat. aqua vitae, st. I. aquavit, süfser gewürzter branntwein.

aksedens, schw. II. neutr. lat. accidens; zufällige nebeneinnahme.

alfanserig (lies ålfanserig), ahd. elevenz, v. ali, d. h. anderswo, und vanz, junger schalk, also elevenz, hergelaufener schalk oder schelm, alfanserig = von befremdlichem benehmen, daher närrisch, läppisch, unbeständig (vgl. engl. fancy).

all, auch nnd. schon.

allæn, allein.

angest, st. III. mit umlaut nach § 54, 1, b. über das e vgl. § 43, a, c.

angehng, s. § 38; das å nur scheinbar unregelmäfsig; denn die vorsilbe lautete ahd. ant.

ankerz, st. I. das von brustbeklemmung herrührende stöhnen, vgl. ahd. angs = enge; mhd. ange. Es ist abgeleitet von ohz. anken, wie fahlerz von faheln.

anne, s. § 134.

annener, s. § 132.

anner, ander (alius).

annerscht, annerschter, } anders.

Digitized by Google

annert, ander, zweit, auf den ersten folgend.
appelat, fem. fchw. II. lat. oblata, v. offerre, oblate.
as, als.
ahmacht, fem. fchw. II. ahd. âmaht, ohnmacht.
ahn, an.
ahnerkännung, fem. fchw. anerkennung.
ahnfank, msc. ft II. anfang.
(sich) ahnhusen, fchw. II. d. hosen anziehn.
ahnlog, fem. fchw. II. modificiert nach § 104. anlage. Technischer ausdruck für unbrauchbar gewordenes gezaehe, dessen trümmer der arbeiter abliefert, um ein neues dafür zu bekommen. Metaph. alt geworden, abgeschwächt, fchwach.
ahnfchlohk, msc. ft. III. umlautend nach § 54, 4, b, modificiert nach § 102, a, anfchlag.
ahnticken, fchw. II. berühren.
ape, fem. fchw. II. affectirte frauensperson, fiehe ahpsch.
(fich) apen, fchw. II. affectirt fein. vgl. ahpfch.
ahpfch (vgl. mhd. ebech, ebich, ahd. apuh, apah, d. h. verkehrt), was fich apt.
arefieren, fchw. II. f. § 38, ereignen.
artlich, ahd. artlîh, eig. von guter, edler art, gmd. artig.
awer, msc. ft. VI. etwas besonderes, wichtiger nebenumftand, besondere meinung, aberglaube, vgl. gth. afar, ahd. afar, mhd. aber. (oder ift engl. awe, furcht, befürchtung, zu vergleichen?).

a.

adjé, frz. adieu, leb wohl.
arbt, fem. fchw. II. arbeit.
arger, msc. ft. ärger, verdrufs, davon argern, fchw. II.
arna, fchw. II. ahd. arnôn, ärndten.
arnst, ft. masc. ernst. Eigenname: Ernft.
arwesenfchtiefel, Erbfenftiefel, Stecken, an welchen die Erbsen n die Höhe wachsen.
affen. ft. III. 1. § 64, effen.
a, ah, ahch, ahd. auh, ouh; auch.
ahm, adv. eben.
ahg, gem. II. (neutr.) modif. nach § 104, auge.
ard, fem. fchw. II erde.

ä.

ä, ein, § 131.
änka, ahd. kihenkîc (d. i. confentiens), genau.
änslich (mhd. enzelen), einzeln.
ärscht, erst.

æ.

æ, ein, § 131.
æ, neutr. ft. II. (lat. ovum, gth. ai), ei.
æng, eigen.
ænghols, neutr. eichenholz.
ængklich, eigentlich.
ærz, neutr. ft. I. der anlaut urfprünglich in offener filbe, daher deffen länge. ahd. aruzi, aruz, arizi, ariz, êrizi, mhd. erize, eriz; gmd. erz. vgl. gr. ὀρύττω.
(fich) æfsen, fchw. II. fich æsen (vom gewilde gebraucht), ahd. âzen.

au.

aufhehm, ft. VII. § 68.
aufhitzen, fchw. II. aufhetzen.
(fich) aufrappeln, fchw. II. fich fchnell aufrichten, eig. fich aufschnellen, vgl. anr. rapr. d. i. fchnell.
auftempeln, fchw. II. pyramidenförmig aufhäufen.
aufrichts, aufrecht, das i fteht im gth. raihts, d. h. gerade.
auffetzen, fchw. II. technischer ausdruck, f. v. als die maschinen in ftillftand fetzen. aufgefetzt! der ruf, mit welchem der beginn der lœseftunde (f. lieschtunne) angekündigt wird, fo wie auch das aufhören der arbeit, die fchicht, wie es der oberharzer nennt.
auftrecken, fchw. II. klingt nd., ist aus auftrægen verderbt und bedeutet den fchliech in einem troge (mulde) hinauftragen, an einen höhern ort bringen.
aufwarten, fchw. II. vom hunde gesagt bedeutet es in zuwartender stellung mit erhobenen vorderbeinen auf den hinterbeinen sitzen.
aufen und aufsen, f. § 134.

Digitized by Google

aufewennig, auswendig.
Aufchtraling, neutr. ft. Australien.
austohm, fchw. II. austoben.
auwijah! ausruf des fchmerzes, auch der ermattung, bei Luther awe ja (2 Mos. 10. 10), bei Fifchart aubeia.

b.

ball, balla, bald.
ballig, f. § 46.
banfen, msc. und neutr. ft. formenreich, nämlich nach I, modif. nach § 87, 2 und nach VI. als msc. 1) der grofse magen der wiederkäuer. 2) bauch. 3) als neutr. unleidliches kind.
bar, bär.
barwes, barfufs.
bart, fem. fchw. II., barte, kleine axt; ahd. parta.
bark, msc. ft. ohne pl. 1) frei ftehend = geftein, welches kein erz ist. 2) in zufammenfetzungen als beftimmungswort = berg —, z. B. barkfchul, bergschule.
barkzikketær, msc. ft. I., auch VI. bergfekretär.
batte, f. baten.
baten, fchw. II. 4, § 74, beten.
bächtgald, neutr. ft. II. beichtgeld.
bän, f. § 134.
bärr, fem. fchw. II. pl. nach § 88, γ. birne, eig. was der baum trägt. mhd. bir, ahd. pira, von ohz. beren, nnd. bœren, mhd. bërn, ahd. përan, gth. baíran.
bæn, neutr. ft. I., d. plur. nach § 87 und 116, bein.
bære, bæra, msc. reiches w. ft. nach I. und VI. über den plur. f. § 87, wenn nach I. f. § 87, 3. eig. heber, träger, von ohz. beren, mhd. bërn u. f w. (f. z. bärr), aber nur in der bedeutung bohrer gebraucht.
becker, msc. ft. reiches w., nämlich nach I und § 87, 4 und nach VI. bäcker.
begahn, ft. III. 2, § 64. 30, begeben.
begæna, fchw. II. vgl. aber § 25, begegnen.
bebohng, fchw. II. behagen.
behutfen, behutfam.
bekänna, fchw. II. bekennen.
bekæhring, fem. bekehrung.
beleiding, über die endung ing f. § 56, 4
Bello, Bello, hundename.
beluxen, fchw. II. betriegen, überliften, eig. einfperren, ahd. pilûhhan, belûhhan. verwandt ift fchwd. luksa, engl. lock.
bes, bis.
beffefe, f. § 123—125.
benetist, msc. gem. I. pietift.
beortern, fchw. II. anordnen, befehlen; aus dem franz. ordre gebildet.
berchkalm, fchw. II. das rehkalb verleiden, entführen.
besalm, msc. ft. I. pfalm.
besahn, f. fahn.
befohch, f. fahn.
befchnuppern, fchw. II. beschnobern, beriechen.
befchtewern, fchw. II. beftœbern, mit fchneeflocken bewerfen.
befchtiften, fchw. II. erfahren, ertragen.
befchwæren, fchw. II. beschweren.
betappeln, verbum, überraschen, gebraucht von unerwarteten, meist unangenehmen ereignissen.
bewagung, fem. fchw. II. mit modification nach § 91, c, der äufsern form nach alfo ft. nach I. bewegung.
behng, fchw. II. beugen. ft. VII. biegen.
behren, f. bärr u. bæra; vgl. mhd. erbœren.
bewern, fchw. II. frequentativ v. behm, beben.
beifellig, beifällig.
biffeln, piffeln, frequent. v. puffen, d. h. ftofsen, davon metaphorisch grobheiten ausüben.
bihn, fem. fchw. II., modif. nach § 91, b. bühne.
bies, bœse; dr Biefe = der Teufel.
blaa, cf. § 38, mhd. blâ, ahd. plâ. blau.
blei und bleim, f. § 62. I. 3. bleiben.
blitter — blitzend —.
bliha, oder bliea, fchw. II. blühen.
bluls, blos.
borring, fchw. II. borgen.

Digitized by Google

borsch, bursche, unverheirateter mann. for borsch lahm als unverheirateter menfch kostgänger fein. das wort ift fchw. I.

brawweln, nnd. babbeln, fchnell und wirr durcheinander reden.

Bramer Heh, Bremer Höhe, eine Hochebene bei Clausthal. de Bramer heh fcheiern meffen, fcherz- und fpottweife von mædchen gesagt, welche unvermæhlt bleiben. — davon bramerheher, adj.

bränga. f. § 80, 3. bringen.

{brättefe. f. § 60, 5; 123, und {bræten, fchw. I, 1, a. breiten.

braune Lillich, braune Lilie, eine grube bei Clausthal.

breiting, ft. VI. bräutigam.

briefetrahn, eig. briefe tragen; als hohnwort gegen einen, der sich vergeblich bemühen muss und feinen zweck nie erreicht.

brochta, f. bränga.

brullerts. msc. ft. I. gebrüll.

bucht, fem. fchw. II. als technisches wort bezeichnets das gebäude über dem fchacht, auch das zimmerchen, welches dem fchützer zum aufenthalt dient.

buckelwefch, fem. fchw. II. rückenwäfche.

butterhex, fem. fchw. II. bunter fchmetterling.

d.

dafter, f. § 39, d. mhd. dëfter, auch bei Luther, z. b. folten die übrigen defter bitterer wagen (Heerpred. wider die Türken).

dahl, fem. fchw. II. hausflur. nl. deel; mhd. dil, dille, anr. þil.

dar, die. dos, es, f. § 133.

darde, f. § 130.

darekleing, dergleichen.

darmofsen, dermafsen, in der art und weife.

darfche, f. § 122; 124, 11.

dæng, msc. reiches wort, nemlich gem. nach I., modificirt nach § 92 und ft. nach VI. degen.

der — (vorfilbe) = da —.

derfen (nicht dërfen), dürfen. § 79, 2.

dermank, darunter, eig. darunter gemengt.

dernohcher, darnach, nachher.

desenbichfel, neutr. ft. I. würz büchslein; vgl. nnl. dêfem, fermentum.

dickes, d. i. speise von eiern u. milch.

differ, diffe, dis, mhd. difer, ditze, dis, f. § 128, diefer u. f. f.

docka, fem. fchw. II. 1) docke. 2) puppe.

do, 1) da, d. i. dort, mhd. dâ. 2) fodann, da, von der zeit gebraucht, mhd. dô.

doder—, eig. dada = da —, z B.

doderfier, dafür.

dodriwer, adv. 1) darüber; 2) während dem (von der zeit gebraucht).

drahn, daran.

dräzen, f. § 120. dreizehn.

dreilich, msc. § 115, dreier (trinummus).

drim, 1) darum. 2) drüben.

driefţig, dreist.

droht, msc. ft. III., mit umlaut § 54, 4. b. — draht.

druff, aus dem nnd. entlehnt = drauf.

drunten, da unten.

drufchel (mit û), fem. II drofsel (turdus merula), ahd. drosca, throscela.

dummelskopp, msc. ft. III., uml. nach § 54, 3. dummkopf.

dunnersch, dem man den tod durch den donner wünscht.

dustern, fchw. II. flüftern (frz. parler doux).

duhm, msc. ft. I. dom. lat. domus.

dufa, leife, frz. doux.

e.

e, ene, f. § 131.

ecket, 1) eckig. 2) übellaunig.

efterfch, oft.

elle, der sing. des neutr. elles, ells, alle, alles.

emôl, ein mal.

eppel, msc. ft I., modif. nach § 87, 4. apfel. ahd. epfili; anr. epli; fchwd äple; dæn. äble.

epper, etwa; ift aus ahd. ëtawër verderbt (Grimm, gram. III. 58).

es, als.

espern, fchw. II. quælen, eig. beben machen wie espenlaub.

ehlwarken, fchw. II gewaltig arbeiten, fich gewaltig auftrengen,

Digitized by Google

vgl. ags. ellenvëorc (d. i. gewalttat), mhd. ellen (kraft); ahd. ellan (kraft), gth. aljan (kraft).

ehr, bevor, gth. aír.

eh rich, bevor ich (s. § 123).

ehr in dr kalkuhl, klingt wie œhr in der kalkkuhle, ist aber aus error in! calculo verderbt, = fehler in der rechnung.

ehschtandskreppel, msc. st. VI. ehestandskröpfel, kraftloser ehemann, vgl. kröpfen, d. h. dem geflügel das futter in den kropf stecken.

ewer — = ober —, z. B.

ewerschlemmer, msc. st. VI. oberschlämmer; so wird der gehülfe des puchsteigers genannt (Ey Harzbuch, pag. 203. 204).

einbrenna, schw. II. 1) einbrennen, daher 2) linnen- oder baumwollenlappen zu zunder brennen, und brennend in die zunderbüchse werfen.

einrappen, schw. II. einraffen, wohl nicht vom nnd. rapen, d. h. ohz. rafen, vielmehr vgl. anr. hrappr, d. h. schnell (so ohz. ä rappern mædel), daher ohz. rappen, heftig ergreifen.

Eypothvetter, pathe Ey.

f.

fahl, fehl.

fæg, mutlos, blœde.

fakuken, faxen.

federn, schw. II. fördern.

finkeln, schw. II. funkeln.

fipsen, schw. II. heimlich entwenden. Ob der erste fipser wirklich ein schneider namens Philipp, abgekürzt Fips, gewesen sei oder nicht, würde eine quellenmäfsige geschichte der bekleidungskunst nachzuweisen haben.

fieln, præt. von fallen, § 73.

filebus, msc. st. I. fidibus (frz. fil de bois).

flammet, part. præs. von flamme. (§ 60, 7) mit flammenartig abwechselnden hell- und dunkelrothen streifen.

flackel, n. st. I., modif. nach § 112; dimin. von flack, d. h. fleck, stelle.

flagt, 3. s. und 2. pl. præs. v.

flahng, schw. II. pflegen.

von flechsen gihn, statt von flechsne, vom flachsrocken. der flachsfaden reifst nicht so leicht wie der hedenfaden; daher von flechsen, d h. rasch und ununterbrochen.

flënna, schw. II. unedel, statt greina, weinen; lat. fleo.

fleifst, s § 65, fliefst.

flicht, f. schw. II. pflicht.

flieng, st. IV, 1. § 65, fliegen.

flieng, schw. II. pflügen.

fliefsnig, fliefsend.

in flithen, d. pl. v. fluth, § 117, oder wære das engl. fleetly zu vergleichen? in flithen bedeutet im obz. flüchtig, schnell.

floch, msc. st. flug.

flock, msc. st. III. pflock.

flucks und fluck, sogleich.

folling, schw. II. folgen.

for, für.

forsch, stark, frz. avec force.

forschtborschenal, n. st. aus forstpersonal verderbt.

frangeln, schw. II. frequentativ von

franga, 1) ringen, 2) mit gewalt hin und her zerren, 3) angestrengt tætig sein. vgl. gth. praggan, ahd. phrenkan; mhd. pfrengen; engl. wrangle.

fransus, msc. II. franzose.

frammesen, schw. II. eig. verrammen, einstopfen.

fra, f. schw. vgl. jedoch § 117. davon

frahnsbild, n. II. frauensbild, weib.

fræa, schw. II. freuen.

fræd, f. schw. II. freude.

frehng, § 76, gth. frafhnan; ahd. frëgin, 2. pl. præs. frëget, mhd. frëget; part. præt. gefrëget.

frehlig, adj. fröhlich.

freijat, fem. II. das freien, heirat.

frohng, s. frehng.

fuchschwansmitz, f. schw. II. mütze aus fuchspelz.

fuchta, feucht, ahd. fûhti, viuhte d. h. feuchtigkeit.

futterhemmed, n. st. II. unterjacke.

fugelbols, msc. gem. II. der fuchtelbolzen, ein züchtigungswerkzeug.

g.

ganga, s. § 80, 1.

gappern, schw. II. frequentativ

Digitized by Google

vom nnd. gapen, eig. gaffen, aber ohz. harren.

garm, mst., s. § 96, δ. gedicht.

gamith, neutr. st. II. gemüth.

gammer, § 124, 8.

garm, schw. II. 1) gerben. 2) schlagen.

gahn, st. III., 2, a, β, § 64 und § 30, sich gahn = sich darstellen.

garen, gerne.

gahtlich, halb erwachsen (Reinwald, henneb. idiotikon I. 41).

gaten, schw. I, 4, § 40, c. gäten.

gängich, s. gihn und § 123.

gæst, msc. st. II. geist.

geblith, neutr. st. 1) blüte. 2) blut.

gebliem, s. blei.

gebraung, schw. II. 1) gebrauchen. 2) brauchen.

gebrocht, s. bränga.

gedank, f. schw. II. gedanke.

gedillig, geduldig; älter auch gmd. gedüldig, das ohz. ist richtiger gebildet, als das gmd.

geding, neutr. st. I. gedinge, verdungene arbeit, aufgabe. Das gedinge ist richtig, wenn die verdungene arbeit vollständig und tadellos geliefert ist.

gedrieftig, e. d. w. driestig.

gedufter, neutr. st. geflüster, s. dustern.

gehabt (das a ist â), nachdrücklich, ahd. hepfc, hebîgo.

gehær, neutr. gehör.

gehærig, gehœrig.

gekládt, s. § 74, gekleidet.

geklerr, neutr. st. geklirre.

gelacher, neutr. st. gelächter.

gelahnghæt, f. schw gelegenheit.

geläcbt, neutr. st. geleuchte, leuchtstoff.

gelick, neutr. st. glück, mhd. gelücke.

gelummer, neutr. st. s. lummern.

gemänklich, gemeiniglich.

gena, genau.

genadig, gnædig.

genunk, genug.

gerett, s. gerothen.

gerothen, st. IX. c. § 71, geraten.

ins gescherr gihn, ursprünglich von zugthieren, welche plötzlich und mit aller kraft anziehen; sodann sich in schnelle und kräftige bewegung setzen; endlich laut werden, z. b. von singvœgeln.

gesenk, neutr. st. I. gesenke, d. i. tiefste stelle des schachtes.

geschellschaft, f. schw. II. gesellschaft.

geschnerrlich (das e nicht wie ë), neutr. st. munteres völklein, von schnorren = sich schnell, frœhlig und lärmend bewegen.

geschprehch, neutr. I. gesprræch.

geschricht, neutr. I. geschrei.

geschtännig, geständig; allgemein zugestanden. ener sach geschtännig sein = eine sache gestehen.

geschtrieten, s. schtreiten.

geschtuheln, s. schtaheln.

geschwuner, m. st. reiches w. nämlich nach I. und VI. (berg)geschworner. Jedem grubenbezirke steht ein bergmeister, jedem reviere ein geschworner vor. (Kerl, Oberharz, s. 26.)

gewandlich, neutr. st. eig. die gesammtheit der gewande; aber doch meist in der bedeutung kleidungsstücke gebraucht, dann sachen; sei gewandlich namme, seine sachen aufnehmen.

gewahr, neutr. st. I. das wehr.

gewast, s. sein.

gewæhna, schw. II. gewœhnen.

gewæhr, neutr. st. I. gewehr.

geworren, s. waren.

gezængt, s. zænga.

gezuhng, s. ziehn.

gehngd, f. schw. II. gegend.

ginna, st. II., 1, a, § 63, gönnen.

gillen, msc. st. reiches w. nach I. mit modif. § 87, 2 und nach VI, gulden.

gitt, s. gahn.

gihn, s. § 80, 1. geben.

giken, neutr. st. I., mit modif. § 87, 2. küchlein, nnd. küken; ags. cicen; engl. chicken; vgl. anr. kyklingr, d. i. junges huhn.

glatt, 1) glatt. 2) dicht an. 3) ganz und gar.

Glasner, msc. eigenn., Glæsner.

glitzerig, was glitzt, d. h. schimmert, vgl. mhd. glitzen = schimmern, glitz = glanz.

glihnig, glühend, mhd. gluenig, glüedig.

Digitized by Google

Gorgel, kleiner Georg.
gorgel, f. fchw. II. gurgel.
gorrn, msc. ft. reiches wort, nämlich nach I, mit modif. nach § 87, 2, und nach VI. gurre, altes, dürres und fteifes pferd.
Gorschler, neutr. eigenn. Goslar.
Gotthalf, Gott helf! begrüssung.
gota, f. fchw. II. goffe; nnd. gote.
grannig, zornig; vgl. engl. to groan.
grass, ift der ftamm zu grafflich = grässlich.
graffaten, in den gaffen umher, aus dem makkaronifchen gaffatim verderbt.
graam, ft. msc. und adj. gram.
grahm, pl. v. grohm, Graben.
gra, grau, mhd. grâ.
grefch, msc. gem. II. grofchen. das w. wirft mit kardinalzahlen verbunden die pluralendung ab, alfo z. b. drei grefch, nicht drei grefchen; mit folchen wörtern zufammengefetzt behälts diefelbe, z. b. ä dreigreschenbrud.
greina, fchw. II. weinen, mhd. grînen.
grin, grine, grina, grün.
griffel, msc. ft. VI. das fubft. zu griffeln, fchw. II. grufeln, graufen; ahd. grîfen, agf. grîfan, engl. agrifl.
grohb, neutr. ft. V. 4, b; § 54, 4, b, grab.
grohm, graben. § 54. 4, a.
grufchel, f. unregelm. (§ 117), im s. indeclinabel. = grofsmütterchen.
Gust, msc. eigenn. August.
gufchfcheln, fchw. II. häufig küffen, v. gufch, oberd. gofche, gofchel, mund.
gut, neutr. ft. V, 6, a. als grundw. in zufammenfetzungen = menge, z. b. holsgut.

h.

hackemack, neutr. ft. hack und mack. Das e ift überbleibsel von un (und), wie in hinnewider (hin und wieder), hinnewiderla (uhrpendel) u. a.
hall, adj. hell.
hall, f. fchw. II. halde, d. h. durch aufhäufung von fchutt entftandener hügel. mhd. halde; dæn. hald; fchwd. hälla; anr. hallr.
haltich, eig. halt ich dafür, mein' ich; doch wohl, mhd. halt; ahd. halto.
halwahk, eig. halbwegs (Reinwald, Idiot. I. 58). 1) halb. 2) einigermafsen.
handgebahr, neutr. ft. (eig. gebærde der hand). befchäftigung, benehmen. Sei handgebahr haan, befchäftigt fein. vgl. mhd. gebâre, gebærde.
Hangorg, msc. ft. Johann Georg.
hah, neutr. ft. f. § 38, follte eig. hæ heifsen (mhd. höu; ahd. houwi). heu.
hahmerfche, f. hahn, und § 125, 14, a; über die auslafsung des n vor mer f. § 124, 5.
hahn, f. § 80, 6, haben.
haar, f. ft. I. modif. nach § 87, 1. das haar.
Haarz, msc. eigenn. eines gebirges. gth. charud, harud, af. hard; ahd. hart, d. h. wald. (Grimm, gefchichte der deutschen sprache II, 440).
hackel, neutr. ft. VI. eigentl. kleine hacke, ift aber nur name des mit dem modell einer hacke als griff verfehenen ftabes, welchen die berg- und hüttenofficianten aller grade als abzeichen tragen (vgl. Kerl, Oberh. 94).
hanflich und hanneflich, msc. (reiches wort, nämlich ft. nach I und auch gem. I, modif. nach § 108, vgl. § 115); hänfling, fringilla cannabina.
Hannelore, f. eigenn. Johanne, Eleonore.
Hanning, f. eigenn. Hannchen.
hannul zufammengefetzt aus ha und nu. je nun! interjection der gleichgültigkeit.
hanfchich, msc. § 39; 108; gem. I. handfchuh.
harwest, msc. ft. I. herbst; engl. harvest, mhd. hërbist, ahd. hërpift.
hager, msc. reiches w. näml. ft. I. und VI., hæher.
har, her; mhd. hër und har; ahd. hara.
har, er, f. § 121.
harig, msc. reiches w. § 115, hæring. du harig ahnpacken = das puchwerk fchwänzen.
häm, heim, vgl. gth. haims, d. h. haus, altfchwed. hem.

Digitized by Google

bæl, 1) unverwundet, unversehrt. 2) ganz (totus).

hæren, s. § 76, hœren.

hæß, adj. heiss.

hæssen, st. IX. § 71, heissen.

hauch, msc. st. ferse, engl. hough.

haueln, schw. II. heulen.

haus! scheucheruf der ruschelnden. Ein fränkischer annalist berichtet von dem sterbenden Ludwig dem frommen: dixit bis huz! huz! quod significat foras, foras. Wenn das ein deutscher ausruf sein soll, weiss ich ihn nicht zu erklæren, denn der scheucheruf husch! husch! richtet sich nur an thiere. Unser hinaus (ûz!) kann es kaum sein. Vermutlich ist das altfranzœsische hucher (clamare), huis (clamor), neufranzœsisch huer, hue zu berücksichtigen, und etwa selbst huis. Grimm (gr. III. 779). — Aus hinaus kann das wort nicht entstanden sein; aus hinaus wird im ohz. nur naus. Für aus kann das wort auch nicht stehen; denn die wurzeln aus und haus bleiben grammatisch völlig verschieden (Grimm, gr. II, 3). Dass der sterbende in seiner angst sich eines franzœsischen wortes mit der bedeutung „schrei" sollte bedient haben, ist unwahrscheinlich, erstlich weil Ludwig der deutschen sprache mächtig war und in solcher noth schwerlich franzœsisch wird gesprochen haben, und sodann weil ein sterbender wohl stœhnt und schreit, aber nicht „schrei" ruft, wohl aber, wie die erfahrung lehrt, das verlangen ausdrückt, der angst zu entfliehen, und zwar durch den ausruf hinaus! hinaus! — Dies verlangen wird auch der sterbende Ludwig gehabt und ausgedrückt haben und zwar durch ein wort, welches foras, d. h. hinaus, bedeutet, also durch das wort huz! mœglich dass er hûz, mœglich dass er hûs gerufen, der annalist aber nicht für nœtig gehalten hat die länge des u zu bezeichnen. ahd. û geht aber in gmd. und ohz. in au über (mûs, maus; hûs, haus), also ahd. (das Fränkische war aber ahd.) hûz, hûs! gmd. ohz. haus! Wir haben hier also das beispiel der erhaltung eines uralten wortes in einem noch lebenden dialekte. Mit haus! zusammengesetzt ist **hausewahk!** und, was dasselbe ist, hauswahk! eig. aus dem wege! d. i. ausgewichen! gleichfalls scheucheruf der ruschelnden. Der ausruf huz ist also von husch! ganz verschieden, wo nicht, so ist huz damals noch nicht scheucheruf bloss für tiere gewesen.

hausen oder **haussen**, hier ausserhalb.

hechcher, s. § 119, 2.

helfern, hölzern.

hedebedede, adj. und adv. mit übertriebenem schickligkeitsgefühl begabt, aber auch gefallsüchtig und selbstgefällig. Das wort ist ursprünglich wohl eine nd. interjection, wo nicht, überbleibsel einer verhœhnung, he de (sec) bedede. Es wird nur auf junge mædchen und jugendliche frauen bezogen. Was **sich betun** bedeutet, s. harzged. 62.

hemmed, neutr. st. II. hemde; mhd. hemede; ahd. hemidi.

hemmel, neutr. st., modif. nach § 112, hemdlein.

herrnsfra, f. pl. nach § 117 frau des herren, herrin.

heilekrist, msc. würde nach I. gem. sein, wenn der pl. nicht fehlte. 1) weihnachtsmann. 2) weihnachtsgabe.

heing, schw. II. hauchen, nl. higen.

hindel, dim. hündchen.

hinna, hinnen.

hinrecken, schw. II. hinreichen.

hitt, 3. præs. v. **hiten**; schw. I, 5: hüten.

hitt, subst. hütte; schmelzhütte.

hie, hier; mhd. hie.

hihlwohng, msc. reiches w. nämlich st. I, mit modif. nach § 87, 2, und st. nach VI. Technisches w., gmd. hœhlwagen genannt, ein vierrædriges gefæhrte, auf welchem in einem länglichen kasten (den man gmd. hœhle zu nennen beliebt) erz u. dgl. gefahren wird. Die gmdsche benennung ist eine irrige. Das ohz. hîl ist nicht so viel als **hœhle**, welches wort ohz. **hêl** lautet, sondern = dæn. hjul. engl. wheel, d. h. rad. der **hîlwông** ist also der wagen κατ' ἐξοχήν, der (vierræder) wagen.

hochzig, f. schw. II. modif. nach § 108, vermæhlungsfest.

Digitized by Google

holfer, præt. v. halfen (ft. IV, 1. d, helfen), mit fuff. er (§ 123).
holshänga, neutr. ft. das holzhenken, hineinhenken des bauholzes in den treibfchacht.
holspidel, msc. ft. VI.; fchmæhwort für den holzwächter, als angeber der holzdiebe.
horn, msc. ft. hornung. Dr grufse h., Januar, dr klæne h., Februar.
hot und hott, f. hahn.
ho, e. d.
hop, neutr. ft. ein fchmæhwort, eig. haufe, daher gemeiner haufe, pœbel (vulgus); nnd. hope; dæn. hob, d. i. menge, fchar.
huckeln, fchw. II. frequentativ von hucken, auch fchw. II. hocken.
hucken, msc. reiches w. ft. nach I. und VI., haufen; ahd. houc.
huler, hielt er.
hunnig, msc. ft honig; anr. hunâng, agf. hunig; mhd. honec.
hung, præt. v. hänga, § 77, hangen.
hunten, hier unten.
hufcheln (kurzes u), fchw. II. frequent. v. hufchen.
huhch, hoch.
huhm, hier oben.
huhm, præt. v. hehm, ft. VII., d. § 68.
hur, fiehe hæren.
hufs, præt. v. hæßen, heissen. f. hæfsen.

i.

ichcha, icha, f. § 121.
ichzen, ftatt ichtefen; bei Luther ichtes, ohz. einigermafsen.
imkumme, umkommen, in der grube tödtlich beschädigt werden.
immefift, umfonft; mhd. umbfüft.
imfchicht, eig. umfchicht, alternatim.
imfchtand, msc. ft. III, 1. b. umftand.
innerfchter, adj. v. Innerfte (flüfschen dieses namens) abgeleitet.
innewennig, nach innen (gth. ïnna) gewendet, inwendig.
inter —, unter —.
inzunner, inzunt }, jetzund, jetzt.
is, f. § 80, 7.

iffen = ift denn.
iwererdfch (nicht ërdfch), überirdisch.
iwerfall, msc. ft. III, 1, b. § 54, 1, b. 1) überfall. 2) plötzlich von oben herüber ftürzendes waffer.
iwergabfch, fich hochmütig überhebend, vgl. nd. gapen. das w. würde alfo gmd. übergäffisch lauten müffen.
iwernanner, über ein ander.
iwerndiwer, über und über.
iwerfchwettern, fchw. II. plötzlich über den rand des gefæfses ftrœmen.
iwer un diwer, e. d. w. iwerndiwer.
iwrig, übrig.
iwrings, übrigens.

j.

jachten, fchw. II. frequentativ v. jagen, frœhlig umherfpringen.
ja, je (wenn es nicht antwortet).
jammerig, 1) tief betrübt fein. 2) fehr betrübend. ahd. jâmarac.
jammerlich, 1) jämmerlich. 2) gar fehr.
jänner, f. § 128, b. mhd. jëner.
Jerg, msc. eigenn. 1) Georg. 2) daffelbe, aber verachtung ausdrückendes anredewort.
je! vorwärts!
jeheln, fchw. II. johlen, nnd. jœlen.
Jehs, Jehses }, interj. Jefus.
jicht, fem. gicht.
jog, msc. ft. das jagen.
juchtern, fchw. II. 1) juch fchreien. 2) e. d. w. jachten, nur mehr das unedle jachten bezeichnend.
jumfer, f. jungfer, jungfrau.
junkefell, msc. gem. I. junggefelle.
just; 1) eben. 2) fo eben. engl. just, frz. juste.
ju, ja, partikel der bekräftigung, verftärkung, z. b. jaa ju! ja doch! ju net, ja nicht! bei leibe nicht! ich hohs ju gefaht, ich habs ja gefagt. ahd. joh, welches freilich etiam bedeutet, aber wahrfcheinlich auch wie ohz. ju zur verftärkung gedient hat.
juhngd, f. f. § 56, 5. Jugend.

Digitized by Google

Jules, msc. st. eigenn. Julius.
jux, msc. st. scherz, lat. jocus?

k.

kapút, entzwei; frz. capot; sp. capote.
Karel, msc. eigenn. Karl. ahd. charal = ehemann, mann.
karnaring —, kanarien —.
kartenmannel, neutr. st. I. modif. nach § 112, kartenmännchen, hampelmann.
karrel, msc. st. VI. kerl; ahd. charal.
karz, f. schw. II. kerze.
kahm, kaum. mhd. koume.
kahzen, schw. II. 1) das wie kah schallende geschrei der tiere nachahmend. 2) vor übermut aus vollem halse schreien. ahd. chahazan.
känna, unregelm. § 79, können.
känna, schw. II. kennen.
kännsta, s. känna.
kæ, kein.
kelwer, pl. v. kalb, neutr. st. V, 1, c.
kimmste, s. kumma.
klamm, eig. klebend, daher 1) enge. 2) gering, kaum ausreichend.
klantern, schw. klettern.
Klasthol, neutr. st. die bergstadt Clausthal, aus Klas und Thol zusammengesetzt. Der ton liegt auf tôl, das erste hat ihn verloren; das ganze ist worten wie Voigtslúst, Mariensrúhe u. dgl. analog gebildet. Klas ist g. irgend eines nomens, welches wegen der hast, mit welcher die sprache dem zweiten worte zueilte, ton und länge verloren hat. Das wort heist gmd. Klausthál, nd. Klusdáal. — gmd. au, ohz. â, nd. û oder ou, mnd. û = mhd. ou, oder â, ahd. awa und ao; also gmd. klau, ohz. klâ, nd. klûe, mnd. klû und klouwe = mhd. entweder klou oder klâ, ahd. chlâwa oder klâ. Man hat also die qual der wahl zwischen ahd. klâo, klou (d. h. listig) und ahd. chlâwa, mhd. klâ (d. h. klaue). Da jedoch das erste wort von Clausthal niemals das s einbüsst, wenn ihm der demonstrative artikel vorangeht, so kann dasselbe kein adjectiv, es muss also ein substantiv, und zwar ein männliches sein. Da aber klâ als appellativum ein f. ist, so muss das wort in der vorliegenden zusammensetzung ein eigenname sein, und Klausthal, ohz. Klasthol, nd. Klusdáal ist also das tal des Klaue, eines mannes namens Klaue. Die deutung vallis Nicolai ist unstatthaft, indem Nikolaus im ohz. nicht Klâs, sondern Klaus lautet; auch die deutung tal der klause ist zu verwerfen, indem gmd. klause, nd. klûs, im ohz. nicht klas, sondern ganz richtig klaus lautet, weshalb auch verirrung des dialects, wie haa statt hæ (mhd. höu) nicht anzunehmen ist. Hohnemann (altertümer des Harzes, I. § 112) hat die klause nicht gesehen, und seine gewährsmänner sind, wie man aus seiner ausdrucksweise schliessen muss, ihm selbst verdächtig; auch hätte eine klause, in der von ihm bezeichneten gegend zumal, im winter (und welch einem in jener zeit!) einen lebensgefæhrlichen aufenthalt abgegeben. Südlich von Clausthal ist das kleine Clausthal (ein thal) belegen. Der sage nach hat dort einst auch eine stadt gelegen, ist aber wegen der ruchlosigkeit ihrer bewohner untergegangen, und an ihre stelle ist ein teich, der klein klausthaler teich, getreten*). Wie nun? hat dort auch eine klause gestanden? Die entstehung der sage von der entstehung Clausthals läfst sich erklæren. Leute, welche die sprache der Franken nicht verstanden und sie deshalb verachteten, also auch nur gmd. sprachen, mœgen die ganze geschichte erfunden haben. Sie wollten das wort erklæren und taten dies ohne das ohz. zu beachten, sie vermuteten,

*) Der Sage nach ist die Kirche dieses Städtchens alle 100 Jahre und zwar in der Nacht vom Gründonnerstag auf den stillen Freitag zu sehen. Auch zeigt sich ein Reh mit dem Kalbe, beide dürfen aber nicht gejagt werden. In der Nacht vom Gründonnerstag auf den stillen Freitag darf sich überhaupt niemand aus Vorwitz ins kleine Clausthaler Thal begeben. (Vergl. Pröhle's Harzsagen I, S. 96—98.)

Digitized by Google

daſs die ſtadt wohl von einer klauſe den namen haben könne, und nachdem ihre vermutung einmal geſchichtliche geltung erhalten, konnte dann ſpæter auch von einem bergwerk und von einem forſte zur kluus die rede ſein. Wer aus einem hihlwohng einen hœhlwagen macht, der macht auch aus einem klâ bald eine klauſe. Es verhält ſich mit der Honemannschen nachricht von der entſtehung Clausthals ebenſo wie mit andern angaben ſeiner gewæhrsmänner, z. b. über die entſtehung des namens Frankenſcharren. Wo nämlich die Frankenscharrner hütte liegt, ſollen in früherer zeit an 600, nach andern nachrichten 300, nach andern 100 fleiſcher ihr gewerbe betrieben haben (Honemann, altertümer I. § 138). Man fragt mit recht, an wen und wohin diese leute ihre ware mœgen abgeſetzt haben? Dieſe aus lauter Franken beſtehende fleischerkolonie lœſt ſich in dunst auf, wenn man die bedeutung des wortes ſcharren, d. i. ſchürfen, graben, erwægt. Alsdann erkennt man in (der) Franken ſcharren die ſtelle, wo die Franken geſcharrt, d. h. nach erz gegraben haben. Ein anderer gewæhrsmann unſers Honemann will die entſtehung der ſage von der brockenreiſe der hexen am Walpurgisabend daraus erklæren, daſs die unbekehrten Sachsen in ſolcher nacht ſich auf den Brocken begeben hätten, um dort ihren verpönten kultus zu üben (a. a. o. § 14). Dass dies eine phyſische unmœglichkeit war, kann nur der bezweifeln, welcher wæhnt, daſs im achten jahrhundert der Brocken ſo zugänglich geweſen ſei, wie jetzt.

klæ, klein.

klæden, ſchw. I, 1, a. § 74. kleiden.

klæderſellern, ſ. § 117. vgl. mhd. gmd. verſellen, engl. to ſell.

klitern, ſchw. II., nebenarbeiten, beſonders ſolche, die in das gewerbe des tiſchlers und zimmermanns einſchlagen, verrichten. nd. klütern.

klohg, pl klohng, fem. klage. § 104.

kluhpſch, tückiſch. von klupen, nd. glupen, d. h. heimtückiſch von unten nach oben ſehen. altfries. glûpa; anr. glûpna (traurig ſein), vgl. nnl. gluipſch; dæn. glubsk.

knætern, ſchw. II. knattern.

(ſich ahn-)knauern, ſchw. II. ſich anſchmiegen, engl. to cower.

knehp, ein plurale, ſt. III, 4, b, § 54, 4, b. Der sing. müsste knohp lauten. Das wære ein ndſches wort, vgl. ahd. knuphjan = knoten knüpfen (ſ. Ettmüller Witzlaw, ſ. 88, 45—48).

knippmaſt, neutr. ſt. unregelmäſsig. § 117. ein meſſer, deſſen klinge ins heft eingeſchlagen werden kann, knief; engl. knife.

knitter-, zusammenziehend, vgl. engl. to knit.

knittern, ſchw. II. ſtark kniſtern.

knohng, ſchw. II. eig. genagen, alſo nagen. anr. ſchwd. gnaga.

knuflohk, neutr. ſt., ohne pl. knoblauch, d. h. ein lauch, deſſen wurzel knopfform hat. Das w. ſcheint alſo anders gebildet zu ſein als das gm. knoblauch. Dem ohz. liegt ahd. knuphjan, dem gmd. liegt ahd. chliopan (ſpalten) zum grunde; dies heiſst ahd. chlopolouch. Übrigens iſt lohk unregelmæſsig gebildet; es ſollte eig. lâk lauten, da es mhd. louch heiſst.

koppwehtohk, msc. ſt. kopfweh.

kolender, msc. ſt. reiches wort, nämlich nach I. und VI. kalender.

kracherz, msc. ſt. I. gekrach.

krattellieren, ſchw. II gratulieren; lat. gratulari.

kræſch, msc. ſt. I. kreiſs.

krauter, msc. ſt. VI. wunderlicher menſch; im Hennebergiſchen pfuscher (Reinwald II, 76). wære das Dithmarſiſche kraut, (krebs) zu vergleichen? alſo krauter ſoviel als krebſer?

kreppeln, ſchw. II. ſich abmühen; vgl. nd. krupen, afr. kriapa, agſ. creópan, d. h. kriechen.

dn krehauf ſinga, hinſterben.

krehch }
krehng }, ſ. krieng.

kreheln }
krehln }, ſchw. II. grœlen, nnd. krajœlen.

kreitſchpinn, f. ſchw. II, modif. nach § 91, b, kreuzſpinne.

krimmer, msc. reiches w., nach I, modif. nach § 87, 4 und nach VI.

Digitized by Google

falke, weihe, raubvogel überhaupt; eig. der zerreiſsende, zerkratzende vogel, von mhd. grimmen. krimmen, d. h. kratzen, reiſsen. vgl. die maget gram und roufte ſich (Hartmann, der arme Heinrich 1287). den ir zwêne arn erkrummen (Nib. nôt 13, 3) und die ohziſche alliteration terkrimme un terkratzen.

krimpel, msc. ſt., ohne pl., eig. was gekrimpt, in einander gefilzt iſt, daher verwirrter haufen.

krieng, ſt. unregelm. § 77, bekommen. vgl. ahd. kirîhhu, præt. kireih; mhd. krîgen, præt. kreic, part. præt. krigen.

krieſchen, ſchw. II. kreiſchen, mnl. crîſchen, ſchreien.

krunsbær, f. unregelm. § 117, kronsbeere, preuſſelbeere (vaccinium vitis Idæa).

kumma, ſt. II, 2. § 63. kommen.

kummedieren, ſchw. II. commandieren.

kummehdcha, f. ſ. § 117. frz. comédie.

kummode, bequem, frz. commode.

kumpelment, neutr. ſt. I. frz. compliment, ſp. cumplimiento.

kumpenie, f. ſchw. II, modif. nach § 91, a. frz. compagnie.

kunst, f. ſt. III, 5, a (§ 54, 5). 1) kunſt (ars). 2) techniſch eine gewiſſe bergwerksmaſchine. Beschreibung und abbildung derſelben ſ. Dannenberg: der Harz, ſ. 43—48. Kerl: Oberharz 20. 21. Ey: harzbuch, ſ. 156, 157 und das bild grube hülfe gottes in letzt genanntem buche.

kunſtknacht, msc. ſt. I. kunſtknecht; er besorgt die wartung der künſte (Kerl: a. a. O. ſ. 22).

kunnſte, konntest, konntest du. ſ. känna, § 79. § 60, 2; 124, 6.

kunnte, ſ. § 79.

kunter, msc. ſt. VI. kondor, kœnigsgeier.

kuntrær, 1) adj. widrig. 2) adv. im gegenteil. lat. contrarius.

kuhm, kaum mhd. kûme.

kuhng, msc. ſt. reiches w. nach I. und VI. ſ. § 110. kuchen.

l.

lab, vide lahm.

langa, ſchw. II, langen, holen.

lank, lang, mhd. lanc.

laps, msc. ſchw. I. von lappe, d. h. lappen; alſo ſchwächling. Scherzhafte benennung des neu angelegten puchknaben. vgl. mnd. lapen, d. h. kraftlos ſein. Die ableitung von mnd. lapen, d. h. lecken, welche die bedeutung laffe und leckermaul ergeben würde, ist ſicherlich abzuweiſen.

lass, erſchöpft an kräften; mhd. laz (træge), engl. lazy.

latſchen, ſchw. II. 1) unfertig, fremdartig, unverſtändlich ſprechen. 2) tœricht reden; aus latinizare verdorben. vgl. den ausdruck kramerlatein.

lata, ſpæt. agſ. lät; engl. late; vgl. gth. latjan (verzœgern).

lamdig, lebendig. mhd. lebendec; lendig, lembtig (letzters ſ. Wolfdietrich 178, 1. 2. in v. d. Hagens heldenbuch).

larna, ſchw. II. lernen.

larna, ſchw. II. lehren.

lahb, neutr. ſt.; ohne pl., laub.

lader, neutr. ſt. reiches w. nach I. und VI. 1) leder. 2) hinterleder.

lafen, unregelm. § 77, laufen.

lahm, neutr. ſt. leben.

lahm, ſchw. II. leben.

lawetohk, lebtag, lebenslang.

lächtſen, adv. leicht.

länkſen, langſam.

læd, neutr. unregelm. § 117. leid.

læna, ſchw. II. lehnen.

læna, ſchw. II. leihen; agſ. lænan.

lækeln, ſchw. II. leugnen. ahd. lougilôn.

læten, vor-, früher einmal.

lauern, ſchw. II. 1) lauern. 2) harren.

lecken, ſchw. II. feuchten, wäſſern, begieſsen. ahd. lëhhan, lecchjan; (feuchten); anr. lëka, d. i. tröpfeln, ſickern.

leffel, msc. ſt. VI. 1) löffel. 2) laffe.

de lefiten laſen, eig. den leviticus (das 3. buch Moſis) leſen, d. i. das geſetz einſchärfen; ernst tadeln.

Digitized by Google

lefte, läfseſt du } lett, läfst }, f. lofsen.
leidenfchaft, f. II. leid, ungemach.
leimrutt, f. leimruthe. (geräthe der vogelsteller.)
leiten, fchw. I. 1, b. § 74.
lillich, f. fchw. modif. nach § 108; lilie.
littig, klein. nd. lütje; engl. little.
liem, fchw. II. lieben.
liewesketen = liebesketten.
lienger, msc. ſt. reiches w. nach I. und VI. lügner.
lifa, leife. mhd. lîfe.
liefte, præt. v. liefen, lösen.
lifen, fchw. II. lœfen; kaufen, vgl. agf. lŷfan (kaufen).
liefchtunna, f. fchw. II. lœfeſtunde, erholungsſtunde.
locker, f. fchw. II. locke.
loff, f. lafen.
lork, msc. ſt. V, 3, lurch; aber im ohz. ſtets krœte. davon lorkfch.
lohng, præt. v. lieng, ſt. III, 2, d. § 64.
Loring, neutr. ſt. kleine Eleonore.
lofsen, ſt. IX. § 71, lafsen. vgl. fie lozent die untugende in dem grunde der natûre (Tauler).
lott, f. lofsen.
lummern, fchw. II. leife donnern.
lumpet, zerlumpt, in lumpen gehüllt.
lusthaus, 1) gartenhaus. 2) laube.
lusten, msc. ſt. ohne pl., luſt zu einer fache.
lubna, fchw. II. lohnen.
lußer, præt. mit suffigirtem fürwort von lofsen, liess er.

m.

maldte, præt. v. malden, meldete.
mangelkarn, msc. ſt. I. modif. nach § 87, 2. mandelkern.
mank, eig. darunter gemengt, daher zwifchen, unter. das w. iſt eig. nd.
mannich, manch; mhd. manec; ahd. manac.
mant, nur; nnd. man; partikel der befchränkung, mahnung; von mhd. mânen; alfo mant ſt. mânet, d. h. worann jetzt ganz ausdrücklich erinnert werden foll, damit es nicht unterbleibe (vgl. Grimm, gram. I, 981).
mant, adv. einen gegenfatz ausdrückend, alfo fo v. a. aber, mnd. dæn. men, altdæn. en, än; anr. enn. (Grimm, gr. III, 280).
mark, msc. ſt. III. 1, b. § 54, 1. b. markt.
mattlus, matt.
matzhamel, msc. ſt. ohne pl. Ein Matthias Hammel mag wohl der erſte gewefen fein, welcher der matzhammelei (veruntreuung herrfchaftlichen gutes) verdächtig oder überwiefen wurde.
machtlig, mächtig.
Mahle, Amalie.
mahntig, msc. ſt. I. § 83. montag. vgl. mhd. mâne, d. i. mond.
marteln, fchw. II. 1) martern. 2) mühe machen. ahd. martolôn; mhd. marteln.
martler, msc. ſt. reiches w. I. und VI. 1) märtyrer. 2) einer der viel mühe und aufreibende arbeit hat. mhd. martelære.
Mäzeko, neutr. ſt. Mejiko.
mæ, msc. ſt. mai.
mæna, fchw. II. meinen.
mæræn, mairegen.
merren, f. fchw. ohne pl. myrthe.
meh, mehr. f. § 119, 2.
mehng, mœgen. § 79, 4.
mehrder, ſt. msc. VI. mörder.
mehft, f. meh.
mei, mein.
memel, f. fchw. II. hausrat. frz. fubſt. meubles.
memel, f. ſt. VI. 1) fchlechte weibsperfon. 2) als fchmæhwort auch von männern. frz. adj. meuble.
mefer, msc. ſt. reiches w. nach I. und VI. mörfer.
millich, f. milch. mhd. milich; ahd. miluh; gth. miluks.
minnich, msc. ſt. I. mönch; ahd. munih; lat. monachus.
minfsen, fchw. II. 1) münzen. 2) of wos minfsen, etwas beabfichtigen.
mied, müde.
mieglich, mœglich, vom mhd. mügen.
molla, f. II. mulde.
mog, f. mehng.
mol, neutr. ſt. I. mal.
muchta, f. mehng.

Digitized by Google

mundel, neutr. ft. VI. 1) mündlein. 2) küfflein.

munden, msc., altohz. fchw., aber wegen der endung en indeklinabel. Den alten g. f. munden hœrt man jetzt nur noch in der verbindung in obnamme's munden = im abnehmen des mondes. Gegenwärtig fchwankt der gebrauch zwifchen ft. VI. und gem. I.

mundfchtik, neutr. ft. II. 1) mundftück des blasinftruments. 2) tabackspfeifenrohr.

múfche und mufché, msc. nur letzteres deklinirt nämlich ft. VI. frz. monfieur.

muttig, fchlammig, moderig; nd. muddig, von mudde, fchlammiges waffer.

n.

-n, suff., nach konfonanten -en, aus denn übrig geblieben, verftärkt die frage, z. b. hotfen = hat es denn? hotten = hat denn?

nans, nahe, aus ornans verkürzt, und dies aus ordonnance, d. i. wörtlich: befehl, gefetz.

napper, msc. ft. VI. nachbar. af. nâbûr, daraus gebildet ift

nappern, fem. fchw. II. nachbarin.

naal, msc. ft. III. 2, a. § 54, 2. a. nagel.

naant, nahnt, nahe; ahd. nâhunt (neulich), mhd. nahend (beinahe). z. b. nû ftân ich hie nahend gar blôz (Eckenausf. 234, 11).

nahl, f. naal.

na! interj. des einräumens und der erwartungsvollen frage.

namma, ft. II. 2. a. § 63.

narwet, der pockennarben hat.

nafel, neutr. ft. I, modif. nach § 91, f, und § 112, næslein.

næ, nein. gth. nê.

næhm, nähme. v. namma.

ne, f. § 131.

nerringft (nicht ë), nirgends.

net, nicht.

neifaderig, eig. des neuen bedürftig, daher neugierig. vgl. dæn. fattig, d. i. arm, dürftig.

nein, f. § 33.

neinfegeln, fchw. II. 1) hineinfegeln. 2) hineinfallen.

nifcht, nichts.

nienzig, einzig. Nicht aus gmd. einzig; denn gmd. ei, leife und fteifs ausgenommen, wird niemals ohz. î. fondern æ, wenn es mhdfchem ei, es bleibt, wenn es mhdfchem î entfpricht, z. b. gmd. teil, mhd. teil, ohz. tæl; gmd. kleid, mhd. kleit, ohz. klæd; dagegen gmd. eifen, mhd. îfen, ohz. eifen; gmd. bei, mhd. bî, ohz. bei (Harzged. VI, 7). Demgemæfs wird gmd. ein, mhd. ein, ohz. æ, verkürzt ä, noch mehr verkürzt e (vgl. § 131). Aus gmd. einzig müfste alfo ænzig werden, wie änslich aus einzeln. Es ift vielmehr an ahd. nihein, niheinig, mhd. nehein zu denken. Das z ift unorganisches, auf mifsverftand beruhendes einfchiebfel. Das wort hatte urfprünglich negative bedeutung, hat diefe jedoch verloren, wie fchon mhd. nehein unter umftänden fo viel als irgend ein bedeuten kann. Das ei ift bei der zufammenziehung verloren gegangen.

nipe, genau; nnl. nypen, vgl. engl. to nip, kneifen; alfo nipe mit zufammengekniffenen augen, blinzelnd.

nipe, f. nienzig, schluss davon.

niwer, hinüber, vgl. § 33.

nob, hinab, vgl. § 33.

nong, f. nohch und § 134.

nohch, nach, f. § 134.

nohng, fchw. II. nagen.

nuvamber, msc. ft. november.

nu, nun; ahd. mhd. nû.

nuth, f. ft. nach II, b; zweifelhaft ob 6, a oder c. Ich erinnere mich, nur den d. pl. neten gehœrt zu haben. Bei Ullrich (es barbrich, feite 41, ftr. 4, 5) findet fich mei knuten hot de niten, mein docht will nicht mehr brennen. Sollte das eig. fo viel heifsen als mein docht hat not, fo wære das wort unregelmæfsig. nämlich fchw. mit umlaut î. engl. need ift wohl aus dem fpiele zu laffen.

o.

ob, conj. ob.

obgihn, abgehen, f. gihn.

obfchnietft, abfchnittest, v. obfchneiden, ft. I, 3, b.

of, auf.

Digitized by Google

offen, ſ. § 134.
offezier, msc. ſ. § 96, δ und § 97, β.
ofte, oft, mhd. ofte; ahd. ofto.
orndlich, ordentlich.
ortel, neutr. unregelm. § 117. urteil.
oh! halt gebietender fuhrmannsruf.
oder, f. ſchw. ader.
oder, 1) oder (aut, ſive). 2) aber; ahd. atar, agſ. oder; aſ. odar; anr. eda.
ohmd, msc. ſt. I. § 83. abend.
ohneform, f. ſchw. II. modif. nach § 91, b. uniform.
ohnegefahr, ungefæhr. ſchriftſäſsig im 17. jahrhundert: da kam ohnegefahr ein ungewonliches liecht umb uns (Schupp I, 772).
oten, othen, odem; msc. ſt.
owerſcht, aber.
owest, neutr. ſt. obſt; mhd. obez, ahd. opaz.

p.

parat, bereit, lat. paratus.
part, neutr. ſt. teil, lat. pars.
pass (ſp. paz, d. i. friede, ſtille) gahn: acht geben.
pastûr, msc. ſt. II, 6, c. pastor, ſeelſorger. ſp. pastôr.
paffen, ſchw. II. den ſchall „paff" von sich geben.
pahch, neutr. ſt. pech.
pels, msc. ſt. I. pelz. lat. pellis.
pêapê, nach und nach, frz. peu à peu.
pfeng, msc. ſt. I. modif. nach § 87, 1 und § 91, c; pfennig, mhd. pfenninc.
pfetel, neutr. ſt., modif. nach § 112 und § 91, f. pfötlein.
pfiepen, ſchw. II. nicht aus ahd. phîpha, mhd. pfîfe, gmd. pfeife, herzuleiten, ſondern bloſs den laut pfiep nachahmend.
pichcher, msc. ſt. reiches w. nach I. modif. nach § 87, 4 und nach VI. puchcher, der dem geſchäft des puchens obliegt.
pidel, msc. ſt. VI. 1) büttel. 2) polizeidiener. 3) gerichtsunterbedienter. 4) aufpaſſer. 5) angeber. ahd. putil, agſ. pydel (ausrufer, herold).
plänna, ſchw. II. mit gewalt hinwerfen.
pleſier, neutr. ſt. I. vergnügen, frz. plaiſir. davon
pleſirlich.
pless, msc. ſchw. I, aber nach § 94, daher in II übergetreten. 1) bläſſe, der weiſse fleck auf der ſtirn der groſstiere. 2) ſtirn, jedoch deſpectiv.
plohng, ſchw. II. plagen.
polſen, ſchw. II. urſprüngl. wohl mit bolzen ſchieſsen, dann zielen, dann heimlich beobachten (ſpeculari). vgl. lat. baliſta, ahd. polz; mhd. nhd. bolz, pfeil.
porren, ſchw. II. 1) aufrütteln. 2) unſanft anrühren. 3) beleidigen. mnl. porren (bewegen, anreizen), ahd. purran, purjan (ſich erheben).
poken, ſchw. II. pochen, feſt aufſchlagen. nnd. poken.
poſeto, geſetzt den fall. lat. poſito.
power, arm (frz. pauvre).
predig, f. ſchw. II. modif. nach § 108. predigt. ahd. predigi.
priech, f. ſchw. II. modif. nach § 104. prieche, emporkirche.
prost, lat. prosit.
pruſten, ſchw. II. ahmt den ſchall nach, welcher durch ſtarkes nieſen hervorgebracht wird.
pucherich, neutr. ſt. gem. I, modif. nach § 104. puchwerk.
puffen, ſchw. II. etwas tun, wodurch der ſchall puff hervorgebracht wird, daher ſtoſsen. davon das frequentativ
puffeln, ſchw. II. ſchwere arbeit verrichten.
puffjack, puffjacke, dienstanzug der bergbeamten.
pungt, msc. ſt. I. punkt. lat. punctum.

q.

quackellei, f. II. unbeſtändigkeit. vgl. ahd. quĕh (ſich bewegen), agſ. cvacjan (beben), anr. qvika, qvakla (einen bebenden laut von ſich geben).
quatſch, verwirrt. agſ. dvæs; mnl. dwaes, dwas; nnl. dwâs; mhd. twas.
quar, quer.
queeln, queln, quelen, ſchw.

Digitized by Google

II. quælen; mhd. queln; ahd. queljan.
quol, f. schw. II. modif. nach § 90. qual.

r.

racht, recht; subst. recht.
rampet, herumstreichend, vagabondierend, spottschlecht. vgl. engl. to ramble (herumstreifen).
rahchrig, räucherig.
radern, schw. II. rædern.
rahz, msc. st. gewaltige gliederkraft. vgl. gth. raps (paratus), ags. radan (circumferri); anr. ras (lauf); engl. race; sanskr. sahas, d. i. der kräftige, näml. monat (Grimm: gesch. d. deutschen sprache I, s. 82).
ränklich, reinlich.
en ränsel besahn, einen vorwurf bekommen.
rätt, reitet, v. reiten. st. I. 3, b. dr teifel rätt än = regiert, leitet ihn.
ræn, 1) msc. st. regen. 2) adj. u. adv. rein.
ræs, f. schw. II. reise.
raus, heraus.
rauch, 1) rauh. 2) roh. 3) wüst im moralischen sinne. mhd. rûch.
recken, schw. II. recken.
recken, schw. II. reichen.
reiner, herein. Trabet hereiner wie ein pferd (Rollenhagen: froschmäuseler, des kœnigs ankunft. 12).
rimmerhar, umher.
ring, gering. Daz lât iuch ahten ringe (Nib. nôt 158, 1).
ries, msc. schw. I. riese.
röb, herab. Und die sonne von oben rab, nunmehr den kürzten schatten gab (Rollenhagen a. a. O. 3. 4).
rosinig, f. schw. II., modif. nach § 108. rosine.
rotollen, schw. II. sich lärmend umherbewegen. lat. rotari.
rôb, f. abweichend vom gmd., woselbst das wort ein mascul. ist, rabe.
rod, neutr. st. V, 4, b. § 54, 4, b. rad.
rothen, verb. rathen. s. gerothen.
ruffen, schw. II. rufen.
rull, f. schw. II. rolle.
rummel, msc. st. 1) lärm. 2) aufruhr. vgl. anr. romr: mickill romr (rumor loquentium) vard at mæli hans (vatus dælasaga 12). vgl. Mœbius fornsögur 23, 2. 14.
rutt, f. schw. II. rute.
rudern, schw. II. roden.
rus, f. schw. II. rose.

s.

salfett, f. schw. II. tischtuch, frz. serviette.
sark, msc. st. III, 1, b. § 54, 1. b. sarg. mhd. sarc.
saan, schw. II. sagen.
saltsen, seltsam. mhd. seltsæne; ahd. sëltsâni.
salwer, selber.
satt, s. sahn.
sahn, st. III. 2. b. § 64. sehen.
sawel, msc. st. VI. sæbel.
sämmer, s. § 80, 7, und § 123. 124, 3.
sæger, msc. st. reiches w. nach I. und VI. sanduhr. mhd. seigære, von seigen (herabdrücken) und seiger (tröpfelnd).
sæng, msc. st. segen.
sæt, f. schw. II. saite
seffel, msc. st. VI. säufer. im hennebergischen. söffling (Reinwald II. 117).
seh, se, s. sahn, § 80, 8. Dieser imperat. wird jedoch nur als interj. in der bedeutung ecce gebraucht; auch Hans Sachs hat noch se se! (Grimm, gr. III. 779).
sehch, s. sahn und § 80, 8.
sekeln, schw. II. zœgern. nd. sœgeln.
seil, f. schw. II. modif. nach § 90. seule.
sifzen, schw. II, obgleich mhd. siufzen; seufzen.
sift, sonst. s. immesist.
sorring, pl. v. sorg. f. schw. modif. nach § 105. sorgen.
sohch, s. sahn. § 80, 8.
sohz, præt. indic. v. sitzen, st. III. 2, a.
sunnefechtel, msc. st. reiches w. § 115, fächer, sonnenschirm.
su, so.
suhn, msc. st. III, 6, a. § 54, 6, a. sohn. mhd. sûn.
suhl, fem. sohle (techn. ausdruck für boden eines stollens, einer strecke, etc. (schw. II.)

Digitized by Google

fch.

fchandlus, fchändlich. auch fchon im 17. jahrhundert: von einem rechtsvergeffenen fchandlofen pasquillanten (Schupp. I, 620).

fchapp, msc. ft. III. 1. b. f. § 54, 1. b. fchrank. dæn. fkab; fchwed. fkåp; engl. fhop.

fcharlaken, neutr. ft. fcharlachrothes tuch. ahd. fcarlahhan (eig. gefchorenes tuch).

fchawuhl, msc. ft. wüstes toben.

fchicht, f. fchw. II. 1) fchicht. 2) fchlufs der arbeit. 3) arbeit.

fchitzer, msc. ft. reiches w. nach I. und VI. fchützer, welcher die treiberei, d. h. die zum herauswinden der erze dienende mafchine beforgt (Kerl: oberh. 15. 16).

fchien, fchœn. f. § 119, 2.

fchlahn, ft. X. b. § 72. fchlagen; mhd. slân.

fchlämmer, msc. ft. VI. Was er zu tun hat, f. Kerl a. a. O. 34, 75, 101.

fchlämmerfchgefell, msc gem. I. unterfchlämmer, pucharbeiter, der noch unter dem fchlämmer fteht.

fchlauna, fchw. II. glücken; mhd. flûnen, fchnell fein.

fchlegel, msc. ft. VI. fchlægel. fchlegel un eifen, fchlægel und eifen; abgebildet auf dem titelkupfer zu Dannenberg, d. Harz. f. auch Kerl a. a. O. 13. 89.

fchleht, 3. p. sing. præs. v. fchlahn.

fchlipp, f. fchw. II. fchofs, eig. wohl fchleppe. wo nicht = fchlüpfe.

fchliepern, fchleichend, fchlüpfend, mit lift, verw. mit fchlüpfen. vgl. auch agf. flipur (fchlüpfrig).

fchlohk, msc. ft. III. 4, b. § 54, 4. b. § 102. fchlag. mhd. flac.

fchlufsweifs, fchlofsweifs.

fchmant u. fchmatter, dreck u. schmutz.

fchniet, præt. v. fchneiden. ft. I, 3, b. § 62.

fchnucken, fchw. II. fchluchzen. nl. fnikken. vgl. anr. fnökt (gefchluchzt).

fchnufen, fchw. II. fchnaufen.

fchorren, fchw. II. fchurren, d. i. gleiten; ahd. fcorrên, aber mit der bedeutung hervorragen.

fchofs, msc. ft. III. fchufs.

fchoden, fchw. I, 3. § 74. fchaden.

fchol, f. fchw. II. modif. nach § 89 und 90. fchale.

fchpannfchtuhl, msc. ft. III. 5. a. § 54, 6, a. § 89. 90. fpannenbreiter ftuhl, forgeftuhl.

fchparrn, msc. gem. I. modif. nach § 92. fparren. än fchparrn haan = nicht recht gefcheit fein.

fchpaan, msc. ft. unregelm. § 116, 2. fpahn.

fchperfetief, neutr. ft. I. perfpectiv, fernrohr.

fchpierte, præt. v. fchpieren, spürte. fchw. II.

fchrama, fchw. II. fchræmen, mit fchlægel und eifen arbeiten.

fchræ, msc. ft. I. fchrei.

fchreia, ft. I. 3. a. § 62. fchreien.

fchrupper, msc. ft. VI. vgl. engl. fcrub. nd. fchruppen. eig. heidebefen. obz. geizhals.

fchtahtlich, ftattlich.

fchtarm, ft. IV, 1. c. fterben.

fchtag, msc. ft. I. fteg, modif. nach § 104.

fchtaheln, ft. V. § 66. davon

fchtahlarei, f. stehlerei.

fchtandarla, neutr. ständchen.

fchtarn, stern.

fchtärzen, fchw. II. ftürzen.

fchterr (nicht ë), f. fchw. II. ftirn.

fchtet, f. fchw. II. ftätte.

fchteier, msc. ft. VI. ahd. ftiuro; anr. ftjôri, d. i. fteuerer, regierer, vgl. gth. ftiurjan, d. i. regieren, lenken, fteuern. fchteier ift alfo nicht einer der fteigt, fondern der leitet, fteiger ist daraus verderbt.

fchticka, neutr. ft. II. ftück. mhd. ftucke.

fchtickel, fteil; ahd. ftëhhal; mhd. ftigel.

fchticken, fchwafelfchticken, f. § 117. schwefelfticken.

fchtihn, f. § 80, 2. ftehen.

fchtiez, msc. ft. I. fteifs.

fchtollen, fchtolln, msc. fchw. I. ahd. ftollo, ftollen.

fchtorwer, ftarb er.

fchtohch, præt. v. fchtachen, ft. IV. 2. ftechen.

fchtraln, strahlen. fchtraltna, strahlt ihm.

fchtrampulftrig. finfter bli-

Digitized by Google

ckend, verdriefslich, von ahd. bëlgan, pëlgan, d. i. zürnen.

ſchtræa, ſchw. II. ſtreuen.

ſchtrænig, ſtark überſtrömend. vgl. agſ. ſtreón, d. i. kraft (Ettmüller vorda vealhſtôd XX. § 23).

ſchtreppeln, ſchw. II. ohzisches frequentativ von dem ungebräuchlichen ſchtrippen, ſtreifen, ſtreicheln.

ſchtreſſel, neutr. I, modif. nach § 112. diminutiv von ſchtroſſ, eig. ſtröſslein, ämtchen.

ſchtreing, ſt. I. 1. b. ſtreichen, § 57, a, 4.

ſchtrof, fem. ſchw. II. ſtrafe.

ſchtrump, msc. III. 5. a. § 54, 5, a. ſtrumpf.

ſchtuffærz, ſtufferz, d. i. an metallen reiches erz.

ſchtuppen, ſchw. II. anſtoſsen, stoſsen.

ſchtuſſen, ſtoſsen.

ſchtu, fem. ſchw. II. §§ 22. 30. modif. nach § 101. ſtube.

ſchtukenrudern, stuken ausroden. (stuken = baumſtumpf.)

ſchuller, fem. II. davon

ſchullerſchtick, neutr. ſt. ſchulterſtück. 1) ein ſtück, das auf der ſchulter getragen werden kann. 2) ein ſtück, das von der ſchulter genommen iſt.

ſchummerig, dämmerig, dunkel.

ſchuttern, ſchw. II. erſchüttert werden.

ſchuhk, msc. unregelm. § 117, ſchuh, mhd. ſcuoch.

ſchuhm, præt. v. ſchiem, ſt. VIII. 1. a. § 69. ſchoben.

ſchur, msc. ohne pl. verdruſs, ärger.

ſchwaren, schwären. § 68.

ſchwana, ſchw. II. ahnen; nnd. ſwanen.

ſchwæſsen, ſchw. II. ſchweiſsen.

ſchwehng, ſchw. II. klagen. nd. ſwœgen.

ſchweimel, msc. ſt. ſchwindel. mhd. ſweime.

ſchwol, fem. ſchw. II. welle, agſ. ſvole. von ahd. ſwillan, anr. ſvella, d. h. ſchwellen.

ſchwulmig, ſchwül, v. ahd. ſuëlan, d. h. glühen, ſchwelen.

t.

tater, im s. nur f. im plur commun. Tatar, zigeuner.

taternſchickſel, neutr. ſt. VI. Tatarweib, zigeunerweib.

tæl, msc. I. teil.

terdämpen, ſchw. II. erdämpfen, erdroſseln. ahd. ertëmfen.

terreing, ſchw. II. § 57. A. 4. erreichen.

teif, f. ſchw. II. teufe, tiefe. ahd. tiufi.

thet, § 80, 5. thäte.

thran, f. II. modif. nach § 91, b. thræne.

thutt, § 80, 5. thut.

tort, msc. ſt. ohne pl. trotz; frz. tort.

tohk, msc. ſt. § 83. tag. mhd. tac.

towrig, towerig, tagewerk, arbeit. unregelmäſsig § 115.

træma, ſchw. II. träumen.

tram, traum.

tramt, 3. præs. ſ. v. trampen, mit dem fuſs ſtampfen.

trahn, ſt. X. 2. § 72. tragen.

traten, ſt. III. 2. a. α. § 64. treten.

trecken, ſchw. II. ziehen. mhd. trëchen.

treppauf, eig. die treppe hinauf, d. h. zu bette.

trehng, ſchw. II. trocknen.

trehcht, 3. ſ. præs. v. trehng.

treht, 3. ſ. præs. v. trahn.

trei, treue; treu.

trumm, neutr. ſt. V. 5. a. § 100. 54. trumm, treibſeil.

truhk, msc. ſt. VII. 6. c. § 100, 54, 6. c. doch hœrt man auch fehlerhaft trik, trog.

tuffel, msc. gem. I. pantoffel.

tunne, tonne, fördergefäss beim bergbau. ſchw. II. fem.

u.

un, und.

unne, und ihn. § 122.

unverhuttens, adv. unvermutet, unerwarteter weiſe.

Usler, n. pr. msc. ſt. VI. von Uſlar, ſeiner zeit bergſecretær, als gewandter und ſtrenger unterſuchungsrichter von manchen gefürchtet.

Digitized by Google

ufen, msc. st. III. 6. c. § 100. 54, 6, c. ofen.

uhm, oben.

uhr, f. schw. II. uhr.

uhr, neutr. gem. I. ohr.

V.

varsch, msc. st. I. vers. lat. versus.

värtel, neutr. st. I. viertel.

verdutzt, betroffen. schwd. förtjust.

verehrschte, verehrtest. § 60, 2.

verfehren, schw. II. erschrecken, aufser fassung bringen. mhd. ervæhren; afr. forfêra; schwd. forfära.

verginna, schw. II. vergönnen.

verkæfen, schw. II. verkaufen.

verkæhrt, verkehrt.

verkluhm, part. præt. von einem verloren gegangenen starken vollworte, welches gmd. verklieben, ohz. verklîm; part. præt. gmd. verkloben lauten müfste. Das verlorene vollwort ist unersetzlich, im gmd. nur durch umschreibung wiederzugeben. Es bezeichnet den zustand, in welchen der animalische körper durch starken frost und kalte näsle versetzt wird.

verkniegt, vergnügt.

verlebnifs, neutr. st. I. verlöbnifs, verlobung.

verluren, part. præt. v. verlieren.

vertrahn, siehe trahn.

verwieft, part. præt. v. verwiesten, verwüstet.

verzeheln, schw. II. erzæhlen. Über die form vgl. § 57; 56, 1.

vier, vor. gmd älterer periode für.

vierbehng, schw. II. s. behng.

vorschich, vor sich.

vortel, siehe § 115. vorteil.

voter, msc. st. VI. vater.

vurnahm, vornehm.

vurroth. msc. st. ohne pl. vorrath.

W.

wanne! interjection, bedenklichkeit, besorgnifs ausdrückend, mhd. wanne und wan, entstanden aus waz ne, mit der bedeutung ei was! ei was nicht! (Grimm, gr. III. s. 305. 180. Benecke wörterb. zu Iwein, s. 531.)

wans, f. schw. II. wanze.

warsch, war es.

wahrzæhng, neutr. st. VI. (Ullrich, barbrig, s. 29). wahrzeichen. Zum verständniss der sage vergleiche „Klasthol“.

wase, f. schw. II. base. ahd. wasâ, pasâ.

wack, weg.

wannehr? wann? nl. wannêr? as. huanêr? anr. hve ner?

wahk, msc. st. I. § 82. über den pl. § 102, b. mhd. wëc. weg.

wahng, præp. wegen.

war, wer. § 129.

waren, st. VI. 2. § 67.

wahrend, nur in wahrender zeit, wæhrend.

warth, wert.

wärd, s. waren.

wäff, præs. v. wiffen. § 79, 5.

wätter, s. § 119, 2.

wärsch, wäre es. s. waren.

wärschne, wäre es ihm. § 125.

wehtohk, s. obgleich tohk msc., den pl. s. zu tohk. Hat den begriff dies fahren lassen und nur die bedeutung wehe, schmerz, behalten. vgl. Grimm, gr. II, s. 490.

weheln, wehln, schw. II. wæhlen.

welling, wältigen.

werken, schw. II. wirken.

wilpert, neutr. st. ohne pl. wildpret.

winnig, windig.

windschupp, msc. den pl. § 117. windstofs.

wiffe, stark, kräftig. ahd. kiwifs, giwiffo, kiwiffo, vom gth. viss, statt vist, certus (?).

sich witterwenden, schw. II. sich umdrehen, umkehren.

wier, s. waren.

wiersch, præt. conj. mit suff. s. s. waren.

Wiesel, nom. prp. neutr. st. kleine Louise.

wommer, § 124, 4.

worring, schw. II. über die form s. § 57, A. 8. würgen. mhd. worgen.

wos, was.

woffer (suffigirt), was er. was ihr.

wulf, msc. st. III. § 54, 5. b. wolf.

wur, s. waren.

wursch (mit suffix), wurde es.

wus, conjunction mit suffix; wo es.

wutt, willst. § 79, 7.

Digitized by Google

z.

zaldat, msc. fchw. II. § 27.
zaueln, fchw. II. zaufen, bei den haren zerren.
zahn, zehn.
zæng, f. wahrzæhng.
zænga, fchw. II. zeichnen.
zänst, 1) von oben hinunter und an der andern feite wieder von unten herauf. 2) ganz unten. Das wort ift feit wohl 30 jahren nicht mehr in gebrauch und, wie ich neuerdings erfahre, fogar fchon vergeffen. In Schlefien sagt man dafür zeng-ftrüm.
zeletzt, zuletzt.
zefamma, zufammen.
zeiht, zieht, 3. sing. præs. v. ziehn, ft. VIII. 1. a. §.69.
zierop, msc. ft. sirup.
zochen, fchw. II. ziehen (migrare), mhd. zogen. vgl. Si kômen ûf die marke, die knehte zogten dan (Nib. nôt 176, 1).
zor, zu der.
zunner, jetzund } jetzt.
zunt, jetzund }
zug, præt. v. ziehn, f. zeiht.
zuhk, msc. ft. III. 6. a. § 102. u. 54, 6. 1) zug. 2) grubenzug, die reihe der auf einem erzgange betriebenen gruben.
zwarts, zwar.

Teftement.

Ich bin mit meiner Zitter
Racht garen fu for mir.
Dos zieh ich allen Flitter
Un lauten Schwärme vier.
Ich horch un bick mich nieder
Zu ihren fißen Klank.
Do schenktfe mir denn Lieder
Un hilftmer bän Gesank.

Doch denn is ärscht gefunden
For mir de hechchfte Fræd,
Wenn milden Schein dr Munden
Hie dorch de Zweige fchtræt
Un denn æ Krans von Bridern
In fchtiller Ohmdruh,
Wie zunner, horcht män Liedern
Verkniegt un niepe zu.

Un faht gar dar un jänner:
„Næ hær, dos noch ä Mol,“
Su klingtmer noch wull fchänner
De Zitter nob ins Thol.
Denn fingich, bes ich alle
Zufrieden hoh gemacht,
Denn oder fäh ich balle:
„Nu Brider, gute Nacht.“

Sich fu allæn zu fræa
Is klæne Singerlust;
Har mechte Frieden fchtræa
In jeder Menfchenbrust.
Do fämmer bei änanner
Hie unter diffen Zweing.
Dr Arnst, worim doch kanner
Net ahch — ? doch lott mich fchweing

Doch dos terwartt uns alle.
Thutts ah dn Harzen weh.
Ich ah, war wäss wie balle! —
Denn fing ich eich nifcht meh,
Sah net dn Munden fchtræa
Dorchs Labb fän goldne Schein,
Kann net mit eich mich fræa;
Zu fefte fchlief ich ein,

Un mechte doch fu garen,
Wenn ihr beifamme seid,
Denn bei eich sein un waren
Noch liewer eich wie heit.
Su nammt denn meine Lieder
(Hoh kæne reichre Gob),
Un halt getrei, wie Brider,
Zefamme bes ans Grohb.

Schpæter Ahnfank.

Wosde ahnfängft, zu vullenden,
Bleit dir wull zu lank es Lahm?
Wärfchte net de Kraft verfchwenden
An än unbedachten Tram?
Un wenn deine Lieb net wankt,
Mænfte, dass dirsch wärd gedankt?

Wässes net. Doch loss mich denken,
Dasses noch net fei zu fchpæt;
Gott dr Herr muss alles lenken.
Drim mit meiner Hoffnungsfræd,
Soll mei End mir nahnt fein,
Schlof ich ohne Sorring ein.

Digitized by Google

Solltes warth sein, drahn zu wenden,
Wosne nuth thutt, Gartnerschfleiß,
Wärd wull ah von annern Händen
Grußgezuhng ä schwaches Reis,
Un wenns iwrings mant gerett,
Wærich ah gruß nethig net.

Untern Haubt mit grae Haren
Krieng Gedanken wull Geschtalt
Die zu huch dr Juhngd waaren;
Denn macht ahch Erfahring kalt,
Wos is gut un schien un wahr
Sie enthillts dn Gæst ärscht klar.

Gah drim net än Plan verluren
Dan dir Gott su schpæt gitt ein.
Die dr Herr sich hot erkuren
Muss de rachte Zeit wull sein.
Frog net wos wärd ausgerichtt.
Thu getreilich deine Flicht.

Schwärmer.

1. Dr Harzer is ä lustig Blut,
Har argert sich net lank;
Har schmeißt mit Schwärmern, korz un gut,
Gleich liewer wos dermank.

2. De Schteigkunst*) is ne schine Kunst, hæßt dos, de Kunst zu schteing,
De Haubtsach bleit derbei de Kunst, dn Fuchsschwans racht zu schtreing.

3. Dr gerode Wahk dr beste is geschwind ans Ziel zu kumma,
Un wenns net of dn geroden giht, hannu! su schleichtmer dn krumma.

4. De Tanne waar gewaltig in ärschten Summer schtols
Of ihre ruthen Eppel. Wos waarsch in Harwest? Hols.

5. Doch liewer gering un Flæsch in Napp
Wie vurnahm un kæ Brud in Schapp.

6. War sich verkæft als Schtiefelknacht
Wärd mit Fissen getraten, un dos mit Racht.

Doch flagt a mannicher Schtiefelknacht,
Verschtibter seine Sach mant racht,
Sän Tramper de Schtiefel su auszuziehn,
Dass disser dernohcher muss barwes gihn.

7. Power un doch gruß gethan,
Barwes un dn Sawel ahn.

8. Schporn un net reiten känne,
Dæng un net fachten känne,
Bichcher un net lasen känne,
Wäss net, wieich dos soll nenne.

Ruschelverknieng.**)

Schneit denn oder! Nu is Winter.
Ich vergieß drim kæne Thraan.
Manning annern Freind noch findter,
Denn nu gibt es Ruscheln ahn,
Un es Ruscheln is for mir
Alle Jahr ä Haubtplesier.

Zwarts sewarens wull verbieten,
Akkerat wie vurigs Jahr.
Thutt nischt! Es gibt doch in Fliten,
Mir wärd doch gekrimmt kæ Haar;
Denn dr Bidel, siehtmer ein,
Kann net allerwahng sein.

---

*) Schteigkunst, bergwerksmaschine, mittelst welcher die bergleute in die grube hinein, bez. wieder heraus befördert werden.

**) Anm. von Schulze's Sohn: Ruscheln, Oberharzer Provinzialismus: auf kleinen Schlitten den Berg hinunter fahren. Provinz Sachsen: Schusseln (Lützener Gegend) sive Schlickern (Wettin, Halberstadt).

Digitized by Google

War es Rufcheln will verbieten,
Hot dos æne net bedacht,
Wuderzu de Rufchelfchlieten
Waren immer noch gemacht.
Un's Verbieten hilft ah nifcht,
Wier ahch æns emol terwifcht.

Æ Mol, denktmer, is net immer,
Zwæ Mol is net alle Tohk,
Drei Mol, ja, dos macht mant fchlimmer
Dan, dar in dr Tinte fchtohk.
Korz, es Rufcheln kimmt net ob,
Schtellnse sich ahch offen Kopp.

Doch! su wie de Katz es Nafchen
Un de Rob es Fipsen lett
Un än Mohr fchneeweiß zu waschen
Epper wie dis dink gerett,
Denn hært ahch es Rufcheln auf,
Setztmer fchwære Schtrofen drauf.

Loss dn Schnee sich mant ärfcht fetzen!
Tritt ä tehngter Frost denn ein,
Wie wärd sich de Walt ergetzen!
Wos ä Juwel wärds denn sein!
Sah ich doch wie Elles kimmt,
Wenn es Schpiel fän Ahnfank nimmt.

Lamdig wärds denn of dn Gaffen
Von dr Juhngd, gruß un klæn;
Bei dan Schpiel will kæner paffen,
Oder har hot lahme Bæn.
Ja, de huche Pollezei
Is (nu guck æns!) ah derbei.

Guck emol dan Watterjunge!
Wiere arbt of feiner Kufft!
Gihts? ja wull! es is gelunge!
Hær æns, wiere hauswahk rufft!
Zwarts drei Kas huch iffer mant,
Doch har macht all feine Wand.

Mædelsvolk! He! ausgeriffen?
Eirer Mutter war ichs faan.
Wos? ne Molle? Wart mant! wiffen
Sollses; morring kummich nahn.
Doch die waar, merwäss ju wull,
Als ä Mædel ahm fu tull.

Guckt mant, wie dr Eseltreiwer
Flucht, un in dn tiffsten Schnee
Jogt dr Schreck de alten Weiwer
Mit Geschricht vor Angft „Harr Je!"
Un dr Dickkopp fchnuft un fchreit:
„Nein, das is de Mieglichkeit!"

Dort fchpielt æner gar dn Simpel,
Fellt hin, wie von ungefahr,
Un denn fchtärzt dr ganze Krimpel
Luftig iwernanner har.
Endlich rappelt sich dr Hauf
Mit Gelacher wieder auf.

Un nu gihts denn an ä Renne!
Ah de Lung wärd net gefchpart.
Racht su! kammer drahn terkänne
Deitfche Juhngd Harzer Art.
Gläbts, de Zeit wärd manning lank,
Ehre ah mit kimmt dermank.

Lott mant ärfcht dn Ohmd kumme!
Denn fu machich ah mich naus.
Wos ä Rummel! Horch dos Summe!
Denn de Grußen kumme raus.
Knitterkelt un Mundenfchein —
Do muß ju gerufchelt sein.

Hotmer fich denn eingefunden,
Mannicher Schpaß wärd denn gehært,
Denn dr Knewel fest gebunden
Un de Schene eingefchmært,
Un denn hæßts: „dos lange Schtihn!
Zu! von Flechsen muffes gihn!

Ahngesetzt!" dos is ä Zanken!
Ich mog net dr Vedre sein.
Gehs än Tritt, ich känte wanken,
Schtärzte wull in Schnee gar nein,
Un denn wierich ausgelacht;
Næ, do nimmtmer sich in Acht.

„Fertig?" „„Lus!"" Nu fauftmer nieder,
Dassmer weder hært noch fieht,
Dass än knacken elle Glieder
Un dr Oten än vergiht,
Im dn Kopp rim saust dr Schnee,
Dos is ärfcht de rachte Heh.

Dort all flattern, obgeriffen,
Rockfcheß ahch un, weit von Kopp,
Mitzen, nein in Schnee geschmiffen,
Obfetz, Suhln reißen ob.
Doch wenn gar geriffen fän
Flahtfchen aus dr Hus, — na denn! — —

Da! de Gote! do hæßts fchpringa.
Na! dr Schlieten wärds vertrahn.
Kreiz! de Engels hærtmer singa
Un in Maul klappt Zahn of Zahn;
Bæn wack! Hauswahk! Reißaus! Hu!!
Su æ Schtaucherz hært derzu.

Mannige Schtaucherschtcht die kännich,
Un es brängtmer wull kän Hass
Von dn Ruschelfreinden, nennich
Gleich de Bramerheher Gass.
War sich garen prellen lett:
Gih dohin, 's gereitne net.

Freilich, sän zu schwach de Schlickern,
Bricht dr Schlieten dan un jän
Ah wull of dr Bahn in Schtickern
Un dr Schpaß schleißt mit Geflenn,
Un 's is doch ne schlachte Kunst,
Ärscht gekahzt un denn gegrunst. —

Ismer unten ahngekumme,
Danktmer Gott in sän Gemith
Dassmer Schoden net genumme,
Net verschtaucht hot ä Gelied.
Æns kimmt denn nong annern ahn
Un dr Gass gihts wieder nahn.

Unterwags, wie wärd gebrawwelt!
Jeder fihrt es gruße Wort.
I! un wos dan Teiker krawwelt
Schaltend in dr Windweh dort?
Is dos net ne Weiwerschtimm?
Un in Kræsch tritt ells drim rim.

Oh! har hattse aufgenumme
Un guts Willens schmisser im.
Na dar is gut ahngekumme!
Die Kumedcha! Wos ä Grimm!
Wos for Titels! dass dich doch!
Ah ne Maulschall! fahlte noch!

Iwrings isses mant Hans Takel.
Dort kimmt all ä Schneeball ahn,
Dauert länger dar Schpetakel,
Kimmts noch sicherlich zum Schlahn.
Doch do dunnerts nahnt: „Haus!"
Un dr Batteltans is aus. —

Ahngekumme setztmer wieder
Feste offen Kopp de Mitz,
Un denn offen Schlieten nieder
Schtärztmer hastig wie ä Blitz,
Un denn saust de wilde Jagd
Gleich dr Gass nob, dasses kracht.

Ja, es wie ä Ungewitter
Dunnert nob dr wilde Schwarm;
Doch es is de arme Zitter
Viel zu schwach zu su än Garm.
Denn die Schanne, dos Geschricht,
Wie beschrieb die ä Gedicht!

Denn de Gass wärd immer vuller,
Ahch Hanschlieten*); dos is rar!
Un bei jeden Hauswahk tuller
Wärd de ausgeloßne Schar.
Ach, wan huppt bei suner Luft
Net es Harz huch in dr Brust?

Schreia, kriefchen, kahzen, jeheln,
Dos is doch ärscht wahre Fræd,
Un wu kammer kriefchen, kreheln
Wie bei dar Galahnghæt?
Saht, wu wärd wull meh gejehlt?
Meh gekriefcht, gekahzt, gekrehlt?

Æns is Schod, dass net dr Schlieten
Gleich än ahngewochsen is,
Un fast wierich unzufrieden
Iwer dissen arring Schmiss.
Na! wenns mant zor Winterschzeit
Wisse freist un tehngt schneit.

Gih mit dän Grassatenfahren,
Wumer schtorrelschtief sich freist
Un dn Kopp muss schtännig wahren
Un an End sich glicklich preist,
Schmiss dr Bengel än net im,
Begter im de Ecken rim.

Un for eier Schrittschuhfuscheln
Blei ich liewer gans in Haus,
Oder hær ich weche ruscheln,
Zeihts mich bei dn Haren naus.
Ruscheln dos giht allen vier.
Ruscheln bleit es Haubtplesier.

Dan klän Geschnerrlich zuzusahn,
Sei lustig Hausewahk zu hæren,
Es kann plesierlichersch net gahn.
Mog alles driwer sich beschwæren,
Ich kännte zusahn schtunneslank;
An liebsten machtich mich dermank.

Wos for ä Lahm! wos for ne Luft!
Die blanken Gassen rauf un runter!
Wie kräftig schallts aus freier Brust!
Die klän Gelieder, schau, wie munter!
Wie sän von Kelt un Iwermuth
De Ahng klar, de Backen ruth.

Un ells frehlich! — Wærsch do su!
Dort oder schaut ä klæner Junge
Dan frebling Treim traurig zu.
Ach fihlt sich denn kæ Harz gedrunge,
Zu wanneln dan sei kindlich Læd
Of korzer Zeit in Frehlichkæt?

---

*) Handschlitten.

Digitized by Google

Ach, ich bin ahch, mir kimmts in Sinn,
Ä Wæfenkind un arm gewafen
Gut dassich dos gewasen bin;
Drim kannich in fan Harzen lafen.
Har derf un foll net traurig fein,
Ich fchlief beit Ohmd net ruhig ein.

„Kumm har, fetz ahn, un boftes foht
Heit Ohmd, fu bräng dn Schlieten wieder.
Net Schtimpel? dir gefellt dar Roth.
Loss! fchlah de Ahng net fu nieder.
Nu ruschel wiffe un fei fruh,
Un ruff ah haufewahk derzu."

Diffen Ohmd wan kännts gefallen
In dr winterhæßen Schtuh?
Haufewahk muss heite fchallen,
Denk ich, wos mænft du derzu?
Bes, zu frih uns, von dr Nacht
Wärd dr Luft ä End gemacht.

Wos als Mæ bei uns will galten.
Schtermt ju mehft nuvambergleich,
Un dr korze Summer, falten
Iffer uns an Fræden reich.
Schau, do brängt dr Winter mit
Wos dr Summer uns net gitt:

Æne Luft, net zu verachten,
Dan, dar muss, bedeckt von Schwæß,
Mehft in Schtickluft iwernachten
Un net achten kalt un hæß,
Dar verfchtihn muss zu wohng
Un verlarnt haan zu verzohng;

Dieder mit Gefahr zu jachten,
Ju fugar als hechchfte Luft
Larnt än Schtaucherz zu betrachten
Darder fchtramt bes in dr Bruft;
Die, wos kæne Barkfchul fchafft,
Muth dir gitt un fchtramme Kraft.

Denk, wie balle is gefchwunden
Ah dr Winter längfter Zeit!
Un wie oft is vull dr Munden
Un dr Himmel ræn wie heit?
Wässte denn, eb morring Nacht
Net dr Wald zufamme kracht

Un dr Schnee in Wolkenmaffen.
Dass än, wemmer hinhorcht, graufst,
Dorch de rohmfinstern Gaffen
Wie mit Dunnerfch Brullen fauft?
Denn in winterhæßer Schtuh
Flagfte fchicklicher dr Ruh.

Oder weil de fchwache Sunne
Noch net hot dn fchwæren Sieg
Iwer Schnee un Eis gewunne,
Nob dr Bahn, dr blanken, flieg.
Nimmfte heite dir de Zeit,
Ferchtich, dass es dir gereit.

Schtræt fän Schnee dr Lahmswinter
Uns ärfcht in de fchparling Haar,
Schwærlich kliker dan wull findter
Dar als Borfch all altkluk waar.
Un dar Winter fei uns nahnt,
Saan de Alten, ehs än fchwant.

Drim von Ohmd wan kännts gefallen
In dr winterhæßen Schtuh?
Doch foll's Haufewahk noch fchallen,
Ahnfchtalt mach gefchwind derzu,
Eh dr Lahmswinter kimmt,
Darder Rahz un Luften nimmt.

Schlachter Mæ.

Na oder, Mufche Mæ, fu fchlacht
Kimmt har net ahm vieln racht.
Har nimmt dn Winter fchien ofs Korn!
Har treibts ju ärger wie dr Horn.

Die arm Bliemla, gans verfchreckt,
Die halten fich in Gros verfchteckt.
Worim? dos losser fich mant faan:
Har kimmt ju wie dr Wauwau ahn.

Merfollne lohm? Dan Teifel ah!
De Barge weiß, dr Himmel gra,
Ne Kelt, ä Watter, lafterlich, —
Is dos ne Ornung? fchamer fich!

Ja fchama! Schalttne, ehrtne aus;
Har macht fich ahm fu viel draus.
Har machts net wiemer fichs befchtellt;
Mermussne namme wiere fellt.

Digitized by Google

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Antonios Jeannarakis, Neugriechische Grammatik nebst Lehrbuch der neugriechischen Volkssprache und einem methodischen Wörteranhang. Hannover 1877, XXIV, 356 S. und 1 Tafel.

Von dem Kreter Ant. Jeannarakis, von welchem Kretas Volkslieder in der Ursprache mit Glossar, Leipzig 1876 herausgegeben wir zu loben im Archiv LVII, S. 228 (1877) Gelegenheit hatten, eine hellenische Grammatik erscheinen zu sehen ist eine Freude, und bleibt das Buch im Allgemeinen hinter der guten Erwartung nicht zurück. Der Verf. unternimmt einen glücklichen Feldzug gegen Altgriechisches und Barbarisches, was in Wahrheit jetzt nicht gebräuchlich oder hellenisch, gleich in der Vorrede, um uns dann das reiche Bild der Sprache, wie sie heute von den Gebildeten seines Volkes geredet und verstanden wird, aufzurollen. Wir dürfen es nicht übel vermerken, dass der Verf. einer Grammatik seiner hellenischen Muttersprache mit Theil nimmt an dem Eifer der Besten und Tüchtigsten seines Volkes, die eigene Sprache rein und reich nicht nur zu erhalten, sondern zu einem nicht unbedeutenden Theile erst zu machen, indem man das Auge nicht abwendet von der altgriechischen Richtschnur. Leider aber kann es nicht anders sein, als dass mit dieser Feststellung einer allgemeinen edlen und gereinigten Schriftsprache eine Zurückdrängung und Geringschätzung alles Mundartlichen zusammenhängt. Der Verf. setzt sich mit diesen in der Vorrede sogar ausdrücklich in diesem Sinne auseinander. Dem eine allgemeine Schriftsprache besitzenden Deutschen soll es Eindruck machen, unser mundartliches j ch k statt g, dem χτ φτ statt κτ πτ als nicht grössere Abweichung entgegengesetzt zu sehen, und dass „die Neugriechen als ihre Vorfahren einfach die alten Hellenen betrachten, ohne dass sie sich in Stämme theilen und sich unmittelbar auf Achäer, Ionier, Dorier oder Aeolier anspruchsvoll beziehen“. Aber so hoch wir auch jede Schriftsprache an sich schätzen, so ist doch keine Sprache als eben die der jetzigen Griechen so geeignet uns darauf hinzuweisen, dass sie mehr etwas künstlich Gemachtes ist, was Mancher nicht gelten zu lassen sich berechtigt fühlt, wie unser Verfasser selbst unter seinen Landsleuten hier und da auf Widerspruch stossen wird über dieses und jenes in seiner edlen Schriftsprache. Und die Sprache des Volkes ist gerade in Griechenland so mannichfach von jener abweichend und doch die wahre Quelle der Schriftsprache. Dem Bewusstsein nun, dass jener sein erster Plan vielen Reichthum verlöre und aufgäbe, hat sich der Verf. nicht verschlossen und als eine Art Anhang (S. 255—296)

Digitized by Google

eine besondere Formenlehre der Volkssprache gegeben. Sie ist äusserst angenehm und so zu sagen nothwendig, diese Zugabe, wird aber doch jenem Wunsche über die Mundarten etwas zu erfahren wenig oder gar nicht gerecht. „In vielen Ortschaften,“ heisst es, „ist das und das zu finden“, aber nicht wo; und wie manches Kretische sogar, sogar vom Verf. selbst in seiner Ausgabe der kretischen Volkslieder Erklärtes vermisst man, geschweige dass aus dem Schatze anderer Mundarten nichts übergangen wäre. Welch einen Werth gerade eine solche die einzelnen Mundarten betrachtende Grammatik haben würde, ist heutiges Tages nicht nöthig auseinander zu setzen; dass dieselbe erst im eigentlichen Sinne der Wissenschaft förderlich würde, insbesondere auch der Erforschung der altgriechischen Sprache, weiss der Herausgeber von Kretas Volksliedern, und weil er für seine Heimathsmundart offenbar, vielleicht auch bei Sammeln und bei Fragen unter seinen Landsleuten, für alle oder die Hauptmundarten der Mann dazu wäre, will ich es nicht unterlassen haben ihm auch hier wieder einen solchen Wunsch auszusprechen. Was man sich von dem Wörterbuche der neugriechischen Sprache zum Schul- und Privatgebrauche zu versprechen habe, welches von unserem Verf. angekündigt wird, zeigt der letzte Anhang unserer Grammatik, welcher Wörter und Redensarten, wie sie für den Gebrauch des täglichen Lebens nöthig sind, bietet. Die deutsche Sprache ist in dem Buche so gehandhabt, dass man selten den Ausländer spürt, und über Undeutlichkeit kann man nie klagen, da in einem bedenklichen Falle jedesmal die Beispiele aushelfen. Die zahlreichen Uebungsbeispiele haben im Ganzen nichts Langweiliges und Ermüdendes, doch vermisse ich — zumal in dieser Menge — ungern Sätze und Abschnitte von Verfassern, welche der Nennung werth gewesen wären. Nur einige wenige Anekdoten trifft man wie Oasen in dem Sande allgemeiner Sätzchen. Auch konnten die Uebungsbeispiele zum Uebersetzen aus dem Deutschen bei dieser Sprache, welche nicht gerade auf Schulen und von Ungeübten betrieben wird, etwas verringert werden. Eine Tafel, welche die Züge der von der bekannten altgriechischen stark abweichenden neugriechischen Schreibschrift lehrt, zeichnet das Buch vortheilhaft aus.

Bei Ueberblickung des trotz kleiner Wiederholungen und Weitschweifigkeiten reichen und trefflichen Lehrstoffes drängt sich uns noch deutlicher auf, was wir auch sonst schon öfter uns sagten und gelegentlich andeuteten, nämlich dass die jetzige Sprache der Griechen durch die altgriechische Art sie zu schreiben stark entstellt und gemisshandelt wird. In manchem Punkte könnte man sich damit trösten, dass die Schreibung ja historisch, dass ja das neue aus dem alten, was man nun noch schreibt, entstanden sei. Aber zu einem grossen Theile beruht dies, wie fortschreitende Grammatik und Denkmälerkunde lehren wird, auf Täuschung. Was würde man etwa sagen, wenn lateinisches *oino*, *unum*, neueres italienisches mundartliches *in*, *ina* alles in der ersten Silbe mit *oi* geschrieben würde? Vergl. Jahresbericht über die Fortschr. der class. Alt. III, S. 5 (1877). Was heute die Spiritus bei dem Buchstaben ϱ zu sagen haben, lehrt kein Grammatiker und auch Jeannarakis nicht. Was thun wir mit dem Spiritus asper (oder mit beiden), wenn derselbe nie gesprochen wird? Oder lebt er wie das *h* in Italien wenigstens mundartlich noch hier und da? Und ein Greuel oder eine fratzenhafte Lächerlichkeit sind die Acute und Circumflexe auf *υ*, wenn es Consonant ist, wie in ἐλεύϑεϱος, d. i. eleftheros, ψεῦδος d. i. psewdhos. Dass man sich schämt oder zu saumselig ist, abweichend vom alten ἐλέυϑεϱος, ψέυδος zu schreiben, dass man überhaupt dem neuen seine Anerkennung und Beachtung zum grossen Theile versagt und alles nach jenem Masse misst, ist zum grössten Theile der Grund, dass die sprachliche Schätzung des jetzigen Griechischen so äusserst schwach ist, dass ich z. B. vor etwa zwanzig Jahren auf der Zuhörerbank, wo auch Griechen sassen, durch Lehrermund ausrufen hörte: „dieser scheussliche Jargon, der sich heut zu Tage Neu-

Digitized by Google

griechisch nennt". Dergleichen Verachtung hat eben nur darin ihren Grund, dass man Unbegriffenes gern als unbegreifbar und unsinnig verwirft. Die Verkommenheit dieser Sprache glaubt man u. a. deutlich darin zu sehen, dass statt *ἐστί* *εἶνε*, also der Infinitiv *εἶναι* (wie vielfach auch — wieder um nur etwas Klassisch-Altgriechisches vor Augen zu haben — geschrieben wird) „sein" statt „ist" stehe. Es ist aber ein arger Irrthum, wenn man glaubt, das Volk habe irgendwann einmal in der Art von Ausländern seine Sprache wie eine fremde, angelernte gestammelt. Der Irrthum ist um nichts geringer, als wenn man die Thatsache, dass in manchen deutschen Mundarten „sie sein, wir sein" statt „sie sind, wir sind" gesagt wird, so deutete, dass diese Tropfe in der Schule schlecht gelernt hätten und nun den Infinitiv so missbrauchten. Unsere Form inä ist nur die erste singularis mit Verwandlung des *m* in *n*, wie denn die Personenformen insgesammt jüngere und zum Theil nur zufällige Unterschiede haben: vergl. noch „ich war" und „er war" im Altgriechischen. *Εἶμαι* neugr. „ich bin" würde passender *εἶμε* geschrieben werden: es ist wie häufig *ι* zu *e* gesunken und deshalb auch der Accent zurückgegangen, und die dritte singularis ist eine blosse Nebenform und wahrscheinlich älter als *ἐστί*, da dieses schon durch noch zwei Pronomina *σι* und *τι* weiter gebildet ist. Dass auch die dritte pluralis der dritten singularis gleich lautet, scheint ebenfalls etwas ganz Altes, wozu das Altitalische und das Italienische Seitenstücke bietet, wie denn auch sic. *eni* „er ist" hier verglichen zu werden verdient. Uebrigens bietet unser Verf. in dieser Grammatik keine Versuche, aus dem Alterthume unbekanntes seiner Entstehung nach zu erklären oder die Herkunft nachzuweisen von Wörtern und Redewendungen, welche der Sprache eigentlich fremd sind.

Arno Grimm, Ueber die Stellung, Bedeutung und einige Eigenthümlichkeiten der osmanischen Sprache. Ratibor 1877. 4°. 39. S.

A. Grimm's anziehende Schrift über die osmanische Sprache besteht, wie gleich der Titel andeutet, aus drei Theilen. Der erste bis S. 14, „Stellung des Osmanischen im Gesammtgebiete der Sprachen", lehrt, welche Anstrengungen die Gelehrten gemacht haben, um die Verwandtschaft der osmanischen Sprache festzustellen, und nimmt der Verf. an, dass der Stamm der türkischen Ursprache neun Zweige habe: 1) den jakutischen, 2) den sibirisch-tatarischen, 3) den nogaischen, zwischen kaspischem und schwarzem Meere, 4) den tschuwassischen, 5) den mestscherjakischen, 6) den der Karakalpaken (Schwarzmützen) am Aralsee, 7) den kirgisischen, 8) den der Turkmenen, auch Kisilbasch (Rothköpfe d. i. Rothmützen) genannt, westlich und östlich vom kaspischen Meere, 9) die Sprache des Kudatku bilik (beglückendes Wissen), 10 den osmanischen Als entscheidendes Merkmal der gesammten Verwandtschaft gilt heutiges Tages das allerdings dem türkisch Lernenden stets auffällige und neue Gesetz der Vocalharmonie. So heisst *dschan* (Anfangslaut wie in ital. già) „Seele" plur. *dschanlar*, aber *er* „Mann" plur. *erler*, weil *lar* zu *er* nicht passen würde, *bulmak* „finden" inf., aber *sewmek* „lieben", weil, wenn nicht ganz derselbe Vocal als vorhergeht folgen kann, man doch scheidet stark zu stark und schwach zu schwach. Leider aber zeigen gerade die ältesten Denkmäler mehr Vernachlässigung als Befolgung der Regel, und meines Erachtens mag auch von den Grammatikern des Türkischen die Sache mehrfach übertrieben werden, wie schon ihre Uneinigkeit anzudeuten scheint. Die meisten Vernachlässigungen des Gesetzes sind mir in einer wenig wissenschaftlichen aber gewiss doch aus dem Leben und der Erfahrung entstandenen Anweisung, nämlich in L. Fink's Türkischem Dragoman, vorgekommen, welcher den grossen Nachtheil hat, abgesehen von einigen Anfangsseiten, alles in lateinischen Buchstaben zu

Digitized by Google

lehren. Man würde also doch sehr auf den Sprachschatz, das Etymologische, angewiesen sein, und bringt der Verf. hierfür eine von Budenz (Verhandlungen der Innsbrucker Philologenversammlung 1874, Leipzig 1875) gegebene, von ihm erweiterte Uebersicht von acht Bezeichnungen menschlicher Leibestheile nach den Mundarten, aus welcher ich Einiges anführe. Der Kopf: osmanisch und in der Sprache des im Jahre 463 d. H. = 1069 nach Chr. unter Bogru Chan durch Iusuf vollendeten Kudatku bilik (Vámbéry, Uigurische Sprachmonumente und das Kud. bilik, Innsbruck 1870) *bāsch;* jakutisch *bas*, tschuwassisch *posch*, altaisch pasch (und zwar hat diese letzte Form einen weicheren Zischlaut wie das *j* im Französischen. Der Mund: osm. aghys (gh wie g in wagen, ähnlich dem ch in wachen aber weicher, Schlusslaut sanft wie in Nase); Kudatku bilik achis, kirgisisch aós, jak. uos tschuw. schuvár. Der Hals: osm. bojún, bojn: jak. moj, mojúm. tschuw. mij, Kud. bilik bochús (weiches s), kasanisch und kirgisisch mojún. Leider sind nun aber diese Sprachen alle durchaus nicht unvermischt mit fremden Bestandtheilen, so dass das Osmanische von Muhammed Fu'ad und Ahmed Gävdät in der Vorrede zu ihrer Grammatik (deutsch von Kellgren, Helsingfors 1855) als aus dem Persischen, Arabischen, Türkischen ungefähr gleichmässig zusammengesetzt betrachtet wird, und sogar schon die Sprache des Kudatku bilik den Forscher durch Wörter in Verlegenheit setzt, welche entlehnt zu sein scheinen, wie dort *am* „das Volk" sehr an das Arabische, deutlicher noch an das Hebräische erinnert. So will ich nicht unterlassen hier zu bemerken, was wahrscheinlich längst von Anderen bemerkt ist, dass jenes *basch* der Kopf dem Perser in *baschém* „ich bin, mag sein" offenbar eigen ist. Denn da *em* allein schon „ich bin" bedeutet in unzähligen Zusammensetzungen der persischen Sprache, so muss das erste etwas für sich sein, und was kann es anderes sein als unser türkisches sonst sich zwar nicht im Persischen findendes basch? Freilich haben nun die Perser nicht nur den Türken gegeben, sondern auch manches von ihnen empfangen: aber letzteres ist doch an Zahl unverhältnissmässig gering und gerade eine solche Vervollständigung des Verbum substantivum ist man nicht von vorne herein geneigt für fremdes Gut zu halten, und auch so verdiente der Fall Erwähnung. Der zweite Theil bis S. 24 „Die Bedeutung der osmanischen Sprache" behandelt die bedeutende Verbreitung der Sprache, die geringe Anzahl der in der Türkei erschienenen Druckschriften, die Redegattungen der Litteratur. Letztere ist besonders als eine Ergänzung der arabischen und persischen werthwoll, da sie des eigenen ermangelnd manches jenen angehörige sonst verlorene gerettet hat. Sagenstoff und Dichtungsformen sind ganz persisch, zum Theil durch Vermittelung der Perser von den Arabern entlehnt. Manches Wort haben die europäischen Sprachen von den Türken, theils türkisches, theils persisches und arabisches, aufgenommen, der umgekehrte Fall, dass slavisches, griechisches, italisches bei jenen sich findet, ist auch vorhanden. Der dritte Theil „Einige Eigenthümlichkeiten der osmanischen Sprache" behandelt zunächst die übel bedachte Rechtschreibung, da viele Consonantenzeichen des Arabischen vollkommen überflüssig und Vocalzeichen fehlen. Dann wird die schon berührte Vocalharmonie erörtert, einiges von Declination, Pronomen, Adjectiv, Diminutiv und Zeitwort gegeben. In der Declination, bemerke ich, erinnert *de*, *da* für den Locativ (wo?) und *den dan* für den Ablativ (woher?) wieder sehr an die indogermanischen Sprachen. In dem Zeitworte dürfte sich das Eigenartigste der Sprache in der Art finden, wie zwischen Stamm und Infinitivendung Stücke eingesprengt werden. Z. B. *sewmek* „lieben", *sewmemek* „nicht lieben", *olmak* „sein", *olmamak* „nicht sein", *sewilmek* „geliebt werden", *sewilmemek* „nicht geliebt werden" u. s. w. Auch dieses *me* (*ma*) „nicht" erinnert an das Lateinische, Griechische, Germanische, Armenische, Persische, Sanskrit.

Die Behandlung des Gegenstandes ist der Art, dass man die Beschränkung des Raumes beklagt, welche dem Verf. verbot, ein Ganzes zu geben.

Digitized by Google

Dr. Heinrich Vockeradt, Lehrbuch der italienischen Sprache für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zum Privatstudium bearbeitet; erster Theil: Grammatik der italienischen Sprache. Berlin 1878. XX, 524 S.

In Vockeradt's italienischer Grammatik reicht die Formenlehre bis S. 128, beinahe das Dreifache umfasst die bis S. 493 (den Schluss macht das Register) reichende Syntax. Letztere ist äusserlich so gedehnt worden durch die Beispiele, welche der Verf. aus Schriftstellern, deren stattliche Uebersicht S. XIX, XX zu finden ist, gegeben hat. Durch diese Belegstellen mit genauer Angabe des woher macht das Buch einen äusserst wohlthuenden Eindruck: man sieht nicht nur, dass der Verf. selbst fleissig gesammelt hat, sondern weiss auch in jedem Augenblick, was auf seinen Paragraphen zu geben ist. Durch dies Eine unterscheidet sich das vorliegende Lehrbuch weit von den vielen alljährlich erscheinenden Anleitungen, italienisch zu lernen, welche allgemeine hier und da aufgegriffene, theils selbstgemachte, theils von anderen ihres gleichen zusammengeborgte Sätzchen als Beispiele bieten, und auch etwas von den einigermassen wissenschaftlich aussehenden neueren Handbüchern. Doch wäre zu wünschen gewesen, der Verf. hätte seine Sammlung vor Abfassung oder Abschluss des Buches noch etwas weiter ausgedehnt; sein Buch brauchte deshalb nicht grösser zu werden, und dieselbe noch mehr durchdrungen, um das in ihr Steckende zu erfassen. Die Erklärung der Thatsachen, auf neue Weise das warum zu zeigen, ist nicht die starke Seite des Buches. So heisst es vom Artikel in l'ho detto le mille volte, non oltrepassava i quarant' anni: „hier ist der bestimmte Artikel wohl nur daraus zu erklären, dass die lebhafte Phantasie des Italieners manche Gegenstände sinnlicher und lebendiger auffasst als die der Nordländer". Was denkt man sich bei diesen Worten?

Dergleichen Mängel sind im Syntaktischen selten, aber häufig im Gebiete der Formenlehre zu bemerken. So findet man wegen der Entstehung der Formen von *essere* oder wegen ihrer Verwandtschaft mit den entsprechenden lateinischen ausser „*fia, fie* vom lat. *fieri*" nicht ein Wort, nicht auch die schon von Castelvetro (giunta 87 zu Bembo's prose l. III.) gegebene Regel, wann in neuerer Zeit *fu* und wann *fo*, warum *fui* aber *fosti* zu setzen, und ausser anderen selteneren wissenswerthen Formen fehlt sogar das dem Boiardo geläufige *ei* „du bist". Ueberhaupt vermisst man den Boiardo ungern unter den vom Verf. berücksichtigten Schriftstellern und von Grammatikern eine Bekanntschaft mit Nannucci's Arbeiten, namentlich der Analisi de' verbi: des Verf.'s unter dem Texte gegebene willkommene Sammlung von Nebenformen würde dann erheblich reicher sein, nicht Formen des Dante wie *crese*, *io morisse* u. a. Classiker entbehren, durch gelegentliche Nennung der Gewährsmänner dem syntaktischen Theile entsprechender, Zutrauen erweckender sein. Es muss nämlich hier gesagt werden, dass Delâtre's teorica de' verbi ital. vom Jahre 1856, an welche der Verf. sich hält, doch weit zurück ist hinter der schon 1843 erschienenen Analisi Nannucci's in der Menge der Formen wie in der Erklärung derselben und in der Quellenmässigkeit. Wie Mastrofini und leider auch der sonst vortreffliche Blanc, welcher Nannucci's Werk noch nicht für seine Grammatik benutzen konnte, theilt Delâtre die Formen noch ein in gewöhnliche, veraltete, dichterische, fehlerhafte, zu welchen dann die grosse Classe der bei ihm ganz fehlenden, vermissten kommt. Wie mit dem Verbum, so steht es bei Vockeradt ungefähr mit dem Nomen: keine Spur z. B. von *le mane*, *le mano*, und eine böse Anmerkung ist es, welche den Lernenden wegen etwa übergangener Nebenformen abfindet: sie seien aus Reimnoth entstanden. In der Pluralbildung bemerke ich zu der Anmerkung „das Adj. *greco* hat nur in dem Ausdrucke *vini grechi* griechische Weine den Plural auf *chi*" dass Sassetti nie anders als *venti grechi* griechische Winde schreibt. Nicht soll andererseits übergangen werden, dass

Digitized by Google

schön und einfach das weibliche Geschlecht der Plurale auf *a* mit dem Feminin-*a* des Singulars zusammengebracht ist, wenn auch ohne Eingehen auf die Vermischung der Numeri, welche hiernach vorliegt. Der Verf. scheint meine Erklärung der Sache (Priscae lat. or.) nicht gekannt zu haben und ist mir dieses Zusammentreffen um so erfreulicher. Die Schranke für den Werth der Formenlehre des Verf.s scheint namentlich auch durch den Umstand bezeichnet zu sein, dass er statt weiter als seine Vorgänger im Gebiete der Mundarten sich umzusehen, dasselbe ganz bei Seite lässt: die Einleitung (S. 1—4) verbreitet sich auf 1¼ Seite über diesen Gegenstand, im übrigen ist der geringste Duft aus jenem Gebiete in dem ganzen Buche äusserst selten. Dem gegenüber nimmt sich im Vorwort das kurze Absprechen über Blanc's „reichhaltige aber unsystematisch abgefasste Grammatik" absonderlich aus.

Auch die Aussprache, obgleich die Betonungszeichen zur Lehre derselben durch das ganze Buch mit grosser Sorgfalt (S. 393 jedoch *obblíghi*) gesetzt sind, könnte etwas feiner behandelt sein. Ich erwähne nur eins. Es giebt Lehrer des Italienischen, welche sich sehr etwas darauf zu gute thun, dass sie gequetschtes *c* zwischen Vocalen ganz der Anfangsschärfe berauben, ganz wie deutsches sch, also z. B. in *dice* sprechen. Diese Uebertreibung Toscanas, nach wecher man 500 wie schinkueschento hört, ist gewiss nicht zu billigen und mit Rom auf eine Mittelstufe zwischen tsch und sch, wenn es möglich ist, zu treten: aber diese Sache ganz und gar zu übergehen in einem auch für das „Privatstudium" bestimmten Buche, die Lernenden anders Lehrenden gegenüber im Stiche zu lassen, ist doch auch nicht richtig. Auch hat jene Lehre in den Fällen wohl Recht, wo schon ein scharfer Zischlaut vorhergeht, wie ich z. B. *Sicilia* auch ausser Toscana nirgends anders als Ssischilia gehört und mir deshalb angeeignet habe.

Die schmeichelhafte Hoffnung des Verf., mit der Fülle seines Stoffes selbst manchem Fachmanne nicht ungelegen zu kommen, wird sich im Syntaktischen offenbar erfüllen: zu der schönen Ausführlichkeit kommt das leichte Finden mit Hülfe von Verweisungen und des Registers; doch werden immer noch Wünsche auch hier bleiben. „Die Alten gebrauchten *altrui* auch als Nominativ. Freilich haben neuere Herausgeber derselben *altri* dafür gesetzt." Dies verlangte ein Beispiel. „Bei den uneigentlichen reflexiven Verben, die jedoch *essere* vorziehen [steht *avere*]." Für solches *avere* werden Dec. 7, 3 und Fur. 2, 29 angeführt; also könnte man nur an alte und Dichter denken, und doch beliebte es dem Leopardi, den allerersten Anfang zum Spettatore fiorentino zu schreiben: Alcuni amici si hanno posto in capo di voler fare un Giornale. Solche Wünsche sind aber sehr von jenen bei der Formenlehre verschieden, da es sich hier um die von keinem leicht zu erschöpfende Ueberfülle und Freiheit der Sprache handelt. Für die Beurtheilung der Thatsachen (vgl. oben) aber ist nicht zu billigen, dass *durante*, *mediante*, *salvo* noch unter die Präpositionen gemischt aufgeführt werden, statt bei Gelegenheit der Casus absoluti mit Vernachlässigung von Uebereinstimmung nach Numerus und Genus, und dass im Gerundium die Dativkraft in *sto scrivendo* = *sto a scrivere* „ich schreibe jetzt eben, bin am schreiben" unbeachtet ist: s. Archiv LIV, S. 190, 204. Dass die Präposition *da* auch die Ruhe und selbst die Richtung wohin bedeutet, erklärt der Verf. mit Recht für eine durch Herleitung aus *di a* keinesweges gehobene Schwierigkeit. Aber auch sein Hinweis auf Wendungen wie tenere dalla parte di alc., wobei gut stünde lat. stare ab al. parte, hilft uns über ein venite da me „kommt zu mir" nicht hinweg, welches Räthsel indess in meinen Priscae lat. or. gelöst ist. Uebrigens hat das englische *by* ganz ähnlich mehrseitige Verwendung und ist das ursprüngliche in demselben ebenfalls nur eine Andeutung des Ortes, der Ruhe.

Der Syntax ist ein Anhang über die Verskunst S. 480—493 zugegeben, im ganzen nach Blanc, namentlich darin, dass nicht von iambischer, trochäi-

Digitized by Google

scher, anapästischer Betonung, sondern von je einer bis drei Betonungsstellen gesprochen wird, worin ich nicht zustimme. Das heisst zum Theil nur sich darum drücken, den Takt des Verses zu erklären, wie wenn man liest: der senario („Don Luca uomo rótto") ist auf der fünften Silbe betont; Punktum, fertig. Dass *aio*, *oia*, wenn einsilbig gemessen, entweder *a͡o*, *o͡a* oder *a' o'* zu lesen seien, dürfte beides unrichtig sein, sondern man hat die noch nicht durch Ansatz von *a o* vermehrten, kürzeren Nebenformen wie *primai* (statt *primaio*) *Pistoi* (statt *Pistoia*) anzuerkennen. In allen dichterischen Literaturen giebt es Aehnliches, nämlich dass eine kürzere ungebräuchliche Form des Dichters schriftlich der Deutlichkeit wegen durch die gewöhnliche längere ersetzt ist. Dass ich im gegenwärtigen Falle Recht habe, dass nicht je zwei Vocale hinten abzustreichen, auch nicht bloss *i* auszuwerfen, dürfte dadurch bewiesen sein, dass Pier delle Vigne *gioi* (d. i. *gioia*) mit *voi*, Mazzeo Ricco *gioi* mit *dappoi* reimt: s. Nann. Manuale I[3] p. 27, 109. Hat man eine der früheren Ausgaben des Werkes zur Hand, so findet man in den (dieser meiner Ausgabe fehlenden) nozioni preliminari schöne Bemerkungen zur alten Verskunst. Wie *voi* so konnte, versteht sich, *gioi* am Ende des Verses zwei sonst eine Silbe bilden, wodurch uns die oben besprochene Messung von *ai*(*o*), *oi*(*a*) als je eine Silbe klar wird.

Joseph Niederberger, Anleitung zur Erlernung der italienischen Sprache nach einer neuen und fasslichen Methode. Heidelberg 1877. VIII, 221 S.

Niederberger's Anleitung ist als für Anfänger im Ganzen angenehm, gut und empfehlenswerth zu bezeichnen. Auch er hat seine freilich nicht zahlreichen Belegstellen meist guten Schriftstellern entnommen und auch mit deren Namen angeführt. Uebungen (aus dem Deutschen) und sogenannte Recapitulationen, d. i. Fragen nach schon dagewesenen Regeln, nehmen einen guten Theil des Raumes in Anspruch, so dass man eine grosse Vertiefung in den Gegenstand nicht erwarten darf. Doch findet sich manches Hübsche, Eigenthümliche in dem Buche. Die Aussprache durch dasselbe ohne Lehrer zu erlernen, wird nicht möglich sein. „Das *e*," heisst es, „ist wie in der deutschen Sprache bald kurz bald gedehnt." Und eine Anmerkung sagt, kurz heisse auch chiuso oder geschlossen, gedehnt auch aperto oder offen. „Dieser Unterschied erheischt grosse und sorgfältige Sprechübung." Und damit wird man laufen gelassen. Wäre das Umgekehrte gesagt, aperto sei kurz, chiuso lang, so stünde die Sache nicht schlechter (und bei *o* ist derselbe Fall), da es sich hier bekanntlich nur um dunkleren und helleren d. i. dem *a* ferner oder näher liegenden Klang, nicht aber um Länge und Kürze handelt. Il Dante für den Dichter Dante zu sagen, wie der Verf. als Beispiel anführt, ist so unerhört nicht, da z. B. Maffei in seiner Literaturgeschichte oft frischweg so schreibt, aber gut und italienisch ist es nicht; wie Blanc sehr schön erklärte, heisst il Dante nur das Buch des Dante, wie man deutsch sagt, den Vergil lesen. Es wäre an der Zeit, dass die Grammatiker des Italienischen sich die Erklärung des Leopardi und seines Herausgebers zu eigen machten, nach welcher es sich gehört, dass der bestimmte Artikel vor jeden ohne Vornamen angeführten Familiennamen gesetzt werde, und dass man so die alte Rede von den berühmten Männern auf ihren richtigen Kern zurückführte: s. Leop. Epistolario I. (Bd. V. der flor. Ausgabe der Werke) n. 14 an P. Giordani. Der Zierlichkeit wegen wird *di* vor *cui* oft ausgelassen, wie in Solone, il cui petto, le cui leggi: dies ist mit Blanc dahin zu verbessern, dass es in dieser Stellung (vor dem Nomen) in neuerem Italienisch ohne *di* stehen soll und nachgesetzt mit *di* stehen muss. Das Letztere sagt auch der eben besprochene Vockeradt, für das Erstere aber bezeichnet er den Mangel des *di* als „gewöhnlich", ohne ein Beispiel für vorgesetztes *di cui* zu haben. Dass in

Digitized by Google

Ausrufen wie che anima, che uomo, „welche Seele, welch ein Mann“ *che* eine Interjection sei, ist doch ein absonderlicher Ausdruck.

Martin Gisi, Der Troubadour Guillem Anelier von Toulouse. Vier provenzalische Gedichte herausgegeben und erläutert. Solothurn 1877. 4⁰. 39 S.

Dass Anelier, der Verfasser von vier früher zum Theil von Raynouard und im Archiv XXXIII. durch Grützmacher, jetzt von Gisi herausgegebenen Gedichten, nicht vor die Zeit der Albigenser Kriege, also nicht vor das 13. Jahrhundert, gesetzt werden darf, beweisen nach des Herausgebers Ansicht seine Ausfälle gegen die Geistlichen und die Franzosen, welche Habsucht und Betrug an Stelle der Ritterlichkeit in die Welt bringen. Genauer aber seine Zeit zu bestimmen und ob er auch der Verfasser der Reimchronik über den Bürgerkrieg von Navarra von 1276—1277 sei, welche Frage von französischen Gelehrten wie auch von P. Meyer verneint, von Milá y Fontanals, Bartsch und Tobler bejaht wird, behält er sich für eine andere Gelegenheit vor, um hier von S. 5—12 eine Laut- und Flexionslehre und dann die Gedichte mit Uebersetzung und Anmerkungen zu geben. Der Lautlehre noch voran werden Bemerkungen über provenzale Rechtschreibung geschickt. Was Rechtschreibung und was sprachliche Eigenthümlichkeit ist, lässt sich nun, namentlich in einer nur schriftlich überlieferten Sprache, schwer auseinander halten. Daher ist der Herausgeber der Ueberlieferung gegenüber wie sonst so auch in diesem Punkte sorgfältig. Dass die Setzung des *s* in der Declination nach lateinischer Art — sowie auch im Altfranzösischen — so fest in der Sprache gewurzelt habe, wird sich immer mehr als eine Uebertreibung der Grammatiker herausstellen. Der Herausgeber begnügt sich hierüber Guessard's Ansicht in seiner Ausgabe der provenzalischen Grammatiker anzuführen und seinen eigenen Zweifel auszusprechen, setzt aber doch, wo durch Herstellung der Regel Nominativ und Accusativ geschieden werden kann, [s] zu und klammert überflüssiges (s) ein: welches Verfahren meines Erachtens unterbleiben müsste. Die angehängten Pronominalbuchstaben schreibt er auf neue Weise durch ein über der Linie stehendes Punkt geschieden. Wie bei jenen Schluss-*s* muss man nach meiner Ansicht auch sonst das Latein nicht zu sehr vor Augen haben, um eigenartige Nebenformen zu verstehen statt übermässige Ausfälle und Wandelungen anzunehmen. Dass in *paire* (pater), *peccaire* (*peccator*), *servire* (*servitor*), *pos* (*post*) kein *t* ausgefallen, habe ich bei anderen Gelegenheiten gezeigt. Wenn man sagt, „in *baissar* ist das *ss* von *bassus* in *iss* übergegangen,“ so ist dies ein rechtes Beispiel des heute üblichen Lehrens: man vergleicht wohl, sagt, dort steht so, hier so, aber erklärt doch wahrhaftig nicht. Die Nichtigkeit der Rede von aus *s* erzeugtem, ihm wahlverwandten *i*, an welche der Verf. vielleicht gedacht hat, dass dies *i* auch ohne *s* sich findet, habe ich öfter gezeigt. In der Flexionslehre ist, wie vorhin angedeutet, die Achtung unseres Herausgebers vor der Ueberlieferung zu loben. Den Accusativ singularis *hom* weist er aus dem ersten Gedichte „qu'hom peccaire fan cast e mon“, „dass sie (die Priester) den sündigen Menschen keusch und rein machen“ und aus dem dritten „et hom vertadiers guida Dieus“ zum ersten male nach. Diese zweite Stelle ist nicht ganz so deutlich und sicher als die erstere. Mit den Zugeständnissen jüngerer Entartung müsste man viel langsamer zur Hand sein, wie hier eine Vergleichung des Accusativs *om* in den Eiden lehren dürfte. Für die Texte durfte der Herausgeber ausser den bekannten Hülfsmitteln noch unveröffentlichte für Tobler besorgte Collationen benutzen, so dass wir bei jener erwähnten Gewissenhaftigkeit etwas Zuverlässiges vor uns zu haben glauben können. Uebersetzung und Erklärung sind im Ganzen trefflich. In der Stelle des ersten Gedichtes (Ara farai nom puesc tener), wo die Geistlichen als üble

Digitized by Google

Helfer der Franzosen getadelt werden (v. 46), hätte nicht mit Tobler in die Worte Quar volon lo segle redon gelegt werden sollen, was nicht in ihnen liegt. „Denn sie wollen, dass sich die Welt rund scheere", d. h. dass die Welt geistlich werde: diese Erklärung verlangt erstens, dass ründen (der Conj. von redondar) sich rund scheeren, sich Glatzen scheeren heisse, mit Zufügung eines *s* (segle[s]), und zweitens dass *que* bei einem schon so schwer erkenntlichen Conjunctive fehle. Wie unzweifelhaft richtig erklärt hingegen Raynouard „sie wollen die runde Welt", die ganze Welt, nämlich haben; zumal die Habsucht der Geistlichen fortwährend gegeisselt wird und so sehr passend folgt: doch auf dem Felde hält ein Geistlicher nicht Stand, aber von Ablass werden sie eine Welt geben (Peró en camp clercx non aten, Mas de perdon daran un mon). Die ganze Welt, meint der Dichter sehr hübsch, wollen sie haben, nicht etwa durch Waffengewalt, sondern dafür, dass sie dem Menschen seine Sünden abnehmen: gerade wie die vorhergehende Strophe schloss (s. oben), sie wollen fürs Freisprechen so viel Geld haben. Und welcher Ungedanke dagegen: sie möchten, die ganze Welt würde geistlich.

Emilio Otto, Nuova grammatica elementare della lingua tedesca con temi letture e dialoghi, aggiustata ta ai bisogni degli allievi principianti. Eidelberga 1878. VIII, 164 S. 2 Tafeln.

Die Art zu lehren in Otto's gr. elementare della l. tedesca ist im Ganzen einfach und deutlich: doch giebt es Ausnahmen. So dürfte die Beschreibung der Aussprache des Diphthonges ei „queste due vocali si uniscono in un sol suono senza che una di loro sia la dominante" nicht ausreichen und selbst irre führen. Denn erstens hat doch gewiss die erstere Hälfte das Uebergewicht und zweitens ist allgemein deutsch für ei ai zu sprechen, indem nur östliche Mundarten ein e in diesem Diphthonge bewahren. Das Wörtchen *ob* mit langem o gesprochen ist (in Zusammensetzungen ausgenommen) wohl nur mundartlich, so wie die Mehrzahl von der Wagen nicht die Wägen, sondern die Wagen heissen muss. Das Elementare wird zu oberflächlicher Unklarheit, wenn das als unbestimmtes Fürwort gebrauchte „man" durch „si" erklärt wird mit Hinzufügung der Anmerkung „Non bisogna (!) scambiare il pronome indefinito si *man* (= on dei Francesi) col pronome reciproco *si sich* (dativo o accusativo). Der Verf. musste hier die freilich heute im Italienischen etwas ungewöhnlichen, aber unserem „man" besser entsprechenden l'uomo, uno zur Erklärung zu Hilfe nehmen.

Dr. Moritz Trautmann, Lachmanns Betonungsgesetze und Otfrids Vers. Halle a. S. 1877. 31 S.

Die beiden Betonungsgesetze für alt- und mittelhochdeutsche Wörter — also vom Verston abgesehen — sind, dass in drei- und mehrsilbigen Wörtern, wenn deren erste und betonteste lang sei, gleich die nächstfolgende den nächstbesten Ton habe, sei jene aber kurz, so habe erst die dritte den Nebenton. R. Hügel, Ueber die Betonung der Wörter von drei und mehr Silben bei Otfrid, Leipzig 1869, leugnet schon die Giltigkeit der Lachmannschen Gesetze für die zusammengesetzten Wörter, nicht freilich für die unzusammengesetzten, welche Schrift unser Verf. anführt. Nachzutragen aber ist hier, dass schon in Vilmar's deutscher Verskunst, bearbeitet von Grein und im Archiv f. n. Spr. LIV, S. 397 von Begemann die Richtigkeit des ersteren Lachmannschen Gesetzes (´ ` -) angegriffen ist. Ueber die Sache klar zu werden, scheint mir, bleibt zu wünschen, dass man über Otfrid's Vers sich besser einige als bisher: dass freilich Otfrid Verston mit Wortton, wenigstens Nebenwortton sich oft widersprechen lasse, glaube ich mit dem Verfasser. Des Verf.s Verdienst scheint mir namentlich darin zu

Digitized by Google

bestehen, dass er für die zusammengesetzten Wörter im Deutschen überhaupt, nicht bloss im Alt- und Mhd., den Zusammenstoss der Betonungen anerkennt (also wie in Gróssvàter, Márkgräfin): damit ist aber auch der Grund für die Betonungsart als aus Länge und Kürze der Silben nicht abzuleiten, sondern durch Frage nach Stamm und Hauptsinn zu finden gegeben.

Ernst Martin, Das niederdeutsche Volksbuch Reynaert de Vos nach der Antwerpener Ausgabe von 1564 abgedruckt mit einem Facsimile des Titels und einer Einleitung. Paderborn 1877. XII, 118 S. 16°.

Bisher galt die zu Antwerpen bei Plantijn 1566 erschienene Ausgabe des niederländischen Volksbuches Reynaert de Vos für die älteste. Die durch Martin nun wieder abgedruckte vom Jahre 1564 ist kein Druck im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Nämlich, wie der neue Herausgeber lehrt, auf mit Wachs überzogene Metallplatten ist die Schrift mit der Nadel und dann durch eine Säure gebracht worden: man glaubt auf einen Augenblick eine Handschrift vor sich zu haben. Die auf kostspielige Weise hergestellte Ausgabe wurde aber vermuthlich durch die Verfolgung Albas so selten, dass bisher nur dieses eine Exemplar in der Universitätsbibliothek zu Freiburg im Breisgau gefunden ist. Jene Ausgabe von 1566 ist durch eine französische Uebersetzung bereichert, übrigens aber nur ein Nachdruck dieser von Martin gegebenen, wie er selbst in der Einleitung bemerkt: sie hat denselben Titel, dieselbe Zahl der Capitel und auch die Ausgaben von Delft 1603, Amsterdam 1712, 1736, 1778, 1795 gehen auf diese zurück. Die Verehrer und Sammler von Ausgaben des Reinart werden die Erscheinung mit Freuden begrüssen. Schade, dass auch hier schon so vieles gekürzt ist und fehlt, so dass man sich über eine Verfolgung des Buches fast wundern möchte. Freilich konnte schon der Schluss des Buches allein gefährlich scheinen. Dit is all tghene dat ick u te segghen hadde beminde Leser van Reynaert, die noch op dit pas veel nauolghers ghelaten heeft. Soo wie meer van hem seyt dan wy hier in desen boeck hebben, houdt dat voor lueghenen. Ende soo wie niet en ghelooft tghene dat wy hier gheseyt hebben, hy en is daerom niet ongheloouich. [!] Neemt dit voor een exempel des menschelijcken leuens ende weest Gode beuolen. Gheprint Tantwerpen int Jaer ons Heeren. 1564.

I. ten Doornkaat Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Norden 1877. gr. 8°. Erstes, zweites und drittes Heft. 288 S. A—Decksel.

In dem ostfriesischen Wörterbuche von ten Doornkaat Koolman begrüssen wir einen feinen, dankenswerthen Beitrag zur Vervollständigung der unerschöpflichen, nie vollständig werdenden Kenntniss unserer deutschen Sprache, eine schöne Aushilfe zu jedem niederdeutschen (holländischen), zu jedem deutschen, zu jedem germanischen Wörterbuche überhaupt. Das Material ist wesentlich dem Volke selbst abgehört, Wörter, Redewendungen, Sprichwörter der Ostfriesen — vergl. das kleine ostfriesische Wörterbuch von Stürenburg, Aurich 1858. Dazu besitzt und zeigt der Verf. eine schöne Kenntniss vieler Sprachen und der bedeutendsten etymologischen Forschungen unserer Tage; Bopp, das Sanscrit und das Zend, Diez, die romanischen Mundarten, selbst das Sardische, entgehen ihm nicht. Das Griechische mit lateinischen Buchstaben z. B. tithémi statt títhēmi (vergl. lat. bōréas statt bŏrĕas) nimmt sich dabei weniger gut aus. Hierzu kommt ein im Allgemeinen wohl allseitige Billigung findendes Urtheil. Nicht oft finden sich hier Ungenauigkeiten. So kann *ballast* nicht wohl als „unnütze, böse Last“

Digitized by Google

nach *baldad*, *baldadig*, „Gewalt, gewaltthätig“ erklärt werden, wenn jenes doch und gewiss mit Recht in seiner ersten Hälfte auf *bald* d. i. „schnell, kühn“ zurückgeführt ist, sondern man müsste Schnelllast, Schnellladung erklären, d. h. ein Verfahren angedeutet erkennen, welches um nur Belastung zu erzielen, das erste beste auch sonst werthlose nimmt. Der deutliche und nicht kleine Druck in zwei Spalten, zweimal 60 Zeilen auf der Seite mit manchen Abkürzungen, giebt viel auf mässigem Raume beisammen. Doch stört den Leser zuweilen eine gewisse behagliche Breite des Ausdruckes: ich mache den Verf. nur auf die vielen „was nun anbetrifft“ aufmerksam. Manchmal freilich hat man an dieser Behaglichkeit sein Vergnügen und ist dem Verf. sogar dankbar, wie wenn er nach der Erklärung von *baifanger* „ein Seefahrer, der die Baien oder Meeresbuchten behufs des Fischfanges besucht u. s. w.“ fortfährt: Puncto „bâifanger“ [vorher ohne Dehnungszeichen, vergl. holl. baai, baaivanger] als Grobian etc. will ich noch bemerken, dass ich selbst in meiner Jugend noch einen solchen alten Grönlandsfahrer hier in Norden gekannt habe, der nicht allein furchtbar grob und anmassend war, sondern „in de bêrhörn“ auch Lügengeschichten (stâltjes) von seinen Erlebnissen auf der Grönlandsfahrt auftischte, welche die berühmten „Münchhausiaden“ noch fast an Grossartigkeit übertrafen. So erzählte er beispielsweise unter andern mal mit der ernstesten Miene von der Welt wie folgt: as wî ins up'n reis na Grönland wassen, do krêg' wî insen sô'n häfigen störm, dat d'r ên fan d'ossen, de bâfen in d'mastkörf lêpen to weiden (dat was d'r um, um unnerwägs altîd frisk flesk to hebben, fan wägens de schërbuk) herunder un dör de schörstein in de sop-pot (Suppentopf) ful. As nu de koksmât hum d'r wër ûtfisken wul', do was de hêle osse verdwänen un nargends in de pot to befisken. Man as nû 's namiddags nâ't schaffen (nach dem Essen) de sop-pot lös was un de koksmât wat nauer to sag, dô sêt „düfel hâl mi“ de dikke osse under 'n nêd (Niet, Nagelknopf) fan d' pot fast, war he bî 't rören fan d' sop under râkd was.

Möchte das Werk in der in Aussicht gestellten Weise gut von Statten gehen und eine den etymologischen Theil beschränkende kleinere Handausgabe ihm folgen.

Berlin. H. Buchholtz.

Die Octavausgabe von Goethe's Werken vom Jahre 1851.

Meine Betheiligung an dieser schönen Ausgabe in dreissig Bänden hat zur Zeit ihres Erscheinens mir eine ebenso bitterböse wie empörende Verunglimpfung von einer Seite zugezogen. Der legendenartig fortschleichenden Verleumdung bin ich vor elf Jahren gelegentlich durch Darlegung der Sachlage entgegengetreten.*) Neuerdings hat dieselbe sich ganz unverhüllt an einer Stelle hervorgewagt, wo man sie am wenigsten erwarten sollte, in einem Nekrolog auf Salomon Hirzel, den Prof. L. Hirzel in Bern im Anzeiger der Steinmeyer'schen Zeitschrift N. F. X., 281 ff. veröffentlicht hat. Mag der Panegyriker seine Farben so grell auftragen, wie er will, mag er in der ihm gewissermassen zustehenden Hyperbel so weit gehen, als es ihm gelüstet, er darf nicht dem Todten zu Liebe einen Lebenden mit Schmach bewerfen. Dieser Schuld muss ich den angeführten Nekrologisten zeihen, und da der Lebende wenigstens auch Recht hat, das hier zugleich Pflicht

*) Vergl. dieses Archiv XL, 11 f., in einem das gegen mich eingeschlagene Verfahren gewisser Kreise kennzeichnenden Artikel. Das dort nachgewiesene Treiben hört bis heute nicht auf.


Digitized by Google

wird, so muss ich auf die Sache, die zur Geschichte unseres Goethe-Textes nicht unwesentlich gehört, näher eingehen.

Hätte L. Hirzel genauere Kenntniss der Sache gehabt, so würde er sich gehütet haben, eine Kritik zu berühren, die nicht zu den Ruhmestiteln des Gefeierten gehört, aber, einmal zu meiner Verunehrung missbraucht, nicht länger mit Schweigen bedeckt werden darf. Die Schuld trifft allein den Panegyriker. Dieser behauptet, jene Ausgabe sei „im höchsten Grade nachlässig und sorglos gemacht" (nicht etwa gedruckt) gewesen. Das ist eine arge Unwahrheit. Hat er selbst die Ausgabe verglichen, was seine Pflicht war, wenn er urtheilen wollte? hat er das audiatur et altera pars befolgt und meine kleine Schrift: „Ueber die neue Octavausgabe in dreissig Bänden und für die Besitzer derselben" gelesen und erwogen, oder hat er den Centralblattartikeln, welche der Ausgabe und ihrer Vertheidigung auf unwürdige Weise mitgespielt, auf Treu und Glauben sich überlassen? Hat er sich etwa bei denen umgehört, die eine genaue Kenntniss des Goethe'schen Textes und seiner Geschichte besitzen, und nicht Männer der Partei sind? Niemand, der Einsicht der Sache hat, wird den sorgsamen Fleiss verkennen, den ich, im Bewusstsein, der guten Sache einen Dienst zu erweisen, während einer ununterbrochenen angestrengten Arbeit von acht Monaten dieser Ausgabe zugewandt. Ein Sachkundiger, der eine grosse Zahl von Goethe's Schriften mit Vergleichung sämmtlicher in Betracht kommender Ausgaben kritisch behandelt hat, Director Strehlke, hob 1875 auf der Innsbrucker Philologenversammlung (Verhandlungen, S. 168) „die dreissigbändigen Ausgaben von 1851 und 1857, die zum Theil unter der Leitung Düntzer's vorbereitet waren, als einen entschiedenen Fortschritt" hervor. Und die erstere dieser Ausgaben wagt L. Hirzel mit dem oder den Verfassern der Centralblattsartikel eine unsägliche Schmach zu nennen. Doch der Panegyrist wusste nicht, was er that, nur was er thun wollte. Gebe er sich nur die Mühe und vergleiche in der Textrevision der Hempel'schen Ausgaben die Lesarten dieser so geschmähten Ausgabe, und er wird leicht finden, welchen Vorzug diese vor ihren Vorgängerinnen hat.

Unbesehen betrachtet er mich als Herausgeber, da der Centralblattartikel, der meine Vertheidigungsschrift verhöhnt, behauptet, die Verlagsbuchhandlung stelle mich als „wirklichen und alleinigen Redacteur" vor. In welchem Sinne diese mich als „Redaction" bezeichnet, ergiebt sich aus meiner dortigen Erklärung, dass ich nur den Auftrag erhalten hatte, die Ausgabe in vierzig Bänden mit der letzter Hand zu vergleichen und die in jene eingeschlichenen Druckfehler anzumerken. Eben dort habe ich bemerkt, dass ich mich dabei nicht begnügt, sondern auch die aus den früheren Ausgaben in die letzter Hand übergegangenen Druckfehler bezeichnet, meistentheils die ersten Drucke zu Rathe gezogen, ja manche aus diesen selbst fortgepflanzte Versehen berichtigt habe. Von einer Redaction kann also nicht die Rede sein, auch nicht von einer Herausgabe, nur von Tilgung der Druckfehler. Wenn mir einige derselben entgangen sind, so bin ich dafür verantwortlich, insofern verständiger Weise davon die Rede sein kann, dass in einem dreissigbändigen Werke kein einziger Druckfehler sich dem Vergleicher entziehen dürfe, der wegen der ihm zugemessenen Zeit nicht drei bis vier Mal den Text vergleichen konnte. Aber zum Besten der Ausgabe habe ich, wozu ich nicht verpflichtet war, auch für bessere Rechtschreibung, Interpunktion und wenigstens in derselben Schrift durchgeführte Gleichmässigkeit der Formen gesorgt, eine Arbeit, deren Mühseligkeit nur der zu würdigen weiss, der sie selbst einmal geleistet. Noch heute glaube ich, dass Niemand in der unter den gegebenen Verhältnissen nothwendig gesteckten Frist von acht Monaten mehr zu leisten im Stande gewesen wäre; denn bereits waren zwei Bände ausgedruckt, der dritte im Druck begriffen und nach zehn Monaten sollte die Ausgabe vollendet sein. Eine verantwortliche Herausgabe konnte ich unter diesen Verhältnissen nicht übernehmen, und

Digitized by Google

habe es nicht gethan; mein Name wurde dabei gar nicht genannt. Eine Herausgabe hätte umfassender, auf diesen Zweck gerichteter Vorarbeiten bedurft, der Herbeischaffung mancher Hülfsmittel, und erst nach der Durcharbeitung des ganzen Stoffes, der allein volle zwei Jahre in Anspruch genommen haben würde, konnte die Textgestaltung beginnen, die wieder längere Zeit erfordert haben würde; auch hätte der Druck selbst unter meiner Leitung geschehen müssen. Davon war aber nicht im geringsten die Rede. Somit ist es das schreiendste Unrecht, wenn man diese Ausgabe als Beweis missbraucht, was ich als Herausgeber Goethe's zu leisten im Stande sei, und mich deshalb verunglimpft, wie es die von L. Hirzel gepriesenen Centralblattartikel gethan.

Um die unglaubliche Ungebühr derselben ins Licht zu setzen, gehen wir auf das, was sie an jener Ausgabe getadelt, näher ein. Ihre Hauptausstellungen betreffen die neuen Druckfehler, die ich nicht im geringsten zu vertreten habe, da ich keinen Einfluss auf den Druck hatte, keinen einzigen Druckbogen gelesen, weil ich eben nur die Verbesserungen angeben sollte. Wären der Druckfehler zehnmal mehr, sie träfen nicht mich, sondern die Druckerei. Und so ausserordentlich zahlreich waren diese nicht, auch, wie die Verlagsbuchhandlung bemerkt, durch den massenhaften Umfang der in so kurzer Frist zu liefernden Ausgabe entschuldigt, dazu fast sämmtlich, so weit sie entdeckt worden, vor Vollendung des Ganzen durch Cartons weggeschafft, welche die Verlagsbuchhandlung anfertigen liess, ohne mich, der ich damit in keiner Verbindung stand, zu befragen. Waren diese Cartons auch meistens eine wahre Wohlthat, ich kann für diese ebenso wenig wie für den Druck selbst einstehen.

Gehen wir zu den sonstigen Ausstellungen über, so ist das, was als Tadel bestehen bleibt, kaum der Rede werth. Wir führen im Folgenden alles an, damit man sehe, wie wenig es ist und auf wie schwachen Füssen der grösste Theil dieser wichtigen Ausstellungen beruht. In den vier ersten Bänden findet sich nichts, nur eine Aenderung wird gebilligt. Auch im fünften und sechsten Bande kommen bloss Druckfehler zur Sprache. Im siebenten soll abgeweidet statt abgeweihet der Ausgabe letzter Hand gesetzt werden; aber abgeweihet erklärt sich sehr gut, und ich hatte guten Grund mit Riemer und Eckermann abgeweidet für einen alten Druckfehler zu halten. Freilich wird, wenn abgeweidet handschriftlich feststeht, dies wieder herzustellen sein, davon aber lag damals kein Anzeichen vor. Im achten Bande soll einmal Lustgesänge in Luftgesänge verändert werden, was ein schlechter Einfall ist. Lustgesang brauchen Wieland und Goethe; Luftgesang ist ganz neu und an der Stelle abgeschmackt, deshalb auch von niemand angenommen. Dass im elften Band, dem Faust, manche alte Druckfehler verbessert sind, erkennt selbst das Centralblatt dankbar an; die neuen meist durch Cartons weggeschafften kommen nicht auf meine Rechnung. Dass einer Todten statt eines Todten gelesen werden muss, kann ich nicht zugeben, da in diesem Falle das Geschlecht nicht unterschieden zu werden braucht, ja ich gestehe, dass hier das allgemeine eines Todten, alles erwogen, mir passender scheint als das an das Geschlecht erinnernde einer Todten. Der erste Druck liest ersteres, und wenn die dritte Ausgabe der Werke einer schrieb, so könnte dieses einer der zahlreichen Druckfehler dieser Ausgabe sein. Zwar soll die handschriftliche Abfassung dieser Scene einer haben; da aber der erste Druck von dieser auch sonst mehrfach, offenbar absichtlich, abweicht, so könnte der Dichter auch in der zum Druck eingesandten Abschrift eines verbessert haben. Jedenfalls liegt die Sache nicht so klar, dass man daraus einen Vorwurf machen könnte. Aber eine Greuelthat soll ich dadurch begangen haben, dass ich in Gretchen's Lied „Meine Ruh ist hin" das ich aus dem Schlusse des ersten und dritten Verses in schau' ich und geh' ich zum nächstfolgenden Verse gezogen habe, wegen der grössern

Digitized by Google

Gleichmässigkeit der Verse und des stärkern Tones, der dann auf die Zeitwörter fällt. Dass man anderer Ansicht sein könne, gebe ich zu; deshalb aber von *Schulmeisterexperimenten* zu sprechen, welche die Ausgabe *vollends* um allen Credit bringen müssten, lag nicht die geringste Berechtigung vor. Der Kritiker muss eben den Schulmeister machen, da er auf eine Masse Kleinigkeiten zu merken hat, in denen an sich kein Geist steckt, besonders hat er auf den Vers zu achten, und weiter habe ich hier nichts gethan. Wenn man gegen die Trennung anführen könnte, dass *ich* zu enge mit den Zeitwörtern verbunden sei, als dass es davon getrennt werden dürfte, so ist dagegen zu bemerken, dass in der vorletzten Strophe auch *sich*, obgleich es eng mit *drängt* zusammenhängt, im folgenden Verse steht, auch dass die zwei ersten Verse so wenig scharf getrennt sind, dass der erste einmal gar in der Mitte des Wortes *Rede* schliesst. Noch jetzt glaube ich, dass beide Verse durch die Aenderung gewinnen, die vielleicht hätte unterbleiben können, da sie nicht *unumgänglich* nöthig. Die Behauptung, dass der Corrector (was mich nichts anginge) über den Gebrauch des Fragezeichens seine eigenen Grundsätze habe, wäre doch erst zu belegen gewesen, da auch das Centralblatt sonst die Berichtigung der Interpunction anerkennt. Das ist alles, was man gegen meine Thätigkeit in den zwölf ersten Bänden aufgebracht hat. Wie soll man es nun nennen, wenn der Beurtheiler bei der Anzeige des dreizehnten und vierzehnten Bandes von „tollen Eigenmächtigkeiten spricht, die in den zuletzt angezeigten Bänden gerügt werden mussten“. Sehen wir genau zu, so könnte hier einzig und allein die Trennung des *ich* von *schau'* und *geh'* in Anschlag kommen; was die übrigen Fälle betrifft, so konnte ich mich nicht dazu verstehen, das *eines Todten* des ersten Druckes und das *abgeweihet* der Ausgabe letzter Hand aufzugeben, das mir zugemuthete *Luftgesänge* ist eben eine „tolle Eigenmächtigkeit“ des Beurtheilers selbst. Herr L. Hirzel wird wohl noch anderes zwischen den Zeilen lesen, um diese Aeusserung des Centralblattes dem Verdacht argen Aufschneidens zu entziehen. Aber solche „tolle Eigenmächtigkeiten“ sollen ja auch in den beiden genannten Bänden, „wieder zu Tage treten“. Sieht man zu, was in dieser Beziehung angeführt wird, so muss man billig über eine solche Keckheit staunen. Im dreizehnten Bande habe ich den offenbaren Druckfehler in dem Verse: „O Liebe, gib mir den Tod!“ durch Wiederholung von *gib* weggeschafft. Diese so höchst leichte Verbesserung schien mir nothwendig, weil in einem *zum Singen bestimmten* Liede die Verse in jeder Strophe dasselbe Mass haben müssen, um nach derselben Melodie gesungen zu werden. Wenn der vierte Vers der zweiten Strophe lautet: „Ihr Götter! welche Liebesglut!“ so kann derselbe Vers in der zum Schlusse wiederholten ersten unmöglich in der Mitte eine Silbe weniger haben oder ⏑⏑– statt ⏑–⏑– stehen sollen, wenn auch an sich der vierte auf den zweiten reimende Vers unter besonderen Verhältnissen kürzer ist. Also handelt es sich um einen *metrischen* Fehler, und das Centralblatt hatte nicht die geringste Veranlassung über ein „verzweifeltes musikalisches Gehör“ sich zu beklagen. Das wären alle „tollen Eigenmächtigkeiten“ des dreizehnten Bandes. Beim vierzehnten weiss sich der Mann nicht anders zu helfen, als dass er den *Druckfehler Thon* statt *Ton*, einen der allergangbarsten, der kaum ernstlich einen Verständigen irren kann, wie sehr auch der Corrector gerade hier sich vorsehen sollte, für eine eben so zarte als sinnreiche Conjectur des Herausgebers“ erklärt. Ich wiederhole, was ich damals schrieb: „Das sind unehrliche Waffen!“ Sehe Herr L. Hirzel, wie er so etwas ehrenhaft finden kann, und zeige er die anderen „tollen Eigenmächtigkeiten“ auf, die in den vierzehn ersten Bänden von dem Beurtheiler vorgebracht sein sollen.

Komisch ist es, wie das Centralblatt, da es „sicherem Vernehmen nach“ weiss, Prof. Düntzer, dessen „vielfache Verdienste um die Kritik und das Verständniss von Goethe's Werken“ es anerkennt, vom fünfzehnten Bande

Digitized by Google

an die Herausgabe übernommen (die sichere Nachricht enthält eben zwei Unwahrheiten), bei dem fünfzehnten bis achtzehnten Bande die „Genauigkeit und Pietät des neuen Redacteurs“ den „Absurditäten“ seines Vorgängers entgegenstellt. Ein schöner Scharfsinn, der derselben Person einmal Genauigkeit und Pietät beilegt, das andere Mal „Absurditäten“, von denen freilich keine erwiesen ist. In den vier ersten Bänden vom fünfzehnten an hat er nur wenige Druckfehler aufgespürt; ein solcher ist auch offenbar der Ausfall eines Kommas, das der Beurtheiler zu einer „kleinen Variante“ erhebt. Unglaublich ist es, wie der gestrenge Revisor Gewebe, das nur einer der vielen Druckfehler der ersten Ausgabe des vierten Bandes von Dichtung und Wahrheit ist, für richtig hält, obgleich der Zusammenhang Gewerbe fordert. Wir wissen jetzt, dass in der Octavausgabe letzter Hand manche Druckfehler der Taschenausgabe, die Goethe in Weimar durchsehen und dann die Fehler hatte anzeigen lassen, verbessert sind. Hier steht denn auch schon statt des unsinnigen vom Centralblatt patronisirten Gewebe das richtige Gewerbe, das später allgemeine Aufnahme gefunden hat, auch in von Loeper's Ausgabe. So hätten wir schon den zweiten Fall eines entschieden falschen Urtheils.

Dem neunzehnten und zwanzigsten Bande wird nachgerühmt, dass „manche hergebrachte Unrichtigkeiten, die nur ein aufmerksames Auge entdecken konnte, glücklich beseitigt sind“; auch sei sichtbarer Fleiss auf die Rechtschreibung der italiänischen Eigennamen verwandt. Dagegen soll es Mangel an Pietät sein, dass ich die zahlreichen auf Nachlässigkeit beruhenden falschen Datirungen verbessert und ein paar an unrechter Stelle stehende Aufsätze dorthin gebracht habe, wohin sie gehören. Solche störende Irrthümer beizubehalten ist nicht Pietät, sondern Pedantismus, und man sollte dem danken, der sie beseitigt. Was gleich über die erste verbesserte Datirung bemerkt wird, zeugt von grosser Kurzsichtigkeit, da ein Brief nicht vom Tage vorher datirt sein darf. Das falsche Datum ist nur dadurch entstanden, dass man den Anfang des Briefes widerrechtlich als Datum verwandte. Wie kann nun L. Hirzel eine Ausgabe, die mehr thut, als der von ihm verklärte Beurtheiler für gut findet, „im höchsten Grade sorglos und nachlässig gemacht“ nennen! Es ist hier eine sehr mühsame Arbeit aufgewendet, welche manchen störenden Uebelstand weggeschafft hat, was ich mit noch sicherer Hand in der Hempel'schen Ausgabe der italiänischen Reise gethan habe. An den auf den zwanzigsten Band folgenden vier Bänden weiss auch das Centralblatt nichts zu mäkeln, wogegen es aus dem fünfundzwanzigsten sechs Druckfehler anführt, von denen aber zwei keine sind; denn herrliches habe ich als Goethe's eigene Verbesserung statt treffliches nachgewiesen, und Jost Ammon, nicht Amman, pflegte Goethe zu schreiben, während der Künstler selbst beider Namensformen sich bediente, so dass es ein Eingriff in dessen Text gewesen wäre, ihm Amman aufzudrängen. Der im sechsundzwanzigsten Bande bemerkte Ausfall zweier Zeilen war freilich sehr bedauerlich; ich verschulde ihn aber eben so wenig, wie das Centralblatt. Sonst werden noch drei Druckfehler angegeben, von denen ich einen nicht zugeben kann; und, das in um verwandelt werden soll, ist richtig. Dagegen hätte ich einer andern vom Centralblatt gebotenen Verbesserung, dass mitgeborenen statt mit geborenem zu lesen sei, nicht widersprechen sollen, was ich deshalb that, weil mitgeboren nicht belegt war, was auch das Centralblatt zu thun versäumt hatte. Es kommt aber nicht allein in einer sehr abgelegenen Stelle Goethe's vor, aus der es Sanders anführt, sondern auch bei Lavater und Lenz. Die grosse Aufregung, zu welcher den nach Versehen spähenden Beurtheiler die ihm gewiss nicht unwillkommene Entdeckung zweier ausgefallenen Zeilen hinreisst, lässt ihn in die Worte ausbrechen: „Nach dieser Erfahrung muss auch Referent die Hoffnung aufgeben, dass seine bescheidene Stimme am rechten Orte die rechte Beachtung finde.“ Freilich konnte

seine Stimme damals nicht mehr wirken, da auch die letzten Bände mittlerweile fast ausgedruckt waren. Aber was besagte denn diese Stimme anders, als dass auf den Druck höchste Sorgfalt zu verwenden sei, was die Verlagsbuchhandlung gar wohl wusste, aber zu ihrem Schaden erfahren musste, dass alle ihre Bemühungen eine Anzahl von Druckfehlern, und ein paar schlimme, nicht hatte vermeiden können.

Ueber die letzten vier Bände berichtet das Centralblatt nicht, es spottet nur über die 47 Cartons, durch welche die Verlagsbuchhandlung dem Schaden abzuhelfen gesucht hatte, und versteigt sich zu der entsetzlichen Hyperbel, seit Erfindung der Buchdruckerkunst sei eine solche Auszeichnung noch keinem Schriftsteller zu Theil geworden, und sei es eine unsägliche Schmach, dass Goethe dafür ausersehen worden. Wer die Texte unserer deutschen Schriftsteller kennt, der wird wissen, dass die Zahl der Druckfehler bei früheren Ausgaben zum Theil viel grösser ist, und verhältnismässig die neue Ausgabe von viel wenigeren entstellt war als die früheren Ausgaben Goethe's, Schiller's und anderer unserer Classiker; ja sogar die von Klopstock selbst mit solcher Aengstlichkeit überwachten Ausgaben der Oden und des Messias sind nicht fehlerfrei. Und hier hatte die Verlagsbuchhandlung durch Cartons für die Wegschaffung gesorgt. Von den Verdiensten dieser Ausgabe, die der Beurtheiler selbst früher anerkannt hat, ist nicht weiter die Rede, vielmehr wagt er die Schuld auch zum Theil auf die Herausgeber zu werfen, und giebt deutlich zu erkennen, dass die Verlagsbuchhandlung an mir nicht den rechten Herausgeber gefunden, ohne im geringsten zu untersuchen, wie weit sich meine Thätigkeit erstreckt und wie viel Zeit mir gestattet gewesen. L. Hirzel findet freilich die Kritik „scharf und vernichtend“, da sie es doch fast nur mit dem Corrector der Druckerei zu thun hat, von dem Wenigen, was sie gegen mich vorgebracht hat, im Grunde kaum etwas Stich hält, ich für alles meine Gründe hatte und der Beurtheiler selbst einige Mal sich sehr arg geirrt hat. Was kümmert dies L. Hirzel? Er begnügte sich einfach, dem Urtheile, das die Ausgabe mit offenster Entstellung der Wahrheit für „im höchsten Grade nachlässig und sorglos gemacht“ erklärte, meinen Namen beizufügen, um ihn an den Schandpfahl zu heften. Die Schande fällt auf den, welcher mit der Ehre eines Mannes, der im Dienste der Wissenschaft ein volles Menschenalter mit rastloser Mühe erfolgreich gewirkt, ein so loses Spiel treibt.

Aber jene bissige Kritik, die uns als sarkastisch gerühmt wird, war noch nicht das Aergste. Als ich meine von demselben Monat December, welcher jene zu Ende gebracht, datirte obengenannte Vertheidigung hatte erscheinen lassen, entblödete sich derselbe Beurtheiler nicht, sie für einen Fastnachtsscherz zu erklären; die Abhandlung sei humoristisch, ich selbst glaube nicht an das, was ich sage, ja meine Behauptung, die Cartons seien ohne mein Wissen angefertigt, eine Unwahrheit. Wie soll man es nennen, wenn man so mit kaltem Blute die Wahrheit für Lüge erklärt? Ich wusste von jenen Cartons so wenig, dass ich mehrere, als sie mir zu Gesichte kamen, missbilligte. Der Kritiker, der gegen meine Vertheidigung nicht aufkommen konnte, machte eben den Hanswurst, der wohl an einem lustigen Abend sein harmloses Spiel treiben, aber nicht so schnöde in einem wissenschaftlichen Blatte Recht und Wahrheit verlachen darf. In der so schmählich misshandelten Schrift habe ich den durch kein Achselzucken zu erschütternden Beweis geliefert, dass ich, ganz abgesehen von Faust und Pandora, die nach meinen Erläuterungen die zahlreichsten Verbesserungen hier zuerst im Text zeigen, die zu Grunde liegende Ausgabe in vierzig Bänden an 470 Stellen verbessert habe. Neben diesen massenhaften Herstellungen ist auf Rechtschreibung und Interpunktion grosse Sorgfalt verwandt; zahlreiche falsche Datirungen, die auf blossem Versehen beruhten, sind verbessert. Und diesen schlagenden Nachweis verhöhnte das Centralblatt als humoristisch, weil es trotz früherer Anerkennung bei den einzelnen Bänden

Digitized by Google

einzig darauf aus war, die Ausgabe um allen Credit zu bringen, sie als eine Schmach zu verschreien. Meine Behauptung, sie sei nicht bloss die schönste, sondern auch die beste von allen vorhandenen, wird mit der Bemerkung verspottet, dies sei „alles purer Spass"; denn — ich erkenne die Richtigkeit der Druckfehler (keineswegs aller!) selbst an. Ein eigenthümlicher Beweis! Diese Druckfehler können der Ausgabe doch nicht mehr schaden, seit sie weggeschafft sind; und welche Ausgabe war denn correcter? Man nenne sie und beweise es! Noch ein Beispiel vom gebildeten Tone dieser Kritik! Da der Beurtheiler ein paar nothwendige Umstellungen dieser Ausgabe mit dem Umdrehen eines Rockes durch einen Flickschneider verglichen hatte, erwiderte ich mit Ablehnung eines so schiefen Witzes: „Wohl ziemt es, dem Dichter die Fäserchen abzublasen, die ein Versehen der Redaction ihm angeweht hat, und wer einen schönen, aber bestaubten Rock bürstet, ist noch kein Flickschneider, wie der Beurtheiler vorauszusetzen scheint!" Der gebildete Leipziger erwidert, ich habe das Bild eines Hausknechts oder Wichsiers passender gefunden. Dieser geistreichen Gehässigkeit gegenüber darf ich mit bestem Bewusstsein mich auf die der Berichtigung zugewandte, von guter Kenntniss des Dichters unterstützte aufopferungsvolle Thätigkeit berufen, und muss noch heute diese freilich in einem Vierteljahrhundert überholte Ausgabe für einen entschiedenen Fortschritt gegen die vorangegangene vierzigbändige halten.

Dass Salomon Hirzel der Verfasser dieses Angriffs sei, konnte ich nicht ahnen; man nannte mir als solchen den Rector J. Klee in Dresden, der sich durch seine ungenügende Sammlung aus Goethe für das Grimm'sche Wörterbuch eben kein grosses Verdienst erworben, da sie sich als ungenügend erwiesen hat und deshalb von den Herausgebern mühsam ergänzt werden musste. Der Enthüllung des Nekrologisten, dass S. Hirzel der Urheber sei, kann ich, da sie so bestimmt hervortritt, leider nicht widersprechen. Hätte ich dies gewusst, es wäre mir unmöglich gewesen, nach einer so empörenden Behandlung meine freundliche, wenn auch freilich nie vertraute Verbindung mit dem verdienten Goethe-Sammler fortzusetzen; denn fast dreissig Jahre haben wir uns gegenseitig manche Gefälligkeiten erwiesen. Schon das erste Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek erhielt ich von Hirzel's Freund Böcking, und meine zahlreichen Bemerkungen darüber wie auch ein angebotenes Geschenk fanden freundliche Annahme. Später habe ich ihm verschiedene seltene Drucke und einzelnes Handschriftliche für seine Bibliothek verehrt, wobei er, ganz besonders in einem Falle, sich äusserst dankbar zeigte. Seine nur einem kleinen Freundeskreise zugänglichen Goethe-Heftchen kamen mir, wie die neuen Ausgaben der Goethe-Bibliothek, regelmässig zu, und die Sammlung selbst stand mir zu Gebote. Ob Hirzel, der wohl nicht allein bei der Sache betheiligt war, später sein Unrecht erkannt, weiss ich nicht; seine Kritik war jedenfalls nicht, wofür sie der Nekrologist ausgiebt, eine ritterliche Mannesthat, sie war kein Ausfluss sittlichen Unmuths, kein Kampf für Recht und Wahrheit, und um so bedenklicher, als hier ein Buchhändler verdeckt der Verlagsbuchhandlung von Goethe's Werken entgegentrat. Diese forderte im Vorwort meiner Vertheidigung alle Kenner und denkenden Leser auf, erheblichere Bemerkungen über die neue Ausgabe, sowohl was die Correctheit des Druckes als die Richtigkeit, Vollständigkeit und Anordnung des Textes betreffe, ihr zu sorgfältigster Prüfung zum Behufe späterer Ausgaben mitzutheilen, wofür der Dank der Nation lohnen werde. Da konnte sich die uneigennützige Liebe zum grossen Dichter und das wirkliche dringende Verlangen nach einem durchaus gereinigten Texte bewähren: aber Niemand folgte dem Rufe, Niemand wollte der Verlagsbuchhandlung bei einem so ausserordentlich schwierigen Unternehmen Hülfe leisten; so weit ging die Liebe zu Goethe nicht, man wollte nur die freilich noch unvollkommenen Cotta'schen Ausgaben bekämpfen, deren Mängel ich selbst früher mehrfach ins Licht gesetzt hatte.

Digitized by Google

Aber die Befehdung der schönen Octavausgabe blieb erfolglos. 1857 wurde eine neue Ausgabe in gleicher Ausstattung nöthig, die auch wohl heute noch die schönste von allen ist. Von dieser las ich die Druckbogen, wodurch eine grössere Correctheit möglich wurde; die allergrösste ist freilich, wie man längst eingesehen, nur dadurch möglich, dass der letzte Abzug noch einmal sorgfältig in der Druckerei selbst von einem Kenner gelesen wird. Das Centralblatt schwieg damals weislich. Uebrigens war diese Ausgabe mit wenigen Ausnahmen ein Abdruck der vorigen. Ich hatte in demselben Jahre nach manchen neuen genauen kritischen Vergleichungen einzelner Werke Goethe's (der Iphigenie, des Götz, des Egmont, des Tasso) in der Cotta'schen Vierteljahrschrift meinen auf umfassenden Studien und Aufzeichnungen beruhenden Aufsatz: „Die Herstellung einer vollständigen kritischen Ausgabe von Goethe's Werken" veröffentlicht, dessen Grundsätze ich noch heute in allen wesentlichen Punkten für richtig halte. Meine Aufforderung, dass Kundige darüber ihre Meinung äussern möchten, da aus dem Widerstreite der Ansichten die volle Wahrheit hervorgehe, blieb ohne Erfolg, da die, welche hätten eintreten können, lieber schmollend sich zurückzogen. In jenem Aufsatze war bereits hervorgehoben, dass Goethe bei der zweiten Ausgabe der Werke nicht die correctere achtbändige, sondern die durch manche Druckfehler entstellte vierbändige zu Grunde gelegt hatte, wie bei der letzter Hand die gleichfalls an Druckfehlern reiche dritte Ausgabe. Ein Jahr darauf zeigte ich, dass in der Ausgabe von 1787 bei Stella ein Himburgischer Nachdruck benutzt und daraus einzelne Fehler in den Text gerathen seien. Eingehender wurde später von M. Bernays der leidige Einfluss der Himburgischen Nachdrucke aufgezeigt. Was ich für die Kritik der Goethe'schen Texte zu leisten vermöge, das haben später besonders meine Ausgaben der Lehr- und Wanderjahre, ganz neuerdings der Italiänischen Reise in der Hempel'schen Nationalbibliothek gezeigt. Wie hoch auch der Werth von Hirzel's Goethe-Bibliothek anzuschlagen und wie rühmlich und segensreich auch der Entschluss des Besitzers war, sie einer öffentlichen Anstalt zu möglichst freier Benutzung aller Kundigen zu schenken, dies konnte mich nicht hindern, dem mich schmähenden Nekrologisten die volle Wahrheit entgegen zu halten; gar manches Andere, was sonst dem Panegyriker zu erwidern wäre, übergehe ich, weil es mich nicht persönlich berührt.

Köln. H. Düntzer.

Digitized by Google

Miscellen.

Zum Geschlecht der deutschen Substantiva.

Es sollen in den folgenden Zeilen einige Anomalien in Hinsicht auf das Geschlecht deutscher Substantiva zusammengestellt werden. Man wird darunter Manches finden, was in den gangbaren Wörterbüchern (auch in dem Grimm'schen) noch keine Berücksichtigung gefunden hat. Anderes wird sich vielleicht gelegentlich noch verwerthen lassen — bei Grimm z. B. unter den noch nicht bearbeiteten Buchstaben. Der Raumersparniss wegen aber werden wir uns meist mit einer ganz kurzen Angabe der betreffenden Stellen begnügen müssen. Auch sollen allzu bekannte Dinge hier nicht aufgenommen werden. Dahin rechnen wir solche Fälle, wie „der Angel neben die A., der Scepter neben das Sc., das Altar (altare) neben der Altar u. Aehnliches, sowie die bekannten Schwankungen bei Substantiven mit gewissen Endsilben: vgl. das Ersparniss neben die E., das Bedrängniss neben die Bedrängniss (Schill. IX, 89 — damit das Bedrängniss vollkommen würde) u. A.*). Uebrigens möge gleich hier nebenbei bemerkt werden, dass hier sehr häufig zwischen den beiden betr. Formen ein mehr oder weniger bemerkbarer Unterschied in der Bedeutung hervortritt: vgl. das Bekümmerniss und die Bek. (das Bek. ist der Gegenstand, durch den die Bek. als Gemüthsstimmung hervorgerufen wird). Aehnlich ist es mit „das Erkenntniss und die Erk., nur dass hier das Erk. nicht der verursachende Gegenstand oder die Ursache, sondern vielmehr das Resultat des (richterlichen) Erkennens, der (richterl.) Erkenntniss ist. Zuweilen ist allerdings von einem Unterschiede der Art hier nichts zu entdecken: vgl. die Hinderniss st. das H. (Goethe IX, 180; Herm. u. Dor. 4, 149). Man vergleiche damit: die Wankelmuth st. der W. (Wiel. Ob. 6, 70); die Gewahrsam st. der G., jedoch hier mit einem merklichen Unterschiede: Schill. Mar. St. 2, 8 (Sie ward der strengen Gewahrsam Eures Oheims anvertraut = der strengen Wachsamkeit, während das Gew. vorzugsweise den Ort der Aufbewahrung bezeichnet).

Indem wir nun näher eingehen auf unsern Gegenstand, heben wir zunächst diejenigen Fälle hervor, wo bei gleichlautenden, aber durch das Geschlecht sich unterscheidenden Wörtern, wie der Chor und das Chor, der See und die See u. a., eine auffallende Nichtbeachtung dieser Unterscheidung vorzuliegen scheint. Bei Wiel. (Ober. 12, 9) lesen wir „Der Vögel frühes Chor", während z. B. Schiller (im Eingange des Spazierganges) dem herrschenden Sprachgebrauch gemäss „den fröhlichen Chor" begrüsst, „der auf den Aesten sich wiegt". Ebenso ist es offenbar als eine Anomalie (wir sagen keineswegs als eine unzulässige!) zu bezeichnen, wenn es im Anfange eines bekannten Gedichtes heisst: „Bei Andernach am Rheine ist eine tiefe

*) Wir citiren im Folgenden nach bekannten und von uns öfter schon benutzten Ausgaben.

Digitized by Google

See**). — Als Unicum in seiner Art ist vielleicht zu betrachten: das Ort st. der O.: Wiel. XXII, 130.

Eine andere Erscheinung auf diesem Gebiete soll nur ganz kurz berührt werden. Bekanntlich pflegt man bei den meisten Thieren, namentlich bei den wilden, sowie bei allen tiefer stehenden, für beide Geschlechter nur eine grammatische Form zu haben. Man sagt: der Adler, der Sperling, der Floh; die Schwalbe, die Ameise, die Fliege — ganz ohne Rücksicht auf das wirkliche Geschlecht des betr. Thieres. So kennt die Sprache die Eidechse eigentlich nur als weibliches Thierchen. Nun findet man aber auch die männliche Form „der Eidechs": vgl. Wiel. XXI, 189 u. Morgenbl. für gebild. Leser, Juli 1851 unter Baden-Baden. Die männliche Form ist jedoch sprachlich correct gebildet und hat deshalb, so selten sie auch sein mag, durchaus nichts Anstössiges. Aehnlich ist es mit dem Worte „Hummel". Neben der gewöhnlichen weiblichen Form findet man auch „der Hummel": Wiel. XXI, 188. (Man denkt dabei unwillkürlich an das bekannte „der Bien' muss").

Für die übrigen Anomalien, die wir noch erwähnen wollen, wählen wir der leichteren Uebersicht wegen die alphabetische Anordnung.

Das Baldachin st. der B.: Kink. Otto d. Schütz, p. 72. — Das Behälter st. der B.: Goethe XI, 61 (— stürzt ins Behälter). — Das Bord = Ufer: Wiel. VIII, 64 (— und schwimmt ans andre Bord). — Das Carneval st. des üblicheren, obwohl weniger zu rechtfertigenden „der C.": Goethe XXIV, 208**). — Der Chamäleon st. das Ch.: G. „Die Freude" (Fab.). — Das Eck st. die Ecke: Lenau, Savonarola, p. 156. (Als Neutr. sonst nur in Compositis, wie Dreieck, Rechteck etc.). — Die Fehle als Sing. = das Vergehen: Otto I. u. s. Br. Heinr. v. M. (O Bruder, meine Fehle, sie lastet schwer auf mir)***). — Der Fersen st. die Ferse: Wiel. Ob. 9, 13 (Er schildert ihn vom Fersen bis zur Scheitel). — Das Flock st. die Flocke: Simr. Wiel. d. Schm. 7. Abent. (mehrmals). — Das Gau st. der G.: Kink. Otto d. Schütz, 2. Abent. — Der Genie st. das G., offenbar nach der Analogie von „der Genius": Wiel. XI, 176; XXI, 180; XXII, 92 u. öfter. — Die Gerechtsame als Nom. Sing.: Schill. VIII, 20 (in der Gerechtsame des Nachbars ihre eigene zu schützen); ib. 51 (als schlimme Hüter einer Gerechtsame). — Das Geschwister st. die G. oder das Geschwisterpaar: Less. Nath. gegen Ende (Sittah tritt zu dem Geschwister, ihm ihre Theilnahme zu bezeigen). — Der Gift st. des gewöhnl. „das G.": Goethe XI, 45 (Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben); ebenso XX, 122; XXIX, 119 u. öfter. — Die Gleise als Sing.: Goethe Alex. u. Dor. (Die Gleise des Kiels). — Das Hokuspokus: Goethe XI, 96. 108. — Das Kahn st. der K.: Eichend. „stiller Grund". — Das Kamin st. der K.: Goethe XXII, 217. — Das Klotz st. der K.: Less. I, 194 (Das plumpe Klotz). — Das Kontur: Wiel. XXII, 14; Ob. 11, 8 („Sein reizender Kontur." — Die neuere Sprache pflegt nur den Plur. „die Konturen" anzuwenden). — Der Labyrinth st. des gewöhnlicheren (aber keineswegs richtigeren) das L.: Wiel. I, 9 (Lpz. Göschen 53); I, 67. A. v. Gruber (durch manchen Labyrinth); ib. II, 81. — Der Laken st. des gewöhnl. das L.: Goethe Todtentanz, Str. 3. — Der Lethe st. die L.: Schill. Hekt. Absch. (in des Lethe stillen Strom versenken st. in der Lethe stillen Strom oder in den stillen Lethestrom). —

*) Der Dichter hat hier ohne Zweifel den Nebengedanken an die ruhige Majestät und unergründliche Tiefe der See absichtlich wachrufen wollen.

**) Das Neutr. scheint auch sonst nicht ganz selten zu sein, für die herrschende Form aber kann man es wohl kaum ansehen, wie Sander in seinem Wörterbuche angiebt.

***) Nach anderer Lesart: „Sie lasten schwer auf mir." Dann haben wir den Plur. von „der Fehl", und jede Anomalie fällt weg.

Digitized by Google

Das Makulatur st. die M.: Less. in einem Briefe vom 11. Jan. 1759 extr. (und jene ins Makulatur zu werfen)*). — Der Musikpult st. das M.: Goethe XX, 47; vgl. XXII, 279 (an den Pult); Schill. Fiesko 3, 6 (an einen Pult). — Die Nerve als Sing.: Less. Nath. I, 1 (Noch zittert ihr der Schreck durch jede Nerve)**). — Der Nu = der Augenblick: Wiel. XXI, 144 (In der bek. Redensart „im Nu“ oder „in einem Nu“ hat man das Wort doch wohl als Neutr. zu betrachten). — Der Perioden st. die Periode (vgl. ἡ περίοδος): Goethe XIV, 74; Less. Briefe, p. 64. (Im Franz. macht man bekanntlich einen strengen Unterschied zwischen le période und la période). — Die Rahme st. der Rahmen: Wiel. XXI, 141. — Der Range st. die Range: Lenau Savonarola, p. 198 (den bösen Rangen = den bösen Buben, als Acc. Sing.) — Das Skandal st. der Skandal: Schill. X, 876 (Des geistlichen Despotismus schreiendes Skandal)***). — Die Scheitel als Nom. Sing. st. der Scheitel ist bei Dichtern ziemlich häufig und kann kaum als eine Anomalie angesehen werden: cf. oben unter „Fersen“ (bis zur Scheitel). — Der Schlepp st. die Schleppe: Goethe I, 22; Schill. X, 59 (Eben diesen grünen, wallenden Schlepp trug sie schon vor D.). — Der Schranken st. die Schranke oder die Schranken (beim Turnier): Wiel. Ob. 12, 81 u. öfter. — Die Tropfe st. der Tropfen: Schub. „Frühling“ (Oft entküsst ich dem ersten Veilchen die lichtere Tropfe). — Die Trümmer als Nom. Sing.: Goethe XIII, 348 (Jede Trümmer deutet auf ein Grab)†). — Der Unbild oder der Unbill st. die Unbill: Goethe Harzreise im Winter (Rächer des Unbilds); Goethe XIII, 342 (Vom Unbill dieser Welt).

Ldsb. a. d. W. A. W.

Zu Bd. LX, 1. Heft, p. 126.

Um jeden Gedanken an einen blossen Druckfehler in Betreff der hier besprochenen Erscheinung zu beseitigen, wollen wir nachträglich aus demselben vielgelesenen Blatte noch einige Beispiele hinzufügen. „Mein Blut verrinnt, wie der Quell der Oase versiecht im glühenden Sande der Wüste“ (S. 282, Jahrg. 78). „Der Bergstrom versiechte während der Nacht auf ein Mal so vollständig, dass wir etc. etc.“ (ib. p. 622). — Druckfehler gehören übrigens in dem Blatte, von dem wir sprechen, zu den grössten Seltenheiten, und in den vorliegenden Beispielen kann davon gar nicht die Rede sein.

Ldsb. a. d. W. A. W.

Ueber die Eintheilung der Grammatik und der Poetik.

Die gewöhnliche Eintheilung namentlich der Schulgrammatiken in Elementarlehre, Formenlehre und Syntax und andere ähnliche Eintheilungen sind unlogisch und erschöpfen nicht den vollen Begriff der Sprachlehre. — Wir sprechen in Sätzen; die Sätze bestehen aus Worten, die Wörter aus Silben, und die Silben sind gebildet aus Lauten (deren Zeichen wir Buch-

*) Das Neutr. gebildet nach Verbal-Analogie (cf. das Imprimatur), das Fem. nach substantivischer Analogie (maculatura).

**) Die Stelle ist übrigens nur insofern bemerkenswerth, als der Sing. in dieser Form selten ist. Im Uebrigen ist zu beachten, dass der Nerv nicht ganz gleichbedeutend ist mit die Nerve.

***) Dass das Neutr. hier grammat. vollständig correct ist, bedarf keiner Erwähnung. Wie so häufig, rührt auch hier das Masc. von dem Durchgange des Wortes durch das Französische, das die griech. u. lat. Neutra meist zu Mascul. macht, weil es kein Neutr. hat: vgl. Der Barometer neben das B. etc. etc.

†) In der Regel kommt das Wort bekanntlich nur im Plur. vor.

Digitized by Google

staben nennen). So ergiebt sich sehr natürlich die Partition (nicht Division) der Sprachlehre in 1) Laut- (oder Buchstaben-), 2) Silben-, 3) Wort- und 4) Satzlehre. Selbst in der deutschen Schulgrammatik ist die Lautlehre nicht überflüssig. So z. B. muss in ihr der Unterschied zwischen Vocalen und Consonanten erklärt werden und nicht erst bei der Wortlehre; ebenso verhält es sich mit dem Unterschied zwischen Umlaut und Ablaut und zwar hier um so mehr, als beide nicht bloss zu je einer Function in der Wortlehre verwendet werden.

Die Wortlehre theilt sich wieder in Wortbildungs- und Formenlehre. Beide sind vollberechtigte Theile der Wortlehre und keine von beiden verdient es in einen „Anhang" verwiesen zu werden. Und zwar ist die Wortbildungslehre vor die Formenlehre zu stellen. Denn die Wörter werden gebildet aus Silben; die Wortbildungslehre steht demnach am nächsten der Silbenlehre. Die Formenveränderungen an den Worten werden vorgenommen zum Zwecke syntactischer Verwendung einzelner Wortarten; die Flexionslehre steht also näher der Satzlehre. In der Wortlehre überhaupt, oder speciell in der Wortbildungslehre, mag man die Wortarten in der bekannten Reihenfolge aufzählen. In der Formenlehre aber sollten dieselben immer in die drei Gruppen: Nomina, Verba, Partikeln, zusammengefasst werden. Dann geräth man nicht in den Missstand, den Begriff der Declination beim Substantiv allein erklären zu müssen, so als ob dieses Nomen allein declinirt werde, sondern man bemerkt sogleich allgemein: declinirt werden so ziemlich alle Nomina; die Veränderungen am Verbum nennt man Conjugation; und in der Schule oder in Schulgrammatiken mag man noch hinzufügen: Die Partikeln werden weder declinirt noch conjugirt, oder: die Partikeln erleiden überhaupt keine Veränderung, nur die von Adjectiven abgeleiteten Adverbia werden comparirt. —

Die herkömmliche Eintheilung der Poesie in die epische, lyrische und dramatische verletzt das Grundgesetz der Division. Die dramatische Poesie unterscheidet sich ja von der epischen und lyrischen (falls man mit der letzteren Bezeichnung überhaupt einen Begriff verbindet), nicht inhaltlich, sondern nur in Hinsicht auf die Darstellung; die epische und lyrische Poesie aber haben ganz verschiedenen Inhalt. Zwei verschiedene fundamenta divisionis — Form und Inhalt — ergeben nothwendig eine doppelte Eintheilung. Ferner erschöpft jene Eintheilung nicht den vollen Inhalt der Poesie, wenn man nicht das Wort „lyrische" Poesie nimmt in dem üblichen Sinne von Quodlibetsp., indem man mit jenem Namen Alles bezeichnet, was man in die Rubrik dramatische und epische Poesie nicht unterbringen kann. Und endlich sind die Grenzen zwischen jenen drei Gattungen so unsicher, dass man eine ganze Reihe von Dichtungsarten, wie die Fabel, Parabel und Paramythie, das Epigramm und die Satire, das Räthsel, die Spruchpoesie u. A. bald zu dieser, bald zu jener Gattung gerechnet findet.

Gehen wir aus von der höchsten und jüngsten Stufe der Poesie, von der dramatischen. In ihr ist die Darstellung eine mittelbare — durch Personen; im Gegensatz zu dieser bezeichnen wir die gesammte übrige Poesie als unmittelbare. Gegenstand der Poesie kann sein die Welt um uns, wie die Welt in uns. Demnach theilt sich die unmittelbare Poesie — die mittelbare verfolgen wir nicht weiter — in P. der Aussenwelt und der Innenwelt, in objective und subjective Poesie. Objectiv kann der Dichter Ereignisse oder Handlungen erzählen; er könnte auch Gegenstände beschreiben; aber die beschreibende Poesie hat Lessing in seinem Laokoon wohl für immer kritisch vernichtet: so bleibt als objective Poesie nur die erzählende, die epische. Die subjective Poesie ist entweder Gefühls- oder Gedankenpoesie. So, glaube ich, müssen wir hier noch inhaltlich scheiden und dürfen nicht die gesammte subjective Poesie als Lyrik bezeichnen. Denn soll dieses Wort etymologisch Sinn haben, so kann es nur bedeuten wollen: sangbare Poesie. Aber singbar ist die Gedankenpoesie am allerwenigsten; sangbar ist vornehmlich die Ge-

Digitized by Google

fühlspoesie. Sie allein kann man mit dem Beinamen „lyrische“ Poesie belegen, doch nicht ausschliesslich; denn sangbar sind auch viele epische Gedichte, wie z. B. das „Haidenröslein“.

Zur Gedankenpoesie rechne ich die obengenannten in den Poetiken schwankenden Dichtungsarten, die Fabel, Parabel etc. Dass in diesen Gedichten von Gefühl und Lyra kaum etwas zu finden ist, liegt auf der Hand. Aber sie gehören auch nicht zur epischen Gattung. Denn, um nur ein Beispiel anzuführen, der Hauptzweck der Fabel ist gewiss nicht die Erzählung einer bestimmten Begebenheit, sondern die Darlegung eines allgemeinen Gedankens an einem bestimmten Falle.*) Oder mit andern Worten: die Fabel ist keine epische Dichtungsart; wir können sie allerdings auch nicht zu den reinen Gedankendichtungen, aber wir müssen sie zu den episch vermittelten Gedankendichtungen rechnen.

Der Streit von manchen Poetikern, ob Schiller oder Goethe ein grösserer Lyriker war, ist ein unklarer Wortstreit. Es kann nur die Rede sein von einem verschiedenartigen Verhalten beider Dichter zur subjectiven Poesie: Schiller ist zweifellos unser grösster Gedankendichter, Goethe zweifellos unser grösster Lyriker, sowohl in Hinsicht auf die Gefühlstiefe und Wärme, als in Hinsicht auf die Sangbarkeit seiner Dichtungen.

Reden wir nicht engherzig von Lehrdichtung oder didactischer Poesie, sondern von Gedankenpoesie, so werden wir einen weiteren Irrweg vermeiden, auf welchem manche Poetiken sich noch befinden. Die Belehrung ist nie der Hauptzweck eines poetischen Werkes. Die gesammte Poesie und insbesondere die Gedankenpoesie kann belehrend wirken, aber sie muss es nicht. Hauptzweck der Gedankenpoesie ist die Darstellung von Gedanken in schöner Form.

Wenn ich demnach genau zu scheiden suche:

I. Unmittelbare Poesie, und zwar
   1. Poesie der Aussenwelt oder objective oder speciell epische Poesie,
   2. Poesie der Innenwelt oder subjective Poesie, die sich wieder theilt in:
      a) Gefühlspoesie (oder Lyrik) und
      b) Gedankenpoesie, und endlich:

II. Mittelbare oder dramatische Poesie,

so will ich damit durchaus nicht behaupten, dass keine dieser Gattungen Elemente der andern enthalte oder enthalten dürfe. Aber, wie schon zu Anfang angedeutet, es kann hier nur von fremden Elementen die Rede sein und nicht von einer völligen Grenzverwirrung. Goethe's „Erlkönig“ z. B. ist in seinem Grundcharakter doch ein episches Gedicht, obwohl uns der Dichter in demselben auch Gefühle (des Kindes) und Reflexionen (des Vaters), und zwar in dramatischer Form vorführt.

Adalbert Baier.

Deutsche schulen und die deutsche sprache in Nordamerika.

Mit grossem interesse las ich einen im 2. Hefte, Band LIX des Archivs erschienenen aufsatz über die „Vermittler deutschen Geistes in England und Nordamerika“, worin namentlich der Nordamerika betreffende schlusstheil mich anzog, welcher also lautet:

„In Nordamerika hat das deutsche Element die denkbar bedeutendste Zukunft. Die Künste und Wissenschaften der Deutschen, die feste Anhänglichkeit der Eingewanderten an die Interessen der Union erfüllen den Amerikaner mit Begeisterung.

„Die deutsche Sprache wird hier geradezu als die gebildete Sprache be-

---

*) Ich rede hier natürlich von der Fabel als einer besonderen Dichtungsart. Die Fabel im Drama hat epischen Charakter, falls sie nicht auch hier, wie in Lessing's Nathan, eine bestimmte Idee veranschaulichen soll.

Digitized by Google

trachtet, von den bei einer Bevölkerung von etwa 40 Millionen Menschen erscheinenden 8000 Zeitungen sind 110 in deutscher Sprache abgefasst. Besonders im Westen sind die Deutschen ein wichtiger Bestandtheil. In mehreren Ackerbaustaaten am untern Ohio und obern Mississippi sind die Schulen, wie jede andere öffentliche Anstalt, völlig deutsch, und das Deutsche ist hier die gewöhnliche Umgangssprache. Selbst in den Staaten, in welchen sich das deutsche Element in der Minderheit befindet, wie z. B. in Ohio, wird die deutsche Sprache obligatorisch in den Volksschulen gelehrt. Bei den nach deutschem Muster veranstalteten Schulfesten hört man abwechselnd ein nationales Lied und ‚Was ist des Deutschen Vaterland' oder ‚Die Wacht am Rhein' erschallen . . . . ."

So der wolmeinende herr dr. Weddigen. O dass doch zwischen glauben und sein, zwischen hoffnung und erfüllung kein so grosser unterschied wäre! Wahrlich, wir Deutschen auf amerikanischer erde wünschten, dass der wirkliche sachbestand nicht hinter der rosigen aussicht, die der erwähnte aufsatz uns eröffnet, zurückbliebe! Trauernd nehmen wir wahr, wie gerade das gegentheil von dem gewünschten eintreten wird.

Zu sagen, von wie vielen die deutsche sprache als die gebildete betrachtet werde, ist der manigfaltigkeit und veränderlichkeit der hier immer mitspielenden rücksichten auf das eigne wol wegen kaum möglich. Da und dort, in gewissen besseren kreisen der amerikanischen gesellschaft wird das Deutsche gelernt und verehrt, im allgemeinen aber, von der übergrossen mehrzahl der Anglo-Amerikaner und vornehmlich der Iren, wird alles, was nur deutschen stempel trägt, es sei denn geld, missachtet und gehasst. In den augen der grossen menge ist der Deutsche immer noch, was er stets war, der geringe Dutchman. Ist's aber zu verwundern, wenn sogar viele Deutsche sich nicht entblöden, ihre muttersprache eine rohe und ungebildete zu schmähen? Da richtig Deutsch sprechen so viel heisst und immer so viel heissen soll als richtig denken, darf man ziemlich sicher das geistige können und wollen eines eingewanderten Deutschen nach der achtung beurtheilen, die er seiner muttersprache zollt, nach der sicherheit, mit welcher er sie spricht. Leider weisen solche betrachtungen traurige ergebnisse auf.

Allerdings giebt es wenigstens 110 deutsche zeitungen im lande. Aber sollen wir von der blendenden zahl auf ihre vortrefflichkeit, auf ihre geistige höhe schliessen? Sehen wir lieber, was die mehrzahl der deutschen blätter leistet und was die zukunft der presse ist. In diesem lande ist eine zeitung vor allem geschäft, ein geschäft, dessen gedeihen nicht die bewahrung von grundsätzen, nicht die vertheidigung der wahrheit, sondern feilheit verlangt, eine sehr „gesuchte" sache. Diesem zwecke wird auch der geistige inhalt des blattes angepasst, der nur in wenigen zeitungen nicht unter aller werthung steht. Auf die anfachung der rohesten sinnlichkeit ist es abgesehen, um das blatt anziehend zu machen, und von der sprache, deren sich die meisten zeitungsschreiber bedienen, gelten jene worte Goethe's:

Bald ist der ausdruck pöbelhaft,
Bald gränzt er an des unsinns sphäre,
Wortüppigkeit, gedankenleere,
Das ist der modechristen geist.

Bedarf es vielleicht eines bessern beweises der niedrigkeit deutscher zeitungen, als dass sie von den gebildeten Deutschen dieses landes nicht gelesen werden, es sei denn ausnahmsweise aus rein politischen gründen. Der gebildete Deutsche und der deutsch-amerikanische nachwuchs ziehen englische blätter vor, womit das bestehen einer deutschen presse auf die länge unmöglich wird. Ist es vielleicht erlaubt zu fragen, was das vorhandensein von 110 solcher zeitungen dem wohl und gedeihen deutscher gesittung, der vermittlung deutschen geistes nütze?

Betrübender jedoch als der niedrige stand der presse ist die ursache,

Digitized by Google

die geradezu abschreckende gleichgültigkeit der mehrzahl der Deutschen gegen alles, was der beförderung deutscher gesittung, deutschen geisteslebens dienen sollte, der mangel an volksstolz, der Deutschland so manche tiefe wunde geschlagen, der abgang des nöthigen selbstgefühls, das vor aller nachäffung des fremden bewahrt. Wer sich selbst nicht achtet, verdient keine achtung, und so ergeht es der deutschen bevölkerung in den amerikanischen städten; sie ist dem Amerikaner wichtiger als „stimmvieh" denn etwas andres: er heuchelt theilnahme mit deutschem wesen, um anhänger zu gewinnen, um stimmen zu erhalten. Es thut wöl weh, solche geständnisse machen zu müssen; will man jedoch über die zukunft des deutschen elementes sich klar werden, dann muss erst die gegenwart erhellt sein.

Das Deutsche in den ackerbaustaaten am untern Ohio und obern Mississippi die gewöhnliche umgangssprache? Nicht dass wir davon gehört hätten. Vielmehr nimmt englisch-amerikanischer einfluss zu, je weiter man gen westen vordringt. Ganz natürlich! Die Deutschen sind dort nicht so zahlreich angesiedelt wie im osten, haben weniger halt an einander und sind weiter von europäischem einfluss entfernt. An öffentlichen anstalten wird im ganzen lande, theile Pennsylvaniens vielleicht ausgenommen, blos englisch gesprochen, um so mehr als die Deutschen eher nachgeben als die Amerikaner.

Wenn nun herr Weddigen sagt, in Ohio werde das Deutsche obligatorisch in den volksschulen gelehrt, so bitte ich ihn um verzeihung dafür, dass ich mit entschiedenem nein! antworten muss. Die gesetzliche bestimmung über deutschen unterricht, die wir als gewähr anerkennen müssen, lautet wie folgt: „Whenever one hundred pupils signify their wish to receive instruction in the German language, a German department shall be open for the same." Das lautet nicht nach zwang. Es gibt viele kinder deutscher abkunft, die von diesem rechte keinen gebrauch machen, es gibt aber auch amerikanische schüler, die deutsch lernen wollen und regern eifer zeigen als ihre deutschen genossen. Wichtiger als die frage des zwanges ist die, ob und was der hier gegebene unterricht im Deutschen nütze? Jeden tag wird eine stunde deutschem unterricht gewidmet, alle andere zeit ist englischer sprache belassen, und zudem werden erdkunde und rechnen nur in englischer sprache gelehrt, welchem unterricht auch die schüler der deutschen abtheilung beiwohnen müssen. Gewiss eine karg bemessene zeit zum erlernen der schwierigen kunstvollen deutschen sprache! Nun zwei weitere fragen:

1) Wer lehrt? Die lehrerschaft einer amerikanischen stadt ist, wie die bevölkerung selbst, aus den verschiedensten nationalitäten und, man darf dies nicht ausser acht lassen, aus allen ständen einer so gemischten gesellschaft zusammengeworfen; Iren, Deutsche, Schweizer, Ober- und Niederdeutsche, Amerikaner, gebildete, halbgebildete, dümmlinge, erbärmliche gecken, die oft weniger wissen als das zu unterweisende kind und der leichtesten prüfung ihrer sittlichkeit auszuweichen grund haben, treten, nach einer schmählich leichtsinnigen prüfung ihrer fähigkeiten und kenntnisse, wobei dem abschreiben, ablesen, kurz jeder art von schleicherei thür und thor offen steht, von „trustees" (Vorstehern einer Bezirksschule), die meistentheils ihr amt als schulräthe ihrer dummheit verdanken, dem schulrathe (einem politischen triebwerk) zur wahl empfohlen, das schwierige und verantwortliche amt des lehrers an. Es ist eine z. b. in Cincinnati allzubekannte thatsache, dass ein grosser theil der lehrer nicht fähig ist, die muttersprache, in der er oder die er lehren sollte, so richtig zu schreiben und zu sprechen, wie ein deutsches gymnasiästchen es vermöchte; man hat beispiele, dass lehrerinnen nach zehnjährigem amten noch nicht mit sicherheit das object vom subject im einfachsten satze unterscheiden konnten. Wie kann es anders sein, wenn ein amerikaner vorsteher, der selbst keine erziehung genossen, der viel weniger je Deutsch gelernt hat, deutsche lehrer oder lehrerinnen auf blosses vorweisen eines durch trug und schlich ergatterten zeugnisses dem schulrathe empfohlen, wenn politische rücksichten dem unfähigen seine stelle sichern?

Digitized by Google

Gewiss gibt es auch tüchtige kräfte, und das bald zu gründende deutsch-amerikanische lehrerseminar wird deren ohne zweifel eine erfreuliche zahl heranbilden. Aber ein schulrath, zusammengesetzt meistentheils aus schmutzigen politischen streunern, deren bildung rohheit, deren kenntnisse bodenlose unwissenheit, deren anlagen geistesfläche genannt werden müssen, der seine sitzungen gewöhnlich mit dem lächerlichsten gewäsch, gegenseitiger neckerei und zänkerei ausfüllt, wird stets auch des besten lehrers damoklesschwert sein!

2) Was wird gelehrt und was gelernt? Der jährliche schulbericht gibt einen wahren schatz nützlichen wissens an, der während des schuljahrs den schülern mitgetheilt worden sein soll. Männiglich ist bekannt, dass der Obervorsteher (superintendent) sich wol hütet, etwas anderes als günstiges über die schulen zu berichten, ne detrimenti capiat, wird er doch jährlich erwählt; aber es ist unstreitig ein bedeutender wissensvorrath, der von den schülern verdaut werden soll. Der deutsche lehrer soll während der 40 seinem unterricht zugemessenen stunden sechzig lesestücke mit gänzlich unwissenden schülern durchnehmen, formen- und satzlehre erklären und was noch. Nicht nur muss er, um diesem gebot nachzukommen, rasch vorgehen, ohne bei einem gegenstande zu verweilen, sondern von wiederholung ist gar keine rede. So geht es in allen lehrfächern. Oberflächliches auswendig lernen, gedankenloses hersagen gelehrttönenden krames ist das merkmal jetzigen unterrichts an den gepriesenen amerikanischen volksschulen. Der schüler sagt ein deutsches gedichtchen geläufig genug her, ohne den sinn zu verstehen, und dem lehrer ist es zumeist mehr daran gelegen, die kenntnisse seiner schüler zur schau zu stellen als ihnen etwas bleibendes beigebracht zu haben. Was ist die folge? Wir haben deutsche abtheilungen in den volksschulen, aus denen kinder kommen, die nicht im stande sind einen ganzen satz ohne abscheuliche fehler zu sprechen, die deshalb sich schämen, Deutsch zu reden, und es ganz vergessen. Weiter! Während der schule, in den pausen, treffen die deutschen kinder mit der überaus grössern zahl der englischen zusammen und sprechen nicht nur englisch mit diesen, sondern auch unter sich; ihre lehrer reden sie englisch an, obgleich aufgefordert, deutsch zu sprechen; freilich, von ihren eltern hören sie eine mit englischen ausdrücken wie pie, ketchen (to catch), safen, shafen, varnishen, den mind aufmachen (to make up one's mind), beaten (übertreffen), gleichen („gerne haben" aus to like), dinner, supper, peaches, und einer menge andrer vermischte sprache. Mit einem wort: der deutsch-amerikanische nachwuchs ist dem Deutschen verloren. Die nativistischen Amerikaner könnten der erhaltung der deutschen sprache keinen grösseren dienst und der amerikanisirung keinen stärkern eintrag thun als durch aufhebung des deutschen unterrichts in den volkssculen. Freilich, wenn unsrer sache jetzt noch nutzen aus dieser scheidung werden sollte, so wäre eine neue und starke einwanderung nöthig, um der amerikanisirung der jetzigen deutschen bevölkerung einhalt zu gebieten. Geschieht die trennung, und sie wird früher oder später aus sparsamkeitsrücksichten geschehen müssen, dann werden rein deutsche lehranstalten wieder aufblühen, deren höhere kosten den Deutschen das volksgefühl wecken und auf längere zeit wache halten dürften.

Wo bleibt aber die denkbar bedeutendste zukunft des deutschen elementes in Nordamerika? Nirgends! Das deutsche element gibt sich selbst auf und liefert die pflege seiner kunst und wissenschaft, vor allem seiner schönen sprache den Anglo-Amerikanern aus. Deutsche singlust vergeht im frass, deutsche gemüthlichkeit ertrinkt im gerstensaft, der nüchterne Amerikaner, besonders das weibliche geschlecht, bemeistert sich deutscher kunst, und so wird der deutsche geist mit dem angelsächsischen sich verbinden und mit diesem fortleben ohne deutsche zeitungen und ohne deutsche abtheilungen in den volksschulen, ja, trotz ihrer! So wird die schöne hoffnung herrn dr. Weddigen's in erfüllung gehen! Heinr. R. Lang.

Digitized by Google

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

G. J. Ascoli, Kritische Studien zur Sprachwissenschaft. (Weimar, Böhlau.) 10 Mk.

R. G. Latham, Outlines of general or developmental philology: Inflexion. (London, Longmans.) 4 s. 6 d.

C. Fischer, Der deutsche Sprachunterricht in den Schulen Deutschlands und der Schweiz. (Wien, Graeser.) 60 Pf.

Grammatik.

The Past, Present, and Future of the English Tongue. By W. Marshall. (London, Longmans.)

K. Warnke, On the formation of English words by means of Ablaut. (Halle, Niemeyer.) 1 Mk. 20 Pf.

A. treatise on versification. With reference chiefly to the Mechanism of English verse. (London, Longmans.)

Lexicographie.

A. Peschek, Grosses Wörterbuch der modernen europäischen Sprachen 25. u. 26. Lfrg. (Prag, Peschek.) 1 Mk.

K. Schiller u. A. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. 20. u. 21. Heft. (Bremen, Kühtmann.) à 2 Mk. 50 Pf.

H. Berghaus, Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. (Brandenburg, Müller.) 1 Mk. 50 Pf.

D. Sanders, Handwörterbuch der deutschen Sprache. 2. Aufl. (Leipzig, Wigand.) 7 Mk. 50 Pf.

K. Sachs, Deutsch-franz. Wörterbuch 17. Lfrg. (Berlin, Langenscheidt.) 1 Mk. 20 Pf.

L. Larchey, Dictionnaire historique d'argot. 7. éd. des Excentricités du langage, considérablement augmenté. (Paris, Dentu.) 5 fr.

L. Rigaut, Dictionnaire du jargon parisien, l'argot ancien et l'argot moderne. (Paris, Ollendorff.) 5 fr.

Dictionnaire historique de la langue française. Publié par l'Académie fr. Tome II, Livr. 1. (Paris, Didot.) 7 fr. 20 ct.

Digitized by Google

E. Müller, Etymolog. Wörterbuch d. englischen Sprache. 2. Aufl. I. Thl. 1. Lfrg. (Leipzig, Schettler.) 1 Mk. 50 Pf.
The Gaelic Etymology of the languages of western Europe and more especially of the English and Lowland Scotch, and of their Slang, Cant and colloquial dialects by Charles Mackay. (London, Trübner.) 22 s.

Literatur.

R. J. Alexander, The Influence of the Schoolmen upon modern Literature. (London, Murray.) 2 s.
E. Dowden, Studies in literature. (London, C. Kegar Paul.) 12 s.
R. König, Deutsche Literaturgeschichte. 2. Abthlg. (Bielefeld, Velhagen.) 4 Mk.
Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jahrh. No. 7. Inhalt: Das Volksbuch vom Doctor Faust. (Halle, Niemeyer.) 1 Mk. 20 Pf.
Gudrun. Uebersetzt v. G. L. Klee. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.
Otfrid's Evangelienbuch. Hrsg. v. P. Piper. 1. Thl. (Paderborn, Schöningh.) 15 Mk.
K. Fischer, Goethe's Faust. Ueber die Entstehung u. Composition des Gedichtes. (Stuttgart, Cotta.) 4 Mk. 50 Pf.
E. Kittel, Herder als Pädagog. (Wien, Pichler.) 1 Mk. 20 Pf.
R. Boxberger, Rückert-Studien. (Gotha, Perthes.) 6 Mk.
G. E. Lessing, Ein Lebensbild nach James Sime's Lessing, his life and writings, frei bearbeitet von A. Strodtmann. (Berlin, Hofmann.) 6 Mk.
Goethe's Faust in English Verse. By W. H. Colqhoun. (A. H. Moxon.)
Frau v. Staël, die Vermittlerin deutschen Geistes in Frankreich. Von P. Schmid. (Grimma, Gensel.) 50 Pf.
F. Godefroy, Histoire de la lit. franç. depuis le XVI[e] siècle jusqu'à nos jours. Nouvelle édition. (Gaume, Paris.) 60 fr.
Marc-Monnier, Le Roland de l'Arioste, raconté en vers français. (Paris, Sandoz.) 5 fr.
C. A. Sainte-Beuve, Correspondance. Tome II. (Paris, Lévy.) 3 fr. 50 ct.
M. Tourneux, Correspondance littéraire etc. de Grimm, Diderot, Raynal etc. T. III & IV. (Paris, Garnier.) à 6 fr.
F. Hueffer, Troubadours. A history of Provençal life and literature in the Middle Ages. (London, Chatto and Windus.) 12 s. 6 d.
Voltaire. By John Morley. (London, Chapman & Hall.) 6 s.
J. J. Rousseau, sein Leben und seine Werke dargestellt von A. Meylan, übers. v. G. v. Reymond. (Bern, Haller.) 2 Mk. 50 Pf.
l'abbé V. Bénard, Frédéric II et Voltaire, dédié à la commission du Centenaire. In-12. (Douniol.) 3 fr. 50 ct.
G. de Genonville, Cent et une anecdotes sur Voltaire. In-12. (Sandoz et Fischbacher.) 2 fr. 50 ct.
Adrien Maggiolo, Voltaire. In-12. (Palmé.) 1 fr.
Henri Martin, Voltaire et Rousseau et la philosophie du dix-huitième siècle. In-18. (Furne.) 30 ct.
l'abbé Moussinot, Voltaire et l'Eglise. In-12. (Fischbacher.) 1 fr. 25 ct.
Eugène Noel, Voltaire, sa vie et ses œuvres, sa lutte contre Rousseau. In-12. (Dreyfous.) 3 fr.
Gustave Norga, Voltaire; sa vie, ses œuvres, l'influence de ses idées dans la société. In-12. (Ghio.) 1 fr. 50 ct.
E. de Pompery, La Vie de Voltaire. L'homme et son œuvre. — In-12. (Dentu.) 2 fr.
Adam Davy's Five Dreams about Edward II. ed. for the early Engl. Text Society by F. G. Furnivall. (London, Trübner.) 5 s.

Digitized by Google

Alexander and Dindimus. ed. for the early E. T. S. by Walter W. B. Keat. (London, Trübner.) 6 s.
Cursor Mundi, a Northumbriam poem of the 14th Century. ed. for the E. T. S. by Richard Morris. Part. 5. (London, Trübner.) 25 s.
Lonelich. The history of the Holy Grail. ed. for the early E. T. S. by F. Furnivall. (London, Trübner.) 15 s.
K. Elze, Eine Aufführung im Globus-Theater. (Weimar, Huschke.) 1 Mk.
Macbeth rendered into metrical German with English Text adjoined by Gust. Solling. (London, Trübner.) 3 s. 6 d.
Shakespeare's Hamlet; with introductory remarks, explanatory, grammatical and philological notes; by Sam. Neil. (London, Collins.) 1 s. 6 d.
H. P. Stokes, Attempt to determine the chronological order of Shakespeare's plays. (London, Macmillan.) 4 s. 6 d.
W. M. Rossetti, Lives of famous poets. (E. Moxon.) 10 s. 6 d.
W. F. Gill, Life of E. A. Poe. (Chatto & Windus.) 7 s. 6 d.
G. Koerting, Geschichte der Literatur Italiens im Zeitalter der Renaissance. I. Bd. Petrarca's Leben. (Leipzig, Fues.) 14 Mk.
Der Jubiläumssänger. Ausgewählte amerikanische Negerlieder in deutschem Gewande hrsg. v. E. Gebhardt. (Basel, Spittler.) 1 Mk. 60 Pf.
Camoen's Lusiads. Translated into English verse. 2 vols. (London, C. Kegan Paul.) 30 s.

Hilfsbücher.

Baron, Junghanns u. Schindler, Deutsche Sprachschule in Uebungsbeispielen. 4 Hefte. (Leipzig, Klinkhardt.) 80 Pf.
A. Bechtel, Franz. Grammatik f. höhere Lehranstalten. I. Theil. (Leipzig, Klinkhardt.) 2 Mk.
J. Bernard, Goethe u. Schiller in der Schule. Eine Spruchsammlung f. d. Hand d. Schülers. (Leipzig, Wartig.) 1 Mk.
Weber, Goethe's Iphigenie. Zum Schul- und Privatgebrauch erläutert. 2. Aufl. (Bremen, Heyse.) 1 Mk. 60 Pf.
Weber, Schillers Tell. Z. Schul- u. Priv.-Gebr. erläutert. 2. Aufl. (Bremen, Heyse.) 1 Mk. 60 Pf.
L. Dreyer, Abriss der Literaturgeschichte. (Leipzig, Mentzel.) 3 Mk.
F. Sonnenburg, Grundriss d. Geschichte der deutschen Literatur. (Braunschweig, Bruhn.) 1 Mk. 80 Pf.
A. Pacius, Die unregelmässigen Zeitwörter der franz. Sprache. (Pf. Riecker.) 40 Pf.
F. W. Fischer, Die franz. unregelmässigen Zeitwörter. (Berlin, Schmelzer.) 75 Pf.
Résumé de syntaxe française d'après les meilleures grammaires. (Frauenfeld, Huber.) 60 Pf.
H. A. Birman, Recueil de versions allemandes données aux examens du baccalauréat ès lettres. (Paris, Garnier.) 2 fr.
F. Voelkel, Franz. etymolog. Lesebuch nach Wortfamilien geordnet. 1. Heft. (Hannover, Meyer.) 1 Mk.
A. Toeppe, Franz. Bibliothek f. d. weibliche Jugend. I. (Berlin, Müller.) 80 Pf.
Voltaire, Siècle de Louis XIV, erklärt v. Pfundheller. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
Racine's Mithridate, erklärt von A. Laun. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk.
The Merchant of Venice, erklärt von Fritsche. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
T. M. Maguire, Examination Questions in English literature. (London, Simpkin.) 1 s.

Digitized by Google

L. Paget, Vocabulary, with models of weekly examination papers to E. Souvestre's „Philosophe sous les toits". (Manchester, Galt; London, Simpkin.) 6 d.

E. Nicholson, Chronological Guide to English literature. (London, Remington.) 3 s. 6 d.

v. Dalen, English Vocabulary mit Aussprachebezeichnung. (Berlin, Langenscheidt.) 1 Mk.

G. Boyle, Idiomatisches Englisch für Deutsche. Eine Sammlung der gebräuchlichsten Redensarten u. Anglicismen. (Berlin, Herbig.) 1 Mk. 20 Pf.

G. Ploetz, English Vocabulary. (Berlin, Herbig.) 2 Mk. 25 Pf.

A. Daux, Cours complet théorique et pratique de langue portugaise. (Paris, Aillaud & Guillard.) 3 fr.

Baensch, Pocket Miscellany, vol. 34. (Dresden, Baensch.) 1 Mk.

F. K. Wannenmacher, Kleines Vocabelbuch u. erste Anleitung zum spanisch Sprechen. 1 Mk.

A. Vieyra, Portuguese Grammar, Vocabulary and Dialogues. (London, Dulau.) 7 s.

Digitized by Google

Verzeichniss der Vorlesungen

an der Berliner Akademie für moderne Philologie.

Wintersemester 1878/79.

Einleitung in die Interpretation der Nibelunge Nôt. Dienstag und Freitag von 5—6 Uhr. Dr. Freytag.

Methodik des Unterrichts im Deutschen. Freitag von 6—7 Uhr. Dr. Freytag.

Ueber die Celtischen Sprachen, Charakteristik und verwandtschaftliches Verhältniss derselben, sowie über ihren Einfluss auf die romanischen Sprachen. Dienstag von 6—7 Uhr. Prof. Dr. Mahn.

Angelsächsische Uebungen mit Erklärung des Beowulf. Mittwoch und Sonnabend von 4—5 Uhr. Dr. Zernial.

Thackeray, Lovell the Widower. Montag und Donnerstag von 5—6 Uhr. Prof. Dr. Hoppe.

Uebungen in der Interpretation des Julius Caesar von Shakespeare leitet Montag und Donnerstag von 2—3 Uhr Prof. Dr. Leo.

The influence of foreign writers on English literature. Mittwoch und Sonnabend von 2—3 Uhr. Prof. G. Boyle.

Exercises in English style. Mittwoch von 3—4 Uhr. Mr. W. Wright.

Uebungen in freien englischen Vorträgen. Sonnabend von 3—4 Uhr. Mr. W. Wright.

Etymologisch-historische Lautlehre der Englischen Sprache. Montag und Donnerstag von 6—7 Uhr. Prof. Dr. Mahn.

Grammatik der neuenglischen Sprache (mit besonderer Rücksicht auf ihre Verwerthung im Unterricht). Mittwoch und Sonnabend von 6—7 Uhr. Dr. Chr. Rauch.

Provenzalische Grammatik wird Montag und Donnerstag von 7—8 Uhr vortragen Prof. Dr. Mahn.

Provenzalische lyrische und epische Gedichte wird Dienstag von 7—8 Uhr erklären Prof. Dr. Mahn.

Digitized by Google

Altfranzösisch (Abschnitte aus der Chrestomathie von Bartsch). Montag von 4—5 Uhr. Dr. Lücking.

Die französische Sprache im 15. und 16. Jahrhundert. Montag und Donnerstag von 7—8 Uhr. Dr. Ulbrich.

Ausgewählte Abschnitte aus dem Pantagruel von Rabelais wird am Montag und Donnerstag von 3—4 Uhr erklären Prof. Dr. Herrig.

Französische Aussprache mit physiologisch-historischer Begründung. Dienstag von 6—7 Uhr. Director Dr. Benecke.

Praktische Uebungen in der französischen Aussprache mit Zugrundelegung des Cinna. Freitag von 6—7 Uhr. Director Dr. Benecke.

Syntax der französischen Sprache. Montag und Donnerstag von 4—5 Uhr. Prof. Dr. Goldbeck.

Uebungen in freien französischen Vorträgen. Montag von 4—5 Uhr. Dr. Burtin.

Exercices de style français. Mittwoch und Sonnabend von 4—5 Uhr. Prof. Pariselle.

Italienische Grammatik verbunden mit Erklärung von Manzoni's Promesssi sposi. Mittwoch und Sonnabend von 3—4 Uhr. Dr. H. Buchholtz.

Dante's Inferno erklärt Mittwoch und Sonnabend von 4—5 Uhr Dr. H. Buchholtz.

Spanische Grammatik mit Erklärung von ausgewählten Capiteln des Don Quijote. Dienstag und Freitag von 5—6 Uhr. Dr. P. Förster.

Grammatik der schwedischen Sprache. Dienstag und Freitag von 4—5 Uhr. Dr. von Nordenskjöld.

Interpretation einiger Gesänge aus Tegnér's Frithjof. Dienstag von 5—6 Uhr. Dr. von Nordenskjöld.

Digitized by Google

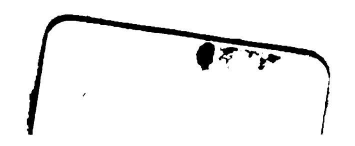
Digitized by Google

Digitized by Google

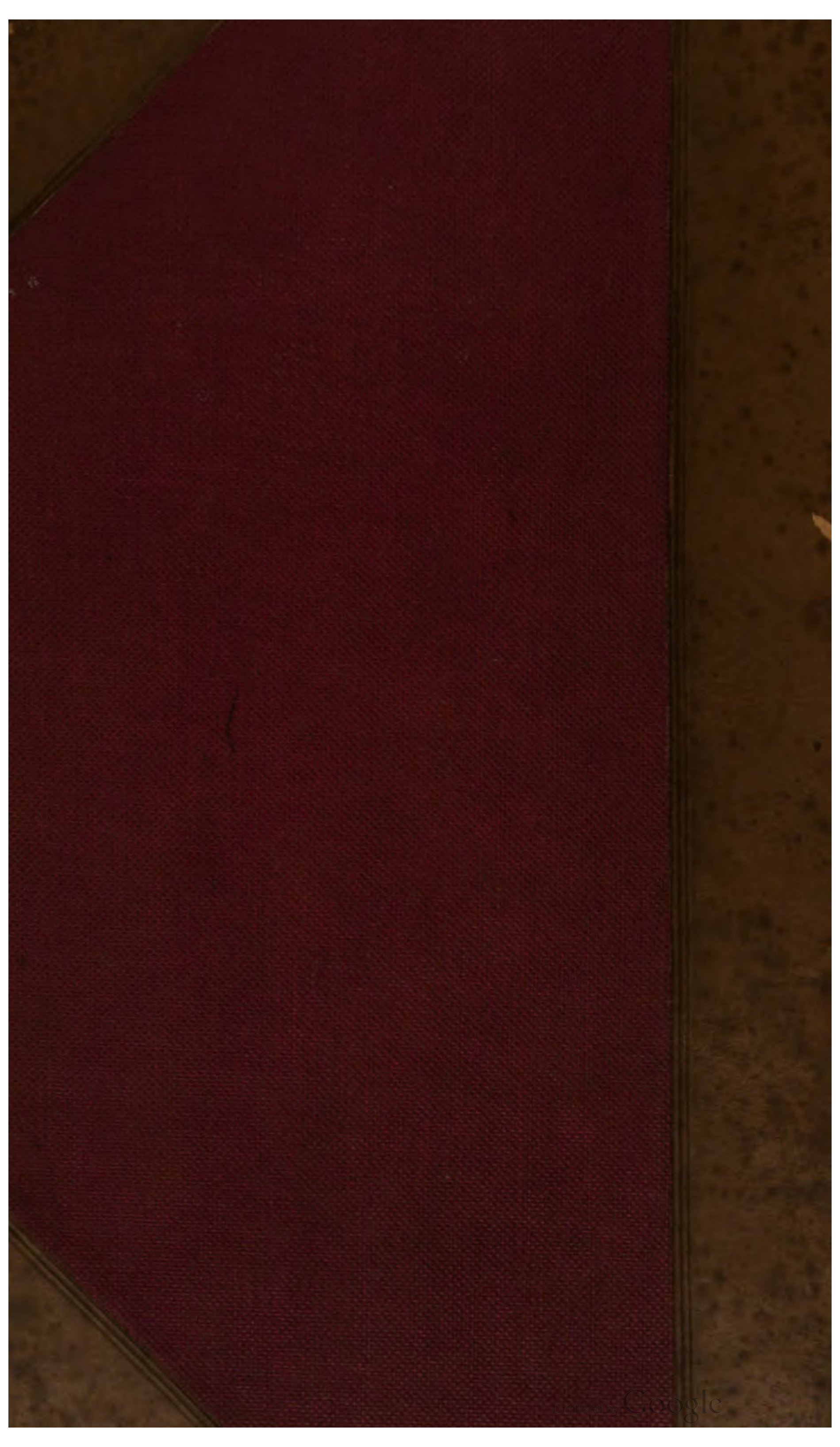
Digitized by Google

Digitized by Google





Digitized by Google



Google